HANDBOUND
AT THE

UNIVERSITY OF
TORONTO PRESS

ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITERATUREN

BEGRÜNDET VON LUDWIG HERRIG

HERAUSGEGEBEN

VON

ALOIS BRANDL UND HEINRICH MORF

86558/
27/4/03

LXI. JAHRGANG, CXVIII. BAND
DER NEUEN SERIE XVIII. BAND

BRAUNSCHWEIG

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN

1907

PB
3
A5
[illegible]8

Inhalts-Verzeichnis des CXVIII. Bandes,

der neuen Serie XVIII. Bandes.

Abhandlungen.

Seite

Volksliedmiszellen. III. Von E. K. Blümml. I. 1
Zu Grimms Märchen. Von Reinhold Steig 17
Volksliedmiszellen. III. Von E. K. Blümml. II. (Fortsetzung) 273
Heines 'Reisebilder' und Laurence Sterne. Von John C. Ransmeier . . 289

Drei Briefe von S. T. Coleridge aus Deutschland. Von Erich Vollmer. Mit einer Skizze zu S. T. Coleridges Tour durch den Harz 38
Zwei frühneuenglische Prosaromane. Von Friedrich Brie 318

Dall'Alphabetum narrationum. Di Pietro Toldo. III. (Fortsetzung) . . 69
Studien zur fränkischen Sagengeschichte. IV. Von Leo Jordan. (Schluſs aus Bd. CXVII, Heft 3/4) 82
Ein Mundartenstreifzug von der Isère zum Po. Von Carl Haag. Mit einer Karte 106
Dall'Alphabetum narrationum. Di Pietro Toldo. IV. (Fortsetzung) . . . 329
Werther au théâtre en France. Par Louis Morel 352
Tasso's *La Fenice*. By Albert S. Cook 371

Kleinere Mitteilungen.

Das *wasal* des Muspilli. (Selma Skutsch-Dorff) 124
Vierheber oder Zweiheber? Gegenfragen statt einer Antwort. (E. Sievers) 128
Zur Wertschätzung von Wielands 'Oberon' in England. (R. Priebsch) . 378
Zur Valentins-Szene in Goethes 'Faust'. (Robert Petsch) 378
The source of the Musarion verses in Goethe's Maskenzug 1818. (Leonard L. Mackall) 381

The Etymology of the verb *to mix*. (Henry Bradley) 129
Outlaw und *Danelaw*. (F. Liebermann) 130
Ags. *innanburgware*. (F. Liebermann) 132
Deutsches Theater in London vor 100 Jahren. (Georg Herzfeld) . . . 132
Zu Smith, *De recta et emendata linguæ Anglicæ scriptione* (1568). (Wilhelm Horn) 134
Bedingungssatz statt Relativsatz im Angelsächsischen. (F. Liebermann) . 384
Zum altenglischen Gedicht von der Schlacht bei Brunanburh. (Erik Björkman) 384

Seite
Mittelenglische Rechtssprichwörter. (F. Liebermann) 386
Zur mittelalterlichen Statistik Englands. (F. Liebermann) 386
Some Old English birdnames. (A. E. H. Swaen) 387
Ne. dial. *stot* 'a young bull or ox'. (Erik Björkman) 389
Zu Popes *Rape of the lock*. (F. Holthausen) 390
Burnsiana. (Otto Ritter) 391

Mistrals 'Bufspsalm'. (A. Bertuch) 135
Zu Pancúgolo. (Heinrich Sabersky) 138
Le *Misaulus* d'Ulrich Hutten et ses sources. (Guido Manacorda) . . 140
Zu einer im 16. Jahrhundert verbreiteten Anekdote. (Guido Manacorda) 141
Julius Stockhausen und die Phonetik. (Theodor Gerold) 393

Sitzungen der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen 142
Verzeichnis der Mitglieder der Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen. Januar 1907 162

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Josef Bacher, Die deutsche Sprachinsel Lusern. (Hans Tschinkel) . . . 422
Walther Brecht, Die Verfasser der Epistolae obscurorum virorum. (Ernst Kröger) 169
George O. Curme, A grammar of the German language. (Osborn Waterhouse) 430
W. Dilthey, Erlebnis und Dichtung: Lessing — Goethe — Novalis — Hölderlin. (A. Brandl) 398
A. L. Gassmann, Das Volkslied im Luzerner Wiggertal und Hinterland. (Robert Petsch) 414
Emma Graf, Rahel Varnhagen und die Romantik. (Helene Herrmann) . . 171
Wilhelm Müller, Sämtliche Gedichte. Hg. von J. T. Hatfield. (Richard M. Meyer) 174
Helene Herrmann, Studien zu Heines Romanzero. (Paul Kabel) . . . 404
Hermann Jantzen, Gotische Sprachdenkmäler mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen. Dritte Auflage. (Heinrich Schröder) 400
Arthur Kutscher, Das Naturgefühl in Goethes Lyrik. (Richard M. Meyer) 402
Joh. Aug. Eberhard, Synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. 16. Auflage. Durchgängig umgearbeitet, vermehrt und verbessert von Otto Lyon. (Hermann Wunderlich) 428
Beiträge zur Volkskunde, hg. von E. Mogk. (Robert Petsch) 408
Gustav Noll, Otto der Schütz in der Literatur. (R. M. M.) 405
Friedrich Panzer, Märchen, Sage und Dichtung. (Robert Petsch) . . . 414
W. Paszkowski, Lesebuch zur Einführung in die Kenntnis Deutschlands und seines geistigen Lebens. (Richard M. Meyer) 175
Volkskunde im Breisgau, hg. vom badischen Verein für Volkskunde durch Fridr. Pfaff. (Robert Petsch) 411
K. Reuschel, Die deutschen Weltgerichtsspiele des Mittelalters und der Reformationszeit. (R. M. M.) 405

Seite

Ch. Sigwalt, Morceaux choisis de littérature allemande. (Richard M. Meyer) 176
Wilhelm Streitberg, Gotisches Elementarbuch. Zweite verb. und verm. Auflage. (Heinrich Schröder) 400
Tore Torbiörnsson, Die vergleichende Sprachwissenschaft in ihrem Werte für die allgemeine Bildung und den Unterricht. (Richard M. Meyer) . 169
Die Erute aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik, gesammelt von Will Vesper. (R. M. M.) 407
Fr. Hebbel, Briefe. Historisch-kritische Ausgabe, besorgt von R. M. Werner. Bd. VI und VII. (Richard M. Meyer) 406

Ferdinand Borgmann, Leitfaden für den engl. Anfangsunterricht, 2. Teil: Erweiterung der Formenlehre und Syntax. (Willi Splettstößer) . . . 206
Charlotte Broicher, s. John Ruskin.
A. J. Percival Butler, s. Johann Ellinger.
Hall Caine, The prodigal son. (R. Fischer) 196
Alexander Clay, s. O. Thiergen.
Hermann Conrad, s. Wilhelm Oechelhäuser.
Rudolph Degenhardt, Lehrgang der engl. Sprache. I. Grundlegender Teil. 60., der neuen Bearbeitung 11. Auflage, besorgt von Karl Münster. (Willi Splettstößer) 204
E. Döhler, s. Oskar Thiergen.
Emil Döhler, Grammatik für die Oberstufe der dreibändigen Ausgabe B für höhere Mädchenschulen des Lehrbuchs der engl. Sprache. (W. Splettstößer) 207
A. Conan Doyle, The return of Sherlock Holmes. (R. Fischer) 193
Albert Eichler, John Hookham Frere. (Georg Herzfeld) 187
Johann Ellinger und A. J. Percival Butler, Lehrbuch der engl. Sprache, Ausg. A, 1. Teil. (Willi Splettstößer) 208
Wilhelm Franz, Orthographie, Lautgebung und Wortbildung in den Werken Shakespeares. (Willi Splettstößer) 211
Sophie Hamburger, English lessons after S. Alge's method for the first instruction in foreign languages. 5th edition. (Willi Splettstößer) . . 205
K. Heine, Einführung in die englische Konversation. 3. Stereotypauflage. (Willi Splettstößer) 206
Anna Henschke, s. John Ruskin.
Maurice Hewlett, The fool errant. (R. Fischer) 195
Robert Hichens, The black spaniel and other stories. (R. Fischer) . . . 197
F. F. Hodgkinson, s. J. (oder I.?) Pünjer.
Johannes Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum. (Erik Björkman) 431
Rudolf Imelmann, Lazamon. (Leo Jordan) 179
Hedwig Jahn, s. John Ruskin.
Karl Kaiser, s. Wilh. Swoboda.
Gustav Krueger, Englisches Unterrichtswerk für höhere Schulen, unter Mitwirkung von William Wright. 2. Teil: Grammatik. — Dasselbe. 3. Teil: Lesebuch. (Willi Splettstößer) 201
König Horn. Eine mittelenglische Romanze aus dem 13. Jahrhundert. Ins Deutsche übertragen von H. Lindemann. (M. Weyrauch) . . . 181

Seite

Thomas R. Lounsbury, The standard of pronunciation in English. (Wilhelm Horn) 198

Otto Michael, Der Stil in Thomas Kyds Originaldramen. (K. Markscheffel) 444

Karl Münster, s. Rudolph Degenhardt.

W. Shakespeares dramatische Werke. Übersetzt von A. W. Schlegel und L. Tieck. Hg. und mit Einleitungen versehen von Wilhelm Oechelhäuser. 33. Auflage. Rev. von Hermann Conrad. (Ernst Kröger) 183

C. T. Onions, An advanced English syntax. (Willi Splettstößer) . . . 210

Anna v. Przychowski, s. John Ruskin.

J. (oder I.?) Pünjer und F. F. Hodgkinson, Lehr- und Lesebuch der engl. Sprache. Ausgabe B, 1. Teil. 3. verb. u. verm. Auflage, besorgt von J. (oder I.?) Pünjer. (Willi Splettstößer) 208

John Ruskin, Gesammelte Werke. Bd. I: Die sieben Leuchter der Baukunst. Übers. von W. Schölermann. — Bd. II: Sesam und Lilien. Übers. von Hedwig Jahn. — Bd. III: Der Kranz von Olivenzweigen. Vier Vorträge über Industrie und Krieg. Übers. von Anna Henschke. — Bd. IV: Vorträge über Kunst. Übers. von W. Schölermann. — Bd. V: Diesem Letzten! Vier Abhandlungen über die ersten Grundsätze der Volkswirtschaft. Übers. von Anna v. Przychowski. — Bd. VI/VII: Praeterita. Übers. von Anna Henschke. — Bd. VIII/X: Die Steine von Venedig. Übers. von Hedwig Jahn. — Bd. XI/XV: Moderne Maler. Übers. von Charlotte Broicher und W. Schölermann. (F. S. Delmer) 189

Sir Eglamour. Eine englische Romanze des 14. Jahrhunderts, auf Grund der gesamten Überlieferung hg. von Gustav Schleich. (M. Konrath) . . 441

W. Schölermann, s. John Ruskin.

Levin Ludwig Schücking, Die Grundzüge der Satzverknüpfung im Beowulf. (Heinrich Grofsmann) 176

Bruno Siburg, Schicksal und Willensfreiheit bei Shakespeare. Dargelegt am 'Macbeth'. (Ernst Kröger) 182

Wilh. Swoboda und Karl Kaiser, Lehrbuch der engl. Sprache für höhere Handelsschulen. II. Teil. — Swoboda, Dasselbe. IV. Teil. (Willi Splettstößer) 209

Oskar Thiergen, Lehrbuch der englischen Sprache. III. Teil, bearbeitet von O. Thiergen und E. Döhler. (Willi Splettstößer) 207

Haberlands Unterrichtsbriefe für das Selbststudium lebender Fremdsprachen. Englisch von O. Thiergen, unter Mitwirkung von Alexander Clay. (Willi Splettstößer) 209

H. G. Wells, Kipps. (R. Fischer) 192

William Wright, s. Gustav Krueger.

Albert Baur, Maurice Scève et la Renaissance Lyonnaise. (Walther Küchler) 451

G. Cohen, Histoire de la mise en scène dans le théâtre religieux français du moyen âge. (Fr. Schumacher) 444

Choix de Poésies françaises. Sammlung französ. Gedichte von Th. Engwer. (E. Mackel) 247

Helene M. Evers, Critical Edition of the Discours de la vie de Pierre de Ronsard par Claude Binet. (E. Stengel) 448

Seite

Jean Finot, Français et Anglais. (K. Sachs) 251
Paul Hagen, Wolfram und Kiot. (E. Brugger) 230
Pedro de Mugica y Ortiz de Zárate, Eco de Madrid. Achte, völlig neu geschriebene Auflage. (S. Gräfenberg) 252
Francesco D'Ovidio, Nuovi Studii danteschi. Il Purgatorio e il suo preludio. (Adolf Tobler) 465
C. Polack et E. Rodhe, Pages choisies des grands écrivains du XIXe siècle (prose). (Fr. Klincksieck) 463
Mario Rossi, Contro la stilistica. (Karl Vofsler) 253
Antoine Thomas, Nouveaux Essais de philologie française. (Alfred Pillet) 457
C. Voretzsch, Einführung in das Studium der altfranzösischen Literatur. (Georg Steffens) 211
Wilhelm Winker, Théodore Agrippa d'Aubigné, der Dichter. (Ch. de Roche) 453
Die Werke Maistre François Villons. Mit Einleitung und Anmerkungen hg. von Wolfg. v. Wurzbach. (H. Jarnik) 236
Ortiz de Zárate, s. Pedro de Mugica.
Rudolf Zenker, Boeve-Amlethus. (Johan Vising) 226

Verzeichnis der von Anfang Dezember 1906 bis Mitte März 1907 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften [mit kurzen Anzeigen von: A. Långfors, Un dit d'amour (in *Neuphilolog. Mitteilungen*, 1907, N° 1/2. — P. Passy, Petite phonétique comparée des principales langues européennes. — H. Breul, The teaching of modern foreign languages and the training of teachers. 3. edition. — J. N. Beam, Die ersten deutschen Übersetzungen englischer Lustspiele im 18. Jahrhundert. — Johannes Leo, Joh. G. Sulzer und die Entstehung seiner allgemeinen Theorie der schönen Künste. — F. Martin, Die produktiven Abstraktsuffixe des Mittelenglischen. — The pearl, a M. E. poem, edited by Ch. G. Osgood. — A. A. Kern, The ancestry of Chaucer. — L. R. Wilson, Chaucer's relative constructions. — G. L. Marsh, Sources and analogues of The flower and the leaf. — S. Schütte, Die Liebe in der englischen und schottischen Volksballade. — Early sixteenth century lyrics ed. by F. M. Padelford. — Supposes and Jocasta, ed. by J. W. Cunliffe. — G. Crabbe, Poems, vol. III, ed. by A. W. Ward. — M. Förster, Die sozialen Strömungen in der englischen Literatur des 19. Jahrhunderts. — S. Saenger, Thomas Carlyle — Goethe. — K. Breul, A new German and English dictionary. — A. S. Cook, The higher study of English. — The king's English, 2nd edition. — James Fleming, The art of reading and speaking. 7th impression. — A. Boselli, La Passion Nostre Dame (in *Revue des langues romanes*, 1906, XLIX, 6). A. Cuny, Les spirantes palatales et vélaires dans la vallée de la Meurthe (ebenda). — Bibliotheca Romanica, N° 23—31. — C. Salvioni, Gli esempi romanzi nel nuovo Thesaurus linguæ latinæ. — J. Stalzer, Die Reichenauer Glossen der Handschrift Karlsruhe 115, hg. und erklärt. — Annales de la Société J.-J. Rousseau. Tome deuxième. — L. Schemann, Die Gobineau-Sammlung der kais. Universitäts- und Landesbibliothek zu Strafsburg. — A. Bayot, Fragments de Manuscrits trouvés aux Archives géné-

Seite

rales du Royaume. — La Trefelegante, Delicieuſe, Melliflue et trefplaiſante Hystoire du trefnoble, Victorieux et excellentiſſime roy Perceforeſt, etc. — Le Conte du Craizu, publiée ... p. L. Gauchat. — A. Counson, Dante en France. — P. Sakmann, Die Probleme der historischen Methodik und der Geschichtsphilosophie bei Voltaire. — P. Vouga, Essai sur l'origine des habitants du Val de Travers. — M. Walter, Der französische Klassenunterricht auf der Unterstufe. 2. verm. Auflage. — G. Paris, Mélanges linguistiques, publiés p. M. Roques. Fasc. II. — M. Boheman, Précis de l'histoire de la littérature des Félibres. Traduit p. Chr. Lange. — B. Schädel, Un art poétique catalan du 16e siècle. — K. Vofsler, Die göttliche Komödie. Entwicklungsgeschichte und Erklärung. I. Band, I. Teil. — J. Luchaire, Essai sur l'évolution intellectuelle de l'Italie de 1815 à 1830] 258

Verzeichnis der von Mitte März bis Mitte Juni 1907 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften [mit kurzen Anzeigen von: Kurt Breysig, Die Völker ewiger Urzeit. — O. Mensing, Mittelhochdeutsches Hilfsbuch für Oberklassen höherer Schulen. — The proverbs of Alfred reedited from the manuscripts by W. W. Skeat. — The seven sages of Rom, ed. ... by Killis Campbell. — The Malone Society reprints, I—IV. — A tragedy of Abraham's sacrifice, written in French by Theodore Beza, and translated into English by Arthur Golding: ed. ... by M. W. Wallace. — Jonson, Chapman and Marston, Eastward hoe; Jonson, The alchemist: ed. by Felix E. Schelling. — George Chapmann, Bussy d'Ambois and The revenge of Bussy d'Ambois, ed. by F. S. Boas. — Publications of the University of Pennsylvania, X—XII. — The Shirburn ballads 1585—1616, edited from the ms. by Andrew Clark. — 'Ignoramus' comoedia coram regia majestate Jacobi regis angliae. An examination ... by Justin Loomis van Gundy. — Beaumont and Fletcher, The maid's tragedy and Philaster, ed. by Ashley H. Thorndike. — John Webster, The white devil and The Duchess of Malfi: ed. by M. W. Sampson. — Matthew Prior, Dialogues of the dead and other works in prose and verse, ed. by A. R. Waller. — F. H. Schwarz, Nicalas Rowe, The fair penitent. — George Lillo, The London merchant or the history of George Barnwell and Fatal curiosity, ed. by A. W. Ward. — Oliver Goldsmith, The good-natured man and She stoops to conquer, ed. by A. Dobson and G. P. Baker. — Robert Burns, Poems, ed. by T. F. Henderson. — Emma Adler, Jane Welsh Carlyle. — Robert Browning, A blot in the scutcheon. Colombe's birthday, A soul's tragedy and In a balcony, ed. by A. Bates. — Helene Richter, George Eliot, fünf Aufsätze. — T. W. Robertson, Society and Caste, ed. by T. E. Pemberton] 467

Volksliedmiszellen. III.

1. Zwei historische Volkslieder über Herzog Ulrich von Württemberg aus 1534.

K. Steiff und G. Mehring (*Geschichtliche Lieder und Sprüche Württembergs.* Heft 2. Stuttgart 1901. S. 266 ff. Nr. 61 und 290 ff. Nr. 64) bringen nach einer grofsen Anzahl von Handschriften zwei historische Lieder, welche sich auf die Wiedergewinnung Württembergs durch Herzog Ulrich im Jahre 1534 beziehen. Beide Lieder finden sich auch in Handschriften der Tübinger Universitätsbibliothek, die Steiff und Mehring nicht kennen, und aus denen ich hier die Varianten zu den Steiff-Mehringschen Texten gebe, wobei gleichzeitig festgestellt werden soll, welchen Gruppen unsere Handschriften zugehören.

a. Hertzog Vlrichs zue Württemberg einkommen Anno 1534.

Steiff-Mehring bieten (Nr. 61) zwei Rezensionen dieses Liedes, eine kürzere und ursprünglichere Fassung mit 19 Strophen und eine dreifsigstrophige, die aus ersterer hervorging. Unsere Fassung (Tübingen, Universitätsbibliothek, Handschrift M h 761, Bl. 38a—41a) gehört der dreifsigstrophigen Rezension an und zeigt folgende Varianten, wobei orthographische Abweichungen unberücksichtigt bleiben und die in Klammer stehenden Ziffern die von Strophe 14 an abweichenden Strophennummern bei Steiff-Mehring bezeichnen:

1 1 Gott seihe lob ihm; — 2 Der; — 3 wohl hatt; — 4 Des ist Vlrich Hertzog ein schein; — 5 gholffen wider ein; — 6 und *fehlt.*

2 1 Es ist ietzund fünfzehen; — 2 f. Das Hertzog Vlrich vertriben war, | Mit gwalt aus seinem lande; — 4 Geschach durch falsche; — 5 Die handt.

3 1 Aus seinem land ward er verjagt; — 2 war; — 4 ff. Er rüefftc König vnd Kaiser an | Durch Fürsten Graffen vnd Edelman, | Kein'r wolt doch ihn erhören.

4 1 f. Er ritt gen Augspurg auf den tag, | da bald mann ihm ein anttwurtt gab | wann er sein land verloren hab (*aus zwei Zeilen sind hier drei geworden*); — 3 soll; — 4 Das hat er thon nach fürsten art; — 5 nichts; — 6 Sie seindts.

5 1 O *fehlt;* — 2 Wöltst Hertzog Vlrich vertriben hon; — 4 vnd zeucht er drein; — 6 fehlt.

6 1 gefüert; — 5 Vermeinten z'selbsten sicher sein.
7 1 geschach; — 2 zu; — 6 Dem muost man lob verjehen.
8 1 f. Erschossen ward ihm sein guotts pferdt, | Das muoste fallen auff die erdt; — 3 erschossen; — 4 Sonst hett er wohl das best gethon; — 5 möcht.
9 1 vffer (*am Rande:* vffart) ... geschach; — 2 Des morgens ... gebrach (*am Rande:* anbrach); — 2 *dafür noch eine zweite Zeile:* das mann die fähnlein fliegen sach; — 4 der kam mit; — 5 stelt ... zu.
10 3 huob; — 5 der nechsten ban; — 6 vber eine (mauren *fehlt*).
11 1 Das gschach ... weinberg rein; — 2 floch ... hein; — 5 dann feindtlich fliehen was ein kunst; — 6 will ihr vnrecht straffen.
12 5 Sie fielen (und *fehlt*); — 6 ward.
13 1 ihnen ... hat ... gwolt; — 2 all verdorbt; — 3 kein'r; — 4 Verschontte; — 5 Darzuo noch manchem biderman.
14 1 Sie lieffen in ein solchen gwalt; — 2 schuoch; — 4 zu fliehen werd in allen gach; — 5 bürstenbünder jagt; — 6 füehrt büchsen vff langen wägen.
15 (b. 1) 3 ohnmacht; — 5 gschütz.
16 (15) 1 Sie haben d'sach nit recht betracht; — 2 han (also *fehlt*); — 3 Er solt hon sergen gweben; — 4 O macht; — 5 bracht er dazumal vil; — 6 Ich hoff er hats ihn geben.
17 (b. 2) 1 gar vil; — 4 köndt; — 5 fürst; — 6 wurd ... den.
18 (b. 3) 1 Sie thetten ... denn; — 2 Aus; — 3 vppigkeit; — 4 füerten; — 5 vbermacht; — 6 vberbliben.
19 (b. 4) 2 ohn g'laden zu; — 3 vberschlagen; — 5 all für d'teuffel.
20 (b. 5) 2 böswicht; — 4 floch ... z'haus.
21 (b. 6) 1 ward; — 2 Des ... zukunfft; — 4 wars nit im.
22 (b. 7) 1 fürst; — 3 thet; — 4 b'stunden.
23 (b. 8) 1 verschworn; — 2 geborn; — 4 soll; — 5 hertzen schwere.
24 (b. 9) 2 furcht zum; — 3 Zum; — 5 Es; — 6 mutterens.
25 (b. 10) 1 zu; — 6 zu.
26 (16) 1 Wies sonst ergieng, lass ich anstohn; — 3 Das es ist darzuo; — 4 fürst ietz ist im land; — 5 f. Vnd thuot die pfawen ab der wand, Ihr gwalt ist ihnen gnommen.
27 (17) 2 Wie hatt man dir deine schäfflen; — 3 auff truckner awen; — 5 dir hat Gott von himmel gsandt; — 6 auff rechter.
28 (18) 1 Volg Christus lehr vnd seiner lehr; — 2 samlestu ein; — 3 Treibst d'wölff aus deinem; — 4 f. Die dir dein schäfflein hand zerstehrt, | Zerbissen vnd erwürget seer; — 6 ihn ... gnädige.
29 (b. 11) 3 Beschirmt ... samt.
30 (b. 12) 1 liedlein.

Dieses Variantenverzeichnis zeigt deutlich, dafs unsere Fassung in jenen Strophen (1—14, 16, 26—28), welche der kürzeren Rezension angehören, bedeutende Abweichungen aufweist, während sie mit den der längeren Rezension angehörigen Strophen ziemlich übereinstimmt. Ein Vergleich unserer Varianten mit den bei Steiff-Mehring gegebenen (S. 273) lehrt uns, dafs unsere Handschrift zu der Gruppe gehört, welche (S. 272) in K ihren Hauptvertreter hat.

b. Über die Rückkehr Herzog Ulrichs in sein Land 1534.

Die Handschrift M.h. 163 der Tübinger Universitätsbibliothek besteht aus einem 'Copia einer patriotischen poësie de a. 1534

über die Restitutionem Serenissimi Ulrici (Mscr. Kirchhaimense)' betitelten fünfundzwanzigstrophigen Liede, das schon dadurch interessant ist, dafs es die von Steiff-Mehring (S. 295) ausgesprochene Ansicht, dafs das Lied, das von ihnen in einer siebenundzwanzigstrophigen Rezension (S. 290 ff. Nr. 64) mitgeteilt wird, ursprünglich nur 25 Strophen hat, bestätigt. Ich beschränke mich hier wieder auf die Wiedergabe der Varianten und auf die Bestimmung der Gruppenzugehörigkeit.

1 4 Helden Muth; — 5 Der; — 7 ists Ihnen gelungen.

2 1 ist *fehlt*; — 2 f. *ist zusammengezogen in:* Herzog Ulrich der fürst Hochgebohren; — 4 haben; — 6 zu; — 7 ausserkohren.

3 1 auss; — 2 darein; — 3 Ihm; — 4 den ... den; — 6 Gott hab zur Rechten auch in gut; — 7 Hatten ... Ihnen.

4 1 hen ... gethan; — 3 Kühorn; — 4 darzu; — 6 defs ... nicht kennt; — 7 Gott straff Ihre falsche Thaten.

5 1 seynd ... nicht; — 3 falsche; — 4 zum ... zerronnen; — 6 erdichteten; — 7 Herrn hand sie mit der Lügen zertrungen.

6 1 wolffs; — 2 zu; — 3 dafs ... zu; — 4 zu; — 5 gethan; — 6 höchste.

7 3 zu; — 5 Raths; — 6 dem ... seine Gnad.

8 1 verdammt; — 2 denen ... recht hat lan; — 3 Sie seynd drüber worden fast sehr verschamt; — 5 nicht; — 6 zug'legt; — 7 Pfauten.

9 1 Dich haben; — 5 hören wollen sagen; — 6 thun ... vom; — 7 unterdruck Ihre.

10 1 aigenen; — 3 Ihnen; 3 ein *fehlt;* — 5 ohnwahrheit ... Lügen; — 7 Pfauen.

11 2 Hand; — 3 das ... zu; — 5 Ihrem ... Vogt; — 7 dafs Sie mit Ihren Lüsten nicht weitter um sich fuefsen.

12 2 Euren; — 4 Müfst Euren Gaben; — 5 nicht ... zu; — 6 Hochfrstl. ... macht ... zu; — 7 Thue.

13 1 fürstl. Gnaden; — 3 der hat Euch ... nicht verlahn; — 4 führet ... in seinem; — 5 darzu (sonst *fehlt*) ... Fürst; — 6 der Gerechtigkeit gedürst; — 7 deren jetzt Euer Hfrstl. Gnad nicht entgülte.

14 1 Drum; — 2 aufs; — 3 grofsem; — 4 zugleiche; — 5 zeinstag.

15 1 vermeinten König: — 2 Römisch Reichs vermuthe; — 4 Bedeucht ... gute; — 5 Ermahnt ... seiner ... zu; — 6 Pfalz Grav; — 7 im Huthe.

16 3 die zügen; — 5 daselbsten; — 6 that ... Königl.; — 7 nicht ... Ihnen g'falle.

17 1 der ... that; — 3 Dieterich ... um ... weifst; 4 Lange ... kurtze; — 5 Darzue ... Eifsengrün; — 7 Herren.

18 1 freuet ... Hochgebohren; — 2 Ulrich; — 3 Landgrav aufserkohren; — 5 Königl. nicht ... wären; — 7 zu.

19 3 Strennigkeit; — 4 hat; — 5 Pfauhen Schwantz war; — 6 was ... zerstreut.

20 2 zu; — 3 flohe; — 4 musten; — 5 zum ... tieff in den Neccar hinein; — 6 wirttemberger stochen auf die Schneerschneider; — 7 Königischen ... do ... verliehen.

21 1 nach Ihnen; — 3 flohen ... Königische ... Asperg; — 4 that; — 5 der *fehlt;* that; — 6 zerhöhlt; — 7 Feinde.

22 1 Prachts; — 2 Und meinten ... zu; — 3 zu; — 4 Pfau ... zu; — 5 Seinen ... hatte Er in der Württemberger Land; — 6 mufs.

23 1 Durchleuchtigster ... und Hochgebohren; — 2 nichts (mir *fehlt*) nite; — 3 nicht seye verlohren; — 4 darum ... einfältig bitte; — 5 leben; — 6 die; hat *fehlt;* — 7 die können nicht lahn Ihre falsche Art und Tücke

24 1 zu vertrauen; — 3 lan ... Geschenck nicht danzen; — 4 Noch einen frommen; — 5 Glaubet; — 7 in *fehlt;* Unß allweg mehren.
25 2 darzu; — 3 jetzt; — 5 Es hat gewähret; — 6 daſs Gott Unß hat gestrafft sogar; — 7 zu.

Unser Variantenverzeichnis, mit dem von Steiff-Mehring (S. 296 ff.) gegebenen verglichen, zeigt (man vergl. besonders 2 2 f., 3 6, 4 7, 5 7, 8 3, 11 7, 13 7, 15 2, 20 6, 23 7), daſs unsere Handschrift eine ganz eigene Stelle einnimmt, worauf auch schon das Fehlen der Str. 26 und 27 hinweist.

2. Warum die Liebe keine Sünde ist.

H. Dunger (*Rundâs und Reimsprüche aus dem Vogtlande.* [1876] 139 Nr. 769) bringt aus Pirk einen Rundâs, der erklärt, warum die Liebe keine Sünde sei. Wäre sie eine solche, so hätte sie Gott nicht erschaffen; wäre es eine Schande, zu lieben, so täten es die Geistlichen nicht; wäre sie ungesund, so würde sie der Doktor meiden, und täte sie den Mädchen weh, so würden sie sich derselben erwehren. Dieser Rundâs ist nun schon aus dem Jahre 1788 zu belegen. Er steht in beinahe gleicher Gestalt im hds. Liederbuch des Joh. Georg Wogau, philosophiae studiosus Vlmensis (Universitätsbibliothek Tübingen, M. d. 583) aus 1788, und zwar auf S. 139:

Lieben ist nicht wider Gott,
sonsten hätt ers nicht erschaffen,
Sündlich kann es auch nicht seyn,
sonsten lieſsen es die Pfaffen.

Wäre es dann ungesund,
würden es die Ärzte meiden,
Noch viel weniger: thät es weh,
würd es keine Jungfer leiden.

Über die weite Verbreitung dieses aus dem 15. Jahrhundert stammenden Liedchens vgl. man John Meier, *Kunstlieder im Volksmunde* (1906) S. LX ff. und 28 Nr. 172.

3. Simrocks 'St. Gertruden Minne' und ihr Verhältnis zur Volksliedvorlage.

Karl Simrock bringt in seinen *Rheinsagen aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter,* 9. Aufl., Bonn 1883, S. 7—10 ein Gedicht von ihm, 'St. Gertruden Minne' betitelt, das, seiner eigenen Angabe nach (auf S. 10), nach dem alten Volksliede gearbeitet ist. Genauer wies Alex. Kaufmann (*Quellenangaben und Bemerkungen zu Karl Simrocks Rheinsagen und Alexander Kaufmanns Mainsagen.* Köln 1862. S. 6 Nr. 4) nach, daſs ein Volkslied zugrunde liegt, das in K. Simrock, *Die deutschen Volkslieder* (1851) S. 148 f. Nr. 74 (aus Menzenberg) abgedruckt ist. Wie nun das Verhältnis des Simrockschen Gedichtes zur Quelle sich darstellt, soll folgendes zeigen, wobei zunächst die Nachdichtung und das Original einander gegenübergestellt werden.

[Rhs. 7] St. Gertruden Minne.

1. Es war ein Ritter in Niederland,
Der trug einer Jungfrau grofse Minne,
Die Reine war St. Gertrud genannt,
Die benahm ihm Herz und alle Sinne.

2. Die Jungfrau liebte keinen Mann,
Sie hatte sich in ein Kloster begeben,
Gott und dem guten St. Johann,
Dem wollte sie dienen all ihr Leben.

3. Der Ritter, der sonst täglich kam,
Jetzt durft er sie nicht sehn noch sprechen:
Das schuf ihm Kummer und bittern Gram,
Er dachte, sein Herz sollt ihm zerbrechen.

4. Hatt er schon viel mit mildem Muth
Gespendet, der Schönen Gunst zu erringen,
Nun gab er gar sein Hab und Gut
Zu ihrer Ehre Messe zu singen.

[8] 5. Sein Land, sein Volk, sein ritterlich Schlofs
Gab er dahin an ihren Orden,
Und als das dritte Jahr verflofs
War er ein armer Mann geworden.

6. 'Nun Ade, Süfslieb, und bleibt gesund,
Ade, mufs euch auf ewig meiden.
Mir ist nicht Weg noch Strafse kund,
Mufs einsam schweifen auf wilder Haiden.'

7. In einer finstern Mitternacht,
Da er auf wilder Haide gehet,
Sein hat der böse Feind wohl Acht,
In Mannsgestalt er vor ihm stehet.

8. Da sprach der böse Feind ihm zu:
'Wie ist euch, Freund, diefs Leid gekommen?
Gebt euer armes Herz in Ruh,
Wollt ihr, ich schaff euch Glück und Frommen.

9. 'Mir ist noch mancher Schatz bekannt,
Ich will euch Guts die Fülle geben,
Nur setzt mir eure Seele zu Pfand,
Und sprecht, wie lang ihr denkt zu leben?'

[VL. 148] St. Gertrud.

1. Es war einmal ein armer Mann,
Er hatt kein Geld und auch kein Gut,
Ganz betrübt standen ihm seine Sinne, ja Sinne,
Ganz betrübt stand ihm sein Sinn.

2. Wie er wohl über grün Haide kam,
Da begegnet ihm auch ein reicher Mann
In Sammet und Seide gekleidet, ja gekleidet,
In Sammet und Seide gekleidt.

3. Wohin, woher du betrübter Mann,
Du bist ganz betrübt, das seh ich dir wohl an,
Ganz betrübt stehn dir deine Sinne, ja Sinne,
Ganz betrübt steht dir dein Sinn.

4. Ist es dir um das Silber und rothe Gold zu thun,
So schreib dich meiner Handschrift nach
In die Zahl der sieben Jahre, ja Jahre,
In die Zahl der sieben Jahr.

10. 'Sieben Jahre und dann nicht mehr,
Sieben Jahre, das soll mir genügen.' —
'Nun reicht mir Brief und Siegel her.' —
Der Ritter schrieb es mit klaren Zügen.

11. Er hing sein Siegel wohl an den Brief;
Gezeichnet wars mit seinem Blute.
Er diente so gern seinem süfsen Lieb:
Schon wollt er hin mit frohem Muthe.

12. 'Und sind die sieben Jahr verbracht,
Stolzer Ritter, des sollt ihr gedenken,
Hier harr ich euer um Mitternacht;
Ich will euch keine Stunde schenken.'

[9] 13. Nun hatte der Ritter sieben Jahre Zeit,
Da durft ihm Gutes nie gebrechen,
Er mochte zu Ehren der schönen Maid
Nach Lust die Ritter vom Sattel stechen.

14. Und als es kam an das siebente Jahr,
Und als es ging in die letzten Wochen,
Der Ritter ward es mit Schrecken gewahr,
Er gedachte, was er dem Feinde versprochen.

15. Und als es kam an den letzten Tag:
'Ade St. Gertrud, wir müfsen uns scheiden,
Den ich vor euch nicht nennen mag,
Der harret mein auf wilder Haiden.'

16. 'Nun trinket, Ritter, St. Johanns Geleit
Und meine Minne, das mufs euch frommen.
Nun trinket, Ritter, wie traurig ihr seid,
Ich hoffe, ihr sollt noch wieder kommen.'

5. Wie die sieben Jahr wohl umme warn,
Da stellt der Ritter ein Gastmal an,
Darauf lud er sein Freundin, ja Freundin,
St. Gertrud sein Freundin.

6. Nun efst und trinkt, seid fröhlich hier,
Jetzt thut ihr den letzten Trunk mit mir,
In das Elend mufs ich scheiden, an grün Haiden,
In das Elend mufs ich gahn.

[149] 7. St. Gertrud gedacht in ihrem Muth,
In das Elend zu gehn, das wär nicht gut.
Könnt ich doch dem Reuter helfen, ja helfen,
Könnt ich dem Reuter helfen.

8. Jetzt bring ich dir auch der Namen drei,
Gott Vater, Sohn und heilger Geist,
St. Johann sei eur Geleiter an grün Haide,
St. Johann sei eur Geleit.

17. Er hob den Becher wohl an den Mund,
Er trank den Wein auf ihre Minne,
Er trank ihn aus bis auf den Grund
Und liefs keinen Tropfen darinne.

18. Da ritt er hinaus in die Mitternacht
Und stach das schnelle Rofs mit den Sporen,
Er hatte sich keiner Weile bedacht:
'Es ist doch nun allzumal verloren.'

19. Und als ihn der böse Feind ersah,
Der wich zurück vor ihm mit Zagen:
'Nehmt euern Brief! kommt nicht so nah!
Ich will euch los und ledig sagen.

20. 'Sie sitzt dahinten auf euerm Pferd,
Deren Minne zuletzt ihr getrunken:
Sie hat es mir allzustreng verwehrt,
Da ist mir alle Macht entsunken.'

[10] 21. Der euch das Lied von Neuem sang,
Dem braucht St. Gertrud nur zu winken,
Ihm währt der Tag oft viel zu lang,
Am Abend ihre Minne zu trinken.

9. Wie der Reuter wieder über grün Haide kam,
Da begegnet ihm auch derselbige Mann
In Sammet und Seide gekleidet, ja gekleidet,
In Sammet und Seide gekleidt.

10. 'Wohin, woher, du betrogener Mann,
Du bist ganz betrogen, das seh ich dir wohl an,
Ganz betrogen stehn dir dein Sinne, ja Sinne,
Ganz betrogen steht dir dein Sinn.'

11. 'Hättst du den letzten Trunk nicht gethan,
Wie würd ich mit dir getanzet han,
Mit dir und deinen Gesellen, zu der Hellen,
Mit dir und deinen Gesellen!

Wie man sofort sieht, deutet das Volkslied nur an und läfst manche Handlung, die unbedingt vor sich gegangen sein mufs, erraten. Simrock führt das zu Erratende aus. So sind die Strophen 1—4 aus der Volksliedstrophe 5 zu erklären, denn hier wird von dem Ritter und der eingeladenen Freundin St. Gertrud gesprochen; letztere kann nur des ersteren Geliebte sein, und ersterer, weil Ritter, mufs Geld besitzen. Da nun aber die erste Volksliedstrophe von einem armen Manne spricht, so mufste Simrock den Übergang, dafs der Ritter alles dem Kloster der Gertrud und zwar aus Liebe gibt, denn sonst wäre die Sache mit dem Teufel nicht begründet, schaffen. Da der Ritter im Volksliede (Str. 2) auf grüner Haide ist, in der ersten Strophe davon aber keine Rede ist, so schob Simrock seine Abschiedsstrophe (6) ein. Die Volksliedstrophen 3 und 4 führt Simrock ebenfalls wieder genauer, auf Grund der folgenden, aus; diese lassen z. B. seine Verschreibung ahnen, drücken sie aber nicht deutlich aus, doch weist Strophe 6 darauf hin, daher führt Simrock seine Strophen 10—12 ein, gleichzeitig dabei den Wunsch nach sieben Jahren dem Ritter in den Mund legend. Simrocks Strophe 13 ist freie Erfindung. Simrock 14 und 15 entspricht

ziemlich Volkslied 5 und 6, während Simrock 16 aus Volkslied 7 und 8 zusammengezogen ist. Simrock 17 ist wieder die Ausführung der Andeutung einer Tatsache, die Volkslied 11 voraussetzt. Simrock 18—20 entspricht inhaltlich Volkslied 9—11, während Simrock 21 einen alten Volksliedabschluſs bringt, um dem ganzen einen altertümlichen und echten Charakter zu geben. Simrocks Verhältnis zur Quelle läſst sich also dahin zusammenfassen, daſs er die Andeutungen im Volksliede ausführt und dadurch das Sprunghafte vermeidet, wobei jedoch die Behauptung von der Hingabe seines Geldes an das Kloster freie, aber glückliche Erfindung ist, die übrigens, wie oben gezeigt wurde, auf den Schein der Wahrscheinlichkeit Anspruch erheben kann.

4. Der bucklige Hans.

Ein bisher unbekanntes bayrisches Volkslied bietet die Handschrift Md 290 der kgl. Universitätsbibliothek in Tübingen, die ca. 1670 vom Pfleger Mayer zu Geisenhausen in Bayern zusammengeschrieben wurde (vgl. über ihn und seine Handschrift Blümml, *Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten* VI [1905] 234 f.).

Der puckhlet Hannſs.

[77b]

1. Der buckhlet hannſs bin ich genant,
waſs will ich weither sagen,
bin in der ganzen statt bekhant
vnd leichtlich zu erfragen.

2. Ein gwisses zeichen für vnd für,
will ich hernach benennen,
dz trag ich tag vnd nacht mit mir,
darbey thuet man mich khennen.

3. Ein hiennerauch[1] mit grosser bschwer
ist mir ganz vngelaxen[2]
vor etlich jahren ohngefehr
auf meinen ruckhen gwaxen.

4. Daſs steht mir eben ybel an,
zwar wider mein verschulden,
doch weill ich es nit wenden khan,
so mueſs ichs woll gedulten.

5. Ich brauch gleichwoll der mitl vill,
die man mir thuet fürschreiben,
ist aber lauther khünderspill,[3]
ich khans halt nit verdreiben.

6. Mit aderlassen vnd purgieren
hab ich schon vill angfangen,
eſs last sich aber nit curirn,
ist ohne frucht abgangen.[4]

7. Eſs hilfft ja weder khunst noch gunst,
daſs clag ich armer fresser,
ist all mein miehe vnd sorg vmbsunst,
der puckhel würdt nur gresser.

[78a] 8. Eſs tadlet mich schier yederman,
vill reden mueſs ich schlinden[5]
vnd schaut mich vmb den puckhl an,
dz thue ich hart empfinden.

9. Der schneider macht mir auch vill meiſs,[6]
will mich haimblich verlachen
vnd sagt, er khundt auf dise weiſs
khain formbliches[7] wambes machen.

10. Ich wünschet ihm mit gebür,[8]
mit lust vnd mit verlangen
ein gueten, dickhen khropf darfür,
so khundt er mit mir brangen.

[1] Hühnerauge. [2] = *mhd.* ungelahsen, ungeschlacht. [3] ist für nichts. [4] ist vorbeigegangen, ohne daſs es etwas genützt hätte. [5] hinunterschlucken, aushalten. [6] macht mir viel Scherereien. [7] wohlgeformtes. [8] wie es ihm gebührt, mit Recht.

11. Man sagt mir von dem hobel frey,
der khundt den buckhl stuzen,
ist aber grosse gfahr darbey,
er mecht mir nit vill nuzen.

12. Ach, wer ich nur von diser bein,[9]
ich wolt vor freuden springen,
mit meiner geigen lustig sein
vnd alleluia süngen.

13. Er wer mir vmb drey bazen faill,
wolt mich nit lang bedenckhen
vnd wolte ihn für meinen thaill[10]
gleich ganz vnd gar verschenckhen.

14. Wan ainer mit mir handlen will,
so thue er zu den sachen[11]
vnd khomb hernach zum weissen pier,
dort wolln wür leykhauf[12] machen.

[78b] 15. Zum khittlhänfsl in der still,
der hats gar frisch vnd mundter[13]
vnd wans ihm nit mehr khleckhen[14] will,
so schitt er wasser drundter.

16. Er nimbt ihm khein gwissen für,[15]
dz will mir zwar nit gfallen,
last ihm dz wasser, wie dz pier
in ainem gelt bezallen.

17. Der teufel aber ist nit weith,
wan er ihn würdt erhaschen,
so wirdt er ihm zu seiner zeit
den khüttel schon drumb waschen.

[9] wäre ich von dieser Pein befreit. [10] meinerseits. [11] so sehe er dazu. [12] Abschlufs eines Kaufvertrages durch Angabegeld und Trunk. [13] frisch. [14] reichen. [15] macht sich kein Gewissen daraus.

5. Zwei Gasselsprüche aus Steiermark.

Der Zweck des Gasselspruches, auch Fensterlreim genannt, liegt darin, dem Mädchen, das man liebt, begreiflich zu machen, dafs man eingelassen und erhört werden will (vgl. A. Werle, *Almrausch* [1884] S. 482 f.), daher die oft komischen und drolligen Vergleiche und Beziehungen, welche in ihnen enthalten sind. Doch auch Derbheiten, ja selbst Grobheiten im Falle der Abweisung finden sich in ihnen (man vgl. J. W. Nagl, *Deutschösterr. Literaturgeschichte* II 136 f.). Die ältesten uns erhaltenen Gasselsprüche sind aus Salzburg und Tirol (L. Hübner, *Beschreibung des Erzstiftes und Reichsfürstentums Salzburg in Hinsicht auf Topographie und Statistik*, Salzburg 1796, S. 392, 687 ff., 731 f.). Seither sind eine gröfsere Anzahl solcher Reime veröffentlicht worden, und zwar aus: Kärnten (M. Lexer, *Die deutschen Mundarten* V [1858] 99 f. und *Kärntisches Wörterbuch* [1862] S. 109 f.; Pogatschnigg-Herrmann, *Deutsche Volkslieder aus Kärnten* I [1869] 215 f. Nr. 955 f. = I^2 [1879] 243 Nr. 1165 f.; Tschernigg, *Das deutsche Volkslied* I [1899] 16), Steiermark (Werle a. a. O. S. 335 f.; H. Fraungruber, *Das deutsche Volkslied* I [1899] 35; Tobias Höll, ebd. VII [1905] 151; J. Pommer, *Zeitschrift des deutschen und österr. Alpenvereins* XXVII [1896] 110; J. G. Seidl, *Almer.* I [1850] 62 ff.; II [1850] 64; III [1850] 72 f. = *Gesammelte Schriften* IV [1879] 104 f., 120, 135 f.; *Heimgarten* III [1879] 383 f.; F. v. Andrian, *Die Altausseer* [1905] S. 171 ff.; Th. Unger und F. Khull, *Steirischer Wortschatz* [1903] S. 269; E. K. Blümml, *Anthropophyteia* III [1906] 341 ff.); Salzburg (M. V. Süfs, *Salzburgische Volkslieder* [1865] S. 161 ff.), Oberösterreich (Robert Klein, *Das deutsche Volks-*

lied I [1899] 72; II [1900] 9, 36; Josef Deutl, ebd. IV [1902] 74; Anna Höll, ebd. VI [1904] 168; K. Kronfuſs, ebd. VII [1905] 40) und dem Böhmerwald (A. Schacherl, *Geheimnisse der Böhmerwäldler* [1900] S. 120 f.; *Sagen und Volksgstanzel aus dem Böhmerwalde* [1901] S. 76 Str. 3—7). Die von Sylvester Wagner (*Salzburgá Bauern-Gsángá,* Wien 1847, S. 124 ff.) unter der Rubrik 'Gasselreime' mitgeteilten Vierzeiler sind keine solchen, sondern bilden in ihrer Gänze ein 'Gassellied'. Im nachstehenden teile ich zwei solcher Gasselreime aus der Gegend von Bretstein (Bh. Judenburg, Gb. Oberzeiring) nach einer aus ca. 1850 stammenden, von Fr. Küschall zusammengeschriebenen Handschrift (Nr. 660) des Steiermärkischen Landesarchivs in Graz mit. Sie sind noch nicht bekannt und im Verhältnis zu den bisher gedruckten Gasselreimen sehr innig und poetisch.

1.

Ich bring dir ein' freundlichen Gruſs,
Der dir in's Herz hinein muſs.
Er ist fest in's Herz einigraben,
Und is von drei goldenen Buchstaben,
Ich halte zwar mein Herz in meiner Hand,
Deine Gedanken sind mir bekannt.
Ein feierlichen Gruſs zu aller Stund
Wünsch ich dir aus Herzensgrund;
Zarte Rosen blühen weiſs,
Du bist meines Herzens Paradeiſs,
Mein Herz hat dich auserkoren
Von allen, die auf Erden sind geboren;
Du bist ein Vorhang von Rosen rein,
Könnt' ich nur ewig bei dir sein,
Du tust mein' Herz gefallen,
Drum lieb ich dich vor allen.
Könnt' ich fliegen wie ein Vogel klein
Wie bald wurd ich bei dir sein.
Keine zu lieben auſser dir
Hab ich vorgenommen mir.
So wie ich rede aus meinem Mund.
Soll es geschehen aus meinem Herzensgrund:
Treu will ich dir verbleiben
Und dir mein Herz verschreiben.
Ewig treu dir zu bleiben, hab ich mich ganz verpflicht,
Keine andere lieb ich nicht,
Tag und Nacht
Hab ich auf dich gedacht.
Treu im Herzen, treu im Sinn,
Du weiſst ja, daſs ich gerne bei dir bin.

2.

Zu wünschen hab ich an dich,
Aufrichtig bist du wie ich.
Bemerke wohl den ersten Wunsch,
Spricht: lebe glücklich und gesund!
Geliebte, verschmäh auch den zweiten Wunsch nicht,
Der tief aus meinem Herzen spricht,
Denke auch in Zukunft im gröſsten Glück,
In Freundschaft stets an mich zurück.
Verwerfe meine Wünsche nicht
Und lieb mich so, wie ich dich.

6. Eſs- und Trinklied.

Die Handschrift Md 290 der Universitätsbibliothek zu Tübingen enthält folgendes, meines Wissens bisher noch nicht bekannte Eſs- und Trinklied aus Bayern (ca. 1670).

Von dem eſsen vnd trinckhen.

[78b] 1. Eſsen vnd trinkhen vnd anders guets leben
hat mir mein vatter zum heyrathguet geben,
dz schmeckht mir vnd khleckht mir dermassen so woll,[1]
macht mich die wochen offt 7 mahl voll.

[1] und gereicht mir zum Wohl.

2. Efsen vnd trinkhen, wass will ich lang sagn,
stilt mir den hunger vnd filt mir den kragn,
so lang ich ein pazen im peitl wür habn,
darf mir der pader die zungen nit schabn.[2]

3. Efsen vnd trinkhen vnd anders guets ding
machen mir säkhel vnd peitel fein ring,
pfennig, halbkreizer, halbpazen vnd groschen
jag ich fein sauber durch gurgl vnd goschen.

4. Efsen vnd trinkhen, so lang ich dz treib,
halten zusammen die seel vnd den leib,
[79a] dafs wuste mein vatter gar woll vnd gar ebn,
drumben hat er mirs zun heyrathguet gebn.

5. Efsen vnd trinkhen, wer dises veracht,
würdt von dem Pacho verspoth vnd verlacht;
wünschet ihm, dz er beim wasserkrueg sefs
vnnd dz er nur khleyen vnd haberstroh frefs.

6. Efsen vnd trinkhen ist gsundt vnd ist guet,
wan man den sachen nit gahr zuuill thuet,
dan wan man vom bazen 5 hl. vertrinckht,
haist es aufs negst: der peitl, der hinkht.[3]

7. Essen vnd trinkhen, wer dises erdacht,
den lob ich vnd breifs ich bey tag vnd bey nacht,
wünsch ihm von herzen für heur vnd fehrt,[4]
guet nudl vnd khüchel, souil er begehrt.

8. Efsen vnd trinkhen, dz ist mir khein schandt,
hab ich khain gelt nit, so sez ichs an dwandt,[5]
khan ich schmarozen, so schlag ichs nit aufs,
wer will mich dan zeichen,[6] dz ich nit woll haufs.

9. Im essen vnd trinkhen, dz sag ich ohn scheich,
ist mir khain maister im handtwerch nit gleich
vnd wan ich nit gahr den lindisch[7] erfrifs,
ist mir aufs wenigist der barchet gewifs.[8]

10. Wan efsen vnd drinkhen den himel soll geb[e]n,
darf ich woll hofen aufs ewige leben,
stehe doch in sorgen vnd sch[w]indlet mir schier,
es hab auf der seithen ein andere thier.[9]

11. Mein weib ist ein ybel verbainter khern,[10]
sicht mich beim essen vnd trinkhen nit gern,
[79b] schendt mich vnd schmecht mich, lest mir khein ruehe,
därfft sies nur wagen, so schlieg[s] mich darzue.

12. Sie macht mir die zech mit dopelten khreiten,
will halt mein fressen vnd trinkhen nit leiden,
richt doch mit kholdern[11] vnd boldern nichts aufs,
schafft ihr nur selbsten ein vnfridt ins haufs.

13. Wan ich schon hosen vnd wames verthue,
blüben mir dannoch die strimpf vnd die schue,

[2] abkratzen. [3] ist leer. [4] verflossenes Jahr. [5] lasse ich aufschreiben. [6] dessen zeihen. [7] Lindisch scheint ein Eigenname zu sein. [8] Spielt wohl auf eine lokale Wette, des Essens wegen, an. [9] Es wäre doch anders. [10] verwünschte verfluchte Person; über kern = Person vgl. Schmeller-Frommann, *B. Wb.* I 1293 s. v. kern 5. [11] zanken, lärmen.

hab ich khain beth, so lig ich im stroh,
sticht mich khein federn vnd beist mich khein flo.[12]

14. Bahufs, der fresser vnd trinkher patron,
nimbt sich der hungrigen brüeder nit an,
wer dan sein fraindt vnd sein brueder will sein,
der stell sich beim fressen vnd trinkhen woll ein.

15. Difs neue gesenglein, mit zichten betracht,
hab ich dem bacho zu ehrn gemacht,
er nemb halt auf difsmahl verlieb vnd verguett,
brauchs für ein federn vnd steckhs auf den huet.

[12] Diese zwei Zeilen finden sich auch in einem Wiegenlied aus viel späterer Zeit (s. Arnim-Brentano, *Des Knaben Wunderhorn* III [1808] Anhang S. 67; K. Simrock, *Das deutsche Kinderbuch*[2] [1857] 58 Nr. 198 Str. 3), als Schnaderhüpfel (K. Simrock, *Die deutschen Volkslieder* [1851] S. 342) und eingesprengt in ein Lied aus Appenzell (J. M. Firmenich, *Germaniens Völkerstimmen* II[2] [1846] 666[a]).

7. Joh. Nep. Vogls 'Drei Winterrosen'.

Das weit verbreitete Volkslied von den drei Winterrosen, über das A. Petak in einer Monographie (*Forschungen zur neueren Literaturgeschichte.* Festgabe für R. Heinzel, Weimar 1898, S. 91 ff.; nachzutragen ist dazu A. Kopp, *Arch. f. n. Spr.* CXII [1904] 18 ff. Nr. 149; *Ältere Liedersammlungen* [1906] S. 92 f. Nr. 128) eingehend handelte, hat Johann Nepomuk Vogl, der bekannte österreichische Balladendichter, auch unter seine Gedichte mit dem Titel 'Drei Winterrosen. Altdeutsch' aufgenommen (*Balladen, Romanzen, Sagen und Legenden,* Wien 1846, S. 635 ff.). Sein Gedicht ist, wie nachfolgende Gegenüberstellung zeigen wird, nichts weiter als eine Übertragung und teilweise Bearbeitung der kuhländischen Fassung (J. G. Meinert, *Alte teutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens* I [1817] 95 ff.).

[95] Drey Winterrosen.

1. Dos woulld' a Maedl' eim Wosser gien —
Onn ai da' kuhle Brounne;
Se hott' a schniewaifs Hemble ô,
Doduech schannt ihr de Sounne.

2. Se schatt wuol hie, se schatt wuol har,
Ob se ao weaer allaene?
Do quom sen a stoulzer Raiter hargeriete vo kuhlen Waine.

3. Ar grifst se heibbisch, grifst se fain —
Ar grifst s'ai sieve Sproche:
Fain's Maedle weillst mai Buhlereinn sayn —
Ai mainen Oeme schlouffe?

[635] Drei Winterrosen.
(Altdeutsch.)

1. Zum Bade steigt vom Wiesenplan
Ein Mägdlein in den Bronnen,
Das hat ein schneeweifs Hemdchen an,
Aus eig'nem Flachs gesponnen.

[636] 2. Das Mägdlein schaut hinab, hinan,
'Hier bin ich wohl alleine?'
Da kommt ein blanker Reitersmann
Daher von Schmaus und Weine.

3. Er grüfst gar zierlich, grüfst gar fein,
Nach Art der Herr'n und Grafen,
'Fein's Mäd'l, willst mein Buhle sein?
In meinen Armen schlafen?'

4. Air' Buhlereinn moer ich ju ni sayn,
Souder ihr brengt mir drai Ruose,
Di ouff Ae'm Zwaig gewochse sayn,
Blihn zweischer Wainochten onn Uostern.

[96] 5. Ar raett dan Grunewald eimm onn eimm,
Ar kounnd' kae Ruose ni feinde;
Ar raett wofs zur Frao Molereinn:
Frao Molereinn sayd ihr doreinne?

6. Said ihr se doreinn, giet raus zu mir,
Molt mir geschweinde drai Ruose,
Di ouff Ae'm Zwaig gewochse sayn,
Blihn zweischer Wainochten onn Uostern.

7. Frao Molereinn woer a geschweindes Waiv,
Drai Techter hulven ihr mole;
Di aene molt ruoth, die andere waifs,
Di dreitte kounnd' ollerhand mole.

8. Wi's erste Reserlai feaetig woer,
Dar Knov fung ô zu seinge:
Frae dich, fain's Maederlai, wu du beist,
Di Ruose thu ich dir brenge!

9. Wi's andere Reserlai feaetig woer,
Dar Knov fung ô zu faife:
Scheick dich zu, fain's Maederlain, wu du beist,
Vo heinne mufst du raite!

10. Wi's dreitte Reserlai feaetig woer,
Dar Knov huv ô ze lache:
[97] Scheick dich zu, fain's Maederlai, wu du beist,
Ganz traurig wiel ich dich mache!

11. Si maent: si hett's ai Scheimpf geredt,
Ai Anst hott' ar's genuomme:
Say's dir, fain's Maedle, liv oder laed,
Meit Listen hor ich dich bekuomme!

4. "Nicht mag ich euer Buhle sein,
So ihr nicht bringt drei Rosen,
Gewachsen auf Einem Zweigelein
Bei Wintersturm und Tosen."

5. Da reitet er wohl her und hin,
'Wo soll ich die gewinnen?'
Er reitet zur Frau Malerin,
'Frau Malerin, seid ihr d'rinnen?'

6. 'Seid drinnen ihr, kommt 'raus geschwind,
Und malet mir drei Rosen,
So auf einem Zweig gewachsen sind
Bei Wintersturm und Tosen.'

7. Frau Malerin malt mit grofsem Fleifs,
Drei Töchter halfen ihr malen,
Die Eine malt roth, die Andere weifs,
Die Dritte konnt' allerhand malen. —

8. Wie nun ein Röslein fertig ist,
Fängt an der Knab' zu singen:
'Freu' dich, fein's Mäd'l, wo du bist,
Das Röslein thu' ich bringen!'

9. Wie's zweite Röslein fertig ist,
Da pfeift er in die Weiten:
[637] 'Schick dich an fein's Mädel, wo du bist,
Mufst mit von hinnen reiten.'

10. Wie's dritte Röslein fertig ist,
Fängt an der Knab' zu lachen:
'Schick' dich an, fein's Mädel, wo du bist,
Will dich gar traurig machen.'

11. Zu Schimpf hat ihm gered't die Maid,
Im Ernst hat er's genommen,
'Sei dir's nun lieb, sei dir's nun leid,
Hab' dich mit List bekommen!'

Vogl schliefst sich im grofsen und ganzen eng an seine Vorlage an; einigemal erlaubt er sich jedoch Abweichungen. Str. 1 pafst ihm die Volksliedsituation, die doch sehr klar ist (ein Mädchen geht um Wasser zum Quell und hat ein so feingesponnenes Hemd an, dafs ihr sogar die Sonne durchscheint), nicht, er läfst daher das Mädchen ins Bad steigen und ein schneeweifses, selbstgesponnenes Hemd anhaben; die Situationsänderung

ist ganz unmotiviert, sie soll jedenfalls nur einen etwas pikanten Zug in das Ganze bringen. In Str. 2 2 und 3 2 führt er, des Parallelismus mit 2 4 und 3 4 wegen, die direkte Rede ein. Str. 2 4 ist die Hinzufügung des Schmauses eine Erweiterung. Str. 3 2 sind im Volkslied die 'sieben Sprachen' sehr wirksam, während Vogls Einfügung nicht so poetisch wirkt. Str. 4 4 und 6 4 erfolgte die Veränderung von 'zwischen Weihnachten und Ostern' des Reimes wegen in 'bei Wintersturm und Tosen'. Eine falsche Auffassung zeigt 11 1; die Volksliedsituation ist klar: nun ist der Reiter beim Mädchen, und sie spricht zu ihm, sie habe es nur schimpflich gemeint, darauf aber antwortet er, der ihre Rede als Ernst auffafste, mit ...; Vogl aber berichtet in 11 1, dafs sie es ihm zum Schimpfe sprach, wodurch die Voraussetzung, dafs der Reiter nun beim Mädchen ist, verwischt wird und 11 3 ganz unvermittelt dasteht.

8. Spottlied auf einen Bäcker.

Ein, wie mir scheint, bisher nicht bekanntes Spottlied auf einen ungebührlichen Bäcker, das vielleicht auf einer wahren Begebenheit beruht und Andreas Mayer, den Pfleger zu Geisenhausen, zum Verfasser haben kann, enthält die aus Bayern stammende Handschrift Md. 290 der Tübinger Universitätsbibliothek aus ca. 1670.

Peckhenliedt.

[86a] 1. Ainfsmahlfs thet ich mich vnderstan,
khlopfet bey einem peckhen an
vmb ein warmbe semel;
der peckh gab antworth in dem haufs:
warth, iezt khomb ich gleich hinaufs
mit einem gueten trembel.[1]

2. Ich sprach: mein peckh, sey du mit fridt,[2]
dan diser speifs begehr ich nit,
sie ist mir gahr zu bitter;
darauf schreit er mit ganzem gwalt:
wanst lauffen wilst, so lauff nur balt,
ich schlag dich sonst zum ritter.

3. Peckh, ich glaub, du seyst ein nar,
ich will von dir khein solche wahr,
mich dürst villmehr nach prockhen;
da laufft er in dem flez[3] herfür,
fangt an zu reissen in der thir,
dz ich darab erschrockhen.

4. Kherlufs,[4] macht mir nit vill meifs,[5]
ich schlag dich sonsten blau vnd weifs,
thet er mir kurz bedeithen;
da stellet ich mich auf die seith,
gedacht mir, brueder, yezt hast zeit
vnd wolt nit lang beitten.[6]

5. In dem ich sache an der wandt,
dz er ein prügl in der handt,
da bin ich ihm entloffen;
der flegl wahr so vngeschmach,[7]
würff mir mit dem prigl nach
vnd hat mich doch nit troffen.

[86b] 6. Wan ihm der wurff angangen wer,[8]
den er gethon hat nach der schwer,[9]
so het ichs woll empfundten;
mir wer villeicht ein pain entzway,
ich het ein peylen wie ein ay
oder ein guete wundten.

[1] Prügel. [2] sei nur ruhig. [3] Hausflur. [4] Kerl. [5] redet nicht viel, macht mich nicht zornig. [6] warten. [7] ungebildet, gemein. [8] Wann er getroffen hätte. [9] mit aller Wucht.

7. Damit nun dise ritheis that,
die der peckh begangen hat,
bey anderen thue erschallen,
hab ich mich daryber gmacht,
vnd habs in dise reimen bracht,
verhof, es soll ihm gfallen.

8. Vnnd wans ihm schon nit gfallen solt,
so nämb ich doch nit silber vnnd golt,
dz ich dz gsang soll meiden;[10]
ich süngs für mich vnd ander leith
heunt vnd morgen, allezeit,
truz dem, ders nit will leiden.

[10] unterlassen.

9. Joh. Nep. Vogls 'Tod von Basel'.

Eines der weitverbreitetsten und in seiner Realistik mächtig wirkenden Volkslieder ist das Lied vom Tod zu Basel (Erk-Böhme, *Deutscher Liederhort* II [1893] 701 f. Nr. 914), eine derbe Illustration des allgemein gekannten Sprichwortes: 'Es kommt nichts besseres nach'. Joh. Nepomuk Vogl, der so gern den Tod und das Grausige in den Kreis seiner Betrachtungen zieht, hat sich auch dieses Stoffes bemächtigt und in einer Ballade 'Der Tod von Basel. (Nach einem Volksliede.)' verwertet (*Balladen, Romanzen, Sagen und Legenden,* Wien 1846, S. 637 f.). Seine Vorlage war jedenfalls die Fassung, welche Friedrich Nicolai (*Kleyner feyner Almanach* I [1777] 147 ff. Nr. 27 = Neuausgabe von G. Ellinger, I [1888] 54 f. Nr. 27) zuerst bekannt machte; doch behandelt Vogl diese insofern sehr frei, als er, ganz im Stile Langbeins und Bürgers, einen gewissen frivolen, leichten Ton hineinbringt, welcher der Sache den ernsten Charakter nimmt. Eine Gegenüberstellung der Texte wird dies verdeutlichen.

[Vogl 637]

Der Tod von Basel.

1. Es freite einst ein Bauer
Ein schon betagtes Weib,
Bei diesem mocht er finden
Nicht vielen Zeitvertreib.

2. Denn bald ward überdrüssig
Er ihrer ganz und gar
Und konnt' nicht fröhlich werden,
So wie er's früher war.

3. Da ging er eines Tages,
In seiner herben Noth,
Zum Friedhof von Sanct Johann,
Wo aufgemalt der Tod.

4. 'Ach, lieber Tod von Basel,'
Sprach er in seiner Qual,
'Ach, hole meine Alte
Doch endlich ab einmal.'

[638] 5. Und wie er heimgekommen
War's mit der Alten aus,
Da bracht' er sie zum Friedhof
In aller Eil' hinaus.

[Nicolai, Neudruck I 54.]

1. Alfs ich eyn junger G'selle war,
Nam ich eyn steynalts Weyb,
Ich hett sie kaum drey Tage,
Hetts mich schon widerumb g'reut.

2. Als ich nu uff den Kirchhof kam,
Bat ich den liben Tod:
Ach, liber Tod von Basel,
Hol mir meyn' alte fort.

3. Alfs ich wider nach Hause kam,
Fand ich meyn Alte tod.
Ich spannte Rofs vnndt Wagen
Vnndt fur meyn' Alte fort.

6. 'Ihr Träger, liebe Träger,
Behutsam nur und sacht,
Dafs nicht die böse Alte
Mir wiederum erwacht!'

7. 'O Gräber, wack're Gräber,
Nur schnell die Grube zu,
Dafs sie heraus nicht komme,
Zu rauben mir die Ruh! —

8. Und als im Hause wieder
D'rauf ist das Bäuerlein,
Da dünkt es ihm gar öde
Und traurig da zu sein.

9. Von rothen Lippen winkte
Ihm frischer Honigseim
Und nicht gar lang so bracht' er
Ein junges Weib sich heim.

10. Das aber schlug alltäglich
Ihm braun und blau den Leib,
'Ach, lieber Tod von Basel,
Hätt' ich mein altes Weib!'

4. Alfs ich uff den Kirchhof kam,
Das Grab war schon gemacht.
Ir Treger gett feyn sachte,
Dz d'Alte nit erwacht.

5. Scharrt tzu, scharrt tzu, scharrt immer tzu,
Dz alte bose Weyb,
Si hat jr lebetage
Geplagt meyn' jungen Leyb.

6. Alfs ich wider nach Hause kam,
All Winckel warn mir tzu weyt,
Ich wartet kaum drey Tage,
Nam ich eyn junges Weyb.

[55] 7. Dz junge Weybel, dz ich nám,
Dz schlug mich alle Tag,
Ach, liber Tod von Basel,
Hett ich meyn Alte noch!

Zunächst legt Vogl den Eigenbericht des Mannes einer dritten Person in den Mund, die nun die Geschichte erzählt. Der Junggeselle des Volksliedes wird zu einem Bauer, wahrscheinlich deshalb, weil der Städter dem Bauer gern eines am Zeuge flickt und ihn daher für äufserst dumm ausgibt. Volkslied 1 wird bei Vogl zu zwei Strophen zerdehnt, in denen er den kurzen, prägnanten Inhalt des Volksliedes mehr realistisch, durch Zutaten, die aber nur Parallelbemerkungen sind, ausführt. Str. 3 und 4 erweitern Volkslied 2; er führt den Namen des Kirchhofs ein, auf dessen Mauer der berühmte Basler Totentanz sich findet, und führt das, was im Volkslied zwischen den Zeilen zu lesen ist, aus. Str. 5, 6 und 7 stimmen so ziemlich mit Volkslied 3—5 überein, nur in 7 3, 4 versucht er Volkslied 5 3, 4 klarer auszudrücken und wird dabei, dem Volksliede gegenüber, das nur durchschimmern läfst, aber nicht gerade heraussagt, derb. Str. 8 und 9 erweitern Volkslied 6, und zwar nicht vorteilhaft, wie 9 1, 2 zeigt, welche zwei Zeilen nicht zum naiven Ton des Volksliedes, auch nicht in die Nachahmung passen, da ihr Gedanke, weil der Kunstpoesie angehörend, ganz unvolkstümlich ist. Str. 10 entspricht Volkslied 7, nur wird auch hier realistischer gefärbt (s. 10 2). Im ganzen ist Vogls Nachdichtung bis auf den gewissen Ton und eine Kleinigkeit (9 1, 2) keine unglückliche zu nennen.

(Fortsetzung folgt.)

Wien. E. K. Blümml.

Zu Grimms Märchen.

Zu Weihnachten des Jahres 1906 ist bei Cotta die 32. Auflage der *'Kinder- und Hausmärchen,* gesammelt durch die Brüder Grimm' erschienen. Die neue Auflage zu besorgen, lag mir ob. Ich stellte die drei Widmungen an Bettina voran, wie Wilhelm Grimm es in seiner letzten Ausgabe, der siebenten vom Jahre 1857, getan hatte, liefs Herman Grimms Einleitung nach dem Handexemplar und eigenen Familienerinnerungen folgen und berichtete in einem kurzen Vorwort über meine Tätigkeit, indem ich die Rechenschaft im einzelnen einer anderen Stelle vorbehielt. In der Empfindung, dafs keine neuere bildliche Behandlung der Märchen dem Sinne der Brüder Grimm so innig und treu entspreche wie die ihres Bruders Ludwig Emil Grimm, wurden aus dessen zugänglichem Vorrat acht der lieblichsten Märchenbilder ausgewählt, und es scheint, dafs ihre technische Wiedergabe für den neuen Band vortrefflich ausgefallen ist.

Die Märchen der Brüder Grimm haben ihre innere Tradition und Geschichte. Sieben grofse Ausgaben (darunter die fünfte in zwei Formaten), aufser den kleinen, sind seit dem Jahre 1812 von ihnen, insonderheit von Wilhelm, besorgt worden. Immer läfst sich beobachten, wie die Formgebung und Darstellung der Märchen von Ausgabe zu Ausgabe im lebendigen Fortschritte begriffen gewesen ist. Am weitesten mifst, infolge von Arnims freundschaftlicher Kritik, der Schritt von der ersten bis zur zweiten Ausgabe. Aber auch in den späteren Ausgaben kommen Fälle völliger Neu- und Umarbeitung einzelner Märchen vor. Ein Beispiel dafür ist in der fünften Ausgabe (1843) das Märchen von den ungleichen Kindern Evas, das ersichtlich von Wilhelm auf Grund des kurz zuvor von Jacob vorgetragenen Textes (*Kl. Schr.* 7, 106) gänzlich neu ausgestaltet worden ist, was Cornicelius in seinem Aufsatze *'Wilhelm Grimms Arbeit an den Kinder- und Hausmärchen'* (*National-Zeitung* 1907 Nr. 29) ausführt. Aber auch in Einzelheiten hat das stilistische Änderungsbedürfnis niemals stillgestanden. Umgibt man sich mit einer lückenlosen Reihe der Märchenausgaben, was leider nicht zu leicht ist, und vergleicht den Text von Ausgabe zu Ausgabe, so macht man die interessantesten Beobachtungen, Bemerkungen und Entdeckungen. Klarer als je ist mir dadurch geworden, welchen Anteil an der

Form, dem Inhalt und dem Erfolge der Märchen die produktiv schaffende Poesie der Brüder Grimm für sich in Anspruch zu nehmen hat.

Aus der inneren Geschichte und unablässigen Bewegung der Märchen leitete ich für mich, was alles Äufsere angeht, nicht nur das Recht her, die neue Ausgabe im Kleide der heute geltenden Schreibweise und Gewohnheiten erscheinen zu lassen. Ich betrachtete es darüber hinaus als meine Pflicht, den Text der Märchen so rein und fleckenlos, wie mir möglich, darzustellen. Dies geschah natürlich auf dem Grunde der siebenten Ausgabe, der Ausgabe letzter Hand, und was sich mir bei meiner Arbeit zu sprachlichen Bemerkungen ergab, will ich im folgenden einfach und schmucklos mitteilen. Die Zitate beziehen sich auf die neue (32.) Ausgabe.

Bemerkungen.

S. 3 (Nr. 1 'Der Froschkönig oder der eiserne Heinrich'). In dem Satz 'den sie nicht anzurühren getraute' könnte der nichtreflexive Gebrauch des Verbs 'getrauen' bedenklich machen; denn die beiden ersten Ausgaben haben das Verb wirklich reflexiv. Die erste Ausgabe 1812. 1, 4: 'sie fürchtete sich vor dem kalten Frosch, sie getraute sich nicht ihn anzurühren'; die zweite Ausgabe 1819. 1, 4: 'und fürchtete sich vor dem kalten Frosch, den getraute sie sich nicht anzurühren'. In der dritten Ausgabe 1837. 1, 4, wo die ganze Stelle vereinfacht ist, unterbleibt zuerst die reflexive Verwendung: 'Frosch, den sie nicht anzurühren getraute', und ebenso hat die vierte Ausgabe 1840. 1, 4. Nur die fünfte Ausgabe 1843. 1, 4 führt wieder 'sich' vor 'getraute' ein, und zwar in ihren beiden Druckausstattungen, klein 8^0 und hoch 8^0. Die sechste 1850. 1, 4 und die siebente Ausgabe 1857. 1, 4 haben das 'sich' wieder aufgegeben, und diese Fassung mufste sich auch die neue Ausgabe aneignen. Goethe gebraucht 'sich getrauen' und 'getrauen' ohne Unterschied der Bedeutung; dieselbe Freiheit bewahrten sich die Brüder Grimm in den Märchen. Reflexiv z. B. S. 4 'getraut sich', S. 42 'getraute sich', S. 75 'getraute sich'; dagegen S. 162 'es getraute nicht sich in eins zu legen', wo ersichtlich aus stilistischen Gründen ein doppeltes 'sich' vermieden werden sollte.

S. 16 (Nr. 4 'Märchen von einem der auszog etc.'). In dem Sätzchen 'der war nicht gröfser als alle andere', wie die siebente Ausgabe mit den früheren bis zur zweiten bietet (das Märchen erscheint noch nicht in der ersten), haben die neueren Ausgaben irrtümlich 'anderen', was wieder aufzugeben war.

S. 31—35. Im Märchen Nr. 9 'Die zwölf Brüder' steckt eine Inkongruenz, die sich jedoch nicht beseitigen läfst. Die

Schwester, die ihre zwölf als Raben davongeflogenen Brüder durch siebenjähriges Stummsein zu erlösen entschlossen ist, wird die Gemahlin eines Königs, der sie beim Jagen im Walde findet. Die 'Mutter des Königs' ist eine böse Frau, die es dahin bringt, dafs der König seine Gemahlin zum Tode verurteilt. Erst auf dem Scheiterhaufen darf sie ihre Unschuld enthüllen, Die 'böse Stiefmutter' aber stirbt nun eines schlimmen Todes. Streng genommen müfste es nicht 'Stiefmutter', sondern 'Schwiegermutter' heifsen, genau so, wie in dem Märchen von den Sechs Schwänen (S. 164) nur von der bösen Schwiegermutter die Rede ist. Indessen 'Stiefmutter' steht bereits in der ersten Ausgabe (1812. S. 30), wo das Märchen noch nicht durchstilisiert ist, und hat sich unbeanstandet durch alle späteren erhalten: mufs also auch in der neuen Ausgabe stehen bleiben.

S. 78 (Nr. 21 'Aschenputtel'). 'Obendrein' heifst es von der dritten bis zur siebenten Ausgabe richtig; die späteren haben 'Oberdrein', was in der neuen Ausgabe natürlich zu berichtigen war.

S. 86 (Nr. 23 'Von dem Mäuschen, Vögelchen und der Bratwurst'). Gleich im Anfange des Märchens lautet der gewöhnliche (Vulgat-)Text: 'Des Vögelchens Arbeit war, dafs es täglich im Wald fliegen und Holz beibringen mufste'. Der Dativ 'im Wald' ist sicher höchst unbequem, ja kaum erträglich, wenn man weiterhin im Märchen akkusativisch liest: 'Das Vöglein .. wollte .. nicht mehr ins Holz' und: 'Das Bratwürstchen zog fort gen Holz'. Sieht man die Grimmschen Ausgaben rückwärts durch, so haben wirklich die siebente bis zur zweiten das auffällige 'im Wald'. Gerade aber die zweite Auflage ist durch viele Druckfehler, am Schlusse verbesserte und nicht verbesserte, entstellt. Die Hilfe kommt aber aus der ersten Ausgabe (1812. 1, 104), wo das richtige steht, nämlich: 'dafs es täglich in Wald fliegen .. müfste', in rechter Bewahrung des volksmäfsigen Tones. Und so habe ich in der neuen Ausgabe wieder geschrieben.

S. 93 (Nr. 26 'Rotkäppchen'). Auf die Frage der Grofsmutter: 'wer ist draufsen?' antwortet der Wolf nach der ersten Ausgabe (1812. 1, 115): 'das Rotkäppchen, ich bring dir Kuchen und Wein, mach mir auf'. So auch in der zweiten Ausgabe. In der dritten dagegen lautet die Antwort: 'Rotkäppchen, das bringt dir Kuchen und Wein, mach auf'; ebenso noch in der vierten und fünften. Das 'dir' ist durchaus gut und der Situation angemessen. Wenn nun in der sechsten Ausgabe (1850. 1, 163), die überhaupt manche kleine Schäden aufweist, und von ihrer Grundlage aus in der siebenten das 'dir' fehlt, so meine ich, dafs hier Setzerfehler vorliegt, den ich in der neuen Auflage, an der Hand der ersten bis fünften Ausgabe, beseitigt habe.

S. 97 (Nr. 27 'Die Bremer Stadtmusikanten'). Die akkusa-

tivische Wendung 'die Katze (legte sich) auf den Herd bei die Asche' war natürlich mit den früheren Ausgaben festzuhalten.

S. 103 (Nr. 29 'Der Teufel mit den drei goldenen Haaren'). Die siebente grofse Ausgabe (1857. 1, 157) hat die bedenkliche Satzbildung: 'Die Ellermutter sprach ihn zu gut und lauste ihn wieder'. Man würde dem Sinne nach erwarten: Die Ellermutter sprach ihm 'gut zu etc.' Aber dies etwa herzustellen, widerrät die Überlieferung, die jene Wendung von der dritten bis zur siebenten Ausgabe festhält. In der zweiten grofsen Ausgabe fehlt sie noch und ist erst in der dritten zugesetzt; die erste Ausgabe fafst die ganze Stelle anders und gewährt infolgedessen auch keine Hilfe für den Text.

S. 121 (Nr. 36 'Tischchen deck dich' etc.). Die sich immer im selben Wortlaut wiederholenden Antwortverse der Ziege sind in der siebenten und den früheren Ausgaben dem Tonfall nach nicht durchaus in Ordnung: es war durchweg das dreisilbige 'Blättelein', statt zweimaligem 'Blättlein', herzustellen. Ferner: die eine Art Antwort, die von der Ziege viermal gegeben wird, beginnt in der ersten Ausgabe (1812. 1, 162) zunächst zweimal mit der Zeile

wovon sollt ich satt seyn?

alsdann zweimal mit der Zeile

wie sollt ich satt seyn?

Ebenso in der zweiten. Von der dritten bis siebenten steht auch das dritte Mal 'wovon', und es bleibt nur einmal 'wie' übrig. Es sollte, wie es scheint, von Grimms Gleichmäfsigkeit erzielt werden, die letzte Stelle aber entging ihrer Aufmerksamkeit. Natürlich ist es für uns ausgeschlossen, den Grimmschen Text zu ändern.

S. 131 (Nr. 37 'Daumesdick'). Die neuesten Ausgaben haben da, wo Daumesdick in und mit dem Magen der geschlachteten Kuh auf den Mist geworfen wird, auf Grund der siebenten Ausgabe (1857. 1, 198) den Satz:

> Daumesdick hatte grofse Mühe sich hindurch zu arbeiten und hatte grofse Mühe damit, doch brachte ers so weit dafs er Platz bekam, aber als er eben sein Haupt herausstrecken wollte, kam ein neues Unglück.

Es war mir klar, dafs die doppelte 'grofse Mühe' nicht in Ordnung sein kann. Es kam nun darauf an, die Entstehung des wunderlichen Mangels aufzufinden. Das Märchen fehlt der ersten Ausgabe 1812 und ist erst der zweiten 1819 aus Mühlheim am Rhein zugekommen. Wie noch bis zur dritten Ausgabe (1837. 1, 234) lautete unsere Stelle eigentlich:

> Daumesdick suchte sich heraus zu arbeiten, das war nicht leicht, doch endlich brachte er es so weit, dafs [usw., genau wie 1857].

Im fortgesetzten stilistischen Wandel des Märchenvortrages erscheint die Stelle erst in der vierten Ausgabe (1840. 1, 234) folgendermafsen:

> Daumesdick suchte sich heraus zu arbeiten, und hatte grofse Mühe damit, doch endlich [usw., genau wie 1837. 1857].

So erhält sich die Stelle auch in der fünften Ausgabe (1843. 1, 238). Dagegen bietet die sechste Ausgabe (1850. 1, 229) eine ganz neue, aus durchgreifender Umgestaltung des Satzes hervorgegangene Fassung:

> Daumesdick hatte grofse Mühe sich heraus zu arbeiten, und wollte eben sein Haupt herausstrecken, als ein neues Unglück kam.

Diese Fassung der sechsten grofsen Auflage hat nun durchaus nicht unmittelbar auf die der siebenten von 1857 fortgewirkt, sondern die siebente von 1857 stellt sich wieder näher zu den früheren Fassungen bis zur fünften grofsen Ausgabe.

Ich denke mir nun die Sache so. Wilhelm — denn er war der stilistische Umarbeiter, ich habe auch ein Bändchen Märchen in Händen, ganz von Wilhelms Hand mit Blei stilistisch durchgebessert — ging bei Herrichtung der siebenten Auflage (1857) wieder von der vor der sechsten Auflage liegenden Satzfassung aus. Aber ihm haftete die Änderung der sechsten grofsen Ausgabe irgendwie im Gedächtnis. Dementsprechend ersetzte er wieder 'suchte sich' durch 'hatte grofse Mühe' und mufste nun folgerichtig 'und hatte grofse Mühe damit' streichen; strich er dieses Sätzchen wirklich, so geriet es doch durch Setzerirrtum in den Text, vergafs er, es zu streichen, nun so trifft die Setzerei eben keine Schuld; das erste 'heraus' ersetzte Wilhelm Grimm durch 'hindurch', offenbar des Wechsels wegen, da gleich darauf noch einmal im Satzgefüge 'heraus' erscheint, und aufserdem strich er noch 'endlich'. Nach diesen Ausführungen bin ich der Meinung, dafs Wilhelm Grimm für die siebente Ausgabe schreiben wollte:

> Daumesdick hatte grofse Mühe sich hindurch zu arbeiten, doch brachte ers so weit dafs er Platz bekam, aber als er eben sein Haupt herausstrecken wollte, kam ein neues Unglück.

Und diesen Text habe ich in meine neue Ausgabe eingeführt.

S. 152 (Nr. 47 'Von dem Machandelboom'). Über die Entwicklung dieses Märchens habe ich im *Archiv f. n. Spr.* CVII, 279. CX, 8 gehandelt und demgemäfs den durch Abdruck und Abdruck verschlechterten Text der Märchenausgaben nach Philipp Otto Runges *Hinterlassenen Schriften* wieder in Ordnung gebracht. Ebenso habe ich auch Nr. 19 (Von dem Fischer und siner Fru) behandelt.

S. 165 (Nr. 50 'Dornröschen'). Um das Schloſs wächst eine 'Dornhecke', wie viermal und ausschlieſslich dies Wort in der ersten Ausgabe von 1812 lautet. 'Dornhecke' ist auch der Namensform 'Dornröschen' durchaus angemessen. In der zweiten Ausgabe, von 1819, findet man die Form 'Dornhecke' nur noch zweimal, an den beiden anderen Stellen dafür die erweiterte Bildung 'Dornenhecke'. Die kleinen Ausgaben, z. B. die von 1833, geben schon dreimal 'Dornenhecke', und nur noch einmal 'Dornhecke', und dieser Zustand hat sich von der dritten groſsen Ausgabe bis zur siebenten unverändert erhalten, und ich durfte für die neue Ausgabe natürlich die — wiewohl inkonsequente — Überlieferung nicht antasten. Im Wörterbuch behandelt Jacob Grimm beide Wortformen zusammen in einem Artikel.

S. 168 (Nr. 51 'Fundevogel'). Die beiden Kinder im Bett sprechen: 'Wir wollen aber geschwind aufsteigen, uns anziehen und zusammen fortgehen.' Worauf dann sofort die Erzählung weiter geht: 'Also standen die beiden Kinder auf, zogen sich geschwind an und gingen fort.' Der parallele Aufbau der beiden dreigliederigen Sätze führt dazu, entweder an 'aufsteigen' oder an 'standen .. auf' Anstoſs zu nehmen: man möchte vielleicht an erster Stelle 'aufstehen' oder an zweiter 'stiegen .. auf' erwarten. Aber jede Emendationslust wird durch die Beobachtung gehemmt, daſs die Überlieferung der beiden ausgehobenen Sätze sich von 1812 bis 1857, von der ersten bis zur siebenten groſsen Ausgabe, unverändert gleich geblieben ist.

S. 184 (Nr. 54 'Der Ranzen, das Hütlein und das Hörnlein'). 'liebkoste ihm': das Märchen, das der ersten Ausgabe fehlt, hat in der zweiten (1819. 1, 279) an der nämlichen Stelle: 'schmeichelte sie ihm', von der dritten an bis zur siebenten Ausgabe: 'liebkoste ihm'; mit der zu Goethes Zeit noch gut gebräuchlichen Dativverbindung; also war 'ihm' auch für die neue Bearbeitnng beizubehalten.

S. 187 (Nr. 55 'Rumpelstilzchen'). Am Schlusse des Märchens stöſst Rumpelstilzchen, als es seinen Namen von der Frau Königin genannt hört, mit dem rechten Fuſs vor Zorn so tief in die Erde, daſs 'es' bis an den Leib hineinfährt, dann packt es 'in seiner Wut' den linken Fuſs mit beiden Händen und reiſst sich selbst mitten entzwei. Bedenklich ist 'es', für das man 'er' erwarten sollte; denn der Sinn ist doch wohl so: der rechte Fuſs fährt in die Erde, der linke bleibt draufsen, und das Rumpelstilzchen reiſst sich an dem linken Fuſs auseinander. Dieser humorvolle Selbstmord wäre nicht möglich, wenn 'es' (das Rumpelstilzchen) bis an den Leib, also auch mit dem linken Fuſse, in die Erde fährt. Die frühesten Ausgaben haben den Text freilich anders. In der ersten (1812. 1, 255) hat das Rumpelstilzchen das Selbstentzweireiſsen noch nicht gekannt, sondern das

Märchen schliefst: 'Das hat dir der Teufel gesagt! schrie das Männchen, lief zornig fort und kam nimmermehr wieder.' Erst in der zweiten Ausgabe von 1819 (1, 283) haben wir die neue Textgestaltung, die nun bis zur grofsen siebenten Ausgabe bleibt, aber mit einer charakteristischen Variante: es steht 1819 nicht 'in seiner Wuth', sondern 'in einer Wuth' da, d. h. etwa: in einem Wutanfall, was etwas Neues, Gewaltsameres ist als der 'Zorn', aus dem er vorher handelte. Dieser feine Unterschied ist aber bereits in den kleinen Ausgaben, die nun folgen, verwischt, und sie haben 'in seiner Wut' in den Text eingeführt. So also, mit 'es' und 'in seiner Wuth', bleibt die Satzfassung durch alle späteren Ausgaben, sie mufste auch von mir beibehalten werden.

S. 188 (Nr. 56 'Der Liebste Roland'). In der siebenten Ausgabe (1, 286) heifst es: '(Die Hexe) zog ihre Meilenstiefeln an, in welchem (!) sie mit jedem Schritt eine Stunde machte'. Der Relativsatz ist erst der dritten Ausgabe (1837. 1, 339) eigen, noch nicht den beiden ersten. Aber von der dritten bis sechsten Ausgabe steht richtig der Plural 'in welchen'; der Singular 'in welchem' der siebenten Ausgabe ist also einfacher Druckfehler und war zu beseitigen.

S. 189. Der Schäfer fand, wenn er morgens aufstand, schon alle Arbeit getan, 'Feuer auf den Herd gemacht etc.' Der Akkusativ 'auf den Herd' ist allerdings erträglich, wiewohl nicht ganz bequem; er begegnet als Zusatz aber erst von der dritten grofsen Ausgabe (1837. 1, 340). Die erste und die zweite Ausgabe hat blofs 'Feuer angemacht'; man bemerkt, wie der akkusativische Zusatz auch die Änderung von 'angemacht' zu 'gemacht' nach sich gezogen hat.

S. 193 (Nr. 57 'Der goldene Vogel'). In der siebenten Ausgabe (1, 293 f.) kommt zweimal kurz nacheinander der Satz vor: 'Dann streckte der Fuchs seinen Schwanz aus, der Königssohn setzte sich auf, und etc.' — nur dafs das zweite Mal 'aus' fehlt; ebenso haben die fünfte und sechste Auflage. Dagegen hat die vierte (1, 347) und die dritte (1, 347) auch an zweiter Stelle richtig das vermifste 'aus'. Während hinwiederum die zweite (1, 293) und die erste Ausgabe (1, 265) beidemal nur bieten: 'Der Fuchs streckte seinen Schwanz', ohne 'aus'. Bei diesem hin- und zurückspringenden Gange der Überlieferung mufs schon die inkonsequente Fassung der fünften bis siebenten Ausgabe beibehalten werden.

S. 198 (Nr. 58 'Der Hund und der Sperling'). Der erste Satz des letzten Absatzes, in der siebenten Ausgabe (1857. 1, 301),

> Da hatte der Fuhrmann all sein Gut verloren, gieng hinab in die Stube, setzte sich hinter den Ofen und zwar ganz bös und giftig

ist in dem Worte 'zwar' kontrovers. Ebenso hat freilich noch die sechste; auch die fünfte, nur mit Komma vor 'zwar' Dagegen gewähren die dritte (1837, 1, 357) und die vierte (1840. 1, 357) den Satz so:

> .. setzte sich hinter den Ofen, und war ganz bös und giftig —

ohne Zweifel im Ausdruck besser und volkstümlicher. In einem mit Blei von Wilhelm durchgebesserten Exemplar der siebenten kleinen Ausgabe ist das 'war' unangerührt geblieben. Die erste und zweite Ausgabe kommen für die Beurteilung der Stelle nicht unmittelbar in Betracht, weil jene (1812. 1, 272) bietet:

> Bös und giftig ging er nach Haus, und setzte sich hinter den Ofen —

diese aber (1819. 1, 300):

> Da hatte der Fuhrmann all sein Gut verloren, ging hinab in seine Stube und setzte sich bös und giftig hinter den Ofen.

Ich halte die Formgebung mit 'war' für die beste und nehme 'zwar' als Druckverschlechterung. Ich habe daher in meine Textgestaltung das 'war' wieder zurückgeführt.

S. 204 (Nr. 59 'Der Frieder und das Katherlieschen'). Das Märchen erscheint erst in der zweiten Ausgabe von 1819 (1, 301) und schliefst damit, dafs der Pfarrer in seiner Angst vor dem vermeintlichen Teufel mit seinem lahmen Fufse gerade so rasch laufen konnte als der Mann, der ihn 'gehockelt' hatte, mit seinen gesunden Beinen. Die zweite bis siebente Ausgabe hat immer das richtige 'gehockelt', wie es auch ein paar Zeilen vorher zweimal gebraucht wird. Nur die siebente Ausgabe hat fehlerhaft 'gehockt', was also bei der Neubearbeitung durch 'gehockelt' zu ersetzen war.

S. 206 (Nr. 60 'Die zwei Brüder'). 'und so schwer es ihm ankam': der Dativ durch alle Ausgaben von der zweiten an, und war deshalb von mir beizubehalten; die sprachliche Berechtigung dieses Dativs legt Jacob Grimm im *Wörterbuch* I, 385 dar.

S. 220 (Nr. 60 'Die beiden Brüder'). Gegen das Ende des Märchens, wo der zweite Bruder die Hexe mit den drei Knöpfen vom Baume herabgeschossen hat, sagt er zu ihr: 'Alte Hexe, wenn du nicht gleich gestehst, wo mein Bruder ist, so pack ich dich auf mit beiden Händen und werfe dich ins Feuer.' Der Zusatz 'mit beiden Händen' ist nicht ganz bequem, er ist auch nur der sechsten und siebenten Ausgabe eigen, während die zweite bis fünfte ihn noch nicht hat; er war jedoch für die neue Bearbeitung beizubehalten.

S. 222 (Nr. 61 'Das Bürle'). Die Ausgaben von der vierten bis siebenten haben: 'Der Müller sah's Bürle auf dem Streu liegen'. Die zweite und dritte dagegen haben femininisch 'auf der Streu'. Da aber auch sonst in diesem Märchen mehrmals

'die Streu' als Femininum vorkommt, habe ich an der obigen Stelle 'auf der Streu' wieder hergestellt.

S. 226 (Nr. 62 'Die drei Federn'). Z. 1 'Es' mufs es heifsen, wie durch den Sinn und die früheren Ausgaben verlangt wird: die siebente Ausgabe hat durch Druckversehen 'Er'.

S. 235 und 236 (Nr. 65 'Allerleirauh'). Auf kurzer Strecke folgt hintereinander in gleicher Situation: 'die Stiefeln um den Kopf werfen' und 'die Stiefeln an den Kopf werfen'. Diese kleine Ungleichmäfsigkeit besteht aber durch alle Ausgaben, von der zweiten bis zur siebenten hindurch, und mufste beibehalten werden; in der ersten Ausgabe steht freilich an den beiden betreffenden Stellen 'um', aber einmal noch vorher 'an'.

S. 237 (Nr. 66 'Häsichenbraut'). Eine Vergleichung dieses in mecklenburgischem Platt erzählten Märchens durch die Ausgaben, von der zweiten an, ergab nur ganz geringe lautliche Wiederherstellungen; eine konsequente Schreibweise jedoch war im ganzen nicht zu gewinnen, wie überhaupt darauf fast bei sämtlichen Dialektmärchen verzichtet werden mufs.

S. 242 (Nr. 69 'Jorinde und Joringel'). Sämtliche Ausgaben, von der ersten an, bieten: 'Sie konnte das Wild und die Vögel herbeilocken, und dann schlachtete sie's, kochte und bratete [sechste und siebente Ausgabe 'briet'] es.' Nur die siebente Ausgabe hat 'schlachtete sie' ohne Objekt: ich habe 'sie's' wieder hergestellt.

Ebenda. Alle Ausgaben von der zweiten (1819) an haben: 'Jorinde .. setzte sich hin im Sonnenschein'. Nur die erste (1812. 1, 329) hat das richtige 'in Sonnenschein', das ich wieder hergestellt habe. Vgl. vorher zu S. 19 'im Wald'.

Ebenda. In den Versen, die Jorinde singt, wird der Ton der Nachtigall, in der dritten bis siebenten Ausgabe, durch 'zuküth, zicküth, zicküth' nachgeahmt. Doch die beiden ersten Ausgaben haben das gleichmäfsige 'Zicküth! Zicküth! Zicküth!' — das ich, da kein Grund zum Vokalwechsel vorliegt, wieder eingeführt habe.

S. 243 gegen Ende. 'merkte er', das der siebenten Ausgabe fehlt, aus der übereinstimmenden Überlieferung der sechs vorausliegenden Ausgaben ergänzt.

S. 244 (Nr. 70 'Die drei Glückskinder'). 'wundern' in der vierten bis siebenten Ausgabe; dafür in der zweiten und dritten Ausgabe 'verwundern'. Ich habe also 'wundern' beibehalten.

S. 245 (Nr. 70 'Die drei Glückskinder'). Alle Ausgaben, von der zweiten bis siebenten, haben übereinstimmend 'Endlich liefs er (der dritte Bruder) sich auf eine Insel überschiffen, und es traf sich glücklicherweise, dafs dort noch niemals eine (Katze) gesehen war und doch die Mäuse so überhand genommen hatten, dafs etc.' In den Worten 'und doch' scheint mir ein Wort- oder Sinnfehler enthalten zu sein, da man eher 'und deswegen' oder

dergleichen erwarten möchte. Zu einer Anderung habe ich mich nicht für befugt gehalten.

S. 275 (Nr. 83 'Hans im Glück'). 'Er .. trieb das Schwein schnell auf einen Seitenweg fort': so haben nur die sechste und siebente Ausgabe; von der zweiten bis fünften steht 'auf einem Seitenweg', was das richtigere ist, und so habe ich wieder geschrieben.

S. 278 (Nr. 85 'Die Goldkinder'). 'sie quälte und stachelte den Mann' haben die Ausgaben von der dritten bis zur siebenten; nur die zweite Ausgabe, wo das Märchen zuerst erscheint, hat 'quälte und stichelte'. Es war doch 'stachelte' beizubehalten.

S. 280 (Nr. 85 'Die Goldkinder'). Der sachliche Fehler in der Wendung 'wenn sie sehen, dafs ihr golden seid und euere Pferde auch', statt des Singulars 'euer Pferd', erscheint aus Irrtum erst in der sechsten und siebenten Ausgabe und war natürlich auszumerzen.

S. 288 (Nr. 88 'Das singende, springende Löweneckerchen'). Vom Nachtwind heifst es in der siebenten Ausgabe: 'Du wehst ja über alle Bäume und unter allen Blättern weg.' Ebenso hat nur noch die sechste Ausgabe. Die dritte bis fünfte gewährt die Deminutivform 'unter allen Blätterchen weg'. Akkusativisch und eigentlich besser ist der Wortlaut in der ersten und zweiten Ausgabe: 'du wehst ja durch alle Bäume und unter alle Blätterchen weg'; aber man wird diesen Urtext nicht wieder einführen dürfen.

S. 292 (Nr. 89 'Die Gänsemagd'). Der Fehler in der ersten Verszeile 'O du Falada, der du hangest' haftet nur der sechsten und siebenten Ausgabe an. Aus der ersten bis fünften Ausgabe habe ich die richtige Lesung 'O du Falada, da du hangest' wieder hergestellt.

S. 294. 'wie die Gänsemagd und der Gänsejunge die Herde getrieben brachte' — nur in den beiden ersten Ausgaben steht 'brachten'.

S. 299 (Nr. 90 'Der junge Riese'). Die Formen 'Mühlenstein' und 'Mühlstein' wechseln schon in der ersten Ausgabe (1815. II, 34) ohne Unterschied miteinander ab, so auch in den späteren: es durfte also nicht für den neuen Text normiert werden.

S. 301 (Nr. 91 'Dat Erdmänneken'). 'De ümme den Appel dervon plückede': so bieten die fünfte bis siebente Ausgabe, jedoch war dafür aus der ersten bis vierten Ausgabe das richtige 'ünne' wieder einzusetzen. — 'seihen to' (*videbant*) haben alle Ausgaben, aufser der ersten, die 'seken to' bietet; 'seihen' ist sonst im Märchen Infinitiv (*videre*).

S. 302. Die erste Ausgabe hat sehr richtig: 'da willt se de Künig', im Präsens. Dagegen hat die zweite bis siebente 'wull', wohl absichtliche, aber weniger gute Änderung. — 'mögte'

habe ich aus der ersten Ausgabe wieder eingeführt, gegen zweite bis siebente (mügte); auch sonst steht im Märchen in der zweiten bis siebenten nur 'mögte'.

S. 304. Die erste Königstochter, vom jüngsten Jägerburschen erlöst, 'drucket'n un piepete (küfste) ünn so viel'. Als dann alle drei Königstöchter erlöst waren, 'do froget se sich alle so viel un drucket un piepet'n ohne uphören'. So wenigstens habe ich an letzter Stelle geschrieben; denn der Text der dritten bis siebenten Ausgabe 'un drucketen un piepeten ohne uphören' ist nicht in Ordnung. 'drucketen' und 'piepeten' sind für die paderbörnische Mundart falsche Pluralformen des Imperfekts, und aufserdem fehlt ein Objekt. Auf die rechte Spur führt, wie ich glaube, die Lesung der ersten und zweiten Ausgabe: 'un drucke'n un piepete'n', was bedeuten soll und mufs: 'und drückten ihn und küfsten ihn'. Mit Recht bezeichnet aber das Druckfehlerverzeichnis der zweiten Ausgabe die Form 'drucke'n' für falsch und setzt dafür 'druckete'n'. Aber wie so oft, ist das Druckfehlerverzeichnis hier nicht korrekt, und die wieder unmögliche Singularform 'druckete' erklärt sich eben daraus, dafs kurz zuvor dieselbe Singularform steht. Erforderlich ist aber der Plural, und die imperfekte Pluralform lautet im Dialekt des Märchens 'drucket' und 'piepet', wozu sich beidemal der verflüchtigte Akkusativ ''n' (ün = ihn) stellt. Also habe ich 'drucket'n un piepet'n' geschrieben. — 'tor Frugen' habe ich aus der ersten bis sechsten Ausgabe gegen die siebente ('tor Fruen') geschrieben; ebenso 'Unnerdes' aus der ersten bis fünften gegen die sechste und siebente (Unnerdies).

S. 309 (Nr. 92 'Der König vom goldenen Berg'). Meinen Text: 'Da hing er seinen Mantel um' habe ich nach der sechsten Ausgabe hergestellt, in der siebenten Ausgabe fehlt 'um'; die früheren Ausgaben bieten die Stelle in anderem Wortlaute.

S. 311. Die sechste und siebente Ausgabe hat: 'Sie stellte aber die Schüssel mit Essen und das Glas mit Wein vor ihm hin'. Unangenehm ist darin 'ihm'; es in 'ihn' zu verwandeln, rät aber die früheste, sich von der ersten bis fünften Ausgabe gleichbleibende Fassung: 'Sie aber stellte das Essen und Trinken vor ihn hin'.

S. 314 (Nr. 94 'Die kluge Bauerntochter'). Die vierte bis siebente Ausgabe hat: 'da fragte ihn der Herr König, warum er also fort schrie'. In 'also' liegt alte Druckverderbnis vor, von der ersten Ausgabe (1815. II, 64) an; es mufs nach dem Sinne und den ganz gleichgebauten vorherigen Stellen 'als fort', d. i. hessisch für etwa 'in einem fort', heifsen. Für 'schrie' haben die drei ersten Ausgaben das richtige 'schreie'.

Auch S. 315 in 'und fischt also fort' ist das 'also' bedenklich, aus dem nämlichen Grunde.

S. 316 ff. (Nr. 95 'Der alte Hildebrand'). Nach der zweiten Ausgabe, worin dies Märchen in österreichischer Mundart zuerst erscheint, habe ich den durch die Abdrücke ziemlich verschlechterten Text wieder in Ordnung gebracht.

Im einzelnen war S. 317 zu schreiben immer 'Lorbeerbladeln' (statt 'Lorbeerbladen'); hinzuzufügen am Ende des ersten Absatzes 'Bruader'; 'tu do (= doch) dös nit' (statt 'du'); wieder aufzunehmen 'wannst aufstundst' (statt 'wann aufstundst') = wenn du aufstündest; 'derzöhle' wieder statt 'verzöhle'; und sonst der Text von den eingedrungenen schriftdeutschen Formen zu befreien.

S. 319 (Nr. 96 'De drei Vügelkens'). Ebenfalls nach der ersten Ausgabe lautlich in Ordnung gebracht.

S. 333 (Nr. 100 'Des Teufels rufsiger Bruder'). 'sein General' war nach der ersten bis dritten Ausgabe in den Text zu nehmen und 'ein General', wie in der vierten bis siebenten Ausgabe steht, aufzugeben.

S. 339 (Nr. 102 'Der Zaunkönig und der Bär'). Sehr auffällig ist die Wendung: 'du mufst warten, bis Herr und Frau Königin wieder fort sind'. Gegen Ende des Märchens begegnet auch die natürliche Art: 'Da flog der Herr König und die Frau Königin heim'. Da aber der mir anstöfsige Text in allen Ausgaben, von der ersten bis siebenten, gleichmäfsig wiederkehrt, war an eine Änderung nicht zu denken.

S. 340. Der Fuchs als kommandierender General verabredet als Kriegszeichen: 'Wenn ich den Schwanz in die Höhe halte, so geht die Sache gut etc.' Der Zaunkönig aber schickt die Hornisse ab, die sollte sich dem Fuchs unter den Schwanz setzen und aus Leibeskräften stechen. Wie nun der Fuchs den ersten Stich bekam, zuckte er zwar, doch 'ertrug er's und hielt den Schwanz noch in der Höhe'. Das dativische 'in der Höhe' zu 'hielt' ist sehr unbequem, gründet sich aber auch nur auf die sechste und siebente Ausgabe. Die erste bis fünfte hat durchgehends 'und liefs den [zu Anfang der Schlacht aufgehobenen] Schwanz noch in der Höhe'. Zweifellos ist diese Ausdrucksweise die richtige und sachentsprechende; vielleicht mag das 'liefs' um des nachfolgenden 'herunterlassen', um zu wechseln, durch 'hielt' ersetzt sein: ich habe wieder 'liefs' geschrieben.

S. 355 (Nr. 107 'Die beiden Wanderer'). Keinen Anstofs darf erregen: 'das Pferd rennte in vollem Lauf', wie die sechste und siebente Ausgabe bietet, während die fünfte Ausgabe, worin das Märchen zuerst erscheint, hat: 'das Pferd sprang in vollem Lauf'.

S. 357 (Nr. 108 'Hans mein Igel'). Hans mein Igel bittet in der ersten bis sechsten Ausgabe: 'Väterchen, bringt mir doch einen Dudelsack mit'. Er ihrzt auch sonst in dem Märchen seinen Vater. Nur in der siebenten Ausgabe steht an dieser

Stelle der Singular, also 'bring', sonst aber auch immer der Plural. Es war daher 'bringt' wieder herzustellen.

S. 370 (Nr. 113 'De beiden Künigeskinner'). Dies Dialektmärchen aus dem Paderbörnischen hat, während es sich in der ersten und zweiten Ausgabe im wesentlichen gleichbleibt, für die dritte Ausgabe (1837. II, 145) eine Neuordnung sowohl in dialektischer wie stilistischer Hinsicht erfahren, und diese Textgestalt ist für alle späteren Ausgaben die maſsgebende geblieben. Die Vergleichung der einzelnen Ausgaben für meinen Text hat wohl einigen Nutzen abgeworfen; doch unmöglich ist es, 'alle ungleichen zwielichtigen Formen' (wie Wilhelm Grimm einmal von einem anderen Dialektmärchen sagt) einheitlich und gleichmäſsig aufzulösen.

S. 377 (Nr. 114 'Vom klugen Schneiderlein'). Am Beginn des zweiten Absatzes heiſst es, daſs sich drei Schneider bei der stolzen Prinzessin meldeten und sagten, 'sie solle ihnen ihre Rätsel vorlegen'. So lautet der Vulgattext, gestützt auf die siebente Ausgabe, mit der auch die vierte bis sechste übereinstimmen. Nun sieht jeder aber aus dem Inhalt des Rätsels, daſs es sich nur um ein Rätsel handelt, diese Lesung also nicht richtig sein kann. Die richtige Lesung aber ist in der zweiten und dritten Ausgabe enthalten (während die erste den Satz noch anders hat), nämlich: 'ihr' Rätsel — und so habe ich wieder geschrieben.

S. 378. Sonderbar mutet uns der Satz an: 'Der Bär steckte sie [die Wackersteine als vermeintliche Nüsse] ins Maul, konnte aber nichts aufbringen, er mochte beiſsen, wie er wollte'. Den Anstoſs hat man bei 'aufbringen', wofür man als das Gewöhnliche 'aufbeiſsen' erwarten möchte. Einen merkwürdigen Aufschluſs gewährt die Vergleichung der Ausgaben. Die dritte bis siebente stimmen überein, die erste und zweite aber bieten: 'Der Bär steckte sie ins Maul, er konnt' aber nichts aufbeiſsen, er mögte drücken wie er wollte.' Man sieht, daſs die Umarbeitung zur dritten Ausgabe von 'drücken' ausging, das durch 'beiſsen' ersetzt wurde, nun muſste 'aufbeiſsen' in 'aufbringen' sich ändern lassen; übrigens kommt 'aufbringen' in diesem Sinne nochmals im Märchen vor.

S. 387 (Nr. 119 'Die sieben Schwaben'). In dem schwäbelnden Reime

> Stoſs zu in aller Schwabe Name,
> sonst wünsch i, daſs ihr möcht erkahme

hat 'möcht' als Verkürzung aus 'möchtet', wie man doch wohl annehmen muſs, immerhin einigen Anstoſs. In der zweiten Ausgabe (1819. II, 153) steht allein die gute und nicht miſsverständliche Form 'mögt', und so habe ich wieder geschrieben.

S. 394 (Nr. 122 'Der Königssohn, der sich vor nichts fürchtet'). In dem Satze: das (Vöglein) .. stieſs sich .. an einen Baum-

stamm' ist der akkusativische Gebrauch von 'an' unbequem. Die ursprüngliche Form (1819. II, 169) zeigt eine andere Präposition an der Stelle: 'das (Vöglein) flog .. wider den Baumstamm'. Die Ersetzung von 'wider' durch 'an' liefs bei der Umformung des ganzen Satzes das Kasusverhältnis unberührt weiterbestehen.

S. 404 (Nr. 124 'Die drei Brüder'). Der Vulgattext hat im vorletzten Absatze: 'zog er seinen Degen und schwenkte ihn in Kreuzhieben über seinen Kopf, dafs kein Tropfen auf ihn fiel', und diese Lesung stützt sich auf die Tradition der vierten bis siebenten Ausgabe. Die drei ersten Ausgaben dagegen lesen: 'über seinem Kopf'. Diese Ausdrucksweise ist besser und darum von mir wieder eingeführt worden.

S. 405 (Nr. 125 'Der Teufel und seine Grofsmutter'). In dem Märchen gibt der Teufel den drei Ausreifsern 'ein kleines Peitschchen'. Sie reisen darauf 'mit ihren Peitschchen' fort, und so geht es auch später noch im Singular und Plural der Peitschchen durcheinander fort. Dieser widerspruchsvolle innere Zustand des Märchens läfst sich aber nicht beseitigen, da diese Inkongruenz bereits in der ersten Ausgabe (1815. II, 200 ff.) vorhanden ist und sich durch alle späteren Ausgaben hindurch erhalten hat.

S. 407 (Nr. 126 'Ferenand getrü un Ferenand ungetrü'). In dem fehlerhaften Vulgattext 'ase se nu tohaupe an der Kerken kummet', gestützt auf die vierte bis siebente Ausgabe, war nach der ersten bis dritten Ausgabe 'an' durch 'na' (nach) zu ersetzen.

'Wie dat Kind nu sewen Johr alt wor un düet (tüchtig) wassen wor' ist die Lesart der dritten bis siebenten Ausgabe. Gut ist daran nicht das zwiefache 'wor'. Die erste und zweite Ausgabe hat denn auch in der Tat einen besseren Text: 'Wie dat Kind nu sewen Johr alt woren un düet wassen wor', natürlich 'woren' = 'geworden'. Diesen Text wieder einzuführen, trug ich jedoch Bedenken, weil die Änderung mir auf Absicht, wenn auch irriger, zu beruhen scheint.

S. 419 (Nr. 129 'Die vier kunstreichen Brüder'). In dem Satze 'der Drache .. kam hinter ihnen her und schnaubte etc.' fehlt 'kam' nur in der siebenten Ausgabe und ist als unumgänglich aus den früheren Ausgaben ergänzt.

S. 429 (Nr. 133 'Die zertanzten Schuhe'). 'so dafs er sich ein Herz faste', habe ich wieder mit der ersten bis fünften Ausgabe geschrieben; nur in der sechsten und siebenten fehlt 'sich'.

S. 434 (Nr. 134 'Die sechs Diener'). 'Da huckte der Lange den mit den verbundenen Augen auf', so mufs es heifsen, wie der Sinn verlangt und in der ersten und zweiten Ausgabe wirklich steht; seit der dritten Ausgabe ist 'den' hinter der Präposition ausgefallen.

S. 435. 'Nun war keine Aussicht mehr zu finden', lautet der Vulgattext im Einklang mit der siebenten Ausgabe, obwohl der

Sinn widerstreitet. Die zweite bis sechste Ausgabe aber gewährt das richtige Wort 'Ausflucht', wie wieder zu schreiben war.

S. 437 (Nr. 135 'Die weifse und die schwarze Braut'). Der Vulgattext hat 'Nun war .. dem König .. seine Gemahlin gestorben, und die so schön gewesen war'. Das 'und' ist zu viel, der Satz unmöglich, und trotzdem findet sich diese mangelhafte Ausdrucksweise in der sechsten und siebenten Ausgabe. Vorher, in der ersten bis fünften Ausgabe, hiefs es anders, nämlich: '.. gestorben, welche so schön ..', also ohne 'und'. Man könnte nun ja sehr einfach für den neuen Text das überflüssige 'und' streichen. Aber ich glaube, dafs Wilhelm Grimm bei der neuen Bearbeitung zur sechsten Ausgabe den Relativsatz 'welche etc.' überhaupt wegschaffen wollte, um eine koordinierte, assertorische Erzählungsweise zu gewinnen; er ersetzte also 'welche' durch 'und die', unterliefs aber versehentlich die Umstellung des Verbs (oder die Druckerei übersah den umstellenden Haken). Ich schreibe also: '.. verstorben, und die war so schön gewesen, dafs etc.'.

S. 439. Der Vers 'Was macht die schwarze Hexe im Haus' ist unrhythmisch; da die erste und zweite Ausgabe dem Wortfall entsprechend 'Hex' bieten, habe ich wieder so geschrieben.

S. 444 (Nr. 136 'Der Eisenhans'). Das Märchen, von der ersten bis fünften Ausgabe 'De wilde Mann', erscheint in der endgültigen, neuen Gestalt nur in der sechsten und siebenten Ausgabe, hat also nur eine kurze und darum wenig verderbte Überlieferung. An einer Stelle der siebenten Ausgabe und des davon abhängigen Vulgattextes heifst es: 'Es geschah alles, was er verlangte, und ritt .. heim'. Das hinter 'und' fehlende Subjekt ist unangenehm. Aber die sechste Ausgabe hat richtig 'und er ritt', wie nun wieder zu schreiben war.

S. 447 (Nr. 137 'De drei schwatten Prinzessinnen'). Nur die siebente Ausgabe, und danach der Vulgattext, hat in diesem münsterischen Dialektmärchen die Infinitivform 'giewen' in dem Satze: 'wann se Antwort giewen dröften (geben dürften)'; alle anderen Ausgaben, von der ersten bis sechsten, bieten 'gierwen'. Dieses r ist aber ebenso in 'niermen' (nehmen) oder 'blierwen' (bleiben) vorhanden und mufs von den Brüdern bewufst geschrieben sein, weil sie das einfachere 'giewen' sonst nicht durch den Klammerzusatz 'geben' erklärt hätten. Also habe ich wieder 'gierwen' eingesetzt und dazu noch die bessere frühere Schreibung 'dröfden' wieder eingeführt.

Auch den seit der zweiten Ausgabe fortgepflanzten Dialektfehler 'Klöder', statt 'Kleder' (Kleider) der ersten Ausgabe, habe ich beseitigt; ebenso auf S. 448 den nur in der siebenten Ausgabe vorhandenen Fehler 'terreiten' in die richtige Form 'terrieten' (zerreifsen) gebracht.

S. 448 (Nr. 139 'Dat Mäken von Brakel'). Dieses kleine

Märchen in sauerländischer Mundart verlangte zwiefache Hilfe. Gegen die sechste und siebente Ausgabe war wieder aus der ersten bis fünften das richtige 'hünner den Altare', statt des fehlerhaften 'hünner de Altare', herzustellen. In den Versen erleichtert die ursprüngliche Schreibung 'var'm Suttmer Dore' ungemein das Verständnis, das durch die eingeführte neuere Schreibung 'var'm Suttmerdore' erschwert wird; ich habe jene Schreibung vorgezogen.

S. 450 (Nr. 141 'Das Lämmchen und Fischchen'). Am Schlusse des Märchens steht der erträgliche Satz: 'Danach führte sie beide in einen grofsen Wald'. So haben die dritte bis siebente Ausgabe. Nur die erste und zweite Ausgabe bieten 'führte sie sie beide etc.', was mir treffender erscheint. Indessen weist das Märchen eine Anzahl bewufster stilistischer Änderungen auf, zu denen auch die Streichung des einen 'sie' gehören könnte, weshalb ich nicht änderte.

S. 454 (Nr. 144 'Das Eselein'). Die sechste und siebente Ausgabe hat: 'Darüber war es so betrübt.' Der Sinn aber und die übereinstimmende Überlieferung der ersten bis fünften Ausgabe riet mir, wieder 'ward' statt 'war' zu schreiben.

S. 456 (Nr. 145 'Der undankbare Sohn'). Die sich gleichbleibende Überlieferung der ersten bis sechsten Ausgabe hat mich bestimmt, in dem Satze 'als wollte sie ihm ins Gesicht springen', wie die siebente Ausgabe hat, statt 'Gesicht' wieder 'Angesicht' einzusetzen, gleichwie es kurz vorher auch im Märchen heifst: 'die (Kröte) sprang ihm ins Angesicht'.

S. 476 ff. (Nr. 162 'Der kluge Knecht', Nr. 163 'Der gläserne Sarg', Nr. 164 'Der faule Heinz'). Diese drei Märchen haben — was in der Aufstellung der Werke am Ende des vierten Bandes der Kleineren Schriften Wilhelm Grimms fehlt — ihre Urstelle in: *Das Pfennig-Magazin für Kinder* (Herausg.: A. Kaiser, Verlag: Brockhaus in Leipzig) Nr. 1 vom 2. Januar 1836, Nr. 6 vom 6. Februar 1836 und Nr. 2 vom 9. Januar 1836, sämtlich von Wilhelm Grimm unterzeichnet; nur führt das Märchen Nr. 162 im Pfennig-Magazin die Aufschrift: 'Märchen von dem klugen Hans'. Die drei Märchen erscheinen daher erst in der dritten grofsen Ausgabe 1837, aber nicht wörtlich, sondern in mehr oder weniger leichter Überarbeitung, der man aber nicht durchweg zustimmen möchte, wie ein paar Stellen dartun sollen. (Es sei nebenbei noch bemerkt, dafs das Pfennig-Magazin Nr. 19 vom 7. Mai 1836 noch 'Die Hanlons-Mühle. Ein irisches Märchen' von Wilhelm Grimm enthält.)

S. 479. Im Pfennig-Magazin: 'aus glänzend geschliffenen Quadersteinen', wofür die Märchenausgabe minder gut bietet: 'Quadratsteinen'. Pfennig-Magazin: 'wenn du den Riegel von diesem gläsernen Sarge wegschiebst', Märchenausgabe: '.. den Riegel an diesem gläsernen Sarge ..'.

S. 482. Des faulen Heinz faulere Frau heifst in dem Pfennig-Magazin 'die dicke Line', in der Märchenausgabe 'die dicke Trine'. Mit Gans und Gänslein hält die Märchenausgabe, im Gegensatz zum Pfennig-Magazin, keine gute Ordnung. Der faule Heinz macht im Pfennig-Magazin den Vorschlag, für den Honig eine Gans mit jungen Gänschen zu erhandeln; die dicke Line will sich aber selbst damit nicht placken; und als der Honigkrug zerbrochen ist, sagt Hans: 'Da liegt nun die Gans mit den jungen Gänslein.' Also jedesmal erscheinen die jungen Gänslein richtig im Plural, wie denn natürlich eine Gans eine Anzahl Gänschen ausbringt und führt. Im Märchenbande aber anders: Heinz rät, für den Honig eine Gans mit einem jungen Gänslein zu erhandeln; die dicke Trine will sich aber selbst mit den jungen Gänsen nicht plagen; und als der Honigkrug zerbrochen ist, sagt Heinz: 'Da liegt nun die Gans mit dem jungen Gänslein.' Eine Gans mit einem jungen Gänslein ist sachlich weniger gut; aber waren die jungen Gänslein nun schon mal auf ein einziges reduziert, so durfte eigentlich nicht das ursprüngliche 'damit' nachher durch plurale kleine Gänse ersetzt werden. Eine Änderung des Märchentextes war für mich natürlich ausgeschlossen.

S. 484 (Nr. 165 'Der Vogel Greif'). Dieses schweizerische Dialektmärchen erscheint zuerst in der dritten Ausgabe vom Jahre 1837. Die sprachliche Form liegt keiner norddeutschen Druckerei bequem, und daher kommt die ziemliche Verwirrung, die von Abdruck zu Abdruck eingerissen ist, bis die siebente Ausgabe den Vulgattext lieferte; absichtlicher Änderungen gibt es zwischen der dritten bis zur siebenten nur ganz wenige und geringfügige. Zu den letzteren gehört folgende Stelle. Als die drei Söhne des Bauern Äpfel für des Königs Tochter an den Hof bringen wollen, begegnet den beiden ältesten 'es chlis isigs Manndle'; als der dritte Sohn im Walde schafft, da 'chunt (kommt) wieder das glich Manndle' — also 'glich' nimmt die früheren adjektivischen Bezeichnungen wieder auf. Von der vierten Ausgabe an aber heifst es: 'das chli Manndle', das allgemeinere Adjektiv ist also durch ein spezielles ersetzt. Sonst konnte der Text nach dem ersten Drucke der dritten Ausgabe vielfach gereinigt werden.

S. 489 (Nr. 166 'Der starke Hans'). Das Märchen erscheint auch erst in der dritten Ausgabe und ist, wenige kleine Änderungen abgerechnet, im wesentlichen sich gleichgeblieben. In dem Satze: 'als er (der Hans) aus der Finsternis heraus in das Tageslicht kam und den grünen Wald, Gras, Blumen und Vögel .. erblickte' könnte für die vierte und die späteren Ausgaben 'Gras', das in ihnen fehlt', absichtlich fortgelassen worden sein. Ebenso ist in dem Satze: 'Ich habe gestern Reiswellen zusammengetragen

und will mir jetzt ein Seil dazu drehen', wie die dritte, vierte und fünfte Ausgabe haben, für die sechste und siebente 'jetzt' wohl mit Absicht gestrichen worden. Kurz vorher aber mufste aus den früheren Ausgaben wieder 'ward' statt eines verdorbenen 'war' ('eine Tanne, die von unten bis oben wie ein Seil gewunden ward') sinngemäfs in den Text eingeführt werden.

S. 499 (Nr. 169 'Das Waldhaus'). 'Sollten wir uns nicht zur Ruhe begeben?' So die vierte, fünfte und sechste Ausgabe; die minder gute Lesart der siebenten Ausgabe 'Sollen' mufste danach aufgegeben werden.

S. 502 (Nr. 171 'Der Zaunkönig'). Es läfst sich hier die wunderliche Entstehung einer an sich brauchbaren, unanstöfsigen Wendung verfolgen. Der Zaunkönig, in den Brustfedern des Adlers mit emporgenommen und dann noch so hoch aufgestiegen, dafs er Gott auf seinem Stuhle sitzen sehen konnte, 'legte — nach der vierten Ausgabe — seine Flügel zusammen, sank herab und rief unten mit seiner durchdringenden Stimme: "König bün ick! König bün ick!"' In der fünften Ausgabe, vielleicht durch eine spätere Wendung 'mit seiner feinen Stimme' veranlafst, wurde daraus: 'mit feiner durchdringenden Stimme'; in der sechsten und siebenten aber: 'mit feiner durchdringender Stimme'. Und so mufs nun der Text beibehalten werden.

S. 504 (Nr. 173 'Rohrdommel und Wiederhopf') ist zuerst in der vierten Ausgabe enthalten und da recht fehlerhaft gedruckt. 'Rohrdommel, der war sonst sein Hirte' hat mit der vierten noch die fünfte Ausgabe, wofür die sechste und siebente richtig 'ein Hirte' hat.

S. 511 (Nr. 178 'Meister Pfriem'). Zuerst erscheint das Märchen in der fünften Ausgabe (1843. II, 411). Die fünfte und sechste hat 'so fuhr er mit Draht so gewaltig aus': die siebente hat 'mit dem Draht'. — S. 512. Die fünfte Ausgabe (1843) und sechste Ausgabe haben: 'wer spannt junge Pferde vor einen schon beladenen Wagen?' Die siebente Ausgabe hat dagegen 'schwer beladenen'. In beiden Fällen aber hat die siebente Ausgabe recht, wie auch der Urdruck des Märchens in dem von Kletke, Duncker und Hänel herausgegebenen *Berliner Taschenbuch 1843* S. 168 ff. (Vorrede vom August 1842) ausweist. Zu beachten ist auch, dafs das Märchen im Berliner Taschenbuch von Wilhelm Grimm unterzeichnet ist; daselbst auch ein Kupfer, die Szene zwischen dem Meister Pfriem und dem Lehrjungen darstellend, von Th. Hosemann.

S. 520 (Nr. 180 'Die Gänsehirtin am Brunnen'). Sonderbar, durch alle Ausgaben, seit das Märchen in der fünften zuerst erschien, steht zu lesen: 'die Gänse .. hatten die Flügel in den Kopf gesteckt und schliefen'. Natürlich mufs es 'den Kopf in die Flügel' heifsen.

S. 520. 'faſsten sie sich ein Herz' in der fünften Ausgabe, in der sechsten und siebenten fehlt, wohl durch Setzerversehen, 'sich', das ich wieder ergänzt habe, wie es auch S. 523 in Nr. 181 ('Die Nixe im Teich') und S. 528 in Nr. 182 ('Die Geschenke des kleinen Volkes') zu finden ist. Vgl. oben zu S. 429.

S. 529 (Nr. 183 'Der Riese und der Schneider'). Das Märchen beginnt in der fünften Ausgabe, wo es zuerst erscheint: 'Einem Schneider, der ein groſser Prahler und ein schlechter Zahler war'. Die sechste und siebente Ausgabe haben mit veränderter Wortstellung: 'der ein groſser Prahler war, aber ein schlechter Zahler'. Die mehr volkstümliche Voranstellung des Verbs tritt in der stilistischen Formentwicklung der Märchen öfters hervor. Hier aber hat sie dem ursprünglich beabsichtigten Anklang von 'Prahler' und 'Zahler' geschadet.

S. 530. '"Was willst du hier, du winziges Fliegenbein," rief der Riese mit einer Stimme etc.' hat die fünfte Ausgabe. Die sechste und siebente hat 'Riese' fortgelassen, so daſs nur 'der' stehen geblieben ist. Nicht ganz so gut, weil 'der' sich über das näher vorhergehende 'Schneider' hinweg nur schwer auf 'Riese' beziehen kann.

S. 532 (Nr. 185 'Der arme Junge'). Die Lesung der fünften Ausgabe gleich im Eingang: 'er ward .. in das Haus gegeben', wofür die sechste und siebente Ausgabe 'war' haben, muſste, weil allein dem Sinn entsprechend, wieder hergestellt werden.

S. 535 (Nr. 186 'Die wahre Braut'). Die Alte sagt: 'Sei unbesorgt, mein Mädchen, ruhe dich aus, ich will derweil deine Arbeit verrichten', und das Mädchen legt sich auf sein Bett und schläft bald ein. Gegenüber der sechsten und siebenten Ausgabe hat jedoch allein die fünfte noch hinter 'ruhe dich aus' die Worte 'und schlafe', und man bemerkt, wie dann darauf das Schlafen des Mädchens sich leichter und besser anschlieſst. Die Entfernung von 'und schlafe' wird Absicht sein, aber diese Änderung kann nicht als glücklich auch deswegen bezeichnet werden, weil noch zweimal die Alte an das Mädchen die Aufforderung zu schlafen richtet, diese beiden Stellen aber nicht mit in die Umänderung hineingezogen worden sind.

S. 537. 'Es wuſste sich in der ersten Zeit gar nicht in seinem Glück zu finden', so die siebente Ausgabe. Die fünfte und sechste Ausgabe dagegen bietet 'in sein Glück', und so habe ich wieder geschrieben.

S. 540 (Nr. 187 'Der Hase und der Igel'). Sonderbar haben die fünfte und sechste Ausgabe: 'um den Stähbusch (kleines Gebüsch)', wofür in der siebenten Ausgabe gebessert ist: 'um den Slöbusch (Schlehenbusch)'. — Auch am Beginn des Absatzes hat die siebente Ausgabe allein: 'De Swinegel .. harr de Arm ünnerslagen', wo die fünfte und sechste Ausgabe 'hett' bieten.

S. 544 (Nr. 188 'Spindel, Weberschiffchen und Nadel'). Nur die drei letzten Ausgaben kommen für das Märchen in Betracht. Die fünfte und sechste haben gemeinsam: 'und von den Fenstern hingen seidene Vorhänge herab'. Nur die siebente hat 'an' statt 'von'; zwar erscheint 'an' weniger gut, aber doch erträglich, und darf deshalb, weil auch sonst kleine stilistische Änderungen vorkommen, nicht angerührt werden.

S. 545 (Nr. 189 'Der Bauer und der Teufel'). Der fünften Ausgabe, in der das Märchen zuerst erschien, ist gemeinsam noch mit der sechsten ein bemerkenswerter Sinnfehler eigen. Ein Bauer prellt den Teufel. Dem Teufel soll nämlich gehören, was über der Erde ist, und dem Bauer, was unter der Erde ist. Der Bauer sät Rüben, deren Früchte also nach der Verabredung der Bauer, deren welke Blätter aber der Teufel erhält. Der Teufel will sich für das nächste Mal sichern und bestimmt: 'Mein ist, was über der Erde wächst, und dein, was darunter ist.' Natürlich mufs der Teufel die umgekehrte Bedingung machen, wie auch die weitere Entwicklung des Märchens anzeigt, da der Bauer nun Weizen baut und den Teufel abermals prellt. Der Teufel könnte aber seine Bedingung richtig auf zweierlei Weise ausgesprochen haben, entweder:

> Mein ist, was unter der Erde wächst, und dein, was darüber ist —

oder:

> Dein ist, was über der Erde wächst, und mein, was darunter ist.

Die siebente Ausgabe hat die letzte Art zur Berichtigung der fünften und sechsten Ausgabe angewandt, und dieser Text mufs natürlich festgehalten werden.

S. 552 (Nr. 192 'Der Meisterdieb'). Die fünfte und sechste Ausgabe hat: 'dann schlang er die Seile um den Pfosten'; die siebente dagegen 'schlug'. Ich halte das viel schlechtere 'schlug' für Druckversehen und habe wieder 'schlang' in den Text eingeführt.

S. 553. Der Meisterdieb, in der Maske des Grafen, erreicht von der Gräfin, dafs sie ihm ihr Bettuch gibt, mit der — sagt er — 'will ich die Leiche einhüllen und ihn nicht wie einen Hund verscharren'. So richtig in der fünften und sechsten Ausgabe. Die siebente Ausgabe läfst irrigerweise die Negation 'nicht' aus, die also wieder in den Text zurückzuführen war.

Weiter heifst es in der fünften und sechsten Ausgabe, der Meisterdieb kam 'mit einem langen Sack auf dem Rücken, einem Bündel unter dem Arm und eine Laterne in der Hand zu der Dorfkirche gegangen'. Der indifferente Akkusativ 'eine Laterne' läfst sich wohl erklären und halten, aber man kann auch

nicht die Lesung der siebenten Ausgabe abweisen, die '(mit) einer Laterne in der Hand' darbietet.

S. 560 (Nr. 193 'Der Trommler'). Die Königstochter und der Trommler sind auf dem Glasberg: 'Sie liefsen Gold und Silber liegen. .. Sie wollten nicht länger auf dem Glasberg bleiben'. So hat allein die fünfte Ausgabe, wollte dagegen die sechste und siebente Ausgabe. Ich habe 'wollten' als sinnentsprechend vorgezogen.

S. 569 (Nr. 197 'Die Kristallkugel'). Die beiden Ausgaben, in denen nur das Märchen erscheint, die sechste und siebente, haben: 'und das Eis selbst zerschmilzt'; der Sinn aber verlangt 'das Ei', und so habe ich den Text gegeben.

S. 585 (Kinderlegende Nr. 6 'Die drei grünen Zweige'). Die zweite bis fünfte Ausgabe hat: 'da erzählte er ihr, dafs er es (das Holz) mit sich herumtrage und Nachts zu seinem Kissen brauche'. Die sechste und siebente Ausgabe hat dafür: 'zu einem Kissen'. Möglich ist, dafs 'einem' auf absichtlicher Änderung beruht, so dafs ich die ursprüngliche Lesung nicht wieder herstellen mochte.

Berlin-Friedenau. Reinhold Steig.

Drei Briefe von S. T. Coleridge aus Deutschland.

Der schöne Plan des Dichters S. T. Coleridge,[1] mit seinen Freunden (Southey und Lovell) an den Ufern des Susquehanna eine neue, in philosophischem Geiste regierte Republik zu gründen, die den Namen 'Pantisocracy' führen, und in der Gütergemeinschaft und ewige Gerechtigkeit herrschen sollte, hatte das Schicksal vieler ähnlicher Jugendutopien geteilt und war in Nichts zerronnen. — Gott Amor hatte den Pfad der Freunde gekreuzt. Statt mit vollen Segeln hinauszusteuern in das Meer ihrer Träume von Ruhm und Unsterblichkeit, liefen sie alle drei in den Hafen der Ehe ein. Der Dichter wandte sich, nach vorübergehendem Aufenthalt in Clevedon in Somersetshire, nach dem idyllischen Nether Stowey, einer kleinen Stadt in der Nähe von Bridgewater in Somerset, wo ihm die grofsherzige Freundschaft Thomas Pooles[2] ein Heim schuf. Bald jedoch befand er sich wieder in drückenden materiellen Sorgen, aus denen ihn auch seine literarischen Arbeiten[3] nicht befreiten. Da kam ihm grofsmütige Hilfe von unerwarteter Seite: die Brüder Mr. Josiah und Thomas Wedgwood, durch Poole mit Coleridge bekannt geworden, enthoben ihn durch Aussetzung einer Jahresrente von 150 £ auf Lebenszeit der Not und setzten ihn in den Stand, nun ganz seinem Dichterberufe zu leben. Des Dichters Plan, in Deutschland sein Wissen und seine Bildung zu erweitern und zu vertiefen, konnte nun endlich zur Ausführung kommen. Im Jahre 1798 brach er,[4] in Gesellschaft von Wordsworth und dessen Schwester und eines

[1] Cfr. 1) *S. T. Coleridge* (Sammlung 'Geisteshelden') von A. Brandl. 2) *S. T. Coleridge*, by James Dykes Campbell, L. 1894. Die älteste Biographie ist (aufser des Dichters *Sketches of my literary life and opinions*, L. 1817) die Biographie seines Freundes James Gillman: *The life of S. T. Coleridge*, L. 1838, von der jedoch nur Bd. I erschien.

[2] Th. Poole, der Adressat des dritten der hier abgedruckten Briefe aus Deutschland.

[3] Es entstanden zu jener Zeit seine berühmte Ballade *The ancient mariner* (in den *Lyrical ballads*, 1798), die *Ode to France*, *Frost at midnight*, *Fears in solitude*, *The wanderings of Cain*; *The nightingale: a conversation poem* (in den *Lyrical ballads*).

[4] Seine Frau und seine beiden Kinder (Hartley und Berkeley) blieben unter Pooles Obhut daheim zurück.

anderen Freundes aus Stowey, Mr. Chester, am 14. September von Great Yarmouth nach Hamburg auf, wo man nach stürmischer Überfahrt am 16. landete.[1] — Coleridge wandte sich zunächst nach dem schleswigischen Städtchen Ratzeburg,[2] wo er in einer Pastorenfamilie liebevolle Aufnahme fand. Er selbst beschreibt uns die eigenartige Weise, wie er der deutschen Sprache Herr zu werden versuchte, wie er mit dem guten alten Pastor vom Keller bis ins Dachgeschofs des Hauses drang, wie er Gärten und Gehöfte mit ihm durchstreifte und sich die Benennungen auch der geringfügigsten Gegenstände, ohne das Mittel des Englischen, in deutscher Sprache notierte und lernte. Auch mit Kindern beschäftigte er sich gern und erlauschte von ihnen manche Ausdrucksweise der Unterhaltungssprache, wie sie gelehrte Abhandlungen und Bücher nicht zu bieten pflegen. Er verfuhr darin ganz nach dem Plane Luthers, 'den Leuten auf den Gassen und Strafsen aufs Maul zu sehen'.

Mit einer für seine nächsten Zwecke hinreichenden Kenntnis der Sprache ausgestattet, machte er sich (nach viermonatlichem Aufenthalt in R.) nach Hannover auf. Wie gründlich indessen seine Kenntnisse im weiteren Verlaufe seines Aufenthaltes in Deutschland geworden sein müssen, beweist die treffliche Wallensteinübersetzung (Piccolomini und Wallensteins Tod), die er nach seiner Rückkehr nach England im Jahre 1799 in London (November) begann und gleichzeitig mit anderen Arbeiten im April des Jahres 1800 zu Ende führte.

Von Hannover ging's weiter nach Göttingen, wo der Dichter am 16. Februar 1799 immatrikuliert wurde, und hier hörte er namentlich die Vorlesungen des Rationalisten Eichhorn über das Neue Testament und des einen europäischen Ruf geniefsenden Professors Blumenbach über Physiologie und Naturgeschichte, mit dessen Sohn er alsbald in freundschaftliche Beziehungen trat. Auch hörte er eine Vorlesung des Germanisten Tychsen, des Lieblingsschülers des Philologen Prof. Christian Heyne, während er Otfrieds Evangelienharmonie und die wichtigsten ahd. Denkmäler mit gelegentlicher Hilfe des Professors privatim studierte. Aufserdem waren es vor allen Dingen philosophische Studien, namentlich das Studium Kants, das ihn beschäftigte. Gegen Ende seines etwa $9\frac{1}{2}$ Monat währenden Aufenthalts in Deutschland[3] unter-

[1] Die Reise ist humoristisch vom Dichter beschrieben in seinen *Satyrane's letters*.

[2] Während Wordsworth und seine Schwester über Braunschweig nach Goslar übersiedelten.

[3] Vom 16. September '98 bis ca. Ende Juni (Anfang Juli?) '99. (Vom 16. ab in Hamburg und Ratzeburg, dann, nach einem weiteren vorübergehenden Besuch von Hamburg, vom 1. Oktober '98 bis 6. Februar '99 in Ratzeburg. — In Göttingen vom 12. Februar bis 24. Juni '99. Rückkehr nach Stowey im Juli [Datum unsicher] 1799.)

nahm der Dichter mit Göttinger Studienfreunden[1] eine Pfingstwanderfahrt nach dem Harz, die ihn vom 11. bis zum 18. Mai von Göttingen durch den Unterharz, über Lauterberg — Andreasberg — Brocken, Elbingerode, Rübeland, Blankenburg nach Wernigerode, und durch den Oberharz von Wernigerode über Harzburg, Goslar, Klausthal, Osterode nach Göttingen zurückführte. Über seine Reiseeindrücke berichten drei auf der Reise geschriebene Briefe, von denen zwei an seine Gattin gerichtet sind, der dritte an seinen Freund Poole.

Die Briefe sind geschrieben ohne überschwengliche Bewunderung, jedoch erfüllt von dem starken Eindruck der Schönheit deutschen Landes, namentlich deutschen Waldes. Die eingehende Art, wie er über alles Erschaute und Erlebte berichtet, zeigt deutlich, wie sehr damals Deutschland dem Briten im allgemeinen eine terra incognita war, um die er sich wenig kümmerte, etwa wie Rufsland bis heute dem Deutschen. Er wird nicht müde, die immer wechselnden Formen und Gestaltungen der Berge, Schluchten, Täler mit dem mannigfaltigen Grün ihrer Belaubung, ihren Flüssen und Bächen, die Berge mit ihrem grünen, teils majestätisch-ernsten, teils lieblichen Waldschmuck, mit ihren hochragenden Burgzinnen und der lieblichen oder kühnen Lage ihrer Dörfer und Städte zu beschreiben. Allein, so sehr er die Schönheit des deutschen 'fatherland' bewundert, ein rechtes, warmes, inniges Verhältnis konnte er, der Engländer, zu diesem Lande nicht gewinnen. Inmitten seiner Bewunderung für die Schönheit der deutschen Gebirgsnatur bricht mitunter das starke Heimatsgefühl des Briten durch, ein Gefühl des Stolzen, der Stolz des Briten, der seines meerumbrandeten Vaterlandes gedenkt, die Sehnsucht nach Seen und grofsen Wasserflächen und den Flüssen des heimischen Stowey. Die Ruinen haben für ihn ein kahles, fast nüchternes Aussehen, es fehlen ihm der rankende Efeu, die üppig wuchernden Schlinggewächse und Flechten, die so harmonisch englische Schlösser und Burgruinen einspinnen und mit ihrem Grün umweben, die frischgrünen Hecken und Wiesenflächen mifst er, die vornehmen englischen Landsitze.

Was Coleridges Schilderung selbst anbetrifft, so ist sich der Dichter voll bewufst, wie wenig er die überreichen, unendlich mannigfaltigen Formen, die die Natur geschaffen, mit der Kraft der Sprache zu erschöpfen vermag. Er erkennt die Armut und Unzulänglichkeit der Sprache, der für tausend stets wechselnde Formen immer nur dasselbe Wort zu Gebote steht. Nichtsdestoweniger sind diese Briefe eines Genies, wie S. T. Coleridge, nicht unwürdig. Sie sind uns besonders anziehend und wertvoll als der unmittelbare Niederschlag seiner Empfindungen und Ein-

[1] Sie sind namentlich aufgezählt im Anfang des ersten Briefes.

drücke, als Ergebnis von Unterhaltungen und Betrachtungen, welche die Freunde, unter ihnen der Sohn Prof. Blumenbachs, nächst Coleridge der geistig bedeutendste, über deutsche Gebirgsnatur, über Wesen und Eigenart des deutschen Volkes unterwegs pflogen.

Die Briefe entnehme ich dem XLV. Bande des *New Monthly Magazine* (p. 211—226),[1] da die Originale verschollen sind. Den Beschluſs mache eine Skizze, welche eine leichte Übersicht über die Harztour des Dichters ermöglicht.[2]

I.

My dearest Love, — I write to you from Clausethall[3] (*sic*), Friday morning, May 17, 1799. On Saturday, May 11, we left Göttingen, seven in party — Charles and Frederick Parr, Greenough, Carlyen,[4] Chester, myself and one German, the son of Professor Blumenbach,[5] an intelligent and well-informed young man, especially

[1] Der Band wurde mir von Dr. F. J. Furnivall durch Prof. Brandl zur Verfügung gestellt.

[2] Nicht ohne Umstände ist es mir geglückt, die von Coleridge beschriebenen Lokalitäten, wie Flüsse, Berge u. a., mit Sicherheit zu bestimmen. Von zeitgenössischen Karten habe ich benutzt 1) die 'Geograph. Carte des Harz Gebirges' (aufgenommen u. gezeichnet v. Georg Sig. Otto Lasius, gestochen von Georg Tischbein 1789); 2) Charte vom Ober- Unter- und Vorharz, nebst den anliegenden Ländern, vorzüglich für Reisende, von F. L Güssefeld, Weimar 1801. Beide versagten oft, und auch die besten modernen lassen, ohne Kenntnis der Gegend durch eigene Anschauung, oft Zweifel. — Hinsichtlich der Sagen, die C. erwähnt, bleibt einiges ungewifs, da manches vom Dichter offenbar ungenau aufgefafst oder mifsverstanden ist. — Die geographischen und zum Teil auch die geschichtlichen Angaben sind nach Richters und Meyers *Harzführer* mitgeteilt. Aufserdem benutzte ich das *Taschenbuch für Reisende in dem Harz* von Friedrich Gottschalck, Magdeburg 1806. Für einige geographische Notizen bin ich Herrn Oberbibliothekar Seelmann verpflichtet. Für die Harzsagen leistete das Buch von Heinr. Pröhle: *Harzsagen* (Leipzig, 1. Aufl., 1854) einige Dienste.

[3] Der erste und zweite Brief [cfr. p. 50], beide an seine Gattin Sarah, geb. Fricker, gerichtet, sind am selben Tage, dem 17. Mai, geschrieben, und zwar der erste früh am Morgen, der zweite (spät) am Abend. — Der dritte [cfr. p. 58], an seinen Freund Poole, ist bereits wieder aus Göttingen datiert (vom 19. Mai). — Am 18. Mai abends 9 Uhr traf die Gesellschaft wieder in Göttingen ein [cfr. p. 58]. — Clausthal wurde am 16. Mai von Goslar aus erreicht. Der Aufbruch von dort erfolgte am Sonnabend, d. 18. Mai.

[4] Die richtige Schreibung des Namens ist: Carlyon (s. unten).

[5] Einer Mitteilung der Universitätsquästur in Göttingen verdanke ich folgende Angaben. Im Immatrikulationsalbum haben die hier Genannten sich folgendermafsen eingetragen: 1) Georg Heinrich Wilhelm Blumenbach aus Göttingen, stud. philos., immatrikuliert am 26. Juli 1791. 2) George Bellas Greenough aus London, jura, immatr. am 6. September 1798

in natural history. We ascended a hill north-east of Göttingen, and passed through areas surrounded by woods — the areas now closing upon us, now opening and retiring from us, till we came to Hessen-Dreisch,[1] which belongs to the Prince of Hesse-Cassel.[2] Here I observed a great wooden post, with the French words *'Pays neutre'*[3] (neutral country) on it — a precaution in case the French should march near. This miserable post forcibly contrasted in my mind with the

'Ocean, mid his uproar wild,
Speaks safety to his Island Child!'[4]

I bless God that my country is an island. Here we dined on potatoes and pancakes:[5] the pancakes throughout this part of the country are excellent; but though pancakes in shape, in taste they more resemble good Yorkshire or batter pudding.[6] These and eggs you may almost always procure when you can procure nothing else. They were brewing at the inn. I inquired and found that they put three bushels of malt and five large handfuls of hops to the hogshead;[7] the beer, as you may suppose, is but indifferent stuff. Immediately from the inn we passed into a narrow road through a very lofty fir grove: these tall firs are branchless almost to the tops; conse-

3) Charles Henry Parry (nicht Parr, wie oben im Briefe zu lesen) aus Bath, England, philosophiam, immatr. am 21. September 1798. 4) George Frederick Parry aus Bath, England, linguas, immatr. am 21. September 1798. 5) Clement Carlyon, aus England, phisic., immatr. 25. März 1799. 6) John Chester, aus England, natural history, immatr. am 1. April 1799. 7) S. T. Coleridge, aus England, studia humaniora, immatr. am 16. Februar 1799. Von den Genannten waren drei Cambridger Studenten, nämlich die beiden Parrys, ältere Brüder des berühmten Polarforschers, und Carlyon, der mit einem Reisestipendium nach Deutschland gekommen war. Über Chester siehe Einleitung. — Blumenbach (s. oben) schrieb später in ein Notizbuch des Dichters folgende Zeilen als Andenken hinein: 'Wenn Sie, bester Freund, auch in Ihrer Heimath die Natur bewundern werden, wie wir es beide auf dem Harze gethan haben, so erinnern Sie sich des Harzes, und ich darf dann hoffen, dafs Sie auch mich nicht vergessen werden. Leben Sie wohl, und reisen Sie glücklich. Ihr Blumenbach.'

[1] *Hessen-Dreisch*: Es gibt noch heute ein Dreischhaus, das vielleicht mit dem von C. genannten *Dreisch* identisch ist. *Dreisch* (*Dreesch*) bedeutet: zeitweilig für Graswirtschaft (Weide) benutztes Ackerland.

[2] C. kam auf seiner Wanderfahrt durch hessisches, hannöverisches, preufsisches, braunschweigisches und kurfürstlich-mainzisches Gebiet.

[3] Die Hessen verhielten sich in den Kriegen Napoleons den Franzosen gegenüber neutral.

[4] Der Dichter zitiert sich selbst. Die Zeilen entstammen seinem Gedicht: *Ode on the departing year*, Z. 129/30.

[5] *pancake*: *a thin flat cake, made of butter fried in a pan* (Murray).

[6] *Yorkshire pudding*: Art Blätterteig, der unter darüberliegendem Fleisch gar gemacht wird (Muret). — *batter* zu frz. *battre*, Mehlspeise aus geschlagenem Teige.

[7] Das englische *ale* (*bitter ale*) ist viel stärker gehopft. 1 engl. hogshead (Oxhoft) = 1½ barrels = ca. 222 l. — 1 bushel = ca. 25 kg.

quently no wood is so gloomy, yet none has so many spots and patches of sunshine. The soil consisted of great stones, covered wholly and deeply with a bright green moss, speckled with the sunshine, and only ornamented by the tender umbrella three-leaves[1] and virgin white flower of the wood-sorrel[2] — a most delightful acid to the thirsty foot-traveller; and now we emerged from the fir grove and saw a beautiful prospect before us, with the little village 'wage'[3] before us on the slope of a low hill. We pass through this village and journey on for a mile or two, through coombs[4] very much like those about Stowey[5] and Holford, but still more like those at Porlock, on account of the great rocky fragments which jut out from the hill both here and at Porlock, and which, alas! we have not at dear[6] Stowey. And now a green hill, smooth and green with young corn, faces us; and we pass at its foot, and the coomb curves away into a new and broader coomb, green with corn, both the bottom and the hills, in no way interesting except from the variety. In the former coomb there were two or three neat cottages, with a bit of cultivated ground around them, and walnut trees close by the house, exactly like a cottage, or rather farm-house, in one of the Holford coombs. We passed through Rudolphausen[7] (*sic*), a village near which is the amtman's house and farm-buildings. The government give the amtmen moderate salaries; but then they let them great farms at a very low rent; so the amtmen throughout the Hanoverian country are the agriculturists, and form the only class that corresponds to our gentleman-farmer.[8] From them and in them originate all the innovations in the system of agriculture here. I have never seen in England farm buildings so large, compact and commodious for all the purposes of storing and stall-feeding, as those amtmen's[9] generally are.

[1] *three-leaf, trifolium, clover.* Das *Century Dictionary* kennt nur: *three-leaved grass* = Klee.

[2] *Oxalis acetosella* (Sauerklee).

[3] Gemeint ist Waake. Der englische Herausgeber der Briefe im *N. G. Mag.* hat die schon von Coleridge stark begonnene Verwirrung deutscher Namen noch vermehrt, wie sich alsbald durch den Vergleich mit dem Teildruck Gillmans ergeben wird; vgl. S. 44 Anm. 7.

[4] *coomb,* Talmulde, ein bei C. beliebtes Wort.

[5] Siehe Einleitung. — *Nether Stowey* (Somerset), in freundlicher Lage unweit des Meeres. Gegen Westen liegen die Quantock Hills (cfr. Brandl p. 164). *Holford* liegt eine kleine Strecke westlich von Stowey; *Porlock* beträchtlich weiter westlich, doch immer noch in Somerset, an einem kleinen, ins Meer mündenden Flüfschen, mit hügeliger Umgebung.

[6] In Nether Stowey (s. o.) verlebte der Dichter glückliche Zeiten, wie sie ihm nie wieder beschieden waren (vom November 1796 bis September 1798). Hier trat er in innige Beziehungen zu Poole, Lloyd u. a., namentlich aber zu Wordsworth.

[7] Gemeint ist Radolphshausen (Radolfshausen).

[8] *gentlemen, engaged in farming* (Murray), der höhere Landwirt.

[9] In Ratzeburg verkehrte der Dichter bei dem Amtmann des Städtchens. Der Dichter Klopstock, den die Freunde (C. und Wordsworth) in

They have commonly from a thousand to fifteen hundred acres English.[1]

From Rodolph's Housen (*sic*) (i. e. houses) we came to Woman's Housen,[2] a Catholic village belonging to the Elector of Mayruce, and the first Catholic village I had seen; a crucifix (i. e., a wooden image of Christ on the cross) at the end of the town, and two others in the road, at a little distance from the town. The greater part of the children here were naked, all but the shirt, or rather the relics of a *ci-devant* shirt — but they were fat, healthy, and playful. The woman at the end wore a piece of silver round her neck, having the figure of St. Andrew[3] on it: she gravely informed us that St. Andrew had been a man of the forest and born near the village, and that he was remarkably good to people with sore eyes. Here we met some students from the university of Halle[4] — most adventurous figures, with leather jackets, long sabres, and great three-cornered hats, with small iron chains dangling from them, and huge pipes in the mouth, the bowls of which absolutely mounted above the forehead, Poole[5] would have called them Knights of the Times.[6] I asked young Blumenbach if it was a uniform. He said no; but that it was a student's instinct to play a character in some way or other, and that, therefore, in the German universities whim and caprice were exhausted in planning and executing blackguardisms of dress. I have seen much of this in Göttingen; but, beyond all doubt, Göttingen is a gentlemanly and rational place compared with the other universities.

Through[7] roads no way rememberable, we came to Gielolds-

Hamburg besuchten, hatte ihm einen Empfehlungsbrief an diesen mitgegeben.

[1] *An English 'acre'*, der Morgen Landes = 4840 □ yards oder 4046,78 qm = 40,677 Ar.

[2] *Woman's Housen.* Gemeint ist: Wollbran(d)shausen, das zwischen Radolfshausen und Gieboldehausen liegt.

[3] Der hl. Andreas gilt sonst als Schutzheiliger Rufslands, weil nach der Sage der Apostel Jesu in Rufsland das Evangelium gepredigt hat und dort als Märtyrer gestorben ist. Das weiter unten genannte St. Andreasberg, wohin die Freunde am 12. Mai kamen, ist offenbar ein ursprünglich dem Heiligen geweihter Berg.

[4] Die Hallenser Studenten zeichneten sich damals (neben den Jenensern) durch besonders knotiges Wesen aus, gegenüber dem feinen Leipzig. Cfr. Zachariae, *Der Renommist*, I. Gesang, gegen Ende.

[5] S. o. Einleitung.

[6] Gebildet offenbar nach Shakespeares *Knight of the Burning Lamp* (1 Heinr. IV. A. III Sz. 3, 30) u. dgl. Auch Thackeray hat in *Vanity Fair* (Kap. LXV) zwei deutsche Studenten geschildert.

[7] Hier beginnt Gillmans (s. Einl.) Text: *'Fragment of a Journey over the Brocken, etc. In 1799.'* Die Interpunktion G.s ist eine von unserem Text ziemlich erheblich abweichende. Ich notiere jedoch nur textliche Abweichungen, die zum Teil offenbar auf willkürliche Abänderung Gillmans zurückzuführen sind.

hausen[1] (*sic*), over a bridge[2] on which was a mitred statue, with a great crucifix in its arms. The village long and ugly; but the church, like most Catholic churches, interesting; and this being Whitsun-Eve, all were crowding to it, with their mass-books and rosaries — the little babies commonly with coral crosses hanging on the breast. Here we took a guide, left the village, ascended the[3] hill, and now the woods rose up before us in a verdure[4] which surprised us like[5] sorcery. The spring has burst forth with the suddeness of a Russian summer. As we left Göttingen, there were buds, and here and there a tree half green; but here were woods in full foliage, distinguished from summer only by the exquisite freshness of their tender green. We entered the wood through a beautiful mossy path, the moon above us blending with the evening lights;[6] and every now and then a nightingale would invite the others to sing, and some or other commonly answered and said, as we supposed,[7] "It is yet somewhat too early"; for the song was not continued. We came to a square piece of greenery, completely walled on all four sides by the beeches; again entered the wood, and, having travelled about a mile, emerged from it into a grand plain, mountains in the distance, but ever by our road, the skirts of the green woods, a very rapid river[8] ran by our side; and now the nightingales were all singing, and the tender verdure grew paler in the moonlight, only the smooth parts of the river were still deeply purpled with the reflections from the fiery light in the west.[9] So surrounded, and so impressed, we arrived at Prele,[10] a dear little cluster of houses, in the middle of a semicircle of woody hills; the area of the semicircle scarcely broader than the breadth of the village.[11] We left it, and now the country ceased to be interesting, and we came to the town of Schluchfeld,[12] belonging to Hanover. Here we had coffee and supper, and with many a patriotic song (for all of my companions sing very sweetly, and are

[1] Ebenso G. (= Gillman). Gemeint ist Gieboldehausen. Coleridge behandelt die deutschen Ortsnamen und überhaupt Namen mit souveräner Freiheit in der Schreibung. Es kommt ihm nicht darauf an, Schluchfeld statt Scharzfeld, Andreas Burg für Andreasberg, Elbinrode für Elbingerode, Blankerburg für Blankenburg u. a. zu schreiben. Anderes (wie Blocksterg für Blocksberg, Oder Seich für Oder Teich) ist vielleicht nur auf falsche Lesung zurückzuführen.

[2] Über den Rhumefluſs. [3] *a* bei G. [4] Südabhang des Harzes.

[5] *like a* (G.). [6] *light* (G.). [7] *suppose* (G.).

[8] Offenbar die 'Oder', ein Nebenfluſs der Rhume, in die sie bei Katlenburg einmündet.

[9] Sonnenuntergang ca. 3/4 8 Uhr.

[10] *Prele* soll wohl Poehlde sein, in der Nähe von Heinrichs des Finklers Vogelherd, wo dieser von den fränkischen Gesandten 919 als König begrüſst wurde.

[11] Hier bricht G.s Text ab.

[12] *Schluchfeld* ist offenbar Scharzfeld, damals ein Pfarrdorf von 144 Häusern, in dem zum Fürstentum Grubenhagen gehörigen Amte Herzberg (cfr. Gottschalck p. 385).

thorough Englishmen) we closed the evening and went to sleep in our clothes on the straw laid for us in the room. This is the only bed which is procurable at the village inns in Germany! At half past seven, Whitsunday morning, we left Schluchfeld, passed through a broad coomb, turned up a smooth hill on the right, and entered a beech-wood, and after a few hundred yards we came to the brink of an enormous cavern,[1] which we descended. It went underground 800 feet, consisted of various apartments, dripping, stalactitious,[2] and with mock chimneys; but I saw nothing unusual except in the first apartment, or as it were antechamber. You descend from the wood by steps cut into the rock, pass under a most majestic natural arch of rock, and then you went into the light, for this antechamber is open at the top for the space of twenty yards in length and eight in breadth — the open space of an oval form, and on the edges the beeches grow and stretch their arms over the cavern, but not wholly form a ceiling. Their verdure contracted most strikingly with the huge heap of snow which lay piled in the antechamber of the cavern into a white hill, imperfectly covered with withered leaves. The sides of the antechamber were wet stones in various angles, all green with dripping moss. Re-ascended; journeyed through the wood, with various ascents and descents, and now descending we came to a slope of greenery almost perfectly round, with walls of woods, and exactly 170 strides in diameter. As we entered this sweet spot, a hoary ruin[3] peeped over the opposite woods in upon us. We re-entered the woods, and still descending, came to a little brook, where the woods left us, and we ascended a smooth green hill, on the top of which stood the ruined castle. When we had nearly reached the top, I lay down by a black and blasted trunk, the remains of a huge hollow tree, surrounded by wild gooseberry bushes, and looked back on the country we had passed. Here again I could see my beautiful

---

[1] Offenbar die 'Einhornshöhle', eine der gröfsten im Harz, welche bis 300 m tief in den Berg eindringt, beliebter Ausflugsort von Scharzfeld aus. 43 Steinstufen führen hinab. Im Innern: Tropfstein, Inkrustate, Stalagmiten und vorsintflutliche Tiere. Vgl. die Beschreibung des 'Einhornlochs', die auch 'Scharzfelder Höhle' genannt wurde, Gottschalck p. 385.

[2] *stalactitious*, ein von C. gebildetes Wort, das wenigstens das *Century Dictionary* nicht aufführt. Das Adjektiv lautet: *stalactitic(al)*. *'dripping'* kann neben *'stalactitious'* nur als Adj. verstanden werden (nicht als Sb. = Tropfstein, welches in den Wörterbüchern in dieser Bedeutung nicht vorkommt).

[3] Ruine Scharzfels ist gemeint, wie sich aus einer späteren Stelle (p. 47) ergibt. Sie wurde im Siebenjährigen Kriege (1761) von 11 000 Franzosen unter General Vaubecourt belagert, von den Preufsen unter Sack und Issendorf mit 250 Veteranen und 40 Artilleristen tapfer verteidigt. Sie fiel durch Verrat, nach mehrwöchentlicher Belagerung, und wurde in die Luft gesprengt. Vgl. die Sage über die Burg, die früher auch 'Schandenburg' bisweilen genannt wurde, bei Gottschalck p. 388.

rotunda[1] of greenery; the rest of the view was woody hills swelling over woody hills in various outlines. The ruin had nothing observable in it. But here let me remark, that in all the ruins I have seen in Germany (and that is no small number), I have never discovered the least vestige of ivy.[2] The guard informed us that the castle had been besieged in the year 1760[3] by a French army of 11000 men, under General Beaubecour,[4] who had pitched camp on the opposite hills, and was defended for eleven days by 80 invalids,[5] under Prince Ysenburg,[6] and at last taken by treachery and then dismantled, &c. From[7] the top of the hill; a large plain[8] opened before us with villages. A little village, Newhoff,[9] lay at the foot of the hill; we reached it, and then turned up through a valley on the left hand. The hills on both sides the valley were prettily wooded, and a rapid lively river[10] ran through it. So we went for about two miles; and almost at the end of the valley, or rather of its first turning, we found the village of Lauterberg.[11] Just at the entrance of the village, two streams[12] come out from the deep and woody coombs close by each other, meet, and run into a third deep woody coomb opposite. *Before you* a wild hill, which seems the end and the barrier of the valley; on the right hand low hills, now green with corn, and now wooded; and on the left a most majestic hill indeed,[13] the effect of whose simple outline painting could not give, and how poor a thing are words! We pass through this neat little town, the majestic hill on the left hand soaring over the houses, and at every interspace you see the whole of it — its beeches, its rocks, its scattered cottages, and the one neat little pastor's house at the foot embosomed in fruit-trees all in blossom, the noisy coomb-brook dashing close by it.

We leave the valley, or rather the first turning, on the left, following the stream;[14] and so the vale winds on, the river still at the foot of the woody hills, with every now and then other smaller valleys on right and left crossing our vale, and ever before you

---

[1] Der kleine, runde, bewaldete, obenerwähnte Hügel (p. 46).
[2] Siehe Einleitung. [3] 1761 (s. S. 46, Anm. 3).
[4] Vaubecourt (s. S. 46, Anm. 3). [5] S. ebenda. [6] S. ebenda.
[7] Hier beginnt wieder G.s Text, mit kleiner Abanderung: '*We afterwards ascended another hill, from the top of which a large plain opened before us* usw.
[8] Das Eichsfeld.
[9] Neuhoff: kleiner Flecken; in der Nähe Neuhof-Mühle, 1/2 Meile östlich von Scharzfeld.
[10] Offenbar wieder die Oder, deren Lauf die Touristen schon einmal folgten.
[11] Bad Lauterberg, heute ein Flecken von ca. 5400 Einwohnern, hatte damals 329 Häuser und 2000 Einwohner. Es gehörte zum Amt Scharzfeld im Fürstentum Grubenhagen.
[12] Die 'gerade' und die 'krumme' Lutter.
[13] Wohl der 'Hausberg' (421 m). [14] *the stream*] *a stream* G.

the woody hills running like groves into one[1] another. Sometimes[2] I thought myself in the coombs about Stowey, sometimes between Porlock and Linton[3] — only the stream was somewhat larger. Sometimes the scenery resembled parts in the river Wye[4] almost to identity, except that the river was not quite so large. We turned and turned, and entering the fourth curve of the vale we found all at once that we had been ascending. The verdure vanished. All the beech-trees were leafless, and so were the silver birches, whose boughs always, winter and summer, hang so elegantly. But low down in the valley, and in little companies on each bank of the river, a multitude of green conical fir-trees, with herds of cattle wandering about, almost every one with a cylindrical bell around its neck of no inconsiderable size; and as they moved, scattered over the narrow vale, and up among the trees on the hill, the noise was like that of a great city in the stillness of a sabbath morning, when[5] all the steeples all at once are ringing for church. The whole was a melancholy and romantic scene that was quite new to me. Again we turned, passed three smelting-houses, which we visited. A scene of terrible beauty is a furnace of boiling metal, darting every moment blue, green, and scarlet lightning like serpents' tongues. And now we ascended a steep hill,[6] on the top of which was St. Andreas Burg,[7] a town built wholly of wood. We[8] arrived here Whitsunday afternoon, May 12, half-past four. Here we supped and slept, and I not being quite well procured a bed, the others slept on straw. We left St. Andreas Burg, May 13, eight o'clock, ascended still, the hill unwooded except here and there with a few stubby fir-trees. We descended again to ascend far higher; and now we came to a most beautiful road, which winded on the breast of the hill, from whence we looked down into a deep valley, or huge bason,[9] full of pines and firs, the opposite hills full of pines and firs, and the hill above us, on whose breast we were winding, likewise full of pines and firs. The valley or bason on our right hand, into which we

[1] *into one*] *one into* G. [2] *Sometimes* bis *quite so large* fehlt bei G.

[3] Lynton in Norddevonshire, wo Coleridge vor kurzem die '*Wanderings of Cain*' konzipiert hattet.

[4] Der hübsche westengl. Wiesenflufs, der in die Mündung des Severn fällt.

[5] *when the bells all at once are r. f. ch.* (G.).

[6] Der Glockenberg (627 m).

[7] *Andrias Berg* (G.). — St. Andreasberg, heute eine Stadt von fast 3500 Einwohnern, deren Hauptbeschäftigung der Bergbau bildet, war damals eine Stadt von ca. 430 Häusern und 1800 Einwohnern, die zweite der sieben Bergstädte des churbraunschweigischen Harzes. Den Namen erklärt die Sage dadurch, dafs die ersten dortigen Gänge, welche abgebaut wurden, die Form eines Andreaskreuzes hatten, wonach die Grube benannt wurde.

[8] *We arrived here* ... bis *stubby fir-trees* ist bei G. fortgelassen.

[9] *basin* (G.). *bason* ist eine orthographische Nebenform.

looked down, is called the Vale Rauchenbach,[1] that is, the valley of the roaring brook, and roar it did indeed most solemnly. The road on which we walked was weedy with infant fir-trees an inch or two high, and now on our left hand came before us a most tremendous precipice of yellow and black rock, called the Rehburg[2] (*sic*), that is the mountain of the roe. A[3] deer-stealer was, as is customary in these cases throughout Germany, fastened to a roebuck, his feet to the horns, and his head towards the tail, and then the roe let loose. The frighted animal came at length to the brink of this precipice, leaped down, and dashed both himself and the man to atoms. Now, again, is nothing but firs and pines, above, below, around us! How awful is the deep unison of their undividable murmur — what a one thing it is — it is a sound that impresses the dim notion of the Omnipresent! In various parts of the deep vale below us we beheld little dancing waterfalls gleaming through the branches, and now on our left hand, from the very summit of the hill above us, a powerful stream flung itself down,[4] leaping and foaming, and now concealed, and now not concealed, and now half concealed, by the fir-trees, till towards the road it became a visible sheet of water, within whose immediate neighbourhood no pine could have permanent abiding place; the snow lay everywhere on the sides of the roads, and glimmered in company with the waterfall foam, snow patches and water breaks glimmering through the branches in the hill above, the deep bason below, and the hill opposite. Over the high opposite hills, so dark in their pine forests, a far higher round barren stony mountain[5] looked in upon the prospect from a distant country. Through this scenery we passed on till our road was crossed by a second waterfall, or rather aggregation of little dancing waterfalls, one by the side of the other, for a considerable breadth, and all came at once out of the dark wood above, and rolled over the mossy rock fragments, little firs growing in islets scattered among them. The same scenery continued till we came to the Oder Seich[6] (*sic*), a lake half made by man and half by nature; it is two miles in length, and but a few hundred yards in breadth, and winds between banks, or rather through walls of pine trees. It has the appearance of a most calm and majestic river, it crosses the road, goes into a wood, and there at once plunges itself down into a most magnificent cascade,

[1] *Wald Rauschenbach* (G.). Der Rauschenbach im Odertal ist gemeint.
[2] *Rehberg* (G.). Ob wirklich der Rehberg (894 m) oder vielleicht die Rehberger Klippen gemeint sind, möchte ich nicht entscheiden.
[3] *A deer-stealer ... atoms* fehlt bei G.
[4] Die Oder. [5] Wahrscheinlich das Brockengebirge.
[6] Gemeint ist natürlich der Oderteich, 750 m hoch gelegen, der größte Teich des Harzes. Seine Länge beträgt 1632 m, seine Breite 150 m. Das bereits bestehende Wasserbecken wurde 1714—20 zum jetzigen Teiche erweitert (cfr. Gottschalck p. 320 ff.).

and runs into the vale, to which it gives the name of the 'Vale of the Roaring Brook'. We[1] climbed down into the vale, and stood at the bottom of the cascade, and climbed up again by its side. The rocks over which it plunged were unusually wild in their shape, giving fantastic resemblances of men and animals, and the fir boughs by the side were kept almost in a swing, which unruly motion contrasted well with the stern quietness of the huge forest-sea everywhere else. Here[2] and elsewhere we found large rocks of violet stone,[3] which, when rubbed, or when the sun shines strong on them, emit a scent which I could not distinguish from violet; it is yellow-red in colour.

My dear, dear Love! and my Hartley![4] my blessed Hartley! by hill, and wood, and stream, I close my eyes and dream of you. If possible, I will this evening[5] continue my little tour in a second letter.

Your faithful Husband,

S. T. Coleridge.

II. Von demselben an Mrs. Coleridge.

My[6] dearest Love, — These letters and the descriptions in them may possibly recall to me real forms, if I should ever take it into my head to read them again, but I fear that to you they must be unsupportably unmeaning, accumulated repetitions of the same words in almost the same combinations; but how can it be otherwise? In nature all things are individual — but a word is but an arbitrary character for a whole class of things; so that the same description may in almost all cases be applied to twenty different appearances: and in addition to the difficulty of the thing itself, I neither am, nor ever was, a good hand at description. I see what I write, but alas! I cannot write what I see. — My[7] last letter concluded with the Oder Teich, from thence we entered a second wood, and now the snow met us in large masses, and we walked for two miles knee-deep in it, with an inexpressible fatigue, till we came to the mount

[1] *We descended into the v.* (G.).

[2] *Here and* ... bis Schluſs des Briefes fehlt bei G.

[3] Veilchenstein (*Chroolupus Jolithus* oder *hercynius*). Der Geruch wird durch das Veilchenmoos beim Reiben erzeugt.

[4] Der erste Sohn des Dichters hieſs Hartley. Sein jüngerer Sohn Berkeley war im Februar gestorben. Coleridge erhielt die Nachricht erst in den ersten Tagen des April. Der Tod seines Söhnchens steigerte oft bis ins Unerträgliche das Sehnsuchtsgefühl nach der Heimat, das C. so häufig in diesen Briefen zum Ausdruck bringt.

[5] Der erste Brief ist am frühen Morgen des 17. Mai geschrieben, der zweite am Abend desselben Tages (cfr. p. 58). Bis zum Sonnabend, 18. Mai, blieb C. in Clausthal (cfr. Karte).

[6] Der Anfang: *My dearest Love* ... bis *can it be otherwise,* fehlt bei G.

[7] Gillman hat dafür: *From the Oder Seich* (sic) *we entered a second wood;* etc.

called Little Brocken: — here even the firs deserted us, or only now and then a patch of them, wind-shorn, no higher than one's knee, matted and cowering to the ground, like our thorn bushes on the highest sea-hills. The soil was plashy and boggy; we descended, and came to the foot of the great Brocken[1] without a river — the highest mountain in all the north of Germany, and the seat of innumerable superstitions. On the 1st of May[2] all the witches dance here at midnight, and those who go may see their own ghosts[3] walking up and down with a little billet on the back, giving the names of those who had wished them there: for, "I wish you on the top of the Brocken," is a common curse throughout the whole empire.[4] Well, we ascended, the soil boggy, and at last reached the height, which is 573 toises[5] above the level of the sea. We visited the Blocksterg[6] (*sic*), a sort of bowling-green, inclosed by huge stones, something like those at Stonehenge,[7] and this is the witches' ball-room — thence proceeded to the house on the hill, where we dined — and now we descended. My[8] toe was shockingly swollen, and my feet bladdered, and my whole frame seemed to be going to pieces with fatigue; however, I went on, my key-note pain, unless when (as happened not unseldom) I struck my toe against a stone or stub, and this of course produced a bravura of torture. In the evening, about seven, we arrived at Elbinrode.[9] I[10] was really unwell. The transition from my late habit of sitting and writing[11] for so many hours in the day to such intense bodily exercise,[12] had been too rapid and violent. I went to

[1] Vgl. die Beschreibung bei Gottschalck p. 131 ff.

[2] Faust I, Walpurgisnacht etc.

[3] Das sogenannte 'Brockengespenst', die berühmte atmosphärische Erscheinung (cfr. Meyers *Wegweiser*, 8. Aufl., p. 94) ist wohl gemeint. Über Brockensagen vgl. Proehle p. 16 ff.

[4] Noch heute kennt man im Harz ähnliche Ausdrücke wie: Du kannst nach dem Blocksberg gehen.

[5] *toise*, Klafter = 6 Pariser Fufs. Höhe des Brockens: 1142 m.

[6] *Blocksberg* (G.).

[7] Stonehenge, die berühmte altheidnische (keltische) Kultusstätte in Wiltshire, 8 engl. Meilen nördlich von Salisbury.

[8] *My toe* ... bis *torture* fehlt bei G.

[9] *Elbingerode* (G.), 'Bergstadt i. Fürstentum Grubenhagen, von 400 Häusern und 2500 Einw.' (Gottschalck p. 163).

[10] *I was really* ... bis *morning quite well* fehlt bei G.

[11] In Göttingen hatte Coleridge, neben seinen zahlreichen anderen Studien (s. Einl.), auch verschiedene Übersetzungen aus dem Deutschen geliefert (cfr. Brandl p. 262 ff.) und sich namentlich Exzerpte und umfangreiche Sammlungen für eine 'Geschichte der schönen Wissenschaften in Deutschland bis Lessing' und eine 'Biographie Lessings' angelegt. — Im ganzen schuf er in dieser Zeit wenig Eigenes. Hierzu gehört die poetische Schilderung des Brockens (s. unten p. 52 ff.). Erst in England begann er seine vortreffliche Übersetzung des Wallenstein ('Piccolomini' und 'Wallensteins Tod') und beendete sie in sechs Wochen (Brandl p. 271).

[12] Der 13. und der 15. Mai waren die anstrengendsten Tage der Reise. Am 13. legten die Reisenden unter der Annahme, dafs sie den Abstieg

bed with chattering teeth — became feverish hot, and remained tossing about and unable to sleep till two in the morning, when a perspiration burst out on me — I fell asleep — and got up in the morning quite well.

At the inn[1] they brought us an album, or Stamm Buch, requesting that we would write our names, and something or other as a remembrance that we had been there. I wrote the following lines, which I[2] send to you, not that they possess a grain of merit as poetry, but because they contain a true account of my journey from the Brocken to Elbinrode.

I stood on Brocken's sovran height, and saw
Woods crowding upon woods, hills over hills,
A surging scene, and only limited
By the blue distance. Wearily my way
Downward I dragg'd, thro' fir groves evermore,
Where bright green moss moved in sepulchral forms,
Speckled with sunshine, and but seldom heard,
The sweet bird's song, become (*sic*) a hollow sound;
And the gale murmuring indivisibly,
Preserved[3] its solemn murmur, more distinct
From many a note of many a waterbreak;
And the brooks chatter; on whose islet stones
The dingy kidling with its tinkling bell
Leapt frolicsome, or old romantic goat
Sat, his white beard slow-waving. I moved on
With low and languid thought, for I had found
That grandest scenes have but imperfect charms,

über Eckerloch, Schierke, Hohne nach Elbingerode unternahmen, im ganzen ca. 38 km (berechnet nach W. Dammanns Touristenkarte) zurück (von St. Andreasberg bis Brocken ca. 20 km, von da nach Elbingerode 18 km). Am 15. wurde die längste Strecke zurückgelegt, nämlich ca. 64 km (!). Am ersten Tage wurden ca. 30 km zurückgelegt; am zweiten, bis St. Andreasberg, 18,6 km; am dritten, bis Elbingerode (s. o.) ca. 38 km; am vierten, bis Blankenburg, ca. 14 km; am fünften ca. 50 km (ohne die Umwege). Coleridge gibt die zurückgelegte Strecke, wohl etwas übertrieben, auf 40 engl. Meilen (= ca. 64 km) an. Am sechsten Tage, bis Clausthal, ca. 15 km. Am siebenten Marschtage (am achten und letzten Reisetage), bis Göttingen, ca. 45 km. — Hieraus sieht man, dafs immer einem Marschtage ein Ausruhetag folgte. — Gottschalck in seinem *Harzführer* gibt die Entfernungen in Stunden wie folgt an: Lauterberg — Andreasberg: 3 Stunden (zweiter Tag); Andreasberg — Brockenspitze: 6 Stunden [Brocken — Elbingerode, Abstieg: ca. 3 Stunden], Summe: 9—9½ Stunden (dritter Tag); [Elbingerode — Blankenburg: ca. 3 Stunden (vierter Tag)]; [Blankenburg — Wernigerode: ca. 4 Stunden], Wernigerode — Ilsenburg: 2 Stunden, Ilsenburg — Goslar: 4 Stunden; Summe: 10 Stunden, NB. ohne Umwege! (fünfter Tag), mit denselben sind 12—13 Stunden für diesen Tag anzusetzen; Goslar — Klausthal: 3 Stunden (sechster Tag und siebenter [Ruhe-] Tag); Klausthal — Osterode: 3 Stunden, Osterode — Göttingen: 4 Stunden, Summe: 10 Stunden (achter Tag).

[1] Der beste Gasthof war damals der 'Blaue Engel', an dem durch E. fliefsenden Rohrbach gelegen (Gottschalck p. 163).

[2] *I send* ... bis *because they* fehlt bei G.

[3] *Reserved* (G.).

Where the eye vainly wanders, nor beholds
One spot, with which the heart associates
Holy remembrances of child, or friend,
Or gentle maid, our first and early love,
Or father, or the venerable name
Of our adored country.[1] O thou Queen,
Thou delegated deity of earth!
O "dear, dear" England, how my longing eyes
Turn'd westward, shaping in the steady clouds
Thy sands, and high white cliffs! sweet native isle,
This heart was proud; yea, mine eyes swam with tears
To think of thee;[2] and all the goodly view
From sovran Brocken, woods, and woody hills,
Floated away, like a departing dream,
Feeble and dim. Stranger, these impulses
Blame thou not lightly; nor will I profane
With hasty judgment, or injurious doubt,
That man's sublimer spirit, who can feel
That God is everywhere; the God who framed
Mankind to be one mighty brotherhood,
Himself our Father, and the world our home.

We left Elbinrode May 14. (N. B.[3] — Rode signifies a place from whence roots have been grubbed up in order for building or plantations.) We travelled for half a mile through a wild country of bleak stony hills by our side, with several caverns, or rather mouths of caverns, visible in their breasts. And now we came to Rubelland[4] (*sic*). Oh! it was a lovely scene. Our road was at the foot of low hills, and here were a few neat cottages — behind us were high hills, with a few scattered firs, and flocks of goats visible on the topmost crags. On our right hand a fine shallow river,[5] of about thirty yards broad, and beyond the river a crescent hill, clothed with firs that rise one above another, like spectators in an amphitheatre. We advanced a littte farther, the crags behind us ceased to be visible, and now the whole was one and complete; — all that could be seen were[6] the cottages at the foot of the low green hill, (cottages embosomed in fruit trees in blossom,) the stream, and the little crescent of firs. I lingered here, and unwillingly lost sight of it for a little while. The firs were so beautiful, and the masses of rocks, walls, and obelisks, started up among them in the very places

[1] Interessant ist eine Stelle aus einem Briefe an Mrs. Coleridge, datiert aus Göttingen vom 12. März 1799, wo es heifst, er sei *'deeply convinced that, if he were to remain a few years among objects for whom he had no affections, he should wholly lose the powers of intellect'*.

[2] Der Dichter hat in der Fremde den Wert des Vaterlandes schätzen gelernt.

[3] *N. B. — Rode* ... bis *plantations* fehlt bei G.

[4] Rübeland (braunschweigischer Hüttenort mit ca. 1200 Einwohnern), an der Bode, 'im Amte und Fürstentum Blankenburg', hatte damals nur 44 Häuser und 270 Einwohner (cfr. Gottschalck p. 379).

[5] Die 'Warme Bode'. [6] *was* (G.).

where, if they had not been, a painter with a poet's feeling would have imagined them.

We crossed[1] the river (its name Bodi), entered the sweet wood, and came to the mouth of the cavern[2] with the man who shows it. It was a huge place, 800 feet in length, and more in depth — of many different apartments; and the only thing that distinguished it from other caverns was, that the guide, who was really a character,[3] had the talent of finding out and seeing uncommon likenesses in the different forms of the stalactites:[4] "Here was a nun; this was Solomon's temple; that was a Roman Catholic chapel; here was a lion's claw — nothing but flesh and blood wanting to make it completely a claw! This was an organ, and had all the notes of an organ," &c., &c.; but, alas! with all possible straining of my eyes, ears, and imagination, I could see nothing but common stalactites,[4] and heard nothing but the dull *ding* of common cavern stones. One thing was really striking — a huge cone of stalactite hung from the roof of the largest apartment, which,[5] on being struck, gave perfectly the sound of a death-bell. I was behind, and heard it repeatedly at some distance; and the effect was very much of[6] the fairy kind — gnomes and things *unseen* that toll, mock death-bells for mock funerals! After this, a little clear well and a black stream pleased me the most; and multiplied by fifty, and coloured *ad libitum*, might be well enough to read of in a novel or poem. We returned; and now before the inn, on the green plat around the maypole, the villagers were celebrating Whit Tuesday. This maypole is hung, as usual, with garlands on the top; and in those[7] garlands spoons and other little valuables are placed. The high, smooth, round pole[8] is then well greased; and now he who can climb up to the top may have what he can get: a very laughable scene, as you may suppose, of awkwardness and agility, and failures on the very brink of success. Now began a dance. The women danced very well; and in general I have observed throughout Germany that the women in the lower ranks degenerate far less from the ideal of a woman than the men from that of man. The dances were reels and the[9] walzen; but chiefly the latter. This dance is in the higher circles sufficiently voluptuous; but here the motions[10] of it were far more faithful interpreters of the passion, or[11] rather the appetite, which doubtless the

[1] *Crossed the r.* (G.).

[2] Die Beschreibung (die 'Nonne', die 'Orgel') pafst auf die Baumannshöhle, die sich 260 m weit in den Felsen hinein erstreckt, cfr. Gottschalck p. 107 ff.

[3] Er hiefs (1806) Valentin Becker und wohnte in Rübeland.

[4] *stalactite* (G.). [5] *which*] *and* (G.). [6] *in* (G.). [7] *these* (G.).

[8] Cfr. in Italien und anderen romanischen Ländern das Spiel der *cocagna* (*cuccagna*); vgl. frz. *cocagne*, span. *cocaña*.

[9] *waltzes* (G.). [10] *emotions* (G.). [11] *or* bis *appetite* fehlt bei G.

dance was intended to shadow. Yet even[1] after the giddy round and round is over, the walking[2] to music, the woman laying her arm with confident affection on the man's shoulders, or (among[3] the rustics) around his neck, has something inexpressibly charming in it. The first couple at the walzen[4] (pronounced[5] waltzen — z is pronounced always *ts*) was a very fine tall girl, of two or three and twenty, in the full bloom and growth of limb and feature, and a fellow with huge whiskers, a long tail, and a woollen nightcap: he was a soldier; and from the more than usual glances of the girl, I presumed, was her lover: he was beyond compare the gallant and the dancer of the party. Next came two Bauers,[6] one of whom, in the whole contour of his face and person, and above all, in the laughably would-be frolicksome kick-out of his heel, irresistibly reminded me of Shakspeare's *Slender,*[7] and the other of his *Dogberry.*[7] O two such faces and two such postures! O that I were an Hogarth![8] What an enviable talent[9] it is to have a genius in painting! Their partners were pretty lasses, not so tall as the former, and danced uncommonly light and airy. The fourth couple was a sweet girl of about seventeen, delicately slender, and very prettily dressed, with a full-blown rose in the white ribbon that went round her head, and confined her reddish-brown hair; and her partner *waltzed* with a pipe in his mouth! smoking all the while! and during the whole of this voluptuous dance, his countenance was a fair personification of *true German phlegm.* After these, but I suppose not actually belonging to the party, a little ragged girl and ragged boy, with his stockings about his heels, waltzed and danced — waltzing and dancing in the rear most entertainingly. But what most pleased me was a little girl, of about three or four years old — certainly not more than four — who had been put to watch a little babe of not more than a year old (for one of our party had asked), and who was just beginning to run away: the girl teaching him to walk was[10] so animated by the music, that she began to waltz with him, and the two babes whirled round and round, hugging and kissing each other as if the music had made them mad. I am[11] no judge of music; it pleased me; and Mr. Parry,[12] who plays himself, assured me it was uncommonly good. There were two fiddles and a bass-viol. The fiddlers — above all the bass-violer — most Hogarthian phizzes! God love them! I felt far more affection for them than towards any other set of human beings I have

[1] *ever* (G.). [2] *the walking*] *they walked* (G.).
[3] *among the rustics* und *has something* bis *it* fehlt bei G.
[4] *waltzing* (G.). [5] *pronounced* bis *ts* fehlt bei G. [6] *boors* (G.).
[7] *Slender,* wohlbekannt aus Shaksperes *Merry wives of Windsor,* und *Dogberry* aus *Much ado about nothing.*
[8] Schon in Hamburg galt sein Interesse dem Volksleben, und er wünschte sich die Kunst eines Hogarth.
[9] *gift* (G.). [10] *and who was* (G.). [11] *I am* bis *good* fehlt bei G.
[12] Siehe Brief I, S. 41, Anm. 5.

met with since I have been in Germany: I suppose because they looked so happy! We[1] left them. As we go out of the village, the crescent-shaped hill of firs sinks, and forms an irregular wood; but the opposite hill rises, and becomes in its turn a perfect crescent, but of far other character: higher, and more abrupt, and ornamented — not clothed with firs, the larger part of the hill being masses, and variously jutting precipices of rocks, grey, sulphur yellow, and mossy. Shortly after we meet with huge marble rocks;[2] and about a mile from Rubilland (*sic*), we arrived at a manufactory where the marble is polished. The Blankenburg (*sic*) marble has an exquisite beauty: a foot square is valued at 2 *s.* 6 *d.* Blumenbach informed us that marble was a marine substance — that the veins, at least the brown and the red veins, were true corals, and the white was the accidental cement. Here a huge angle of rock comes out, and divides the road. Our path went on the left one way, and the river the other. We left the river Bode unwillingly, for it went immediately into a deep, deep pine-wood, where we saw high pillars of rock, which, I don't know why, seemed to live among the black fir trees, and I wished to be its companion; but one always quits a dashing river unwillingly. Our path led us over a green plain, which heaved up and down in hillocks and embreastments[3] of earth, till we came to a village. Hütton rode[4] (*sic*). We left it; and still the country continued not particularly interesting till we arrived at the foot of a hill, up which our road winded, with many a scattered fir by its side. We reached the top, and behold! now again the spring meets us! I look back, and see the snow on the Brocken, and all between the black mineral green of pine groves — wintry, endlessly wintry. The beech, and the birch, and the wild ash, all leafless; but lo! before us a sweet spring! not indeed in the full youthful verdure as on the first days of our journey,[5] but timidly soft, half wintry, and with here and there spots and patches of iron-brown.

Interesting in the highest degree is it to have seen in the course of two or three days so many different climates, with all their different phenomena! The vast plain was before us — rocks on the

[1] Das übrige, von *We left* ab, fehlt bei G.

[2] Der Marmor wird noch heute in der Nähe von Rübeland gebrochen. Die Hauptanziehung für den Fremden aber bilden neben der erwähnten Baumannshöhle die Bielshöhle und vor allem die neu entdeckte Hermannshöhle.

[3] *embreastment*, ein von Coleridge gebildetes Wort. Als ἅπαξ λεγ. bei Murray ist die Stelle zitiert mit der Erklärung: *'a breast-like swelling of the ground'*. — Auch andere seltene Wörter gebraucht C. in diesen Briefen, wie z. B. *to bladder* (als Verb), *surginess* u. a.

[4] Hüttenrode, heute ein Dorf von 1200 Einwohnern, hatte damals '126 Feuerstellen und 743 Seelen' (Gottschalck p. 247).

[5] Die Reisenden sind aus der wärmeren Region des Südharzes in die rauhere des Nordharzes gelangt.

right hand — huge walls of rocks on the left, and curving round to the front view hills of beeches — soft surges of woody hills. At the foot of the hill lay the castle and town of Blankenburg, with all its orchards of blossoming fruit-trees. Blankenburg[1] is a considerable town, containing 500 houses and 3000 inhabitants, and belongs to the Duke of Brunswick. Immediately opposite our inn is the house where the unfortunate Louis XVIII.[2] was during twenty-one months.[3] He left Blankenburg last February in consequence of a lordship having been given him by the Emperor of Russia in Livonia. Some inquiries which we had made concerning him at Rubelland had occasioned a suspicion of our being spies, and one fellow whom we asked, answered us — 'I'll die for my king and country, and what sort of French fellows are you?' Hence we were shy of the subject; but our landlord, a most communicative fellow, soon relieved us, and for at least two hours talked incessantly of the king, with whose most minute and daily occupations he had made himself as well acquainted, or better, than I am with Poole's. These are a chapter of contents for his conversation: — 1. His Majesty was very religious — had prayers in his house every day, and an open service there on Tuesdays, Thursdays, and Saturdays. 2. He kept a regular mistress — a large fine woman of a fair complexion — a French woman, whose husband at the same time lived in the same house, observing the most distant civilities of respect towards his wife. 3. A washerwoman's daughter, however, of Blankenburg, had struck his Majesty's eye — a young girl of no unimpregnable chastity; and once or twice a week his Majesty was graciously pleased to send one of his nobles for her. On the first interview he presented her with twelve Laub dollars[4] (about fifty shillings), which she had shown with much glee to the landlord. Afterwards his presents declined. 4. He had eighty-three persons in his household, eight of whom were dukes; and his daily expenses were about 100 dollars (20 *l.*), and he received his money always from Hamburg; and our landlord had been informed by his relation, the postmaster, that he received regularly 40,000 dollars (6000 *l.*) at a time. 5. He never on any occasion

[1] Gottschalck (p. 115 ff.) gibt an: 'B. (Hauptstadt des Fürstentums gleichen Namens), Stadt von 395 Häusern (ohne die öffentl. Gebäude) und 2635 Einw.' Heute ist B. eine Stadt von 10200 Einwohnern.

[2] In dem Eckhaus an der Lange- und Poststrafse und später in dem an der Tränkestrafse wohnte nach seiner Flucht aus Dillingen Ludwig XVIII. vom 24. August 1796 bis 10. Februar 1798 unter dem Namen eines Grafen von Lille. — Die Reisenden scheinen nach obiger Angabe in den damals Pottschen Gasthof am Markt 'Zum Engel' eingekehrt zu sein, der neben dem Hörnckschen 'Zu den drei Kronen' für den besten galt.

[3] Genauer: 18 Monate 3 Tage.

[4] *Laub dollar* = Laubtaler (fiz. *écu de six lieres*), eine 1726—94 geprägte französische Silbermünze, die im Auslande (in Deutschland) viel Kurs hatte (= 4,8 Mark). Der Name stammt von den Lorbeerzweigen, die sie schmücken.

rode out of his own gardens; and had so much personal fear of regicides, that he had a subterraneous secret passage under his house. 6. The number of his coaches was fifteen — all very handsome, and all ball-proof. 7. He had seventy horses, and at one time seven princesses in the same house with him. The quantity of meat used and wasted in the household was prodigious. There were every week two oxen regularly consumed. 8. Twice a week his Majesty bathed in gravy soup, for which purpose eighty pounds of beef were constantly used, which soup, with the meat, was after given to the poor. 9. He ordered his surgeons and physicians to attend the poor gratis. 10. And wept when he quitted the place.

We went and visited the castle,[1] which was shown us by a young woman. Such an immense number of ugly rooms, with such an immense number of pictures, not one of which possessed the least merit, or rather not one of which was not a despicable daub, and almost all obscene! So false is it that our ancestors were more innocent than we: the passions are much the same in all ages, but obscenity and indelicacy are the fit and peculiar company of ignorance and barbarous manners. One thing amused me. The young woman opened a room, pointed us to go in, and then herself turned up another pair of stairs. On entering we perceived a parcel of execrable daubs on execrable subjects, but the half modesty of the girl was interesting. There was no reason on earth for her showing us the room, and many which she stood looking at with great calmness were not a whit better. We returned and spent the evening with a round of old English songs, among which 'God save the King' and 'Rule Britannia' were, as you may suppose, repeated no small number of times, for being abroad makes every man a patriot,[2] and a loyalist, almost a Pittite.[3]

God bless you, my dear love, and good night.

May 17.[4] S. T. Coleridge.

III.

May 19, 1799.

My dearest Poole, — I arrived at Göttingen last night at nine o'clock, after a walk of thirty miles[5] somewhat disappointed at finding no letter for *me,* but *surprised* that Chester[6] had none. Surely his

[1] Das Schloſs besitzt Bilder von Dürer, Cranach, Wouwerman, Teniers u. a.

[2] Cfr. Brief II, S. 53, Anm. 2.

[3] William Pitt (der Jüngere) ist gemeint, der heftige Gegner der französischen Revolution und Napoleons I.

[4] Cfr. Ende des I. Briefes (S. 50, Anm. 5).

[5] Der Marsch von Clausthal bis Göttingen wurde am 18. Mai gemacht. Die Entfernung beträgt ca. 45 km.

[6] John Chester (vgl. Brief I, S. 41, Anm. 5), aus Nether Stowey und mit Coleridge dort bekannt und befreundet, begleitete den Dichter nach Deutschland.

family do not behave over-attentively towards him: we have been about eight months and ten days,[1] and he has received one letter from them! Well, now to conclude my all too-uninteresting Journal. In my second letter to Sarah I was still at Blankerburg.[2] We left it on Wednesday morning, May 15, taking first one survey more of the noble view which it commanded. I stood on the Castle-hill[3] — on my right a hill, half wood, half rock, of a most grand outline. The rude sketch of its outline is given in that little drawing at the top of my first letter to Sara. Then a plain of young corn — then rocks, walls and towers, and pinnacles of rock — a proud domain, disdainful of the seasons! These formed the right hand. On the left, and curving round till they formed the front view, hills here green with leafy trees — here still iron-brown — dappled, as it were, with coming spring and lingering winter — not (like the single hill) of abrupt and grand outlines, but rising and sinking, yet on the whole still rising in a *frolic surginess.*[4] In the plain (or area of the view) young cowherds of cattle, troops of goats, and shepherds at the head of *streams*[5] of sheep. We left the town, proceeded through the plain, and, having walked about half a mile, turned to contemplate the backward view, to which was added the towers and castle of Bermburg[6] (*sic*), that looked in upon us from the distance on our right hand as we then stood.

We proceeded, and a mile from Blankerburg we came to a small lake[7] quite surrounded with beech trees — the margins of the lake solid marble rock; two or three stone thrushes[8] were flitting about those rocky margins. Our road itself was for a few strides occupied by a little one-arched bridge, under which the lake emptied itself,

---

[1] Die Abfahrt von Great Yarmouth nach Hamburg fand am 16. September '98 statt; das Datum des Briefes ist der 19. Mai '99 [Oktober '98 bis April '99 = 7 Monate + 11 Tage (September) + 19 Tage (Mai) oder 7 Monate und 33 Tage = 8 Monate und ca. 3 Tage]. Hieraus folgt, wenn wir C.s Angabe von 8 Monaten und 10 Tagen damit vergleichen, dafs die Trennung von Weib und Kind in Stowey ca. eine Woche vorher, am 9. 10. September etwa, stattfand.

[2] D. h. inhaltlich war er bei 'Blankenburg' stehen geblieben. Geschrieben sind beide Briefe erst am 17. Mai von Clausthal. Der dritte Brief an Poole aber (bereits von Göttingen aus geschrieben) knüpft genau an den vorigen an und beginnt daher mit dem Aufbruch von Blankenburg.

[3] Der Schlofsberg erhebt sich ca. 100 m über der Stadt. (Das Schlofs selber liegt auf dem 330 m hohen Kalksteinfelsen Blankenstein.)

[4] *surginess*, ein wohl von C. geprägtes Wort (nicht im *Cent. Dict.*) = 'Gewoge'.

[5] *streams of sheep*, ziemlich ungewöhnlich.

[6] Das Schlofs Bernburg, das über 50 km in der Luftlinie abliegt, ist gemeint.

[7] Offenbar der 'Mönchsmühlenteich', in der Nähe des Dorfes Michaelstein.

[8] *stone thrush* = *mistle-thrush* (Misteldrossel) ist nach dem *Cent. Dict.* provincial English.

and at the distance of ten yards from the bridge, on our right hand, plunged itself down (its stream only once broken by a jutting rock nearly in the midst of the fall) into a chasm of 30 feet in depth, and somewhat more in length, (a chasm of black or mossy rocks) and then ran underground. We now entered the woods — the morning thick and misty; we saw a number of wild deer, and at least fifty salamanders. (The salamander[1] is a beautiful lizard, perfectly harmless.) I examined several in my naked hand; its length from six to seven inches, with a nightingale's eye, and just twenty-two yellow streaks on its glossy black skin. That it can live in the fire is a fable; but it is true that if put on burning coals, for the first or even the second time, it emits a liquid so copiously as to extinguish the coals. So we went up hill and down dale, but all through the woods, for four miles, when we came to a sort of heath, stubby, with low trunks of old fir-trees; and here were women in various groups sowing the fir-seed, a few ceasing their work to look at us. Never did I behold aught so impressively picturesque — or rather statue-esque — as these groups of women in all their various attitudes. The thick mist through which their figures came to my eye gave such a soft unreality to them![2] These lines, my dear Poole, I have written rather for my own pleasure than yours, for it is impossible that this misery of words can give to you that which it may yet be able to recall to me. What can be the cause that I am so miserable a describer? Is it that I understand neither the practice nor the principles of painting? or is it not true that others have really succeeded? I could half suspect that what are deemed fine descriptions produce their effect almost purely by a charm of words, with which, and with whose combination, we associate feelings *indeed,* but no distinct images. From these women we discovered that we had gone out of our way precisely four miles; so we laughed and trudged back again, and contrived to arrive at Wemingar Rode[3] (*sic*) about twelve o'clock; this belongs to the princely Count Stolberg, a cousin of the two brothers,[4] the princely Counts Stolberg of Stolberg, who both of them are poets and Christians — good poets,

[1] Auffallend ist die eingehende Beschreibung, die C. dem Salamander widmet, doch kommt dieser fast überall auch in England vor.

[2] Cfr. Seite 61, Anm. 4.

[3] Wernigerode [auch bei J. Dykes Campbell, *Life of S. T. C.*, spukt noch ein Wer*ming*erode], 'die Hauptstadt der Grafschaft gleichen Namens, die Residenz der Stolberg-Wernigerodeschen Grafenlinie, Stadt von 858 Häusern und 3700 E.' (Gottschalck p. 436 ff.). Jetziger Besitzer der Grafschaft Wernigerode ist seit 19. November 1896 Fürst Christian Ernst zu Stolberg-Wernigerode.

[4] Die beiden berühmten Stolbergs, das Dichterpaar (Christian, * 1748, und Friedrich Leopold, * 1750, Mitglieder des Göttinger Dichterbundes), studierten in Göttingen. In ihrer Gesellschaft machte Goethe seine erste Schweizerreise.

great Christians,[1] and most kind-hearted princes. What a combination of vanities for Germany!

The princely Count of Stolberg, of Wemingar Rode,[2] gave, on this day, a feast to his people, and almost all the family of Stolbergs were assembled; the nobles and people were shooting for a prize at a stuffed bird, placed on the top of a high Maypole. A nobleman of the family, who had lately been at Göttingen, recognised Parry,[3] and was about to have introduced us; but neither our dress nor our time permitting it, we declined the honour. In this little town there is a school, with about twelve or thirteeen poor boys in it, who are maintained by the tenants and citizens. They breakfast with one, dine with another, and sup with a third; managing their visits so as to divide the burden of their maintenance according to the capabilities of the people, to whose table they solicit admission. Through a country not sufficiently peculiarized to be worth describing, we came to Drubeck,[4] a pretty village, far off on the right hand, a semicircular vale of an immense extent; close by on the left (its figure the concave of a crescent), a high woody hill, the heights clothed with firs, with an intermixture of beeches, yellow-green in their opening foliage; but below this, and flowing down the hill into the valley, a noble stream of beeches of freshest verdure. Greeneries of every size and shape, but always walled by trees; and always as we entered, the first object which met us was a mount of wild outline, black with firs, soaring huge above the woods. One of these greeneries was in the shape of a parallelogram, walled on three sides by the silver-barked weeping birches, on the fourth by conical firs. A rock on the fir-side rose above the trees just within the wood, and before us the huge fir mounts; it was a most impressive scene — perhaps not the less so from the mistiness of the wet air.[5] We travelled on and on. Oh! what a weary way! Now up — now down — now with a path — now without one — having no other guide than a map, a compass, and the foot paces of the pigs which had been the day before driven from Harzburg to Dribbock[6] (*sic*), where there had been a pig-fair; this intelligence was of more service to us than

[1] F. L. v. Stolberg trat 1800 mit seiner Familie zum Katholizismus über.

[2] Der Doppeltitel datiert seit 1429, wo das Geschlecht des Grafen von Wernigerode ausstarb und die Seitenlinie der Grafen zu Stolberg folgte. — Der damals regierende Graf, Christian Friedrich, * 8. Januar 1746, regierte seit 1778. Seit 1890 führt der regierende Graf (Standeserhebung bereits 1742) den Fürstentitel.

[3] Cfr. zu Brief I, S. 41, Anm. 5.

[4] Drübeck (aus 'dri Beken' = drei Bächen), Drubeck (bei Lasius), Drübbeck (bei Güssefeld), Dorf von (damals) 109 Häusern.

[5] C. liebt die Dämmerfarben der Landschaft, die aufgelösten, schwimmenden Linien und Konturen, das malerische Helldunkel. Cfr. S. 60.

[6] *Dribbock* = Drübeck.

map or compass. At last we came to the foot of the large fir mount, roaring with woods,[1] and winds, and waters; and now the sky cleared up, and masses of crimson light fell around us from the fiery west, and from the clouds over our heads that reflected the western fires. We wound along by the foot of the mount, and left it behind us; close before us a high hill — a high hill close on our right, and close on our left a hill. We were in a circular prison of hills, and many a mass of light, moving and stationary, gave life and wildness to the rocks and woods that rose out of them. But now we emerged into a new scene! Close by our left hand was a little hamlet;[2] each house with its orchard of blossom trees, in a very small and narrow coomb. The houses were built on the lowest part of the slope of the steeply-shelving hills that formed the coomb. But on our right hand was a huge valley, with rocks in the distance, and a steady mass of clouds that afforded no mean substitute for a sea: on each side, as ever, high woody hills; but majestic river[3] or huge lake, oh! that was wanting here, and everywhere.

And now we arrived at Harzburg.[4] Hills ever by our sides, in all conceivable variety of forms and garniture. It were idle in me to attempt by words to give their projection and their retiring, and now they were in cones, now in roundnesses, now in tongue-like lengths, now pyramidal, now a huge bow, and all at every step varying the forms of their outlines; or how they now stood abreast, now ran aslant, now rose up behind each other, or now (as at Harzburg) presented almost a sea of huge motionless waves too multiform for painting — too multiform even for the imagination to remember them; yea, my very sight seemed incapacitated by the novelty and complexity of the scene. Ye red lights from the rain-clouds, ye gave the whole the last magic touch! I had now been walking five-and-thirty miles,[5] over the roughest roads, and had been sinking with fatigue; but so strong was the stimulus of this scene, that my frame seemed to have drank in new vitality; for I now walked on to Goslar almost as if I had risen from healthy sleep on a fine spring morning, so light and lively were my faculties. On our road to Goslar we passed by several smelting houses and wire manufactories, and one particularly noticeable, where they separate the sulphur from

[1] Wohl beabsichtigte Alliteration, um das feierliche Rauschen zu bezeichnen.

[2] Der Flecken Ilsenburg, mit heute 4450 Einwohnern, ist wohl gemeint. Doch erwähnt der Dichter das Flüfschen Ilse nicht. Ilsenburg bestand damals aus 230 Häusern.

[3] Die Sehnsucht nach den grofsen Seen und Wasserläufen seiner Heimat bricht hier wieder durch. Echt englisch, vermifst er die den Prospekt abschliefsende See (cfr. Einleitung).

[4] Harzburg, heute Stadt mit 12700 Einwohnern und das besuchteste Bad des Harzes, war damals noch ein unbedeutender Ort.

[5] = ca. 50 km.

the ores.[1] The night was now upon us, and the white and blue flames from this building formed a grand and beautiful object. So white was the flame, that in the manufactory itself it appeared quite like the natural daylight. It is strange that we do not adopt some means to render our artificial lights more white.[2] As the clock struck ten, we entered the silent city of Goslar, and through some few narrow passages, called streets by courtesy, arrived at our inn. My companions scarcely able to speak, too tired even to be glad that the journey was over — a journey of forty miles,[3] including the way we had lost.

On Thursday, May 16th, we saw the vitriol manufactory[4] and the Dome Church[5] at Goslar. The latter is a real curiosity; it is one of the oldest,[6] if not the oldest, in Germany. The first thing that strikes you on entering it, is a picture of St. Christopher,[7] wading through the river with Jesus Christ (a boy with a globe in his hands) on his shoulders: this is universal in all the churches that I have seen, but noticeable here for the *enormous* size of the picture, and for the conceit of putting in the hand of the giant saint a fir tree, "with which the mast of some tall amiral hewn on Norwegian hills were but a wand",[8] and giving this huge fir tree a crack in the middle, the face of the holy giant, with a horrid grin of toil and effort, corresponding with the said crack in proof of the huge weight of the disguised Deity. The next was an altar of the god Croto,[9]

[1] Berühmt war das Eisenhüttenwerk in Ilsenburg, das vielleicht hier gemeint ist. Es bestand aus zwei Hochöfen, drei Frischfeuern, zwei Zaynhämmern, einer Blankschmiede und drei Drahthütten (Gottschalck p. 255).

[2] Das Drummondsche Kalklicht stammt erst aus dem Jahre 1826, das Platingas aus dem Jahre 1846 etc.

[3] Die Berechnung auf der Karte ergibt eine Gesamtsumme von 50,5 km, wobei die gemachten Umwege (cfr. z. B. Brief III, S. 60) nicht in Anschlag gebracht sind. Unter Hinzurechnung dieser ergibt sich die von C. angegebene Summe von 40 miles = 64 km.

[4] 'Die Vitriolhöfe oder Siedereien, in denen der im Rammelsberg gewonnene Kupferrauch versotten wird' (Gottschalck p. 191).

[5] Der Dichter sah noch den alten, hochberühmten Bau, dessen einziger Überrest heute die Domkapelle am Kasernenplatze bildet. Im Jahre 1818 wurde der baufällig gewordene Dom für 1500 Taler zum Abbruch verkauft.

[6] Kaiser Konrad II. hatte den Grundstein dazu gelegt.

[7] 'Gleich beim Eintritt (in den Dom) ist rechts an der Wand ein sogenannter grofser Christoph von ungeheurer Gröfse abgebildet, der das Christuskind auf der Schulter durch das Wasser trägt' (Gottschalck p. 185).

[8] Das Zitat stammt aus Milton, *Paradise lost*, Buch I, Zeile 292 ff.:

> His spear, to equal which the tallest pine
> Hewn on Norwegian hills to be the mast
> Of some great ammiral (= admiral-ship) were but a wand
>
> — — — —

[9] Der Krodo-Altar befindet sich jetzt in der Domkapelle, wo auch andere sehenswerte Gegenstände aus dem alten Dom aufbewahrt werden. Er ist jedenfalls nicht, wie C. annimmt, altheidnisch-germanischen, son-

the only assured antiquity of German heathenism. On this altar human sacrifices were offered: it is of metal — brass I believe — with diamond holes[1] all around it, and supported by four grotesque animals. Then two stone baboons, with monks' cowls on them, grinning at each other, said to have been likewise the work of the said savage pagans, when the monks first preached christianity in Germany. Then an altar-piece by the celebrated Lucas Cranack (*sic*), in which the faces of the Apostles are marvellously ugly, but lively and natural; it is an admirable painting. Then tombs and thrones of emperors, and queens, and princesses, for Goslar was formerly the seat of the Saxon emperors of Germany.[2] The hole where the devil entered,[3] and how he set two bishops by the ears, and how they fought in this church, and how one killed the other; a huge crown of bell-metal, seven strides in diameter, given by the victor bishop for penance; also relievo of the bishop who poisoned an emperor in the Lord's Supper,[4] and the under petticoat of leather that the devil took from the woman who rose at midnight, supposing it to be matin time, entered the church, begun praying, &c., wondered rather to see the church so full, when all at once she heard the clock strike twelve, cried aloud "God and Christ! Rausch![5] Rausch! Rausch! all nothing but ghosts." Off flew the woman, but as she ran over the threshold she tripped, fell down, and ere she could get up again the devil had pulled off her petticoat. I was much interested by this ruinous old church, half-heathen, half-catholic, the occasion of which I will explain when I come home.

---

dern byzantinischen Ursprungs und durch die Gemahlin Ottos II. nach Deutschland verschlagen worden.

[1] Der Altar wurde 1806 mit anderen Kunstgegenständen und Altertümern nach Paris geschleppt und seiner Diamanten beraubt. 1815 brachten ihn die siegreichen Verbündeten wieder heim.

[2] Goslar wird als Stadt erst unter dem letzten sächsischen Kaiser Heinrich II. genannt und dient von da ab den fränkischen (namentlich Heinrich III.) und hohenstaufischen Kaisern als Lieblingsaufenthalt.

[3] Sagenhafte und historische Bestandteile sind hier gemischt. Historisch ist ein Blutbad in der Kirche aus dem Jahre 1063, das sich zwischen den Anhängern zweier rivalisierender Bischöfe, des Bischofs Hezilo von Hildesheim und des Abtes Wideradus von Fulda, entspann. Während des Gesanges 'Hunc diem gloriosum fecisti', erzählt die Sage, habe der Teufel mit grober Stimme dazwischen gesungen: 'Düssen Dag des Strietes hewwe ek (ik) emaket'. Das Loch, durch welches der Teufel wieder aus der Kirche herausfuhr, hat nicht zugemauert werden können. Cfr. ähnliche Sagen über den Teufel in Pröhle, *Harzsagen*. Zu dieser Stelle cfr. Pröhle (1. Aufl.) p. 23—25.

[4] Heinrich VII., von Lützelburg, starb in Italien, wie man vermutet, durch eine vergiftete Hostie, welche ihm der Dominikanermönch Bernardo (1313) gereicht hatte.

[5] Ich vermute, dafs C. 'Raus!' meint. Man könnte auch an die Volksgeschichten von 'Bruder Rausch' denken. Eine ähnliche Sage, in Klausthal erzählt, wird von einem Wilddiebe berichtet (cfr. Pröhle, 1. Auflage, p. 97/8). Auch von der Kirche in Altenau wird Ähnliches erzählt (Pröhle p. 118).

We left this ugly old desert of a city,[1] and strolled on through hill and dale of pines, up which the little mists crept like smoke from cottage chimneys, till we came to Clausthall (*sic*),[2] a large town with a number of mines around it, one of which all but myself descended. I had before read a most minute description of the said mine, and from the same concluded that I should see nothing new after what I had seen at Stowey; and by Chester's account, my conclusion was perfectly right; so I stayed at home and wrote two letters to Sara.[3] I saw the whole progress of minting,[4] for all the Hanoverian money is here minted, and other little curiosities which I have ever found hideously stupid.

We were such a hospital of bruised toes, swelled ankles, blistered soles, and excoriated heels, that we stayed in the town till Saturday morning, May 18th. We passed up and down over little hills through a pine-covered country, still looking down into wild and deep coombs of pine and fir-trees — (I scarcely know the difference between pine and fir[5]) — till we came to Lehrbeck,[6] a little village of wood, with wooden tiles on the house-tops, lying in the bottom of a narrow coomb, three or four of the houses scattered on the slopes of the hills that formed the coomb. The coomb is rich with the green,

[1] Offenbar waren die Reisenden erst um Mittag (oder am Nachmittag) des 16. Mai von Goslar aufgebrochen, denn zu einer auch nur ganz oberflächlichen Besichtigung der Stadt mufsten sie mindestens einen Vormittag gebrauchen, und kamen daher am Abend des 16. Mai in Klausthal an.

[2] Der Bergbau der Stadt gehört zu den ältesten Deutschlands. Klausthal war damals die gröfste der Städte des Harzes, im Fürstentum Grubenhagen und Sitz des kurfürstlichen Bergamts — 'enthält gegen 900 Feuerstellen mit 8000 Einwohnern' (Gottschalck p. 146/7). — Es sind namentlich Kupfer(und Blei)gruben, die ausgebeutet werden. Klausthal ist jetzt Sitz einer Bergakademie.

[3] Offenbar Irrtum des Dichters. — Der erste Brief an seine Gattin wurde erst am nächsten Morgen, dem 17. Mai, geschrieben, der andere am Abend jenes Tages (s. oben).

[4] Die Münze war damals die gröfste Sehenswürdigkeit der Stadt. 'Alle Sonnabend Morgen wird geschmolzen und gegossen, und dann in der nächsten Woche der Münzprocess vollendet, so dafs alle Freitage das Geld, welches des Sonnabends ausgelohnt werden soll, fertig ist' (Gottschalck p. 146/7).

[5] Der Dichter meint wohl kaum den Unterschied zwischen Kiefer (Pinus) und Fichte, sondern den zwischen Picea und Abies. Die Begriffe *'pine'* und *'fir'* werden in England gerade so durcheinandergewirrt wie bei uns 'Tanne' und 'Fichte'.

[6] Gemeint ist Lerbach, mit Eisenhütte, 'ein von Waldarbeitern und Bergleuten bewohnter, in das Fürstentum Grubenhagen gehöriger Bergflecken von 100 Häusern (an dem Lerbach liegend), der 1 Stunde lang ist und nur eine Strafse ausmacht' (Gottschalck p. 279). Coleridge überträgt das heimische '-beck', welches Bach bedeutet, einfach auf den deutschen Ortsnamen. Lerbach, Dorf mit heute 1550 Einwohnern (Waldarbeiter und Bergleute).

green beeches; the slope of the hills have beeches and firs intermixed, but the heights are wholly the property of the firs. From here we proceeded to Osterode, a hilly, pleasant country; the soil heaved up and down in hillocks, with many a little dell and hollow, and the pine-trees picturesquely scattered. Osterode[1] is a large and very ugly town, the people looking dirtier and poorer than is common in Germany. Over the town-hall is the rib of a giant.[2] These are common in the inland towns of Germany. They are generally whale's ribs. In the dark ages it was of course extremely unusual for man to leave his plough, as the song goes, "to go ploughing the seas". When any did, they were of course ambitious to bring something curious home as a present to their countrymen, and this is no doubt the origin of the whale's ribs. From Osterode we proceeded to Catlenburg.[3] [Mem. — The view of the almshouse on a woody hill, part of the wood cleared, and the space occupied by a fine garden.] From henceforward the views became quite English, except that in England we have water ever in our views, either sea, or lake, or river; and we have elmy hedges, and single cottages, and gentlemen's seats, and many a house, the dwelling of knowledge and virtue, between the cottage and the gentleman's seat. Our fields and meadows too are so green, that it is a common thing for novelists and describers here to say when they praise a prospect, "It had a British greenness". All this, and more, is wanting in Germany; but their woods are far finer, and their hills more diversified, and their little villages far more interesting, every house being separate, with its little garden and orchard. This answers to my idea of human nature, which distinguishes itself equally from the tiger and the sheep, and is neither solitary nor gregarious, but neighbourly; add to this, too, that the extreme misery, and the earth and heaven alarming wickedness and profanity of our English villager, is a thing wholly unknown in Germany. The women, too, who are working in the fields, always behave respectfully, modestly, and with courtesy. Well, I must hasten on to Göttingen. We proceeded; but I ought to say, that in the churchyard of Catlenburg I was pleased with the following epitaph: —

[1] Von Klausthal bis Osterode drei Stunden. Osterode, die zweite Landstadt im Fürstentum Grubenhagen, Fabrikstadt (Wolle, Baumwolle und andere Gewebe), enthielt damals 684 Häuser und gegen 3200 Einwohner, ist auch heute noch durch seine Wollwarenindustrie bekannt, mit 7100 Einwohnern.

[2] Eine sogenannte 'Hünenrippe', wie man solche in manchen deutschen Städten noch sieht. Die von C. hier aufgestellte Vermutung bestätigt sich nicht. Die vom Dichter gesehene 'Reisetrophäe' ist vielmehr der (fast 2 m lange) fossile Knochen eines Sauriers, der in den nahen Mergelgruben gefunden wurde.

[3] Domäne Katlenburg, heute Bahnstation auf der Linie Northeim — Herzberg.

"JOHAMI[1] REIMBOLD OF CATLENBURG.

Ach si haben	Ah, they have
Einen braven	Put a brave
Man begraben.	Man in grave.
Vielen war ermehr (*sic*)[2]	He was more than many."

This is word for word.

About a mile and a half from Catlenburg we came to a lovely scene, hillocks, and scattered oaks and beeches, a sweet though very small lake, a green meadow, and one white cottage; and this spot, exactly so filled, was completely encircled by the grandest swell of woods that I ever beheld. The hills were clothed as with grass, so rich was the verdure, so complete was the circle, that I stood and looked around me, in what part the wood opened, to admit our road. We entered the wood, and walked for two miles under a complete bower, and as we emerged from it — Oh! I shall never forget the glorious prospect. Behind me the Harz Mountains, with the snow-spots shining on them, close around us woods upon little hills, little hills of an hundred shapes — a dance of hills, whose variety of position supplied the effect of, and almost imitated *motion*; two higher than the rest, of conical form, were bare and stony, the rest were all hid with leafage; I cannot say trees, for the foliage concealed the boughs that sustained it; and all the hille, in all their forms and bearings, which it were such a chaos to describe, were yet all in so pure a harmony! Before us green corn-fields, that filled the plain, and crept up the opposite hills, in the far-off distance, and closing our view in the angle at the left, that high woody hill on which stands the monarch ruins of the Plesse;[3] and close by me, in a sweet dell, was a sweet neighbourhood of houses, with their orchards in blossom. Oh! wherefore was there no water? We were now only seven miles from Göttingen. I shall write one letter[4] more from Germany, and in that letter I will conclude my tour with some minuteness, as it will give you at the same time the account of the country near Göttingen. I hope to leave this place in about a fortnight,[5] but Sara must not be uneasy if I am home a week

[1] Es ist wohl: Johanni R. zu lesen.

[2] Freies Zitat nach Mathias Claudius' Gedicht 'Bei dem Grabe meines Vaters' (1775): 'Ach, sie haben Einen guten Mann begraben; Und mir war er mehr.' Die vierte Zeile ist vom Dichter mifsverstanden.

[3] Plesse, auf hessischem Gebiet, mit Schlofsruine, nahe der Station Bovenden.

[4] Dieser Brief ist entweder nie geschrieben worden oder verloren gegangen.

[5] Coleridge verliefs Göttingen erst am 24. Juni (siehe oben Einleitung). Nach dieser Bemerkung hätte er um Anfang Juni reisen müssen. Während seiner letzten Zeit in Göttingen nach seiner Rückkehr entfaltete er jedoch noch eine rege Tätigkeit. Er las unter anderem: Fischarts 'Reise des Züricher Breitopfs', Charakteristiken deutscher Dichter, auch ein Werk über Lessing (cfr. Brandl p. 254).

later[1] than she expects: it may be a week earlier, but as I pass through Brunswick,[2] &c., I may perhaps have opportunities of acquiring information about Lessing, which it were criminal in me to neglect; but I pine, languish, and waste away to be at home, for though in England alone I have those that hate me, yet there only I have those whom I love.

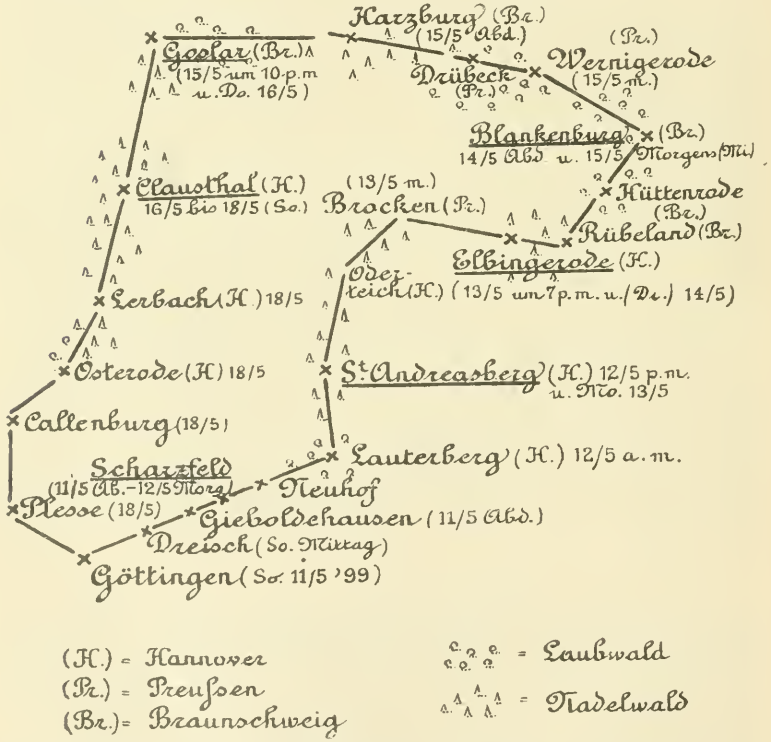
God bless my Friend!

S. T. Coleridge.

[1] Erst im Juli finden wir ihn wieder in Stowey und bald darauf in London (am 27. November 1799).

[2] Diesen letzten Abstecher nach Wolfenbüttel unternahm er (abermals über den Brocken und Blankenburg) Ende Juni, um etwas über Lessings nachgelassene Schriften zu erfahren.

Skizze zu S. T. Coleridges Tour durch den Harz.



Die Daten bezeichnen Ankunfts- und Abreisetermin des Dichters. Die unterstrichenen Namen bezeichnen die Orte, wo ein Nachtquartier bezogen wurde.

Dt.-Wilmersdorf b. Berlin. Erich Vollmer.

Dall'Alphabetum narrationum.

(Fortsetzung.)

Gesù e la Vergine.

Quel concetto, che della divinità ebbe il medioevo,[1] anima pure l'opera del Nostro, la quale si compiace di presentarci Gesù e la Vergine in strette relazioni coi più umili mortali. Quest'ultima scende, per es. dal cielo, per baciare dolcemente[2] un monaco che a lei è devoto e Gesù appare ad un barbiere, in singolare aspetto, per ricondurlo sulla retta via.[3] Il racconto è tratto da S. Damiano. Un barbiere, buono del resto e misericordioso verso i poveri, trovandosi a corto di viveri, ruba il maiale di un vicino ricco. Gesù gli si presenta, in apparenza di mendicante e coi capelli lunghi, pregandolo di volerglieli accorciare. A questo si accinge il barbiere, ma quale è mai la sua meraviglia scorgendo che lo strano cliente ha, in tutte le parti della testa, degli occhi bene aperti? E il Signore gli dice: sappi ch'io veggo tutto e che non v'è peccato umano, che possa rimanermi occulto.

Etienne de Bourbon racconta lo stesso aneddoto, senza notevoli cambiamenti,[4] nè certo i pii scrittori pensavano che

[1] V. Richard Schröder, *Glaube und Aberglaube in den altfranzösischen Dichtungen*, Erlangen 1886. 1° e 11° cap. (*Gott. Der Marienkultus*). Cfr. anche Carl Meyer, *Der Aberglaube des Mittelalters* ecc., Basel 1884. Passim.

[2] Si cfr. specialmente gli esempi LXI e XCVIII. Nel primo si ripete l'antica storiella del monaco ignorantissimo che la Vergine conforta e vuole onorato; nel secondo si dichiara che Gesù punisce severamente quanti osano mancare di rispetto alla memoria della madre sua.

[3] es. CCXXVII. Cfr. Pietro Damiano (ed. Parigi 1663, p. 304) imitato assai da vicino dal Nostro: '... Quidam alienum suem furtive surripuit, et caveae clandestinus inclusit. Vir tamen ille pietatis operibus intentus consueverat esse, et praecipue humanitatem peregrinis et hospitibus sedulus exhibebat. Interea adest dives Jesus in effigie pauperis, et tamquam prolixo iam crine deformis egebat arte tonsoris. Ille protinus reverenter assurgens, inter caetera officiosae humanitatis impendia cœpit illum forcipibus attondere; sed dum tornat ac satagit, ecce reperit duos in occipitio sub crinibus oculos latitantes. Expavit homo, stupensque contremuit; et quid vellet esse, quod cerneret pavidus inquisivit, cui mox ille: Ego, inquit. Jesus vocor, qui undique cuncta contemplor; et isti sunt oculi, quibus etiam suem vidi, quem nuper in cavea coclusisti, moxque disparuit.'

[4] Etienne de Bourbon (l. c. p. 51, N° 42): 'Item dicitur quod, cum quidam barbitonsor singulis annis festum faceret beati N(icolai), reficiens

Dio aveva modi ben diversi per rivelarsi senza ricorrere ad una goffa riproduzione della leggenda di Argo.

Tra le avventure, che si attribuiscono ai devoti della Vergine — e chi è alla Vergine devoto può sempre salvarsi, perchè Gesù non resiste alle preghiere di lei — è notevole quella esposta nell'es. 403 dell'*Alphabetum*. Un nobile cavaliere aveva gran devozione per la Madonna e un giorno, recandosi ad un torneo e scorgendo una chiesa a lei dedicata, vi entra e nella preghiera dimentica lo scopo del suo viaggio. Alfine se ne ricorda, esce in fretta, risale a cavallo e ben presto incontra quelli che ritornano dalla festa e che a lui, come a vincitore del torneo, fanno grandissimo onore, mentre i prigionieri vengono spontaneamente a consegnarsi in suo potere. E il cavaliere pensandoci su 'cognovit' che la Madonna aveva preso le sue sembianze combattendo per lui nel torneo, e procurandogli tanta gloria. In questo momento, il pio narratore dimentica quanto contro quel genere di spettacoli era stato detto dai suoi confratelli e la ripulsione manifestata, in varie occasioni, dalla Chiesa.[1]

Ecco come espone il Nostro:

'Maria mater Dei. Maria devotis sibi etiam honorem mundi procurat. Ex miraculis eius.

Miles quidem de Kyrkeby strenuus et beate Virginis devotus ad torniamenta vadens quoddam monasterium in honorem beate Virginis in itinere intravit, missam auditurus. Cum autem Missa Misse succederet et ille ad honorem beate Virginis nul-

clericos, aliquando, cum deficerent ei carnes ad hoc necessarie, furatus est porcum cujusdam vicini sui, cogitans, cum dives esset, quod non esset peccatum. Quem cum deinde nollet Deus sic decipi, venit ad eum in specie cujusdam hominis quasi pro radenda barba sua. Qui cum vellet ei collum primo madidare, invenit collum plenum oculis; et, cum resiliret pro stupore et quereret quid hoc esset, ait illi Dominus: "Ego sum ille qui video ante et retro et undique ..." Ed Elinando: Quidam alienam suem furatus est. Erat autem vir ille hospitalis valde. Interea adest Jesus in effigie pauperis, et tamquam prolixo crine egebat tonsore. Ille protinus reverenter assurgens, assumptis forcipibus eum tonder e cœpit. Quod dum faceret, reperit in occipitio ejus duos oculos latitantes. Expavit ille, et inquisivit, quid hoc esset. Cui ille: "Ego inquit, Jesus vocor, qui undique cuncta contemplor; et isti sunt oculi, quibus vidi suem, quam in cavea modo conclusisti, moque disparuit" (op. cit. ed. Migne c. 971).

[1] Cfr. Lecoy de la Marche, *La chaire franç. au moyen âge*, Parigi 1886, p. 394: 'L'Eglise avait souvent manifesté sa répulsion pour les tournois, et notamment dans le concile œcuménique de Latran tenu en 1139. Le pape Nicolas III, l'an 1279, reprochait encore à Philippe le Hardi de les autoriser, quoiqu'un édit de St-Louis les eût prohibés.' Nel libro *de apibus* (ed. cit. p. 445—446) s'hanno due visioni di morti in tornei: 'Visio de nobili quodam damnato, qui torneamentis et luxuriae deditus era "e che reca indosso un'armatura infernale. L'altro cavaliere fu ucciso in torneo e la sua anima erra" in equo nigro'. Cesario (l. c. II, p. 328) dice: 'De his vero qui in torneamentis cadunt, nulla quaestio est quin vadant ad inferos, si non fuerint adiuti beneficio contritionis.'

lam pretermittere vellet, tandem monasterium exiens ad locum torniamenti concitus properabat et ecce redeuntes ei obviantes eum strenuissime militasse referrunt, quod dum omnes qui aderant assererent et eum universi strenuissime militasse acclamarent, nec non quidam qui se ab eo captos dicebant eidem se offerrent, perpendens vir discretus urbanam reginam urbano modo se honorasse quod acciderat enarravit et deinceps. Hoc valet ad militem et missam et torniamentum (col. 287).'

La gaia storiella, che il Nostro dice di aver trovata nei miracoli della Vergine, ebbe, certamente per la sua stranezza, notevole fortuna e giunse alla nostra età ripetuta dall'Uhland e dal Keller.[1] Il Varazze dedicò ad essa una versione simigliantissima a quella del Nostro e con l'identica conclusione. Il cavaliere si fa frate. Lo stesso leggesi nella vita di S. Tebaldo e di Walter di Birbeke.[2]

Un altro cavaliere, meno puro del precedente, riceve dalla Vergine generosa protezione.[3] Nella città di Firenze — così dice Arnoldo, ispirandosi a Cesario di Heisterbach — vivea certo cavaliere, che aveva sprecato quanto possedeva in tornei ed in vane pompe. Disperando ormai di poter condurre vita allegra e cedendo ai consigli d'un suo servitore, amico più del diavolo che della chiesa, egli si dispose a rendere omaggio al principe delle tenebre, pur di non dovere rinnegare la Vergine. Ma la clausola non garba al demonio, che manda a monte il contratto ed il cavaliere, più povero di prima e per di più crucciato dai rimorsi, entra in certa chiesa e prega davanti all'imagine della Madonna. Intanto un ricco signore, venuto egli pure nel tempio e meravigliato delle fervide preghiere del cavaliere, osserva attentamente, nascondendosi dietro ad una colonna e scorge d'improvviso l'effigie della Vergine animarsi e la sua bocca dischiudersi per supplicare Gesù di perdonare i falli del suo fedele. Gesù dapprima non vuol saperne, perchè costui l'ha rinnegato; ma la vergine insiste e supplica, sinchè il Redentore piega all'indulgenza.

Il fatto straordinario sorprende il ricco signore, che si avvicina al cavaliere e saputone i casi, lo vuole suo ospite e per

[1] Leggenda aurea, l. c. III, p. 19—20.

[2] 8 luglio, Fiore dei bollandisti; il santo appartiene al XIII° sec.: 22 genn. Bollandisti; il santo appartiene allo stesso secolo. Di S. Walter parla pure Cesario di Heisterbach, op. c. II, 19. Cfr. Mussafia, *Marienlegenden* (l. c. III, p. 9 e passim), Cesario di Heisterbach (VII, 38) e Gualterio Mapes, *De nugis curialium* (ed. Wright, p. 31 sgg.): 'Miles quidam, Hamericus nomine, magni patrimoni, famae modicae, petebat exercitium militare, quod torniamentum dicunt ...' si noti che qui il cavaliere è considerato ricco e che finisce frate. Il Mapes egli pure combatte fieramente i tornei 'quem ludum torniamentum vocant, qui rectius tormentum dicitur (ib. p. 84).'

[3] es. CCCCLXXXVII.

di più, concedegli la propria figlia in sposa. La leggenda ebbe larga diffusione e trovasi, fra l'altro, anche nei pii racconti raccolti dal Mussafia.[1] Ad altro suo devoto, e questa volta trattasi di un santo, la madonna restituisce la mano tagliata.[2] Questo racconta pure S. Damiano ed una storiella analoga viene esposta dal Varazze nella vita di S. Leone pontefice. Quì però la mano non è tagliata da un tiranno; è S. Leone stesso che la recide, perchè una dama avendogliela baciata, gli pare che un fuoco di lussuria scorra nelle sue vene.[3] Narrasi qualcosa di simile della figlia, perseguitata dal padre che l'ama di incestuoso amore e che si taglia le mani, a lei poi dalla Madonna restituite.[4]

Un gruppo di esempi del Nostro si riferiscono alla leggenda della *sacristine,* cioè di quella monaca, guardiana del convento, la quale, innamoratasi di certo cavaliere, parente della badessa, vuole abbandonare la pia casa. Ma essa è però sempre divota della Vergine e nel passare innanzi alla statua che la raffigura, china confusa ed umile la testa. La leggenda si divide quì in due branche. Nell'una basta che la Vergine si animi, allarghi le braccia e vieti alla suora di andar più oltre. La suora, ammonita da tanto miracolo, rientra nel convento ed espia santamente il proprio fallo. L'altra branca, che è la più diffusa, fa che la *sacristine,* per quanto commossa dall'atto della madre di Dio, sia troppo dominata dalla passione, per arrestarsi in via. Però, prima di correre all'amante, la fuggitiva depone al piè della divina statua la chiave del monastero e ad essa n'affida la custodia. Passano anni ed amori; l'ora del pentimento arriva; una voce misteriosa risveglia i colpevoli nella notte ed impone l'espiazione. Il cavaliere si fa frate; i figli restano in balia dei parenti e dei servi; la *sacristine* prende il bastone di pellegrina e si rimette in via. Dopo qualche tempo, eccola alla porta del convento. Coll'animo commosso, per vari sentimenti, ma risolutamente decisa a sopportare tutto, pur d'ottenere la salvezza dell'anima, batte alla porta e chiede a una suora che incontra, notizie di sè stessa. 'Che n'è di suor Beatrice?' Tale è il nome dato generalmente alla fuggitiva. 'Suor Beatrice è in convento.' La risposta pare strana, altre domande ed altre risposte si susseguono, infine una apparizione divina tutto spiega

---

[1] Cfr. l. c. Infinite versione (cfr. Heisterbach che è fonte diretta 1, 78).
[2] 330.
[3] *Leggenda aurea,* l. c. II, p. 170.
[4] *Légende de la Manekine, Hist. litt. de la France,* 22 v, p. 864; 23 v, p. 680. Cfr. inoltre il V° vol. dei *Miracles de Notre Dame* (*Société des anciens textes* c.) e D'Ancona, *La rappresentazione di Santa Uliva,* Pisa, Nistri, 1866, e *Sacre rappresentazioni* III, 235. Il D'Outremeuse narra egli pure la tentazione di papa Leone e le vicende della sua mano prima tagliata e poi dalla Vergine restituita.

e tutto rischiara. La Vergine stessa ha preso il posto della colpevole, che le aveva affidato, colle chiavi, la custodia del monastero e l'ha tenuto sino allora evitando alla suora infidele ed alle altre, la vergogna dello scandalo. Non occorre aggiungere il pentimento profondo e la viva gratitudine che s'impadroniscono dell'animo di Beatrice a tale scoperta. Essa riprende le chiavi e diventa esempio edificante di piissima vita e d'aspra penitenza.

Abbiamo esposto questa tradizione monacale, così fantastica e commuovente, nella sua forma più complessa; in talune redazioni, negli esempi del Nostro fra l'altre,[1] si hanno frammenti di essa ma frammenti organici che non lasciano dubbio di origine e di parentela. Nel primo di questi, la monaca sagrestana, ossia Beatrice, consegna le chiavi del convento alla statua e fugge; nell'altro la Vergine tenta pure invano di impedire la colpa della suora; questa evita di ossequiarla e profittando di un momento, in cui la Madonna pare non curarsi di lei, apre la porta fatale e fugge per sempre.

'Monialis amore carnali capta monasterium vult derelinquere. Supra de Maria IX (col. 315).'

'Monialis absentis officium supplet virgo Maria. — Supra de Maria, VII (ivi).'[2]

'Marie cogitatio immittit timorem et malum cogitatum impedit. Quedam monialis amore cuiusdam viventis temptata ad seculum ire volebat, quod facere non poterat nisi per ecclesiam transiret et ante altare Beate Virginis. Ubi dum illa transivit et sicut consueverat inclinavit et Ave Maria diceret, tantus timor eam invasit quod ultra procedere non valuit sic et postea multis viribus ei accidit. Tandem vehementi temptatione agitata cogitavit quod sic transiret quod nec inclinaret nec salutationem diceret; quo facto dyabolus in eam potestatem accepit et in eam tantam audatiam immisit quod etiam aperto hostio transiret et post concupiscentias abiret. — Hoc etiam valet ad luxuriam et carnis temptationem (col. 293).'

Di questa leggenda, dopo quanto già pubblicarono il Gröber ed il Watenphul, discorsi io stesso ampiamente in un mio recente studio.[3]

Rammenterò quindi soltanto che il Nostro attinge a Cesario

[1] es. CCCCIX, CCCCXI.

[2] Nel cod. ambrosiano la leggenda della Vergine che sostituisce la suora fuggitiva nelle mansioni di sagrestana è appena accennata. Essa però viene riferita, per intiero, nella versione portoghese.

[3] Gröber, Watenphul ecc. (cfr. *Rom.* XXXI, 619) sono citati nel mio suindicato studio, corredato dalle dotte aggiunte del Bolte. Cfr. *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* fasc. 2, 1905, *Aus alten Novellen und Legenden.*

di Heisterbach. Il monaco tedesco racconta, in certo suo esempio 'de sanctimoniali, quae dum nocte vellet ire ad saeculum, et caput ostio illideret, a tentatione liberata est'. Un buon colpo sulla testa ed ogni capriccio svanisce. Ma in un altra narrazione, quella che Stefano di Besançon segue, l'avventura di Beatrice è riprodotta per intiero.[1] Quì nulla aggiungerò a quanto altrove ho già esposto, ricordando tuttavia che alcune volte l'intervento divino si rivela per opera del Redentore o di un santo. Altra volta è la Vergine che interviene, ma invece di una suora trattasi di un frate. Elinando narra come 'quidam archidiaconus Londinae' di grande dottrina, comincià a poco a poco a dubitare della fede 'coepit paulatim a religione tepescere' tanto da voler fuggire. 'Venit itaque ad tumbam ejus (di S. Dustano che riveriva in particolar modo) ... et vidit ... monachum quemdam reverendissimum virgam tenentem' che gli impedisce l'uscita. È S. Dustano.[2] Nel *De apibus* discorresi 'de Raynero Brugensi Praedicatore, qui ordinem volens deserere, a beata Virgine est reductus.' Sta per fuggire, ma quando 'ad exitum portae venit obvia illi fit maris stella, virgo Maria' che l'induce al pentimento'.[3] Un altro racconto del Bourbon[4] può essere accostato a questi. Un giovane devoto alla Vergine è indotto in tentazione e medita di fuggir dal convento. Prima però vuole ottenere 'licentiam ab illa ymagine' (della Madonna), ma davanti al divino simulacro, che regge fra le braccio Gesù, il pentimento l'assale 'et recessit illa temptacio'. Sono tutte variazioni di uno stesso motivo, che risalgono evidentemente ad una prima storia probabilmente vera di un frate o di una suora, che per riverenza al simulacro di Gesù o della Madonna non osano uscir dal convento e fors'anche suppongono, nell'accesa fantasia, che le divine imagini accennino colle braccia vietando.

Nè meno meraviglioso appare l'esempio 11, che leggesi così nel cod. Ambros.:

'Abbatissa. Abbatissa super subiectas sibi in disciplina debet regere et ad beatam Virginem devotionem habere ex maritali magisterio. Fuit quedam monialium nomine et actione abbatissa strenue sancti regis exequens curam spirituali zelo subiectam congregationem ad sacri ordinis custodiam per rigore constringens, sed suadente dyabolo cum dapitore suo incestus carnis occurrit et concepit, nec tamen destitit quin rigorem discipline in subiectis diligenter observaret. Instante autem partus tempore inpregnata de prohibito escultant moniales earum accusationis contra eam habentes. Scribuntur episcopo littere accusatrices; adventus episcopi imminet; quid autem factura ipsa sit

[1] Cesario di Heisterbach (l. c. I, 222; II, 41. 42).
[2] l. c. Migne c. 915. [3] l. c. p. 172. [4] N. 91.

ignorat. Erat enim privata ubi cotidiano usui solebat Beate Virginis dilectiori quo poterat affectum decantare; hanc ingrediens laudes solitas devotissime persolvit; finitis horis toto corde et corpore se in orationem prostituens precibus lacrimosis et perfudis[1] suspiriis piissimam Dei genitricem exorabat, et pro peccati venia et pro confusione imminente vitanda. Post sompno ibidem deprehense apparuit Dei genitrix cum duabus ancillis et mestam alloquens ait: Audivi orationem tuam; noveris me a filio meo tibi impetrasse et peccato veniam et confusionis liberationem, tunc duabus ancillis astantibus precepit eam prolis honere exhonorare, et cuidam heremite in iudicio posite ipsam deferre, cui mandavit eius curam per septem annos ingerere et fecerunt. Idemque abbatissa evigilans cum quo prius gravabatur curere se sensit, Deo ac liberatrici sue gratias egit. Interim invitatus antistes veniens capitulum intravit. Abbatissa in loco sibi solito presuli consedere festinavit. Quam antistes obpropriis et iniuriis fatigatam et angustiatam cicius exire compellit duos quoque clericos qui crimen divulgatum explorent post eam mittit, qui nullum signum uteri pregnantis deprehendentes innocentiam eius presuli renuntiaverunt; sed illos pecunia esse corruptos existimans per semetipsum veritatem curiosius explorat, nullumque in ea criminis obiecti siguum reperiens ad pedes eius corruens veniamque, de illatis iniuriis exposcit. Omnibus que ei crimen obiecerunt vehementer iratus precepit ut de monasterio cicius exirent. Abbatissa vero eas licet malivolo animo eum vera dixisse sciens ad honorem liberatricis sue episcopo humiliter peccatum suum revellavit. Miratus illex et duos clericos ad heremittam mitteus renuntiant episcopo et puerum tali die per duos iuvenes allatum et ex parte beate Virginis commendatum. Episcopus autem post septem annos puerum susceptum in scientia et religione educavit et ipso defuncto ei in episcopatu successit. Hoc etiam valet ad miracula beate Virginis quod prelatus etiam malus debet subditos ad disciplinam et ad observantiam religionis inducere (col. 10).'

L'avventura è nota non meno della precedente. Essa trovasi esposta in manoscritti studiati e in parte pubblicati dal Méon, dal Tobler, dal Mussafia e da Paul Meyer.[2] La narrarono Gautier de Coincy, l'autore dei *Miracles de Notre-Dame* ed una versione leggiadrissima se n'ha nei *Dodici conti morali d'anonimo senese,* testo del XIII° sec. pubblicato dallo Zam-

[1] per *profundis.*

[2] Méon, *Nouveau recueil* II, 129. *Jahrbuch für rom. u. engl. Lit.,* 1866, p. 423 (Tobler), *Notices et extraits* vol. XXXIII (Meyer), Mussafia (*Marienlegenden, passim*). Cfr. *Rom.* VIII, p. 20; XIII, p. 240 sgg. Vedi pure *Hist. litt.* XXIII, 124, *Miracles de Notre-Dame* (ed. cit. Paris-Robert I, 57), Berceo, *Milagros* 21 ecc.

brini.[1] 'Come una abbadessa, stigata dal diavolo, ebbe a fare con uno serviziale del munistero, e come n'ebbe un filliuolo; e del miracolo che, pentuta, n'avvenne per grazia della Vergine Maria.' La leggenda senese si distingue dalle precedenti perchè la scena è messa in Egitto ed il parto avviene senza alcun dolore. Inoltre la Vergine assiste sola e giovasi di un angelo per mandare il neonato dall'eremita. La visita alla badessa non è più fatta da ecclesiastici, bensì da una arcidiacona e sette monache che 'non trovaro in lei nullo vizio nè in ventre nè in poppola'. Un altro codice della Università Bolognese, dichiara lo Zambrini, contiene la stessa narrazione, però più abbreviata.

Nell'esempio 405 dell'*Alphabetum* la Vergine risuscita un ladro che aveva per lei singolare devozione; nell'esempio 409, essa salva un suo fedele caduto in potere dei Mussulmani e nell'esempio 408 si espone la leggenda di Teofilo, leggenda questa pure divulgatissima e celebrata in versi ed in prosa.

L'A. cita soltanto come fonti i miracoli della Vergine, indicazione, a tanta distanza di tempo, un po' troppo vaga. Però l'esempio del ladro salvato, esso avrebbe potuto trovarlo in varî luoghi e col medesimo particolare della Vergine che sostiene, colle proprie mani, l'appiccato,[2] e questo e gli altri portenti vengono narrati poi nei *Miracles* della Vergine e dal Varazze nel capitolo da lui dedicato alla natività di Maria. Il Varazze è anche quì fonte diretta.[3] Per Teofilo di cui parimenti e nello stesso luogo discorre la *leggenda aurea,* possiamo rimandare ad uno studio sull'argomento[4] e quanto alle liberazioni dei prigionieri, esse sono numerose ed attribuite, oltrecchè alla Vergine, a tanti santi che si può dire basti aprire a caso una qualsiasi raccolta di leggende o di vite di beati per trovarne infinite versioni.

Menzione speciale merita piuttosta la tradizione del fidanzato della Vergine, che fu pur essa argomento di speciali studj, i quali trattano tuttavia piuttosto della sua origine pagana che della sua propagazione.[5] Ed alla origine pagana fa pure pensare

[1] Cfr. Miracoli di G. di Coincy pp. dall'Ulrich nel 6° vol. della *Zeitschrift für rom. Phil.* 1882 e *Zeitschrift für vergl. Lit.-Gesch.* N. F. I, 255. E il 2° dei *Miracles de Notre-Dame* nella ediz. cit. Zambrini, *Dodici conti morali* ecc., Bologna, Romagnoli, 1862. Su questi *Conti* si vegga quanto scrisse il Koehler nella *Zeitschrift für rom. Phil.* 1877 e si vegga pure la pubblicazione di Alfredo Weber (*Handschriftliche Studien* etc., Frauenfeld 1876).

[2] Vita di S. Pietro Nolasco, 29 Genn. *Bollandisti,* ed. *El libro de Exemplos,* l. c. p. 511.

[3] *Leggenda aurea* in Roze l. c. vol. III, p. 8 sgg.

[4] E. Koelbing, *Beiträge zur vergleichenden Geschichte der romanischen Poesie,* Breslau 1876. V. *Romania* VI, 125 sgg.

[5] Cfr. M. Landau, *Das Heiratsversprechen,* nella *Zeitschrift für vergl. Lit.-Gesch.,* 1887, pp. 19 e 170.

il Nostro quando, citando Guglielmo, evidentemente Guglielmo di Malmesbury, racconta la storia di quel giovane che mise l'anello in dito alla statua dell'*idolo* di Venere.[1] A Roma un giovane, maritato da poco tempo, pone, per esser più libero in certo giuoco, un anello di pregio in dito al simulacro della dea della bellezza. Questa trattiene il pegno della fedeltà, s'oppone alle gioie del talamo ed il giovane disperato deve rivolgersi a un prete che sa di negromanzia, per riavere l'anello e con esso la propria libertà. A questa prima versione (es. 648), l'A. fa seguirne un'altra (es. 649) così simile alla precedente, specie nell'introduzione, che può dirsi si tratti della stessa cosa, con semplice sostituzione di Maria a Venere e del fidanzato allo sposo.

In un altro esempio (39), invece di Venere o della Madonna s'ha la statua di Santa Agnese che si anima in simil guisa e s'impadronisce di un terzo anello, proibendo a certo chierico di ammogliarsi. Quì però manca l'intervento notturno e si capisce che trattasi di rifacimento abbreviato e in parte monco delle narrazioni precedenti. Fonte di questo ultimo esemplare è il Varazze, che ne discorre, colle stesse parole, laddove narra la vita e i miracoli della santa, ma la storia delle tre leggende ha lunga vita e si ricollega strettamente al concetto che il Medio Evo aveva delle relazioni fra la divinità e l'uomo. Ecco intanto le due prime versioni del Nostro; la terza è inutile riferirla, perchè semplice ripetizione della seconda:

'Sponsalia contrahuntur per anulli traditione. Guillelmus. Rome quidam iuvenis nobilis, qui noviter uxorem duxerat, cum sodalibus ludens digito statue Veneris erroe (?) qua proxima erat anulum sponsalitium qui servandus usque postmodum ludum composuit, factoque ludo anulum requirens invenit digitum statue usque advolam cervatum. Denique ibi lucratus nec anulum potuit erruere nec digitum frangere. Tunc autem disimulans nocte cum famulo rediens, digitum invenit extentum et anulum subreptum. Rediensque disimulato dampno, unu in lecto cum uxore iacuisset sentit quoddam nebolosum et densum intra se et illam voluptato que sentiri quidem, sed non videri poterat. Hoc obstaculo ab amplexu uxoris prohibet; audivitque vocem: mecum concube, quoniam bone me desponsasti. Ego sum Venus cuius digito anulum tuum imposuisti nec reddam; sic fatum est per longum tempus ut quandocumque ut cum uxore esse vellet hoc audiret et sentiret. Erat tamen alia valens et domi et familie aptus tandem habito consilio a quodam presbitero nomine Palumbo nigromantico a quo epistolam conscriptam recepit ad quadruvium ubi 4 vie se inveniunt porrexit epistolam quam manu tenens vidit transire nocte eques et pedites ut utriusque

[1] es. 648.

sexus quosdam letos quosdam tristes et mulierem quamdam ornatu meretricis ornatam et pro tenuitate vestium nuda videretur gestus impudicos pretendens. Ultimo do.us turbe terribilis inviniens (?) occulos exacuens oras (?) vie ab eo requirit inde vero sicut edoctus fuerat nihil respondit, sed extenta manu epistolam porrigit.

Demon notum sigilum non audiens contemnere legit scriptum, moxque satillites mittit qui anulum a Venere extorquerent. Illa multum tergiversata vix tandem redidit. Ex tunc iuvenis sine ostaculo potitus est diù suspiratus amoribus. Hoc etiam ad nigromantiam (col. 439).'

Ad una distanza che indica come l'A. non ricercasse, nè forse osservasse il nesso tra le due narrazioni, leggesi l'avventura dell'anello messo in dito alla Vergine.

'Puer desponsavit ymaginem Beate Virginis, cioè la sostituzione della Madonna alla dea pagana.

Quidam pueri clerici ludus pile ante quadam ecclesiam exercebant; quorum unus habebat in manu anulum, quem ei puella amore carnali dederat. Timens ne forte assidua pile percussione frangeretur, divertit ad ecclesiam alicubi illum reponeret. Ingressus quoniam et ymaginis Beate Virginis admirans pulcritudinem, genuflexo devote eam salutavit et addidit: Vere pre omnibus formosior etiam illa que mihi hoc anulum dedit, ideo ei renuntio teque deinceps amare volo, ita tamen quod tu etiam me. Sique anulum digito ymaginis indidit. Imago enim quod condicit (?) approbans, digitum constrinxit, quo viso puer stupore perterritus alliis premissa ennaravit et miravit. Postmodum autem imagini mentito uxorem duxit, sed prima nocte nuptiarum intus ipsum et uxorem suam mane recombens apparuit anullum digito protendens et infidelitatis eum arguens. Excitatus querebat palpitando ymaginem et non inveniens credidit esse fantasima, sed postea ei apparens ipsum comminando exnituit et eiulans relictis omnibus nocte in heremum secessit ubi ipsi Virgini devote usque in finem servivit. Hoc etiam valet ad Mariam (col. 397).'

Si confronti la prima di tali versioni con quanto espone Guglielmo di Malmesbury, nelle sue *Gesta rerum anglorum,* fonte dichiarata del Nostro:[1]

'De annulo statuae commendato. Verum, ut Romam revertar, ejusdem urbis civis, ephoebus aetate, locuples opibus, genere senatorio sublimis, uxorem noviter duxerat ...' dopo le nozze va a giocare 'interim annulum sponsalitium digito extenso statuae aerae, quae proxime astabat, composuit'. La statua, che a quella di Venere, più non vuole restituirlo e, nella notte

[1] Migne, *Patr. lat.* vol. 179, c. 1190.

nuziale, opponendosi all'amplesso della sposa, la dea esclama: ‚Mecum concumbe, quia hodie me desponsasti: ego sum Venus, cujus digito apposuisti annulum; habeo illum, nec reddam.' Passa qualche tempo, la strana opposizione alle gioie nuziali continua; il giovane si raccomanda a certo prete Palumbo 'nigromanticis artibus instructus', il quale, dietro rilevante somma, gli consiglia di recarsi a un quadrivio: 'Transient ibi figurae hominum utriusque sexus, omnium aetatis, omnis gradus, omnis postremo conditionis; quidam equites, quidam pedites; alii vultum in terram dejecti, alii tumido supercilio elati' e ad essi segue un personaggio enorme, ergentesi su un carro. Da questo, consegnata certa lettera, otterrà la restituzione del pegno nuziale. Così opera e il diabolico signore fa strappare a Venere, mescolata a quella turba 'ornatu meretricio mulam inequitantem' l'anello fatale. Palumbo poi è ucciso dai diavoli.

Il Landau, nel citato articolo, riassume in parte e in parte completa, con proprie osservazioni, lo studio già dedicato dal Graf a questo argomento.[1] Oltre alla versione del Malmesbury seguita da Elinando, dalla *Kaiserchronik*, dal Bellovacense, da Matteo di Westminster, da Rodolfo da Diceto, da Enrico di Knyghton e via dicendo, vuolsi notare la branca dedicata particolarmente ad Agnese e cioè la redazione del leggendario di Bartolommeo da Trento († 1240), quella del Varazze citata e quanto il Graf osserva e aggiunge nella indicata opera.[2] È noto pure che nella poesia francese del medio Evo, s'ha un'eco della pia e insieme profana leggenda. Gautier de Coincy racconta nei *Miracles de Notre-Dame,*[3] del *Varlet* che si fidanza alla Vergine e le dà un anello; nell'opera *De apibus* si parla 'De juvene dissoluto, qui beatam Virginem salutationibus angelicis quotidie honorabat', il quale abbandona la moglie, per seguire Maria, la fidanzata celeste.[4] A quanto altri osservò, io ho ben poco da aggiungere. Il D'Outremeuse, compendia il racconto del Malmesbury[5] determinando che il fatto avvenne nel 1070:

'En cel an astoit à Romme Paulumbe, li prestre, de pluseurs malifis plains, qui destraindit le dyable à chu qu'il reddit l'anel à I jovene compagnon qui l'avoit buteit ens en doit del ymage de Venus, li planete, et li dyable l'avoit pris hors de doit: si quant li dyable se senti distrains par conjuracion, si dist: "O Deus, quamdiu patieris nequitias Palumbi presbyteri?"

[1] Cfr. *Roma nella mem. e nella imag. del M. E.*, Torino 1883, II, 392. 402.

[2] ibid. p. 402. [3] ed. Poquet, Parigi 1857, p. 633. [4] ed. cit. p. 276.

[5] ed. cit. III, p. 259. Numerosi esempi trovò pure il Mussafia nelle cit. *Marienlegenden* (cfr. anche *Rom.* VIII, p. 20). Per tutte queste raccolte di miracoli della Madonna si veggano le indicazioni date da Paul Meyer, *Notices et extraits* XXXIV, 2 pp. 57 sgg.

Et chu oi't Palumbe, si oit paour et penitat; et li membre li falirent touz, et morut.'

Etienne de Bourbon ha un racconto che l'editore suo vorrebbe accostare alla leggenda della *Nonne enlevée* ma che, a mio credere, appartiene piuttosto al nostro ciclo. Certo chierico è molto devoto della Vergine, ma innamoratosi perdutamente, vuol lasciare la chiesa ed ammogliarsi. Si fanno i passi necessari; le nozze sono imminenti, tuttavia 'voluit prius dictus clericus horas beate Virginis consummare antequam ad mensam accederet; quod cum faceret, sopor irruit super eum, et audivit beatam Mariam conquerentem repudiatam ab eo pro alia. Qui, facti penitens et omnia episcopo confitens, intacta uxore, ad religionem transivit et obsequio beate (Virginis) devotus perseveravit. Et hec in ejus obitu dicitur affluisse, et eum secum suscepisse et duxisse.'[1]

Allo stesso ciclo parmi appartenga pure un'altra narrazione che leggo nella *Summa praedicantium* del Bromyard, molto notevole per certo mutamento caratteristico.[2]

Un giovane mette un anello nel dito del simulacro della madonna 'quasi volens eam in uxorem accipere'. Passa qualche tempo, e il devoto 'incidit in fornicationem et respiciens versus anulum illum, qui ad caput ejus pendebat, vidit eum fractum.' Fa penitenza e l'anello ritorna subito intatto nel dito della Vergine. Nel citato *Specchio d'essempi*[3] si narra che S. Edemondo si consacra alla Vergine e questa 'non volendo che tanto amore restasse senza memoria' accetta l'anello offertogli dal suo ammiratore e poi 'glie lo ritorna, con la Salvation sua scritta in esso'.

Ma non è sola la Vergine che si fidanzi in tal guisa. Una giovane di Norimberga, narra la stessa raccolta,[4] è così devota a Gesù che questi le fa trovare in giardino tre viole in pieno inverno e un anello di cui il disegno indicava due mani congiunte, segno che il Salvatore la considerava come sua sposa. E nel libro *De apibus,* la dichiarazione d'amore di Gesù è ancora più explicita. C'era una 'puella vehementer tentata' tanto da non poter quetare. Una mattina, alzandosi dopo una notte insonne, essa 'vidit Christum quasi plagis recentibus crucifixum, leni sermone dicentem sibi lingua patria:

Moy dois aimer, je suis tresbiau
Bons, et doux, noble, et loyau'[5]

Io non credo di spostare la questione facendo osservare come queste apparizioni della Madonna o di Gesù (e se ne potrebbero

[1] ed. cit. p. 120, N° 140 È simile a quanto narra il Varazze vedi vers. Rose III, p. 23.
[2] ed. Venezia 1586, p. 117.
[3] op. cit. p. 36. [4] ibid. p. 46. [5] op. cit. p. 556.

addurre ben più numerosi esempi)[1] che ad un giovane o ad una giovane dicono: 'tu devi amare me, perchè di maggior bellezza di colei o di colui che vuoi sposare' rappresentino un concetto puerile insieme e pagano che il Medio Evo aveva del cielo e in pari tempo spieghino il rapido diffondersi della leggenda dell'anello, che, secondo ogni probabilità, ha origini orientali. Di tale concetto, sono prova certe estasi specialmente di sante, che invocano Gesù e lo vedono apparire in visione, come uomo di bellissime forme; quanto alle origini — oltre agli esempi addotti dal Landau, che non mi paiono troppo concludenti — si osservi che il nome di Venere non deve essere stato preso a caso. La divinità bellissima del paganesimo si trasforma, nel pensiero medievale, in Maria personificazione non solo d'ogni bellezza fisica, ma anche splendore morale. Nella mitologia, Afrodite ama i mortali e con essi contrae nozze fruttifere; essa presiede ai matrimoni ed alla famiglia, prima di assumere l'aspetto e il nome di *εταίρα πάνθημος*. Nel cristianesimo, bellezza e virtù, ma una virtù che non è insensibile alle tentazione d'amore, si personificano, alla lor volta, nel Salvatore e nella madre sua, cui l'arte riveste delle più elette forme.

Ricorderò per chi volesse ritornare sul tema svolto dal critico tedesco, quanto leggo in una storiella buddista non citata da altri. Anauda, seguace del Budda, vuol lasciare la divinità per unirsi alla sposa che ama e da cui è riamato. Il Budda, vedendo che ormai qualsiasi ragionamento d'altro genere sarebbe inutile, trasporta il giovane in cielo, gli fa vedere le ninfe celesti e gli domanda se la sua sposa sia più di queste bella. Il religioso abbassa il capo, davanti a tanto splendore e si dichiara disposto a vivere in castità pel resto dei suoi giorni, purchè, dopo morte, siagli concesso di unirsi ad una ninfa divina.[2] Da questo alla storia dell'anello ci corre ancora parecchio, ma è qui pure chiaro il centrapposto fra le gioie mondane e quelle divine, sempre però mondanamente concepite.

[1] Non vuolsi però tacere quanto si legge nei cit. *Miracles de Notre-Dame* 'd'ung chanoine qui, par l'emportement de ses amis se maria, puis laissa sa femme, pour servir notre Dame' (vol. VII). Anche a lui la Vergine rivolge la domanda: 'Tua moglie è forse più bella di me?' Narra Cesario (L. VII, 33) di certo cavaliere cui la Vergine concede un tenero bacio; nelle vite di S. Caterina di Alessandria (25 Novembre *Bolland*) di S. Margherita di Firenze (26 Agosto *Bolland*) e di S. Elena (23 Aprile *Bolland*) leggesi che Gesù dà a ciascuna di esse un anello quale simbolo del suo fidanzamento con esse. Cfr. Tobler, *Jahrbuch für rom. und engl. Lit.* VII, 434; P. Meyer, *Notices et extraits XXIII notices sur deux anciens ms.* etc. Cfr. anche Mussafia, *Marienlegenden* (l. c. p. 25. 47 e passim).

[2] Kern, *Histoire du Bouddhisme* in *Revue de l'histoire des religions*, 1882, p. 164.

(Fortsetzung folgt.)

Torino. Pietro Toldo.

Studien zur fränkischen Sagengeschichte.

(Schluſs aus Bd. CXVII, Heft 3/4.)

I. Die Personen:

Mummolus, Gundovald, Guntchramn.

Die ganze Folge von Ereignissen schöpft Gregor wahrscheinlich aus einer Quelle, denn die Anspielung auf ein bestimmtes Ereignis findet viermal mit denselben Worten statt und bindet die Nummern 2, 4, 6, 8, von denen die übrigen kaum zu trennen sind.

Welcher Natur war nun die Quelle Gregors? Wie die Quelle B, ein mündlicher, stark entstellter Bericht? — Wie in B finden wir ja auch hier jene Vorliebe für listiges Vorgehen, raffinierte Ränke, die sich ungemein belustigend lesen und insgesamt ganz und gar nicht wahrscheinlich klingen:

1) Mummolus läſst, als Guntchramn Boso naht, um ihn zu fangen, lecke Schiffe vorbereiten, so daſs ein Teil der Gegner im Rhône ertrinkt.
2) Mummolus läſst im Rhône Untiefen graben und lockt Guntchramn Boso bei Gelegenheit einer Besprechung in eine solche, wobei dieser beinahe ertrunken wäre.
3) Gundovald (l. Mummolus) läſst Comminges durch die Bewohner auf das beste verproviantieren und entledigt sich der unnützen Esser, indem er ihnen vorlügt, es gehe gegen den Feind; und hinter ihnen schlieſst er die Tore.

In letzterem Beispiel darf man wohl ebenfalls Mummolus an Stelle von Gundovald setzen, der, wie Fürsten pflegen, dasjenige offiziell getan hat, was eigentlich der Minister vollbracht. Denn wo sonst gehandelt wird, ist Mummolus der Handelnde: Der Bischof von Toulouse, der Gundovald beleidigt, wird von ihm geohrfeigt, er hat Gundovald die Abzeichen der Herrschaft geliehen und nimmt sie ihm vor dem Todesgang wieder ab, er ist der 'Königsmacher', wie ihn Dahn nennt.

Gundovald aber läſst sich führen als ein gutmütiger, willenloser Geselle, dessen Rückgrat durch die ruhmlose Jugend und die Aneignung byzantinischer Gesittung gebrochen ist. Und wie der Ernst der Belagerung an ihn tritt, hören wir seine Stimme zum ersten Male die natürliche Bitte vorbringen: 'Laſst mich heraus aus dieser Stadt und dahin zurückkehren, woher ich gekommen.'

Mummolus aber erscheint neben ihm geradezu als typische Figur. Weniger an historische Personen gemahnend als an poetische

Gegenstücke, wie Wiomad, Hagen, wie Maugis oder Mephisto. Seine List ist meiner Ansicht nach jedesmal erfunden. Denn woher wufste er, an welcher Stelle Guntchramn Boso überzusetzen gedachte? Noch dazu am Rhône, wo auch damals den Hauptstrafsen Brücken entsprachen? — Ist es glaubhaft, dafs sich Guntchramn Boso bei einer Besprechung verlocken läfst, durch den Flufs zu waten?

Wie dem auch sei, eine treffliche, humorvolle Anekdote ist die Verproviantierung von Comminges: Ohne Kosten und ohne die Nachteile ihrer Art. So echt merowingisch erfunden. Aber glaubhaft? Oder praktisch durchführbar?

Dazu kommt, dafs dieselbe oder ähnliche List noch ein paarmal in anderem Zusammenhange erzählt wird — nicht ein Zeugnis für ihre Möglichkeit, wohl aber für ihre Beliebtheit bei Zuhörern und Lesern.

So hat der Bischof von Arles seine Stadt von der lästigen Garnison befreit, indem er sie überredet, zu einer Schlacht aus der Stadt herauszugehen. Geschlagen, finden die Zurückkehrenden die Tore verschlossen und setzen zu ihrer Rettung auf ihren Schilden über den Rhône (IV. 30).

Noch näher steht unserem Berichte in seiner Zweckmäfsigkeit die berühmte Darstellung der Belagerung und Einnahme von Vienne durch Gundobadus, in der die Vertreibung der unnützen Esser mit der folgenden Einnahme verknüpft erscheint. Denn unter den Vertriebenen war der Arbeiter, der die Wasserleitung zu bewachen hatte, und aus Rache führte dieser durch den Aquädukt die Franken in die Stadt hinein (II. 33).

Bemerkt mufs übrigens werden, dafs G. Kurth diese Episode für streng historisch hält (*Hist. poét.* S. 261), wogegen uns die Verknüpfung: Vertreibung der Einwohner — Rache des Wasserleitungswächters, durchaus poetisch scheint. Die Vertreibung ist übrigens, soweit aus den wenigen Worten ersichtlich, gewaltsam und ohne List vor sich gegangen:

> II. 33. *Verum ubi minori populo alimenta dificere coeperunt, timens Godigiselus* (der Belagerte), *ne ad se usque fames extenderetur, iussit expelli minoris populi ab urbe.*

Und noch etwas sahen die Franken als eine gelungene List des Mummolus an, was man bei der Lektüre nicht als solche verstanden haben wird: Als er Gundovald zu der verräterischen Zusammenkunft herausgelockt, sagt er ihm: 'Lege ab, mein Balteum, damit du nicht prahlerisch aussiehst, lege mein Schwert ab und nimm das deine.'

Da es ungereimt scheint, dafs Gundovald Mummolus' Schwert trägt, so ist das letztere wohl die mifsverstandene Aufforderung, überhaupt unbewaffnet herauszugehen, wie sich denn auch Gundovald vor den Toren nicht verteidigt. Das Wesentliche aber an dieser Stelle ist, dafs Mummolus seinen Willen durchsetzt, ohne Einbufse der geschenkten oder geborgten Gegenstände.

Das scheint uns heute nicht witzig. Wohl aber noch Gregor: Man erinnert sich, wie der Merowing Theodorich seinem Bruder nach dem Leben stellte und, als er herauskam, ihm ein grofses Geschenk machte. Dann aber sein Söhnchen hinter ihm dreinschickt und dem Bruder das Geschenk wieder abschwatzen läfst. *'In talibus enim dolis Theudoricus multum callidus erat'*, bemerkt Gregor hierzu (III, 7): Genau so würde er hier von Mummolus haben sagen können.

Kurz, wenn nicht Mummolus zweifellos eine historische Person wäre, in der Art, wie von ihm erzählt wird, erscheint er wie eine Abstraktion, und vorzüglich pafst zu ihm 'jener Riese' unter seinen Leuten, von dem nach VII, 42 allgemein erzählt wurde.

Ganz eigenartig ist der Charakter von König Guntchramn dargestellt: Wir hören ihn bei jeder Gelegenheit sich in Schmähworten ergehen. Zum Teil in ziemlich abgeschmackten Schimpfereien, wobei er gar *ad absurdum* geführt wird. Dementsprechend läfst er abziehende Gesandte seines Neffen Childebert, die schwere Drohungen gegen ihn ausgestofsen, mit Pferdemist und Kot bewerfen. Als er seinerzeit Guntchramn Boso abfing, trachtete er ihm erst nach dem Leben, liefs ihn aber gegen Stellung einer Geisel und Versprechen, Mummolus beizubringen, los. Boso erfüllt das Versprechen nicht und hat die Frechheit, als Gesandter von Childeberts Städten wieder vor dem König zu erscheinen. Von dem Wortbruch aber ist keine Rede mehr.

Auch dieser Charakter hat allem Anschein nach etwas Typisches, er ist das Bild des verwöhnten, eigensinnigen und dennoch schwächlichen Königs, wie ihn später *Girart von Rossillon* in Karl Martell bietet und andere Epen in Ludwig dem Frommen (*Aliscans, Cor. Lo.*).

Auch sonst erscheint Guntchramn bei Gregor ein wenig als Schwätzer, der in Vorwürfen ergiebig ist, aber im wesentlichen als ein gutmütiger, sympathischer und weiser Fürst. Und Gregor kannte ihn persönlich. Wie er seinerzeit als Gesandter in Châlons bei ihm weilte, genofs er seine angeregte, amüsante, auf die Interessen des Gastes eingehende Unterhaltung (IX. 20). Und als er im nächsten Kapitel sein Lob singt, gipfelt dies in den Worten: *'Non rex tantum ... sed sacerdus putaretur.'* — Davon ist nun freilich aus seinem Auftreten während der Empörung gegen Gundovald nichts zu merken.

II. Die Szenen.

Wenn also eine Färbung der Charaktere des Mummolus und Guntchramn nicht zu leugnen ist und schon die in unserem Texte erzählten Listen des ersteren durchaus den Charakter poetischer Fiktion enthalten, so findet sich auch im Laufe der Erzählung wenig von der Einfachheit, die sonst oft die Darstellung zeitgenössischer Dinge bei Gregor auszeichnet. Hier im Gegenteil sind fast alle Geschehnisse hochcharakteristisch, bieten stets ein besonderes, un-

gewöhnliches Bild und stellen sich insgesamt weniger dar, wie solche Dinge sich wirklich ereignen, als wie sie die Poesie, das Gewöhnliche ausscheidend, zu gestalten pflegt.

Alle Szenen sind dramatisch erzählt, wir hören nicht nur davon, wir wohnen ihnen bei. Überall direkte Rede, schlagfertige Antworten, keinerlei störende Zweifel gegen die Überlieferung.

Vielerlei, was wir auch sonst — in der Dichtung antreffen.

Und nun wollen wir die einzelnen Szenen vornehmen und interpretieren.

a. Die Vorzeichen.

VII. 10. 'Als bei der Schilderhebung Gundovald zum drittenmal im Kreise herumgetragen wurde, soll er beinahe heruntergefallen sein (*fertur*).'

VII. 11. 'In Anjou war ein Erdbeben und vielerlei andere Zeichen, die, wie ich meine, den Untergang von Gundovald vorbedeuteten.' —

Das erste der bösen Vorzeichen beruht wohl auf Fiktion. Da es aber durch ein *fertur* als aus besonderer Quelle stammend bezeichnet ist, so mag es immerhin als ein Beleg dafür gelten, in welcher Weise sich das Volk mit Gundovalds Tragödie befafste.[1]

Das zweite ist die eigene Interpretation natürlicher Vorgänge durch Gregor und ein Zeichen, dafs er diese Kapitel schrieb, als die Tragödie schon abgeschlossen war. Erdbeben und Zeichen sind ihm, wie Livius vorbedeutende *portenta*. Und das ist durchaus volkstümlich. Genau so begleiten im *Rolandsliede* Erdbeben und Finsternis die Stunde des Unheils, in den *Haimonskindern* die Stunde des Verrats, ähnliche Zeichen die Geburt Roberts des Teufels. Man denke auch an Finsternis und Sturm bei Jesu Christi Tod, ein Vorbild für jene tragischen Momente des Epos.

b. Balomere.

Balomere ist offenbar der Spitzname Gundovalds. Von König Guntchramn wird er (VII. 14) so genannt, und das Heer ruft ihm zu: 'Bist du nicht jener, den man in Gallien den "Balomere" heifst?' (VII. 36).

Über diesen Namen äufsert sich Dahn folgendermafsen (*Germ. u. rom. Völker* Bd. III, S. 304 [6]):

'Es war wohl der wahre Name des Anmafsers, der sich als Prinz Gundovald nannte: nimmt man dies an, so erklärt es sich, dafs die Bezeichnung mit seinem wahren Namen durch die Bevölkerung Galliens eine Verurteilung enthielt, ohne dafs man in dem Worte Ballomer selbst eine verächtliche Bedeutung zu suchen braucht. Andere dagegen suchen darin den Sinn: "Bastard". Balomer ist "Bös-berühmt", von althochdeutsch *palo*, altnordisch *böl* (vgl.

[1] Vgl. *Rol.* 333 Guenes läfst vor der Botschaft den Handschuh fallen.

böl-verkr) und *mer, mar, clarus.* Aber der Name ist doch wohl nicht gegen Gundovald erfunden: Auch ein Markomannenkönig führt ihn. Vgl. Förstemann S. 211.'

Der Versuch, Balomer als den eigentlichen Namen des Gundovald anzusehen, hat seine Berechtigung lediglich darin, dafs Dahn den Namen falsch versteht. Wichtiger ist der Hinweis auf einen ca. 170 erwähnten Markomannen *Βαλλομάριος*. Förstemann schreibt hierzu (S. 243): 'Eine scharfe Scheidung dieses Namens von Valahmar ist kaum möglich', und hier finden wir zahlreiche Namen wie Valamir, Valamer, *Βαλάμερος*, Balamir.

Nun kann sich ja ein Spitzname auch an den richtigen Namen hängen. So nennt beispielsweise Gregor (*Mon. Germ. Rer. Mer.* I, S. 380[29]) einen Bucciovaldus, den man mit Spitznamen den 'starken Bock' genannt habe: *'Bucciovaldo ... Ferebant enim, hunc esse superbum, et ob hoc a nonnullis Buccus-validus vocitabatur.'*

Jedoch — Gregor gibt den Namen lediglich als Spitznamen, und dafs dieser infolge des Gebrauchs mit Beziehung auf Gundovald sich einbürgerte, und was er bedeutete, zeigt uns eine Stelle des *Liber Historiae*, deren Quelle eine Dichtung gewesen ist:

Clothar ist seinem Sohne Dagobert zu Hilfe gekommen und steht an der Weser dem Sachsen Bertoald gegenüber. Der hört den Jubel über seine Ankunft und fragt über den Flufs, was es sei. Clothar ist da, antwortet man. Lachend ruft jener hinüber, Clothar ist ja längst tot. Da nimmt der König seinen Helm ab und zeigt sein langes, weifses Haar. Wütend ruft Bertoald hinüber: *'Bale jumente!'*

Suchier hat dieses Schimpfwort in der *Ztschr. f. rom. Philologie* XVIII, S. 187 erklärt und dargelegt, dafs es weifse Stute, 'Bläfs' bedeute (got. *balan*, 'Blässe'). Da das Wort nun auch im Romanischen vorkommt (rum. *bălan*, afr. *balani*), so war es für Suchier noch unentschieden, ob die Quelle des *Liber Historiae* romanisch oder fränkisch war.[1] Da wir nun bei Gregor dasselbe Wort in rein fränkischer Form finden: Balomere = 'blasse Mähre', so erhellt, dafs Gregors Quelle sicher fränkisch, die Quelle des *Liber* mit der Übersetzung des nichtromanischen Bestandteiles des Wortes *mere* in *jumente* wahrscheinlich romanisch war.

Balomere aber ist ebenso sicher ein Spottname, der dem Gundovald entweder wegen des semmelblonden Haares oder der bleichen Gesichtsfarbe gegeben wurde. Letzteres scheint mir die wahrscheinlichere Ursache: Denn bleiche Gesichtsfarbe ist ein böses physiognomisches Merkzeichen im Volksglauben.

Auch Gregor hängt an ihm. Schreibt er doch bei anderer Gelegenheit: *Filius quoque omnisque familia decolor esse videbatur ac stupida, ut nulli sit dubium, eos a sancti viri virtute percussos.*

---

[1] *Ro.* XXXV, 601 wird nun *balani* als Lesefehler Godefroys für *bacaine* (vgl. *baucant?*) erklärt; rum. *bătan* nach Meyer-Lübke aus slav. *bělu.*

c. Die 'Reproviers' Guntchramns.

VII. 14. 'Allen mufs diese Angelegenheit die Gemüter erhitzen, damit dieser *advena* aus dem Lande gejagt werde: Dieser Müllerssohn, was sage ich, dieser Wollmacherssohn.' —

So sagte Guntchramn. Einer der Anwesenden aber antwortete mit dem Schimpfwort:

'Also nach deiner Behauptung hat dieser Mensch zwei Väter gehabt: Einen Wollmacher und einen Müller! Lafs ab, o König, so ungereimt zu schwatzen.'

Alle brachen in Lachen aus ...

Diese Anekdote gehört mit zu den interessantesten Stellen, die ich aus Gregor kenne. Sie gibt uns einen erwünschten Aufschlufs über die Natur der *'Caccinae'*

Das Schimpfwort, mittellateinisch *caccinae,* altfranzösisch *reprovier,* manchmal wegen der Verwandtschaft mit dem Begriff 'witzige Übertreibung, Ironie' auch *gab* genannt,[1] spielt im volkstümlichen Leben eine ausgedehnte Rolle. Wenn man hieraufhin unser Volk beobachtet, so kann man ungefähr folgendes über den Gebrauch sagen: Es kommt nicht darauf an, dafs das Trutzwort Wahrheit enthält, sehr oft enthält es Unmögliches, reizt dann aber um so mehr zum Lachen.

Auch in den Tagen der Merowinger legte man auf solche *caccinae* und schlagfertige Antworten überhaupt grofses Gewicht. So spricht Gregor von einem Celsus: *virum procerum statu, ... in verbis tumidum, in responsis oportunum* (IV. 24). Da aber naturgemäfs die schärfsten Trutzworte bei Germanen, d. h. bei der Kriegerkaste, zu finden waren, ist ihnen Gregor nicht durchweg hold. So sagt er von Rauchingus: *'nullam habens aliam potius utilitatem, nisi in caccinis ac dolis, omnibusque perversis rebus.'* Freilich waren bei den fränkischen Herren die Kollegen Gregors die beliebteste Zielscheibe der *ridicula* und *ioca.* Davon aber später.

Dafs *gab* und *reprovier* in der altfranzösischen Dichtung eine hervorragende Rolle spielen, brauche ich wohl nicht erst zu sagen. Dafs aber deswegen in den Reden Guntchramns mit den Gesandten die Trutzworte zu einer dichterischen Ausschmückung gehörten, kann man nicht leichthin behaupten. Wichtiger ist die Art der Auswahl: Was der Quelle Gregors erzählenswert schien. Und hier zu zeigen, dafs fast nur das gewählt wurde, was poetisch erst entwickelungsfähig war, sei unsere Aufgabe.

Über die Natur des Trutzwortes lehrt uns die Stelle mit Sicher-

[1] *Doon M.* 4441 *un gap li a jete ...*
'Vous resemblés mouton que on ait escorné.'
Fierabr. 2119 nach Rede und Widerrede:
'Par mon cief, dist la bele, moult savés bien gaber.'
Daneben finden sich die Bezeichnungen *ramposne* und *contraire.*

heit, dafs der König seine Demütigungen aus der Luft griff, damit allerdings der schlagfertigen Antwort das Tor öffnete. Die Hälfte wäre hier mehr gewesen als das Ganze: Denn beide Stände waren, als dem wohl nie von Germanen vertretenen Handwerkerstand angehörend, in den Augen der Franken erniedrigend.

Dafs speziell aus diesen Ständen der eine oder der andere besonders verächtlich erscheint, dafür haben wir ja auch sonst Beispiele: Der griechische Ofenarbeiter (*βάναυσος*, Banause) ist ja ein beredtes Zeugnis dafür.

Zu Gregors Zeiten scheint der Müller trotz seiner nützlichen Beschäftigung besonders verachtet gewesen zu sein (VII. 25). *Servitium enim patris eius tale fuerat, ut molinas ecclesiasticas studeret.*

Die gröfste Verachtung aber gilt vor allem dem Wollarbeiter, dem *Lanarius*. Das entnehmen wir nicht nur daraus, dafs Guntchramn nach der ersten Demütigung einen noch demütigenderen Vorwurf sucht, sondern diese Verachtung ist das Thema einer novellistischen Erzählung über Charibert, der für verliebter Natur galt. Gregor erzählt sie:

IV. 26. *Charibert und die Wollmacherstochter.* Charibert hatte eine Liebschaft mit der Tochter eines Wollmachers. Um ihn davon abzubringen, stellte seine Gattin den Vater jener mit seiner Arbeit in das Zimmer des Königs. Bewirkte aber dadurch gerade das Gegenteil.

Merkwürdigerweise ist auch im Orient der Weber allgemein verachtet, worüber man Chauvin *Bibliographie Orientale* VII, 105[2] und von Kremer *Kulturgeschichte des Orients* II, 186 konsultieren möge.

Auf diese Anschauung der Urzeit ist wohl auch zurückzuführen, wenn in späterer Zeit *lanier*, Wollweber zu einem Schimpfwort geworden ist, bei dem sich die Grundbedeutung gänzlich verloren hat.[1] —

Wie gebräuchlich diese Trutzworte waren, zeigt sich darin, dafs Gundovald während der Belagerung von Comminges von fränkischen Soldaten ganz ähnliches zu hören bekommt:

VII. 36. *'Tune es pictur ille, qui tempore Chlotharii regis per oraturia parietes adque camaras caraxabas?'*

Man stellt also die ironische Frage an ihn, ob er nich tjener Tüncher gewesen sei, der die Wände und Kammern der Oratorien bemalt habe.

Und ähnlich behauptet bei Fredegar ein Merowing von dem anderen, er sei irgendeines Gärtners Sohn:

Brunechildis sagt (IV, 27): *Theudebertus non esset filius Childeberti, nisi cuiusdam ortolanum!' (sic!)*

Hervorheben will ich zum Schlufs, dafs unser Referent Gregor die Natur der von ihm berichteten Trutzworte selber nicht verstan-

[1] Vgl. nun *Festschrift zum XII. Allg. Deutschen Neuphilologentage*, Erlangen 1906, S. 74 und hier CXVII, 233.

den hat, indem er bemerkt: 'Obgleich es ja unzweifelhaft geschehen kann, dafs ein Mann beiden Handwerken obliegt,' Vorwürfe wie Widerreden also ernsthaft nimmt.

d. Die geschändeten Gesandten.

Ehe die Gesandten abziehen, lassen sie sich zu einer furchtbaren Drohung gegen Guntchramn hinreifsen: Noch sei die Axt vorhanden, die in dem Nacken seiner Brüder gesteckt. Wütend läfst der König die Abziehenden mit faulem Pferdemist, Spänen, Spreu, moderndem Heu, stinkendem Stadtkot bewerfen.

Auch Dahn bemerkt (S. 305 f.), in welch geradezu dramatischer Weise diese Gesandtschaft erzählt wird. In der Tat ist sie so dramatisch, dafs sie in Verbindung mit ihrer historischen Unwahrscheinlichkeit (Gesandtschaft Childeberts? Guntchramn Boso beim König, dem er kurz vorher beinahe den Kopf gelassen? Woher die Spannung mit Childebert?), als Fiktion oder wenigstens stark aufgetragen gehalten werden könnte.

In dem romanischen Epos ist das Motiv: 'Schändung von Gesandten' altehrwürdig. Aus der Merowingerzeit kann man Fredegar IV, 68 anführen; dort bringen die Wenden die Boten Dagoberts um. Wir werden im folgenden darauf zurückkommen.

Das *Liber historiae* bringt das Motiv an einer Stelle, der sicherlich jeder historische Hintergrund fehlt, und die von G. Kurth ohne weiteres (S. 105, 106) in ihrer Gesamtheit als Erfindung bezeichnet wird, ohne weitere Analyse.

Das uns hieraus Interessierende aber hat folgenden Inhalt (Kap. 3): Der Kaiser schickt Gesandte (*exactores*, Steuereintreiber) unter dem Herzog Primarius (Name oder Titel?), dafs die Franken den gewohnten Tribut zahlen sollten. Jene aber in ihrer Verwegenheit (*sicut erant crudeles et inmanissimi*) töten die Gesandten und verweigern den Tribut in der Folge, doch werden sie schmählich besiegt.

Ceciditque ibi Priamus eorum fortissimus.

In den letzten Worten zeigt sich Anknüpfung an die gelehrte Legende von der trojanischen Abstammung der Franken. Ist darum die ganze Episode gelehrte Erfindung? — Wenn sie es ist, und sie ist es wahrscheinlich nicht, so kopiert sie jedenfalls Geschmack und Darstellungsweise fränkischer Sage in gelungener Weise. —

Das *Clothar-* oder *Farolied* ist verloren, aber wir kennen wenigstens seinen Inhalt aus dem Leben Faros von Hildegar (9. Jahrhundert): Clothar will die sächsischen Gesandten, die mit unverschämten Forderungen zu ihm gekommen sind, sofort umbringen lassen. Faro bewirkt einen Aufschub, bekehrt sie in ihrem Kerker zum Christentum und rettet sie so.

Auch ein Gesandtenmord durch spanische Heiden aus dem Karlszyklus ist nur durch Anspielungen gesichert:

Roland 207. *Dous de vox cuntes al paien tramesistes,*
L'uns fut Basans e li altres Basilies;
Les chiefs en prist es puis desux Haltilie. Vgl. 291, 490.

Das klassische Lied über den Gesandtenmord ist der in verkürzter Form nur innerhalb der Haimonskinderdichtung erhaltene *Bues d'Aigremont.*[1] Bues wird von Karls Sohn Lohier aufgefordert, Hofdienst zu tun. Der jähzornige Herzog erschlägt den trotzigen Jüngling, die übrigen Gesandten bringen den Leichnam als Antwort dem Vater zurück. — Ein darauffolgender Krieg endet mit der Verabredung, Bues solle dem Hofdienst nachträglich genügen. Bei dieser Gelegenheit aber wird er, um Rache für Lohier zu nehmen, auf Karls Veranlassung getötet und seine Leiche nach Aigremont zurückgebracht, wie einst die seines Opfers nach Paris. — Aug' um Auge, Zahn um Zahn. Auch der verlorene *Doon de Nantueil* enthielt ein ähnliches Motiv.[2]

Nicht minder ehrwürdig ist der Schluſs des *Gaufrey,* zweifellos der alte *Ogieranfang:*[3] Den vier Gesandten Karls, die von dem Dänenkönig einen Tribut von vier Denaren, die übliche Abgabe der Minderfreien, fordern, wird je ein Zahn ausgezogen. Diese vier Zähne werden als die Antwort auf die Forderung an Karl geschickt.

Eine entsprechende Episode bietet die Sage von Robert dem Teufel, als ein Zeugnis, daſs man in späterer Zeit nur einem solch typischen Wüterich ein ungesetzmäſsiges Verfahren gegen Gesandte zutraute. Die Boten des eigenen Vaters, die ihn in seiner 'Mördergrube' aufsuchten, läſst er grausam entstellen und schickt sie mit Schimpf und Schande fort:

A chascun des messages que le duc y tramist
Fist traire les . . yex et puis si leur a dit:
'Vous en dormirez miex demain en vostre lit;
Mais dites a mon pere que cest en son despit.'[4]

Auch *Girart von Rossillon* beschreibt noch mit Vorliebe das Gefährliche, Demütigende einer Gesandtschaft. Einmal — ein Mönch ist der Held — wird diese stark ins derb Komische travestiert,

Dem späteren fränkischen Epos ist das schöne alte Motiv fremd: Denn dem Christen sind Gesandte sakrosankt, die Heiden vermögen in ihrer Inferiorität selbst einzelnen Gesandten selten etwas anzuhaben, wenn sie auch stereotyp als Schänder der Gesandtenrechte dargestellt werden.

Auch das Besudeln mit Schmutz als entehrender Schimpf ist einer im Volke geübten Sitte gemäſs ein Thema der Dichtung: In den *Infanten von Lara* rächt sich die Intrigantin, Doña Lambra,

[1] Cf. *Die Sage von den Haimonskindern* S. 154 ff.
[2] Ebenda S. 158.
[3] Cf. *Archiv* CXI S. 324.
[4] K. Breul, Le Dit de Robert le Diable. Toblerabhandlungen 1895. V. 281.

indem sie die Kleider ihrer Gegner mit Gurken, die in Blut getränkt waren, bewerfen läfst. Diese üben Vergeltung, indem sie den Boten, der dies ausgeführt, vor ihren Augen töten und ihr Kleid mit seinem Blut bespritzen. 'Aug' um Auge, Zahn um Zahn.'

e. Die Gesandtschaften Gundovalds.

Die erste Gesandtschaft ging an Gundovalds Freunde, die zweite an König Guntchramn: 'Hierauf schickte Gundovald wiederum zwei Gesandte an den König ...' Hatte die erste nicht etwa dasselbe Ziel? Wir erinnern uns der drei poetischen Gesandtschaften der Sachsen an Clothar I., die Gregor beschreibt (Rajna, *Origini* S. 124 ff.).

Die erste Gesandtschaft Gundovalds bestand aus zwei Priestern; der eine, ein Abt von Cahors, verbarg den Brief in einer Schreibtafel, 'indem er sie aushöhlte und Wachs darüber strich.' Gregor bemerkt nur, dafs sie aufgegriffen wurden und weiter nichts. Es ist wieder einmal eine jener Stellen, deren Rajna und Kurt so viele nachgewiesen, bei denen Gregor mehr zu wissen scheint als er sagt, und eine ganze Intrige durchblicken läfst. Dafs die Heimlichtuerei eine Fiktion ist, darf man wohl annehmen.

Ebenso im folgenden. Die Boten werden mit 'geweihten Stäben nach fränkischer Sitte' ausgesandt, 'auf dafs sie von niemand angetastet würden, und sollten nach vollzogener Botschaft zurückkehren.' Sie waren aber unvorsichtig 'und schwätzten ihre Absicht aus.' Daraufhin liefs sie Guntchramn greifen.

Wenn sie ihren Auftrag ausplauderten, ehe sie danach gefragt wurden, verloren da die Stäbe ihre Wirkung? — Dieses Motiv klingt konstruiert, wie meist, wenn in der Dichtung der Konflikt nicht durch unwandelbare natürliche Beziehungen, sondern eine dem Wandel unterworfene Konvention hervorgerufen wird. Auf der anderen Seite ist 'Ausplaudern des Geheimnisses' oder 'Verlieren von Trophäen oder Beglaubigung' ein so beliebtes Motiv, dafs wir in dieser zweiten Gesandtschaft mit Sicherheit, in der ersten mit Vorbehalt eine poetische Fiktion zu sehen meinen.

Mifslichkeiten, Heimlichtuerei, Verlieren der Trophäen bei Gesandtschaften sind speziell beliebte Themen der merowingischen Sage gewesen. Real gesprochen, sind sie meist unwahrscheinlich und gehören ohne Zweifel immer zum rein poetischen Schmuck.

Schon bei Clodwigs Brautwerbung wird das 'Problem' aufgeworfen und gelöst, der Clotilde eine heimliche Botschaft vor der offiziellen Werbung zukommen zu lassen: Bei Fredegar (III, 18, 19) geht der Römer Aurelianus von Clodwig aus als Bettler verkleidet zu ihr, auf der Rückreise wird ihm seine Tasche mit ihren Geschenken gestohlen.

Im *Liber Historiae* verkleidet sich derselbe Aurelianus erst in einem Walde vor Clotildes Wohnsitz in dieser Weise (Kap. 12—14),

und hier wird ihm seine Beglaubigung, Clodwigs Ring, gestohlen. In beiden Fällen findet sich das Entwendete ohne viel Schwierigkeit wieder, gehört also zum 'barocken Ausputz', der aber die Vorliebe für das Motiv belegt.

Auch bei Fredegar (IV, 40) spielt das Motiv 'Verlieren des Auftrages' in interessanter Weise eine Rolle: Brunechildis schickt Warnachar, den Majordomus, und Alboin mit den übrigen Grofsen zu einer Expedition aus. Hinter ihnen drein sendet sie den schriftlichen Befehl (*indiculum*), dafs Alboin und die übrigen den Warnachar töten sollten. — Alboin überliest das *Indiculum* und wirft es zerbrochen zu Boden. Dort findet es der Knabe des Warnachar und befestigt [die Bruchstücke] wieder auf einer geglätteten Wachstafel.[1] Warnachar liest das *Indiculum* und trifft seine Gegenmafsregeln.

Sind dies alles nur poetische Züge, die wir als Parallelen zu Einzelheiten der mifsglückten Gesandtschaften des Gundovald beibringen können, so finden wir ein Pendant zu deren Gesamtheit bei demselben Fredegar IV, 68: Die Wenden unter ihrem König Samo haben die Gesandten der Franken ermordet und beraubt. König Dagobert sendet ihm den Sicharius, den aber der Slawe nicht sehen will und von sich fern hält. Sicharius aber verkleidet sich als Wende, gelangt so mit den Seinen zu Samo und meldet ihm alles, was man ihm zu melden befohlen hatte ... 'Aber wie ein törichter Gesandter, fügt er noch Schmähungen hinzu, die ihm nicht aufgetragen worden waren.' Kurz, die Sache endigt mit einer Niederlage der Franken, bei deren Darstellung sich, wie bei den älteren Teilen des sogenannten Fredegar meist, südfranzösische, speziell burgundische Entstellung bemerkbar macht. Schliefst er doch: *Estaque victuria ... non tantum Sclavinorum fortitudo optenuit, quantum dementacio Austrasiorum.*

Wir haben also auch hier wie bei Gundovald die vorausgehende erfolglose Gesandtschaft: Die Gesandten werden unterwegs ermordet. Der folgende, Sicharius, will es besser machen und verkleidet sich, kommt auch so zu seinem Ziel. — Die zweite Gesandtschaft Gundovalds hatte es ebenfalls besser machen sollen, schwatzte aber Absichten und Pläne unterwegs aus, wurde aufgegriffen und ihre Sendung vereitelt.

In diesen Gesandtschaften Gundovalds poetisches Schmuckwerk zu sehen, darin bestärkt uns aufser dem Angeführten noch eins: Die Gesandten, auf deren Ermordung das *Rolandslied* anspielte, hiefsen: Basan und Basilies und wiesen sich durch den gleichen Anlaut als echte Sagenfiguren aus. Nun denn, die Namen von Gundovalds Gesandten, die uns eine Handschrift von Gregors Werk überliefert hat, lauten: *Duos legatos Zotanum ne non et Zahulfum.*

[1] *Super tabulam caeram linitam dinuo ipsi soledatur.*

Was diese Alliteration in Verbindung mit durchaus seltenen Namen an einer poetisch klingenden Stelle bedeutet, das brauche ich wohl nicht näher auszuführen.

f. Childeberts Anerkennung.

Nachdem nun diese Gesandten erst vor Guntchramn allein, dann vor allen Herren unter der Folter ihre Aussagen über Gundovald gemacht haben, in dem immer wiederkehrenden gleichen Wortlaut, vollzieht sich vor ihren Augen eine grandiose Szene: Der König gibt seinem Neffen eine Lanze in die Hand mit den Worten: 'Das ist das Zeichen, dafs ich dir mein ganzes Königreich gegeben habe.'

Wie in der fränkischen Poesie Handschuh, Ring oder Stab eine Vollmacht bedeuten, so bedeuten diese Gegenstände, besonders aber die Lanze — das merowingische 'Szepter' —, wenn es sich um die Krone handelt, ein Pfand. Girart de Vienne erhält eine *saiette* bei der Jagd von Karl zum Pfande. Rajna bespricht dies (*Origini* S. 389) und übersieht, wie ich sehe, eine der interessantesten Stellen! Roland wird mit dem Kommando der Nachhut durch einen gespannten Bogen betraut:

778 *'La rereguarde est jugiée sur lui; ...*
Dunez li l'arc que vus avez tendut.'

Was nun diese Anerkennung Childeberts, wie alles, was mit ihr zusammenhängt, historisch gesprochen verdächtig macht, ist, dafs noch zu Lebzeiten Chilperichs eine gleiche Anerkennung des Neffen durch seinen Oheim stattgefunden hatte:

V. 17. (577.) 'Hierauf schickte Guntchramn seinem Neffen Childebert Gesandte mit der Bitte um Frieden und dem Wunsche, ihn zu sehen. Daraufhin kam dieser mit seinen *proceribus* zu ihm; bei Pompierre (Vosges) trafen sie sich, begrüfsten und küfsten sich. Guntchramn sprach: "Durch meine Sünden bin ich kinderlos, darum bitte ich, dafs dieser, mein Neffe, mir ein Sohn werde."[1]

Und er setzte ihn auf seinen Thron, übergab ihm sein ganzes Reich mit den Worten: "Ein Schild soll uns schützen, eine Lanze uns verteidigen.[2] Und wenn ich Söhne bekommen sollte, so werde ich dich wie einen von ihnen halten ..." Childeberts *proceres* versprachen dasselbe für ihn (er ist minderjährig!). Darauf afsen sie und tranken zusammen, beschenkten sich reichlich und gingen in Frieden auseinander. An Chilperich sandten sie Boten, er möge alles zurückgeben, was er von jener Reich genommen. Wenn nicht, solle er das Feld zum Kampfplatz bereiten.[3]

[1] *'peto ut hic nepus meus mihi sit filius.'*

[2] *inponens eum super cathedram suam, cunctum ei regnum tradedit, dicens: 'Una nos parma protegat unaque asta defendat.'* Vgl. Fredegar IV, 90. *'Veni sub clipeum meum!'*

[3] *campum praepararet ad bellum.*

Die Szene ist Zug um Zug dieselbe wie diejenige, die sich vor den Augen von Gundovalds Gesandtschaft abspielt. Ist auch die Zeremonie in beiden verschieden, indem hier Childebert auf den Thron gesetzt wird, während er dort eine Lanze in die Hand erhält, so zeigen auf der anderen Seite Guntchramns Worte in beiden Stellen grofse Ähnlichkeit miteinander, und zwar an Stellen, die nicht formelhaft sind:

V. 17. *'Evenit inpulso peccatorum meorum, ut absque liberis remanerem, et ideo peto, ut hic nepus meus mihi sit filius.'*

VII. 33. *'... Nihil enim facientibus peccatis de stirpe mea remansit, nisi tu tantum, qui mei fratris es filius. Tu enim heres in omni regno meo succede.'*

Schliefslich ist hier wie dort das Ende: Bescherung und Schmauserei. Was sollen wir daraus schliefsen? Doch wohl, dafs beide Stellen voneinander abhängig sind. Nicht etwa historisch gesprochen, denn ich halte es für ausgemacht, dafs nur eine dieser beiden Szenen historisch sein kann: Natürlich die ältere. Ganz abgesehen vom Wortlaut: Die Wiederholung der zeremoniellen Bestätigung Childeberts wäre ja eine Herabsetzung der ersten und somit der ganzen Zeremonie. Einmal geschehen, war sie sicherlich bindend und jedenfalls dem engeren Reiche bekannt. Sodafs, wenn dieselbe Szene ungefähr zehn Jahre später sich in gleicher Weise, unter anderen Umständen abspielt und Childebert das erhält, was er schon vorher besessen hatte, die letztere Szene historisch als unauthentisch — von unserem Standpunkt aus als eine Modernisierung einer Sage, Anpassung derselben an jüngere Verhältnisse, angesehen werden müfste. —

Aber wenn ich auch die Überzeugung hege, durch Aufdeckung dieser eigenartigen Parallele den Leser überrascht, vielleicht sogar, ihm den alten Gregor in einem ganz neuen Lichte gezeigt zu haben, ich fürchte, überzeugt habe ich nicht: Nicht, dafs ihm die Argumente, die ich angeführt, ungenügend erscheinen — aber im Bericht über zeitgenössische Dinge bereits durchaus poetische Entstellungen zu suchen, in einer Niederschrift des Jahres 590 ein Geschehnis von 577 zu suchen, das als historische Sage in den achtziger Jahren eine Modernisierung erfahren hätte, zu Lebzeiten aller Beteiligten — das scheint doch unmöglich. Freilich ist es ohne Beispiele. Aber unmöglich? 'Die Geburtsstunde des Epos ist die Tat.' Die Art, wie das Kriegervolk von seinen Taten erzählt, ist episch. Ob sie nun in Prosa davon erzählen oder in Versen. Denn nicht der Vers macht das Epos, noch die Prosa den Roman. Obgleich man nach Lektüre unserer 'Literaturgeschichten' das oft meinen könnte. Der Geist macht das Epos, der Geist, den nur das reisige Volk besitzt; wie anderseits nur stillsitzende Völker novellistisch-realistisch zu erzählen wissen. Wenn also die Berichte, die Gregor aus Kreisen der Kämpfer über Gundovalds Aufstand erhielt, episch sind, ist das

ein Wunder? Oder ist das nicht eher das Natürliche? Für den Folkloristen ist es das Natürliche!

Weiterhin zur 'Modernisierung'. Wann findet eine solche statt, wenn das 'Heute' schon zum 'Gestern' geworden ist, oder wenn es als 'Heute' herrscht? Ich denke (typische Fälle ausgenommen) eben wenn es noch herrscht. Wenn also schon 590 eine Modernisierung aus den achtziger Jahren von Vorgängen des Jahres 577 stattgefunden hat, ist das wieder nur insoweit ungewöhnlich, als wir noch nie sonst so nahe an den Entstehungspunkt einer epischen Sage haben rücken können.

Aber ich nehme an, ich habe den zweifelnden Leser immer noch nicht überzeugt. Nun denn, die Szene ist, um sie noch einmal zu analysieren: Boten eines Kronprätendenten kommen zum König; dieser entschliefst sich kurz, belehnt einen Verwandten mit allem, was er hat, nach seinem Tode und adoptiert ihn. Das wäre also unserer Ansicht nach die poetische Modernisierung und Ausgestaltung eines Ereignisses von 577. Nun, diese Szene ist von der epischen Poesie des alten Frankreich festgehalten worden.

Die Dichtung von *Aigar und Maurin*[1] bietet der Sagenforschung grofse Probleme. Sprache und typische Figuren einen die erhaltene Redaktion mit der burgundischen Sage. Die übrigen Namen scheinen 'romantisch' zu sein. Die Deutungen Settegasts sind unannehmbar. In diesem *Aigar und Maurin* finden wir nun folgende charakteristiche und altertümliche Szene:

Das erste Bruchstück der Dichtung beginnt mit einer Wendung, die in einem langjährigen Kriege zwischen König Aigar und dem Grafen Maurin eingetreten sei. Der Graf tritt 'für die Interessen eines Verwandten Aigars, des Kronprätendenten Falco, ein, der sich auf einen Vertrag stützt, nach welchem ihm der König in Gegenwart zweier Grafen sein Land als Erbe versprochen habe.' (Brossmer S. 5, 6.)

Dem König aber zieht ein Jüngling zu, von der Dichtung unbenannt, der als Bastard gilt und zugleich als Fremder, ja sogar aus überseeischem Lande stammend.

782. *'Cavailler fore, se d'avol lin non fos.'*
965. *'... un bastart d'altre terre vengut.'*
307. *'... poisses er tornas oltre la mar.'*[2]

Zum Könige steht er nach Aussage Maurins im Verhältnis eines Sohnes oder Neffen:

9. *'Ai, reis Aigars, ves com es erobus:*
Oi nep oi fils o catent t'est cregus,
E non sai dont, k'anc plais non fu sobus.'

[1] Ed. Brossmer, *Rom. Forsch.* XIV, 1—102.
[2] 'Wenn er wieder jenseits des Meeres zurückgekehrt sei ...'

'Ah! König Aigar,' ruft nämlich Maurin erbittert über seines Gegners Glück, 'sieh, wie du aus der Not bist: Neffe oder Sohn ist dir geworden, weifs Gott woher, kein Mensch hat je etwas von ihm gewufst.' ...

Die Begegnung zwischen Aigar und dem Sohne *d'avol lin* findet bald darauf statt: Der Vater geht ihm entgegen, nachdem er den Heerbann ausgerufen, und wie er ihn trifft, küfst er ihn.

266. *El reis acol son fil aliegrament,*
Baiset los ies e la boce en rient.

Der Kronprätendent Falco aber hat zu gleicher Zeit Boten an den König gesandt, um seine Ansprüche geltend zu machen; diese Boten sind: Bos und Bernart de Clarvent. Beide, der erste wohl sicher, typische Namen der *Girartsage*.

Diese Boten treten vor den König, erinnern ihn daran, dafs er seinem Verwandten Falco sein Erbe vor Zeugen versprochen, und dafs er es nun nicht einem Sohne, von dem kein Mensch wisse, woher er käme, gewähren dürfe. — Wütend herrscht der Königssohn die Boten an, auf der Wahlstatt wollten sie darum losen, wem das Erbe gehöre. Und erst wenn Falco tot sei, gebe es keine Händel mehr.

Die Boten ihrerseits lehnten es ab, mit dem Jüngling zu unterhandeln, der König solle seine Absicht sagen. Der aber antwortet: "Boso, da du nicht säumen willst, sollst du einige Neuigkeiten vom Hofe mitbringen," zieht den rechten Handschuh ab und heifst seinen Sohn aufstehen. "Ich gebe dir mein Land nach meinem Tode, ... und nehme nicht Stadt, nicht Turm, nicht Saal aus ..., nicht Herzog, nicht Graf, nicht Vizgraf, nicht Baron (*par*), die ich nicht alle den Eid schwören heifse." Jener nahm das Pfand (*lo don*) und küfste ihm den Schuh.[1] "Herr," sagte Boso, "wir haben die Gabe gesehen, denn solche Handlung ist nicht gut zu verbergen." Die Boten zogen ab und meldeten ihrem Herrn, was geschehen.

Die Identität zwischen den Geschehnissen der Jahre 580—585 und dieser sagenhaften Darstellung geht also über die behandelte Episode hinaus.

Hier ein Kronprätendent Falco, Verwandter des Königs, dort ein Kronprätendent Gundovald, angeblich Verwandter des Königs.

Hier zieht der König aus überseeischem Lande (aus der Verbannung?) einen Neffen oder Sohn heran (Brossmer S. 6), von dem man bisher nichts gewufst und der namenlos ist, dort seinen Neffen Childebert, den Herrn von Südwestfrankreich.

Hier wie dort schicken die entsprechenden Kronprätendenten Gesandtschaften (Zotan und Zahulf; Boso und Bernhart) an die entsprechenden Könige, um ihre Ansprüche geltend zu machen.

[1] Fufskufs als Huldigung: *Girart v. Vienne* bei Donation von Land; *Auberi* ed. Tobler S. 146[2] und 234[19]; *Jourdain de Bl.* 57; *Enf. Ogier* 7365.

Hier wie dort wird vor ihren Augen das ganze Erbe durch ein Pfand (Lanze, Handschuh) dem Sohn oder Neffen überreicht.

Bei letzter Szene ist nur ein Unterschied zu finden: Die Gesandten Gundovalds werden nicht respektiert, die Gesandten Falcos wohl. Das kann eine Modernisierung sein, die dem kultivierteren Geschmack späterer Jahrhunderte entspricht.

Und noch eins ist sehr auffallend: Die Figuren der Dichtung sind paarweise gegenübergestellt: Aigar und Maurin sind die Gegner, und jeder hat einen Prätendenten auf seiner Seite. So auch in der Geschichte: Guntchramn mit seinem Neffen Childebert, — Mummolus mit dem Prätendenten Gundovald. Da sich Childebert und Gundovald als 'Pendants' entsprachen, konnte ein Austausch der Eigenschaften zwischen ihnen wohl stattfinden, wie sich solches auch sonst findet: Nun ist in der Geschichte der Kronprätendent Gundovald ein Bastard und landete, von Byzanz über Meer kommend, in Frankreich.

In der Sage dagegen ist der ungenannte Königssohn oder Neffe, der Childebert entspricht, Bastard und kam über Meer zu Aigar.

Wie Maurin ihn *d'avol lin* nennt, so nannte Guntchramn den Gundovald einen hergelaufenen Gesellen: *Advena.*

Es handelt sich in den besprochenen Ereignissen nicht um einen Gemeinplatz, wie er sich oft findet, oder um ein Geschehnis, das sehr einfach ist und sich dementsprechend oftmals wiederholt. Wir haben hier einen äufserst komplizierten Vorgang, der sich in zwei um beinahe 600 Jahre auseinanderliegenden Berichten findet, die ihn fast Zug um Zug in derselben Weise wiedergeben. Dafs *Aigar und Maurin* für diese Episode Gregors Chronik benutzt, erscheint ausgeschlossen. Anderseits war es schon wahrscheinlich, dafs Gregor diesen Bericht aus einer poetisch entstellten sagenhaften Quelle schöpfte, weil dieselbe Szene, aufser Zusammenhang mit Gundovald, bereits im Jahre 577 von denselben Guntchramn und Childebert erzählt wurde. So nehme man die Szene aus Aigar und Maurin als eine Stütze dafür, dafs wir in der *zweiten Adoptierung Childeberts* tatsächlich ein Stück epischer Sage zu sehen haben, deren historisches Vorbild unter ganz anderen Umständen sich mehrere Jahre vorher zugetragen hatte.

g. Die geheime Unterredung Guntchramns und Childeberts.

Nach der Adoptierung Childeberts fährt Gregor fort: 'Dann zog er sich mit dem Jüngling vor den übrigen zurück und redete heimlich mit ihm, ihn vorab auf das eifrigste ermahnend, die geheime Übereinkunft ja nicht einem anderen zu verraten.'

Woher kennen denn dann Gregors Gewährsmänner diese Szene, sogar den Wortlaut der Gespräche? Ich denke, wenn es eines Beweises bedarf, dafs sich in allen mit Gundovald zusammenhängen-

den Geschichten Fiktion befindet, so haben wir ihn hier. Solche Szenen aus dem Geheimkabinett kann man doch nur als Dichtung betrachten.

h. Die Belagerung von Comminges.

Die Mittelpartien haben so ausgezeichnete Resultate geliefert, dafs wir uns hier kurz fassen können. Die List, wie Comminges verproviantiert und gleichzeitig entlastet wurde, haben wir schon besprochen und für merowingische Fiktion erklärt. — Die Belagerung beginnt, nicht mit Taten — mit Reden: Am Fufse der Mauern fränkische Soldaten, die Gundovald beschimpfen und ihm Verwünschungen zurufen. Ihr Erinnern, wie er geschoren worden sei, wie man ihn Balomere schimpfte und den Reproviers König Guntchramns ein neues zufügen: Er habe zu Clothars Zeiten Tüncherarbeit verrichtet.

Auf der Mauer erscheint Gundovald selber, verteidigt sich, gibt zu, geschoren worden zu sein, erzählt seine Schicksale. Er gesteht — hier mag die Darstellung erhaben gewesen sein —, die Prätendentschaft aufzugeben und zurück zu wollen, woher er kam, nach dem gesitteten Ostrom.

Nun, ich möchte ja nicht gerade sagen, dafs solch langwierige Zwiegespräche zwischen Belagerern und Belagerten unmöglich gewesen, wohl aber ein solches Referat über sie. Und zugefügt mufs werden, dafs sich kaum eine Belagerung in der Dichtung findet, in der nicht solche Zwiegespräche verwandt werden, von der Belagerung Trojas bis zur Belagerung Viennes. Dort überall aber sind es die Fürsten, die miteinander konversieren. Hier die Soldaten der Belagerer, bei den Belagerten nur der Fürst. Eine höchst unwahrscheinliche Sachlage. Aber eine Sachlage, die uns die Quellen jener Szene anzeigt: Eben Leute aus dem fränkischen Heere, die in ihrer epischen Art zu erzählen sich selbst dem feindlichen Führer gegenüberstellen. Das heifst, die einzige Klasse, in der das echte, kriegerische Dinge behandelnde Epos entstehen kann, die Kriegerklasse.

Zugefügt soll noch werden, dafs sich in Gundovalds Worten von der Mauer herab zwei Dinge finden, die der Erfahrene nicht gesagt haben würde: Denn erstens ist Narses in diesen Jahren nicht Präfekt von Italien gewesen, und zweitens, wenn er sagt *ab imperatoribus receptus,* wendet er fränkische Anschauung an, wo *a regibus* das richtige war, weil immer viele Könige nebeneinander herrschten, während doch das byzantinische Kaiserreich Monarchie war. —

Und nun nahen wir dem Ende: Die feigen Spiefsgesellen verraten Gundovald, liefern ihn aus, Mummolus nimmt ihm listig die Dinge ab, die er ihm geliehen, ehe er ihn in den Tod schickt, und hatte ihm so das königliche Abzeichen und sein Schwert abgeschwatzt.

Gundovald fällt unter den Streichen der Gegner, indem er den Himmel um baldige Rache anfleht.

Und, wie in Gedichten, findet die böse Tat gleich darauf ihren Lohn: Mummolus kann die Früchte seines Verrats nicht genieſsen, er wird von den Franken in seinem Hause umzingelt und ermordet. Und nach ihm findet auch Bischof Sagittarius sein Ende.

Bischof Sagittarius: Von ihm war schon öfter die Rede. Er war neben Mummolus das Haupt der Empörung, und dafür war ihm das Bistum Toulouse versprochen worden (VII, 28). Während der Belagerung aber 'umschritt er (VII, 37. Gregor sagt es mit Schaudern) oftmals die Mauern in Waffen und warf Steine gegen die Belagerer von der Mauer herab.'

Also bereits im 6. Jahrhundert ein Bischof Turpin. Diesmal aber ein historischer, wenn er auch bei einer anderen Expedition mit einem alliterierenden Genossen genannt wird: Salunius und Sagittarius (V, 20). Aber von Turpin grundverschieden: Nicht bei den Genossen der Franken finden wir ihn, sondern bei den Verrätern und Feinden. Nicht heroisch ist sein Ende, sondern tragikomisch.

Nun, die Merowingerzeit war den geschorenen, unkriegerischen Mönchen, den 'Männern in Weiberröcken', wenig wohlgesinnt. Wer zum Mönche geschoren wurde, war entehrt. Auch im Epos des 12. Jahrhunderts finden wir noch Erinnerungen an diese ältere Periode. Ja sogar noch die Verwendung des Mönchs als komische Figur, wie im *Girart von Rossillon* (Tir. 459 ff.), wo eine ähnliche Mönchsgesandtschaft stattfindet wie in Schillers Räubern, das widerspricht dem Geiste der Zeit nicht.

Und diese komische Rolle scheinen sie auch zur Merowingerzeit gespielt zu haben: So sehen wir VI, 31 einen anderen Bischof vor rachsüchtigen Soldaten feige davonlaufen und auf der Flucht einen Schuh verlieren. Bischof Cautinus läuft mitten aus der Prozession fort, wie er Reiter in seinem Rücken sieht (IV, 12). Und von Chilperich, den Gregor von seinem Standpunkt aus mit Recht den *Nero nostri temporis et Herodes* nennt, der aber echter Germane war, von der Idee nationaler Gröfse und Pracht durchdrungen, erzählt er ausdrücklich, wie er voller Schnurren und Scherze gesteckt habe, wenn Gelegenheit war, und immer nur über die Bischöfe der Kirche (VI, 46): *'nec aliunde magis, dum secrecius esset, exercebat ridicula vel iocos, quam de eclesiarum episcopis.'*[1]

Grund genug, anzunehmen, dafs das Ende des Sagittarius — der sein Haupt verhüllte und feige floh, worauf man es ihm mit der Kapuze zusammen abhieb — so erzählt war, wie diese Franken von Geistlichen zu erzählen pflegten: Mit jener Neigung zum Komischen, die nicht nur der volkstümliche Schwank des ausgehenden Mittelalters und der Renaissance zeigt, wenn er von den Kuttenmännern spricht.

[1] Vgl. auch unsere Darstellung.

4. Der Bericht Fredegars.

Wenn wir uns nun an die etwa fünfzig Jahre jüngere Chronik des sogenannten Fredegar wenden, die zwar im allgemeinen, wo es sich um das 6. Jahrhundert handelt, Gregor ausschreibt, aber sehr oft, sonderlich wo sagenhafte Tradition in Frage kommt, von den fränkischen differenzierte, wohl burgundische Gestaltung zeigt, so erwartet uns eine Überraschung.

Summieren wir die Tatsachen: Die Reise Gundovalds an den byzantinischen Hof und dessen Unterstützung mufs in 'Fredegars' Heimat als Sage bekannt gewesen sein. Denn sie wird, wie *Pio Rajna* (*Origini* S. 65) vermutet und G. Kurth (*Hist. poét.* S. 190 ff.) ausführt, bei Fredegar von einem älteren, 'typischen' Sagenhelden Childerich als poetische Übertragung erzählt: Childerich sei in seiner Verbannung bei dem byzantinischen Kaiser Mauricius gewesen, dieser habe ihn reich beschenkt nach Frankreich entlassen, um seinen Thron wiederzuerobern.

Die Sage schöpft nicht aus Chroniken: Eine volkstümliche, Gundovald günstige Sage ist im Süden Frankreichs gesichert.

Am überraschendsten ist dann, was Fredegar über Gundovald selber zu berichten weifs:

III. 89. *Gundovald, der sich einen Sohn Clothars nannte, kehrt von Konstantinopel zurück und wird von dem Onkel Childebert dem Clothar zugesandt. Als ihn Clothar gesehen, liefs er ihn scheren. Sigibert liefs ihn holen und schickte ihn nach Köln. Von da entfloh er zu Narses.*

Narses schickte ihn zu Kaiser Mauricius. Später wurde er von dem Patricius Mummolus aufgenommen. Im Komplott mit den Bischöfen Siagrius und Flavius (jener von Autun, dieser von Châlons) beabsichtigten diese, Guntchramn abzusetzen zugunsten Gundovalds. Deswegen wurde Mummolus getötet.

Gundovald wurde [aber] von Herzog Boso auf Veranlassung ...[1] bei Comminges vom Gipfel herabgestürzt. Cariatto, der Spatarius Guntchramns, der diese Sache verraten hatte ... erhielt dafür das Bistum Genf.

IV. 2. In diesem Jahre (584. Dezember Krönung!) unternahm es Gundovald, mit Hilfe des Mummolus und Desiderius, *cum solatio Mummolo et Desiderio,* im November in Guntchramns Land einzufallen und ihm Städte abwendig zu machen. Guntchramnus schickte den Leudisclus, seinen Marschall (*comestaboli*) und den Patricius

[1] *Gundoaldus a Bosone duce factione Conbeninsim urbem de cacumine rupis impingetur.* Die Ausgabe bemerkt zu *factione: 'Auctoris nomen desideratur. Subaudias Mummoli.'* Ich möchte verstehen: *a Bosone duce factione* = durch die Hand Bosos.

Aeghyla mit dem Heere gegen jenen. Gundovald drehte um und suchte Schutz in Comminges (*Conbanem civitatem*). Dort wurde er von Herzog Boso herabgeschleudert und starb.

4. Im 25. Jahre Guntchramns wurde Mummolus in Senuvia (?) auf Befehl Guntchramns getötet. Seine Gattin Sidonia mit allen Schätzen brachte sein Diener Domnolus und Kämmerer Wandalmarus dem Guntchramn. –

Die ersten Worte Fredegars sind natürlich von Gregor abhängig. Gregor schrieb ungefähr: 'G. kam von Byzanz. Über seine Jugend sei folgendes bemerkt: Er wurde von seinem Vater nicht anerkannt und geschoren.' — Der sogenannte Fredegar verstand das ὕστερον πρότερον falsch, liefs Gundovald aus Byzanz kommen und dann geschoren werden. Von da ab ist sein Bericht unabhängig von Gregor. Er geht über Gregor hinaus mit Angabe des Ortes (*Senuvia*), wo Mummolus getötet worden sei und was interessanter ist: dafs der Spatarius des Königs, der ihm das Komplott verraten habe, mit einem Bistum belohnt wurde. Diese Angabe hat in Gregors Bericht nirgend recht Platz.

Im direkten Widerspruch mit Gregor ist hier das Ende des Gundovald: Er sei von Boso von der Felsenfeste herabgestürzt worden, worauf zweimal angespielt wird. Bei Gregor fällt Boso von der Partei des Gundovald schon zu Anfang ab, und nach seiner Unternehmung gegen Mummolus hat er nichts mehr in dieser Sache zu tun. Nun ist ja der Sage unbequem, eine Person einzuführen, die plötzlich ausgeschaltet wird und untätig bleibt. Es ist deshalb möglich, dafs von der sich auch sonst stark entwickelnden burgundischen Sage Guntchramn Boso mit dem Ganzen verflochten und an die Stelle des Mummolus gerückt worden ist. Aber ebenso möglich ist, dafs wir hier einen von Gregors Quellen ganz unabhängigen, authentischen Bericht haben. Der Spatarius, der den Verrat angibt, klingt nicht nach epischem Bericht.

Wie uns schon die burgundische Version der Verbannung Childerichs ahnen liefs, war der burgundischen Tradition Mauritius der oströmische Kaiser, bei dem Gundovald Zuflucht gesucht hat, und der der Sage nach (vielleicht auch historisch?) den Prätendenten mit Geldmitteln unterstützt. In dem burgundischen Epos *Aigar und Maurin* ist der Begünstiger des Gundovald entsprechenden Prätendenten Falco der Graf Maurin. Es ist denkbar, dafs aus dem zu fern stehenden Kaiser Maurice ein Graf Maurin geworden ist.

In Gregors Bericht fanden wir Guntchramn Boso in einer Gesandtschaft an den König. Bei Fredegar scheint dieser Herzog bis zuletzt eine Rolle gespielt zu haben und wird blofs Boso genannt. In *Aigar und Maurin* ist in der entscheidenden Szene, in der Falcos Gesandte der Adoptierung des ungenannten Königssohnes beiwohnen, ebenfalls ein Boso der Sprecher der beiden Gesandten.

Freilich ist ein Boso typische Figur aus der Girartdichtung, die Parallele hat also kein Vollgewicht.

Immerhin ist das, was uns durch Fredegars Version zu unserer vorigen Untersuchung noch zugefügt wird, nicht ohne Wert, man möge über die Parallele Mauritius-Maurin, Guntchramn Boso-Boso denken, wie man wolle. Belegt doch die Übertragung der Flucht nach Konstantinopel auf Childerich, dafs die Gundovaldsage als solche es wirklich zu einer allgemeiner bekannten Dichtung gebracht hatte.

Resultat und Folgerungen.

Wenn wir die Konsequenzen unserer Untersuchung noch einmal übersehen, so erhalten wir folgenden Überblick:

Die Schicksale des Prätendenten Gundovald, wie sie Gregor von Tours in dem VI. und VII. Buch seines Werkes erzählt, können nicht als Geschichtsquellen gelten. An einer Stelle vermischt Gregor mit der einheitlichen Hauptquelle einen zweiten Bericht B in widersprechender Weise. Ja, er nennt Ereignisse in einem Atem, die nach der Quelle B im Herbst, nach der Hauptquelle im Frühjahr stattfanden. Er kann also kaum ein so vollgültiger Zeuge dieser Ereignisse gewesen sein, wie man annahm, geschweige denn Augenzeuge.

Der Grundstock seines Berichtes zeigt in der Wahl der geschilderten Ereignisse grofse Verwandtschaft mit den fränkisch-epischen Quellen Gregors: Die Vorliebe für listiges Handeln spielt eine Rolle und konzentriert sich, wie in fränkischer Dichtung, meist auf eine Person, den schlauen Mummolus. — Reden und Gegenreden werden umständlich erzählt, selbst an Stellen, an welchen eine Dokumentierung durchaus unwahrscheinlich ist oder überhaupt sich als Erfindung kennzeichnet: So wenn König Guntchramn mit seinem Neffen Childebert eine geheime Unterredung unter vier Augen hat und der Wortlaut ihrer Gespräche berichtet wird; oder Gundovald von der Mauer der belagerten Stadt herab fränkischen Soldaten, die ihn beschimpften, Rede und Antwort steht.

Der Nachweis, dafs die Überlieferung dieser Geschehnisse schon in den Folgejahren, in denen sie von Gregor aufgezeichnet wurden, sagenhaft war, gelingt bis zur Evidenz bei der Szene der Adoption Childeberts durch Guntchramn: Vor den Augen von Gundovalds Gesandten vollzieht sich dies dichterisch bedeutende Ereignis, im Jahre 584 als Antwort auf des Prätendenten Schilderhebung und seine Ansprüche. Diese Adoption hatte aber in historisch unanfechtbarer Weise noch zu Lebzeiten Chilperichs stattgefunden, und zwar im Jahre 577, und da die Annahme unbegründet erscheint, dafs die erste Adoption wirklich, ohne erwähnt zu werden, am Hofe wiederholt worden sei, ergibt sich die Szene mit Beziehung auf Gundovald als eine poetische Ausschmückung oder, sagentechnisch ausgedrückt, als eine

Modernisierung eines älteren Vorgangs. Die ganze Szene findet sich schliefslich, ohne stärkere Änderungen, in *Aigar und Maurin* wieder. Zu dieser Übereinstimmung kommt, dafs hier ein ungenannter Königssohn, der aber geheimer Herkunft ist, ganz unvermutet auf dem Seewege landet und für sein Recht mit der Waffe eintritt. — Zudem hat uns Fredegars Kenntnis von den Schicksalen des Gundovald auf die Idee gebracht, dafs Falcos getreuer Boso gleich Guntchramn Boso und der Falco begünstigende Maurin der byzantinische Kaiser Mauritius sein könnte, der der Sage als Beschützer Gundovalds gegolten hat. Dafs schliefslich in Fredegars Heimat eine Sage über Gundovald bestanden haben mufs, zeigen die Elemente, die aus ihr in die Sage von Childerichs Verbannung übergegangen sind.

Die Entdeckung, dafs auch zeitgenössische Geschehnisse, wie sie Gregor erzählt, sagenhaft entstellt sind, ist natürlich von aufserordentlichem Werte für die Theorie der Sagenforschung überhaupt. 'Die Geburtsstunde des Epos ist die Tat' ist ein Grundsatz, der zwar seit Jahrzehnten schon die Epenforschung beherrscht — jedoch von vielen Forschern aus nicht näher zu erörternden Gründen angetastet und modifiziert wird.

Hier haben wir das Epos kurz nach der Geburtsstunde. Denn was 584—85 geschehen ist, wurde von Gregor spätestens 590 aufgezeichnet. Aber es ist noch wahrscheinlicher, dafs er diese Erzählung unmittelbar nach den Ereignissen hörte und aufzeichnete. Damals, als die siegreichen Franken auf dem Heimwege vom Süden, der sie durch Tours führte, von ihren Taten erzählten. (Vgl. *Archiv* CXVII 327, *Nachtrag.*)

Wir sehen von vornherein einen umfangreichen, über Jahre sich erstreckenden Dichtungskörper. Von feiner Komposition ist keine Rede, die Szenen schliefsen sich in ihrer Folge immer noch an die Geschichte an. Die poetische Tätigkeit beschränkt sich auf Ausschmückung, Erfindung zur Verbindung notwendig scheinender Szenen, der Beimischung beliebter Würze: fränkischer Intrigen. Der Verbindung aller Ereignisse durch vorbedeutende Momente und der Verknüpfung zwischen Verrat und Bestrafung der Verräter (Gundovald bittet vor seinem Tode zu Gott, er möchte ihn baldigst rächen). Einmal ist die Einführung einer um weniges älteren historischen Sage durch Modernisierung und Anpassung nachweisbar.

'Ja, aber zugegeben, dafs hier überall Stilisierung zu finden ist, zugegeben auch, dafs sich Teile daraus in den Fragmenten von *Aigar und Maurin* finden; kann man denn die Quelle Gregors episch nennen? Sicherlich, der Nachweis scheint geführt, dafs Gregors Quellen sagenhaft waren, und die Sage hat, sei sie wie sie wolle, beim nicht lesenden Volke von vornherein die Tendenz, gewisse Formen anzunehmen, d. h. sich so zu gestalten, wie sie von den Zeit-

genossen gern gehört wird. Alle diese Grundsätze wollen wir auch für die Erzählung von Gundovald gelten lassen. Aber ist denn das ein Epos?'

Ich denke, wenn der Stoff episch ist, die Art zu denken und zu dichten eines kriegerischen Volkes über die eigenen Taten zeigt, ist das etwa darum kein Epos, weil es nicht in Verse gegossen ist? Wir haben bereits hiervon gesprochen. Selten wird in der Urzeit der Vers dem Epos angehaftet haben. Der Vers wird entweder dazukommen, wenn der epische Stoff Privileg einer Klasse wird, oder bruchstückweise, wenn sich Teile zum festlichen oder gar gemeinsamen musikalischen Vortrag eignen. Hat er sich einmal eingebürgert, dann wird er natürlich oft schon den frühesten Phasen einer epischen Dichtung eigen sein. Über die Form von Gregors Quelle läfst sich denn auch kaum etwas sagen. Auf der einen Seite ist anzunehmen, dafs Gregor einem poetischen Bericht kaum Glauben geschenkt haben würde oder wenigstens bemerkt hätte, dafs es sich um eine *Cantilena* handle. Auf der anderen Seite zeigt die dargestellte Gleichmäfsigkeit im Ausdruck gewisser wiederkehrender Stellen, dafs die Form eine feste war. Aber auch die Prosa ist dem Volke eine feste. Wir sprechen gern von 'geformter Prosa', und es ist zweifellos, dafs den Märchen und Volksnovellen dies Charakteristikum zukommt. Innerhalb einer Gesellschaftsgruppe geht die Treue des Erzählers sogar auf den Wortlaut.

Weiterhin sind verschiedentlich Ausdrücke zu finden, die Gregor sonst einfacher gibt: So zweimal bei Herausforderung zum gottesgerichtlichen Kampfe: *unius campi planitiae* (VII, 11; VII, 32), wofür Gregor sonst *campus* allein gebraucht.

Auch Dahn fiel dieser Ausdruck auf. Die Alliteration Zotan und Zahulf gehört eben dahin. Kurzum, es ist kein so gewaltiger Unterschied zwischen der hochtrabenden Prosa, die der jungen, noch zeitgenössischen epischen Sage anhaftet und dem Verse des späteren zünftigen Epos.

'Wir geben auch dieses zu und bekennen, dafs wir der Form mehr Gewicht beigemessen, als ihr zukommt. Was aber hat diese Sage mit der französischen Literatur zu tun? Zeigt doch der Spitzname *Balomere* im Gegensatz zur *bale jumente* des *Liber historiae,* dafs Gregors Quelle fränkisch war.'

Auch dieser Einwurf entspringt nicht einer modernen, folkloristisch durchgebildeten Anschauung. Er ist Pio Rajna und Godefroid Kurth gemacht worden, als ein rechter Gemeinplatz.

Erstens gibt es eine französische oder deutsche Literatur nur im nationalen Sinne, nicht im wissenschaftlichen. Die Fäden zwischen den Dichtungen der eng zusammensitzenden Europäer sind so verwickelt, dafs ein Absondern derselben ein fortwährendes Zerreifsen bedingt. Speziell in Frankreich während des 6. bis 8. Jahrhunderts wird die Sprache lediglich zur Form. Dafs die meisten Germanen

beide Sprachen beherrschten, ist zweifellos; gerade wie später die Normannen in England. Dafs unter den Romanen fränkisch redende waren, ist ebenfalls sicher. Verstehen konnte auch die übrige Bevölkerung die fremde Sprache. Der Konnex zwischen beiden Stämmen war ja viel zu eng, als dafs in dem poetischen Besitze eine Scheidung hätte eintreten können: *Floovent, Aigar und Maurin* vielleicht, das ganze altfranzösische oder fränkische Epos sei ein Beweis dafür. Die Sprache wird ebenfalls lediglich zur Form.

So würden wir den gewohnten Einwänden begegnen. Nun aber zu unserem Anfang zurück:

Es ist ausgemacht, dafs die fränkisch-epischen Sagen, von denen Gregor Kenntnis hatte, in zwei verschiedenen Weisen wiedergegeben sind: Die eine, zeitgenössische, in zahlreichen, lang ausgedehnten Szenen; die älteren in kurzen, nur die Hauptpunkte erwähnenden Auszügen. Dafs in diesen letzteren Gregor öfters selber abkürzt und deutlich zeigt, dafs er mehr weifs, als er sagt, genügt nicht, um zu beweisen, dafs die Quellen dieser 'Anekdoten' dieselben gewesen seien wie die der langen epischen Sage über Gundovald. Denn auch hier, in der Jugendgeschichte beispielsweise ausdrücklich, sodann bei Darstellung der Belagerung, kürzt er.

Das Problem, warum sind die epischen Sagen, bis auf die eine zeitgenössische, in Anekdotenform und eben die letztere nicht, bleibt bestehen. Und da die Quellen dieser doch wohl in dem Heere des Leudegisilus zu suchen sind, so kann die Lösung nur sein, dafs die anekdotenhaften Berichte die Heimat des getragenen, wuchtig und grofs einherschreitenden Epos verlassen haben, auch nicht Spielmannsbesitz geworden sind, sondern, im Munde der stillsitzenden Bevölkerung abgeschliffen, die Gestalt erhalten haben, die wir bei Gregor finden: Form und Umfang der Volksnovelle.

Ihren Ursprung können sie natürlich dem Stoff nach nicht verleugnen, und dieser bleibt eben episch. Und dafs sie auch als Epen neben diesen novellistischen Darstellungen in den 'epischen Zentren' weiterlebten, dafür sprechen Fredegars und des *Liber historiae* Weiterbildungen und Interpolationen zu *Childerichs Verbannung*, die ihrem ganzen Charakter nach echt episch sind. Wie denn überhaupt eine solche Art der Vermehrung weniger Charakteristikum der Novelle als des Epos ist.

München. Leo Jordan.

Ein Mundartenstreifzug von der Isère zum Po.

Zu der Schönheit der Welt gehört die Vieltönigkeit der Sprachen und zum Reichtum eines Landes die Fülle seiner Mundarten. Das ist eine Freude, die eines jeden Herz rühren kann. Für den Forschenden gesellt sich aber zu dem sinnlichen Reiz der Töne noch eine ganze Reihe geistiger Genüsse. Hat er mit dem Schauer der Ehrfurcht die Stufen durchwandert, in denen das Vorleben der heutigen Bildungssprache eines grofsen Volkes sich vollzog, hat er Laute und Formen sich wandeln sehen, und sind ihm Ahnungen über die Gesetze aufgestiegen, nach denen dieses Wandeln und Stillstehen sich richtet, über das Wechselspiel der Kräfte, welches das Sprachleben mit dem gesamten Kulturleben zusammenflicht, dann kann er kaum etwas Schöneres erleben, als hinauszuziehen und im Raume und in der Wirklichkeit zu beschauen und wiederzusehen, was er in der Zeit und in der durch blasse Zeichen vermittelten Vorstellung sah. Fast jeder Schritt, den er auf der Karte von einem Ort zum anderen tut, führt ihn aus einer früheren in eine spätere Stufe der Entwicklung irgendeiner Seite der Sprache des Gesamtvolkes oder umgekehrt. Mögen viele eigenartigen Sonderentwicklungen nebenhergehen, die mit der Grundrichtung nichts zu tun haben: sie sind in der Minderheit und schwächen den Eindruck nicht ab. In Frankreich führt der Weg von Nord nach Süd aus der Neuzeit ins Mittelalter, von Süd nach Ost aus dem Mittelalter in die Urzeit der französischen Sprache. Das gilt von den Sprachlauten, dem Leib der Sprache, von dem hier ausschliefslich die Rede sein soll. Ihre Seele, Bau und Bild, ist flüssiger, ausgleichender und streift die vergangenen Formen gründlicher ab; von ihr gilt das Gesagte nur in bescheidenem Mafs. Dort aber, in den Lauten der Mundarten, lebt heute noch alles, was früher einmal gelebt hat in der Gemeinsprache; ein lebendiges Nebeneinander spiegelt das tote Nacheinander wider und gewährt der Forschung derartige Vorteile, dafs die treibenden Kräfte des Sprachlebens überhaupt erst an ihnen sichtbar werden. Unverständlich bleibt mir daher die Haltung, die auch heute noch Sprachforscher gegen die Mundarten einnehmen. Von den englischen sagt Sweet kurzweg: *'They throw little light on the development of English.'* Wenn es in England auch schlimmer um sie stehen mag als auf dem Festlande, wenn sie auch auf weiten Gebieten von der Gemeinsprache zersetzt und ausgerottet sein mögen, sicher hat selbst der verwüstete Garten noch blühende Pflanzen genug, und ihre Wartung mufs sich

überreich lohnen. Die Zeit wird kommen, wo die ganze Mundartenfülle des Abendlandes vor uns ausgebreitet sein wird, niedergelegt in übersichtlichen Karten; wo wir Germanen- und Romanenland durchzogen sehen werden von Lautgrenzen, die es in Sprachprovinzen und Sprachlandschaften zerlegen und uns den Siegeszug der zur Herrschaft berufenen Mundarten zeigen. Sie werden uns zeigen, nicht nur was und wie es geworden ist, sondern auch, was hätte werden können. So hätte unter veränderten politischen Verhältnissen jede dieser Mundarten Kultursprache werden können. Alle Entwicklungsmöglichkeiten werden da in den buntesten Farben uns vor Augen schweben, und der Eifer der Sammler volkstümlicher Geisteschätze wird in ihren Liedern auch Sprachproben in unserem Ohr erklingen lassen, so köstlich wie der Freiburger *Ranz des vaches*. Es gilt die verborgene Reizfülle eines ganzen Märchenreiches ans Licht zu stellen und zahllose Dornröschenschlösser zu erobern.

Angesichts dieser ungetanen Arbeit mufs ich nun gleich mit Beschämung gestehen, dafs nicht etwa mitzuhelfen, sondern nur zu zeigen, wie schön ihre Früchte wären, der Zweck des Folgenden sein kann. Es sind nur Skizzen von Mundarten, die ich auf einer Wanderung quer durch die Westalpen an fünf Punkten aufgenommen habe. Eine sechste Mundart, die hier neben diese fünf tritt, kannte ich schon von daheim her; die der Waldenser in den Alpentälern hinter Pinerolo, sowohl aus dem Mund ihrer auf schwäbischem Boden angesiedelten Volksgenossen als auch in der eingehenden Darstellung, die Morosi im *Archivio Glottologico* XI von der Sprache der Waldenser in Piemont gegeben hat. Sie erregte mir den Wunsch, ihre nächsten Verwandten kennen zu lernen. Ich begann am Westrand der Alpen in St-Pierre de Chartreuse (C.) bei Grenoble, zog dann nach La Grave an der oberen Romanche in der Landschaft Oisang (O.), dann in das Seitental der Durance, die vom Guil durchflossene Landschaft Queyras (Q.), die von hinten nach dem Monviso hinaufführt, stieg hinunter an den Ostrand der Alpen nach Paesana im oberen Potal (P.) und beschlofs meine Fahrt ins Mundartenreich zu Bardonnechia im oberen Ripariatal (R.). Indem ich die genannten Orte zu Vertretern ihrer Landschaft ernenne, werden also hier nebeneinanderstehen: Kartausisch, Oisangisch, Queyrassisch, Poisch, Riparisch und Waldensisch. Das letztere (W.) soll die Grundlage für die Vergleichung sein; in seinen Formen, und zwar in denen der Ortschaft Pral, die Morosi behandelt hat, werden die für alle sechs Alpenmundarten gültigen Lautstände vorgeführt. Die Zeichnung beschränkt sich auf die auffallenden Züge. Die Lückenhaftigkeit des Stoffes erlaubt freilich an einigen Stellen nicht einmal diese befriedigend durchzuführen. Da der Ernst wissenschaftlicher Betrachtungsweise keine Zugeständnisse an die ästhetische Absicht der Erfreuung machen kann, so bleibt leider auch letztere an solchen Stellen fragwürdig. — Noch ein Geständnis bleibt zu machen: die Unbekannt-

schaft mit den Arbeiten anderer aus dem behandelten Gebiet, die mir leider nicht zugänglich waren. Für das dargelegte Ziel wiegt dieser Mangel aber leichter als der andere. Weder eindringende Lautbeobachtung noch Lautentwicklungsfragen kommen dafür in Betracht; ein hinreichendes Maſs von Lautrichtigkeit verbürgt eigenes Hören an Ort und Stelle; für die geschichtliche Anordnung des Stoffes reichen die Grundzüge aus; die geographischen Zusammenhänge aber sollen auf dem hier eingeschlagenen Wege von selbst aus dem Kartenbilde herauswachsen.

Die Lautschrift ist in dem Alphabet der *Association phonétique internationale* durchgeführt.

Lautgeschichtliche Musterung.

1. Unerweiterte Vokale.

Die Beeinflussung der Vokale durch Folgekonsonanten in der Weise, daſs aus diesen vokalischer Zuwachs *i, u* und damit Diphthong entsteht, ist der gemeinsame Grundzug der französisch-provenzalischen Lautentwicklung. Die Umgestaltung des freien Vokals scheidet wieder das Französische und in beschränkterem Maſs auch das Oberitalische am deutlichsten vom Provenzalischen. Hier sind also in erster Linie die Merkmale zu suchen. (Ich gehe in folgender Untersuchung vom Frühromanischen aus und setze statt lateinisch *ē* und *ĭ*, *ō* und *ŭ* der Einfachheit halber *e* und *o*; statt lateinisch *ĕ* und *ŏ* die vielleicht allgemein vorauszusetzenden Diphthonge *ie, uo.*)

Rom. *a*: *tʃanta:* (*cant-are, -atum, -atis*), *pra:*, *a:mu*; *kuradʒe, bra:s* (*brachium*), *va:tʃo* (*vacca*).

Rom. *e*: *age:* (*habēre*), *pe:ro* (*poena*), *kre:ju* (*crēdo*), *be:vu* (*bĭbo*), *peər* (*pĭlus*); *ritʃe:so* (*-ĭtia*), *oure:ʎo* (*-ĭcla*), *eitɛəro* (*stēlla*), *vɛərt* (*vĭridis*); aber *mi, ti, si.*

Rom. *ie*: *pe:* (*pĕdem*), *ve:ru* (*vĕnio*), *te:ru* (*tĕneo*), *meʎ* (*mĕlius*), *veʎ* (*vĕtulus*); *tɛ:to* (*tĕsta*), *bɛəl, tʃapɛəl, tɛəro* (*tĕrra*); aber *mio* (*mĕa*) neben *meu.*

Rom. *o*: *nu:* (*nōs*), *flu:r* (*flōrem*), *kurədʒu:* (*-ōsus*), *dʒu* (*jŭgum*); *dʒəruʎ* (*genuclum*), *duze* (*duōdecim*), *kuərt* (*cŭrtus*), *fuərtʃo* (*fŭrca*).

Rom. *uo*: *po* (*pŏt-est*), *vo:ru* (*vŏlo*), *fiʎol, eiko:ro* (*schŏla*); *o:me* (*hominem*); *no:tre* (*nŏstrum*), *tərt, fərt, kərp*; aber *ru:o* (*rŏta*), *dʒu:o* (*jŏcat*).

fyək (*fŏcus*), *lyək, dʒyək, myəru* (*mŏrior*); *pyərk* (*porcus*), *dyərmu* (*dormio*).

Rom. *i* u. *u*: *fiʎo, ri:re, myri:* (*morire*), *vi:vu*; *ly:no* (*lūna*), *ny:* (*nūdus*); *vãndy:, səgy:r.*

So weit zeigen alle sechs Mundarten in den entscheidenden Grundvokalen *a, e, e* und *o*, bzw. *yə* (statt französischem *e, wa, je* und *ø*)

provenzalisches Gepräge. Ins Kartausische aber reicht die französische *a*-Verwandlung nach Palatalen: *eʃtiɛla* (*scala*), *stie* (*carus*), *baɲe:*, *sɛ̃ʒdie:* (*cambiare*), wofür die anderen reines *a* behalten: *eitʃa:ra*, *tʃa:r*, *baɲa:*, *tʃandʒa:*. — Im Poischen erscheint *a* in den Infinitiven und Partizipien palatalisiert: *andɛ:*, *mustrɛ:*, *kambjɛ:*, *andai*, *dai* (*datum*), wobei kein gesetzlicher Lautwandel erkennbar ist, denn daneben steht auch *ka:r* und *pra* (*pratum*).

Neben der Palatalisierung von *a* ergreift auch die von *o* diese beiden äufseren Mundarten. In C., das von der französischen Gemeinsprache schon stark durchsetzt ist, ist sie unsicher: *ora*, *flo* neben *plu:ra*, *eru* (*heureux*); sonst wiegt für rom. *o* > neuprov. *u* hier ein sicher alteinheimisches *o* vor: *no* (*nōs*), *zdeno* (*genŭclum*), *plo* (*plŭit*), *deso* (*sŭbtus*), *doze*. — In P. dagegen ist *o* die eigentliche Entsprechung für rom. *uo*, neuprov. *o* und *yə*: *po* (*potest*), *poi* (*possum*), *voi*; *fok*, *dʒok*; *kor* (*cor*), *krisol*, *feisol* (*faseolum*); nur vor alter Doppelkonsonanz bleibt auch hier *o*, gerade wie im Französischen.

Diphthongische Wiedergabe von rom. *ie* scheint in C. zu Haus: *piə*, *viɛ̃*, *lievra*, *piera*, an derselben Stelle wie im Französischen; in Q.: *vieʎ*, *mieʎ*, *lietʃ* (*lectus*), in K.: *kjɛrə* (*quaerere*) nur vereinzelt. — Ähnlich steht es mit rom. *uo*. Q. hat *pua* (*potest*), *kual* (*cŏllum*) neben *ko:p* (*cōlaphum*); für rom. *uon* in *kuto mutro* hat es *kuosta*, *muostra*. Dafs die ausschliefslichen *-uart*-Formen in Q.: *tuart*, *fuart*, *muart*, *puarto*, alter Diphthong und nicht *r*-Brechung sind, macht das Fehlen der letzteren in seinen zu rom. *o* gehörigen Formen: *kurt*, *fu:rtʃa*, *tu:r*, *dʒu:r*, wahrscheinlich. So auch R.: *təərə*, *fəərə*, *pəərtə* neben *kurtə*, *furtʃə*, *tu:rə*. In O. und W. herrscht *r*-Brechung und verhüllt die freivokalischen Zustände. — Das in W. und Q. gültige *yə* schillert in verschiedenen Farben: in O.: *fyok*, *dʒyok*, in R. und C.: *fio*, *dʒio*; es schrumpft und wechselt unter dem Einfluſs des Folgevokals: *joco* heifst in Q. *dʒyuk*, *joca dʒyo*, in R.: *dʒua*, in C.: *zdoje*. Zu den drei *oc*-Wörtern kommen aus undurchsichtigen Gründen andere: so in W.: *pyərk*, *myəru* (*morior*), *kyər* (*corium*); in R.: *kýəre* oder *kjorə* (*cor*), das in W. *kor*, in Q. *kyr* heifst. Wohl das verworrenste Gebiet des ganzen neuprovenzalischen Vokalismus.

2. Durch *i* erweiterte Vokale.

Bestimmte lateinische Konsonantengruppen haben auf dem französisch-provenzalischen Gebiete die Vokale zu echten Diphthongen erweitert, und zwar gröfstenteils noch vor der (durch die verschiedene Entwicklung der freien Vokale gekennzeichneten) Scheidung von Nord und Süd, so dafs die Bezeichnung 'romanisch' für diese Diphthonge sich noch rechtfertigt. Der Süden hat die Diphthonge beibehalten, der Norden hat sie geebnet. Die wichtigsten *i*-Erzeuger sind hier folgende: *tr*, *kr*, *dr*, *gr* zu *ir*; *ks*, *sk*, *ssj*, *stj* zu *is*; *kt*, *gd* zu *it*, auch zu *is*; *bj*, *dj*, (auch *g* und *s*) zu *i*; *rj*, *lj*, *sj* zu *ir*, *il*, *iz*.

Rom. *ai*: *paire, maire, siaire* (*secator*), *faire, plaire, maigre, aigo* (*aqua*), *fait, ai* (*habeo*); nur noch in O.: *riveiro, prymeiro.*
Rom. *ei*: *kreisu, dreit, freid, veire* (*vitrum*), *meire* (*metere*), *rei, trei*; nur noch in O.: *neiro* (*nigra*), *ureiʎo* (*auricla*); dazu aus *sp, st*: *veipre, eitre, teito, faraitro.*
Rom. *iei*: *peiro, dəreire, leit* (*lectum*), *gleizo* (*ecclesia*), *sireizo*; nur in O.: *meidʒuarn* (*medium*).
Rom. *oi*: *saluiro* (*salatoria*), *kunuisu, vuis* (doch sehr gestört; s. unten).
Rom. *uoi*: *noit, koit, soim* (*somnium*); *ot, oli, koʎu, loɲ, fyəʃ, yəʃ.*

Die dem Altromanischen treu gebliebene provenzalische Lautgestalt herrscht also auch bei den *i*-Diphthongen: *ai, ei, ei, ui, oi* bzw. *yə* statt französischen Monophthongen *ɛ, wa, jɛ, wa, wi* bzw. *oj*. Noch näher kommen wir ihr für *uoi* in O. und Q., wo der Typus *yə* vorherrscht (s. unten). Und gerade wie bei den Freivokalen stehen auch hier die beiden äufseren Mundarten C. und P. in wichtigen Zügen abseits.

Die merkwürdigste Erscheinung zeigt C. im gänzlichen Fehlen echter Diphthonge: *pa:re, ma:re, fa:re, ega, fa, e*; *kre:, dre:, fre:, tre:*; *dərɛ*; *no:, fo:ʃ*; jedenfalls eine Folge jüngeren Lautwandels, der den zweiten Bestandteil des Diphthongs, das *i*, beseitigte. — Anderer Herkunft ist der Monophthong in P.: *pa:re, ma:re, ɛ:va*; *krɛs, drit, frɛt, trɛ:*; *lɛt, tʃe:za, tʃere:za*; denn P. kennt auch noch Diphthong in *mair* (*macer*), *fait, ɛi* und über die vier inneren Mundarten hinaus in *vei, mei* und den erwähnten Partizipien auf *-ai*. Hier ist vielleicht der Monophthong das Ursprüngliche, die diphthongischen Formen neuer Lautwandel, wie bei *vei, mei* aus *veʃ, meʃ*, oder Eindringlinge. — Neudiphthongierung liegt vor in R.: *supai* (*sapēre*), *duvɛi* (*debēre*), *ɛisə* (*esse*), *pairə* (*pēra*), *bardunaitʃ* (*Bardonechia*); was in den *e*-Infinitiven auch O. nicht fremd ist: *savei, vei,* wo W. *sabe:, ve:*.

Die Lautfolge *eir* aus *arius* kennt nur noch O. in den angeführten Formen auf *eiro*, für welche die anderen *iero* haben: *rəviərə, primiərə, priero,* desgl. *niərə*; für den Auslaut hat auch O. das bequemere *ier* ergriffen: *prymie, ledʒie, nie.* Letzteres in C. und P. ohne Diphthong: *ne:*. — Sehr vereinzelt steht die Lautfolge *eiʃ* in O.: *ureiʎo*; sonst überall *oureʎo, suleʃ.* In R. und C.: *uriʎə*, P.: *uria* erscheint einmal *i* für rom. *e* unter dem Einfluſs von nachfolgendem *j*; für rom. *ie* unter denselben Verhältnissen einmal in O.: *viʃ.* — Die Lautfolge *iei* kommt einmal vor in R.: *sirjɛizə,* wofür Q. entsprechend seiner Vorliebe für *ie serieʒa*; es läſst sich wohl für Q. die Regel aufstellen, daſs rom. *ie* bei folgender *i*-haltiger Konsonanz sich gern behauptet. — *ei* erscheint in den inneren Mundarten aufser W. auch noch bei den Verbalformen *vei* (*vidit*), *krei* (*credit*) statt *ve:, kre:*.

Rätselhaft sind die Formen *kunɛisu* und *vuas* der drei inneren Mundarten für die regelrechten in W.: *kunuisu, vuis.* Für *vuas* ist wohl an schon romanische Verschiedenheit des Vokals: *ŏ* statt *ō*, zu

denken. Dann gehört es zu den in Q. beheimateten *ua*-Formen. Das Gegenstück dazu ist in Q. *pui* für sonstiges *poːju*, das unter den *uoi*-Entsprechungen allein dasteht. — Hier, bei *uoi*, nehmen nur zwei Mundarten eine entschiedene Haltung ein: P. mit durchgängigem *oː ot, oli, koju, loːɲ, foːja*, dazu *poi, voi, noit*, dem W. vielleicht seine *o*-Formen entlehnt hat. Ihm gegenüber Q. mit durchgängigem *yə*: *nyɛtʃ, vyɛtʃ* (*ŏcto*), *yɛri* (*ŏleum*), *kyəʌu, fyəʌa, lyəɲ*. Geradezu gequälte Formen zeigt O: *joit* (*ŏcto*), *yuro* (*ŏleum*), *kyiʌu, lyɲ*; *foiʌo*; man kann sie aber alle, aufser *foiʌo*, auf den Typus *yəi* durch Tonverschiebung bzw. *l*-Einflufs und Schrumpfung zurückführen. Die Zweiheit *o* und *yə* gilt auch für R. und C. In R.: *no, otʃə, foʌə*; *yoru*; in C.: *noː, foːʌ, yilo*. — C. steht mit *o* für *o*, wahrscheinlich jüngere Monophthongierung aus altem *oi*, am weitesten abseits.

3. Durch *u* erweiterte Vokale.

Die wichtigsten *u* erzeugenden Lautfolgen sind hier: *bt, pt* als *ut*; *bl, pl, br, pr* als *ul, ur*; *v* und nachtoniges *u, o* als *u*. Zu diesen im Romanischen erzeugten Vokalen kommt der lateinische Vokal *au* und die nachromanischen *l*-Erzeugnisse.

Rom. *au*: *repaus, paure* (*pauper*), *auvu* (*audio*); *tʃaut, autre, klau, tauro* (*tabula*), *vau* (*vado*), *fau* (*facio*), *dʒauto* (*gabata*); *dʒauno*; in O., Q. auch: *pauk, gautʃo, tʃauro* (*capra*).

Rom. *eu*: *beure, deure, beuta*, nur O.: *beu*.

Rom. *ieu*: *leure* (*lepus*), *meu, teu*; nur O.: *meudʒ* (*melius*); aber fast allgemein *diu*.

Rom. *ou*: *plou* (*plŭit*, wo Hiatus-*v* vorauszusetzen ist); dagegen *dəsut* (*subtus*), *rut* (*ruptus*).

Rom. *uou*: *sou* (*sŏlidus*), *nou* (*nŏvus*), *nou* (*nŏvem*), *mou* (*mŏvet*); *yu* (*ŏvum*), *byu* (*bŏvem*), *dʒyu* (*jŏco*), *plyo* (*plŏvia*, nicht *plŭvia*).

Wieder die rein provenzalischen *u*-Diphthonge: *au, eu, eu, ou* bzw. *yu* gegenüber den eintönigen monophthongischen *o, jo, o*, die die eingeschränkteren einstigen *u*-Diphthonge im Französischen zeigen. Im Gesamtvokalismus gewährten sonach unsere delfinischen Mundarten noch das Bild alter Fülle und schöner Ebenmäfsigkeit, gegenüber der Ärmlichkeit und Verzerrung, die das Französische kennzeichnen. Von C. und P. gilt das aber für die *u*-Diphthonge wieder ebensowenig wie für die anderen Vokale.

C. bekennt sich auch hier zur Diphthonglosigkeit: *puːro, stoː* (*caldus*), *oːtro, aːbre* (statt *aubre*), *klaː, zdoːta, goːsti* (*gauche*), *ploː* (*plŭit*), *oː* (*ŏvum*), *zdoːje* (*jŏco*), P. auch hier zu einem gemischten Verhalten: *ripoːs, poːvɛr, kaut, aite* (*alter*), *tʃau* (*clavis*), *taula, vãŋ* (*vado*), *faːs* (*facio*), *pək, diu, pjɛu* (*plŭit*), *nou, nou, ou*; der Gegensatz zwischen jüngerer und älterer Monophthongierung oder ursprünglicher Diphthonglosigkeit scheint derselbe wie oben. In C.: *taːble, lievra*, P.: *kraːva* (*capra*), *beːv* (*bibere*), blieben *b, p* konsonantisch.

Die Lautfolge *ieu* liegt wohl der Form *liaure* in R. zugrunde; da R. aber auch *bjoure, beau* statt *beure, beu* zeigt, so kann es hier auch Brechung sein. Anders *diau* in O.; ihm steht *yau* gegenüber; hier spiegeln sich die romanischen Triphthonge *ieu* und *uou* wider. Die Tieftonformen für *ĕgo,* in C.: *de,* in Q.: *dʒe,* lassen sich ebenfalls nur aus *ieu* erklären.

Neues *ou* aus *atorem, atorium* hat sich bei den vier inneren Mundarten gebildet durch Tonverlegung: *tʃasou, siou* (*secatorem*), *salou* (*salatorium*); ebenso *pou* (*pavorem*). Der Weg von *ə́u* zu *óu* folgte der herrschenden Richtung auf Herstellung fallender Diphthonge bei Konsonantenschwund zwischen Vokalen. Dieses *óu* steht in vollkommener Übereinstimmung mit dem neuen *ei* und *oi* in *tʃeino* aus *catena* und *moir* aus *maturus.* P. kennt diese *ou*-Formen nicht: *kasadu.*

Auslautendes *l* wird vokalisch vor frischverstummtem Plural-*s* in den drei inneren Mundarten O., Q., R.: *bel, tʃəval,* Plural *beu, tʃevau,* sowie im Pronomen *el* vor Konsonanten, wo es meist wie *u* klingt. — Seltsam ist das Schicksal des *l* vor *k* in dem freilich immer unbetonten Pronomen *qual(is)que*; W.: *kərk,* O.: *kok,* Q.: *kɛik,* R.: *kylk,* C.: *kok,* P.: *kɛk.*

4. Nasalierte Vokale.

Tief in die lautliche Art des Vokals eingreifende Nasalierung kennzeichnet das Französische gegenüber dem Provenzalischen. Sie spielt auch auf unserem Gebiet eine trennende Rolle.

Rom. *an*: *mãŋ, pãŋ*; *ãŋ* (*annum*); *tʃãndʒo, tʃãmbo, tʃãmbro, mãŋko*; aber *dʒo* (*jam*), in O. auch: *mo* (*manus*), *po* (*panis*), *a:mə* (*amamus*).

Rom. *in* u. *un*: *fĩŋ, vĩŋ, tʃamĩŋ*; *ỹŋ, brỹŋ, kũmỹŋ.*

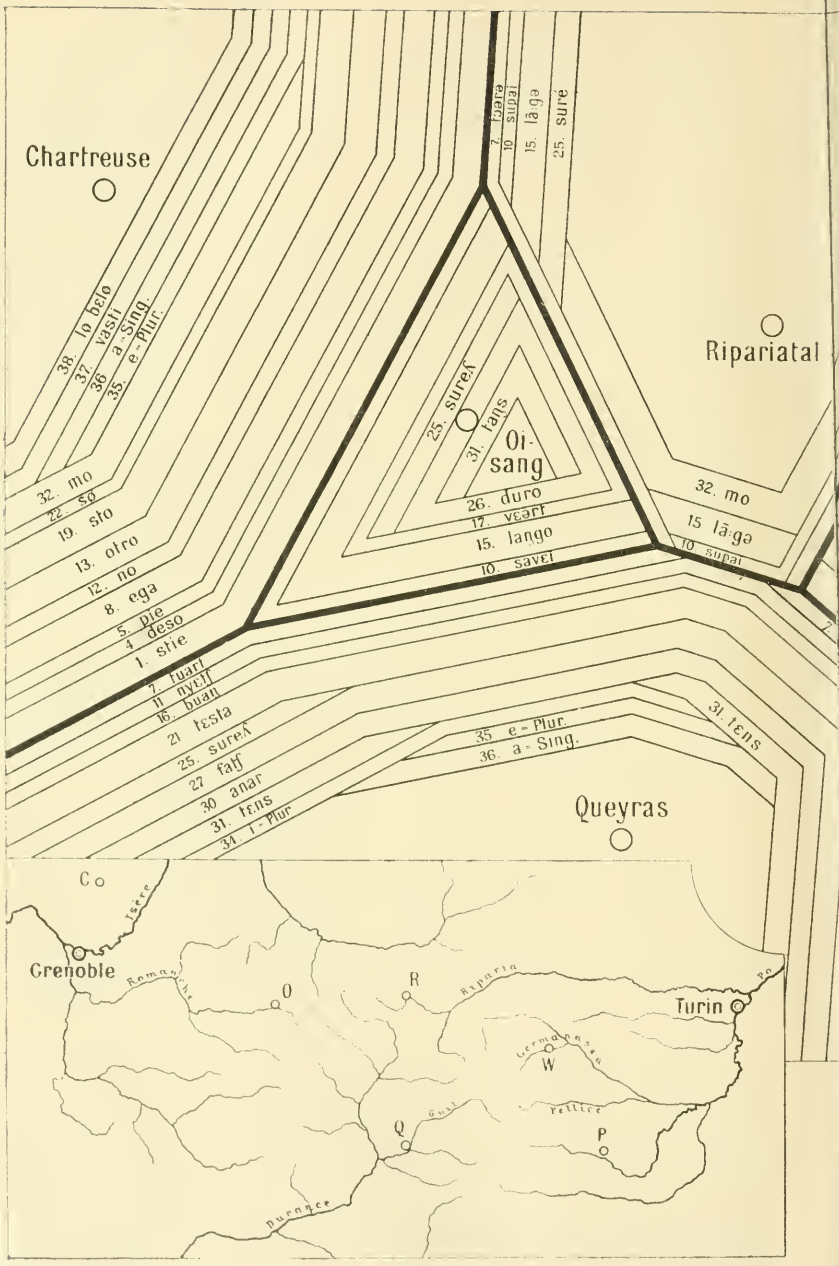
Rom. *en*: *plẽŋ, rẽŋ* (*rem*); *sãŋre* (*cinerem*), *kumã:su, lãŋgo*; aber *fon:o* (*femina*), in W. auch: *soŋre, kumonsu, loŋgo.*

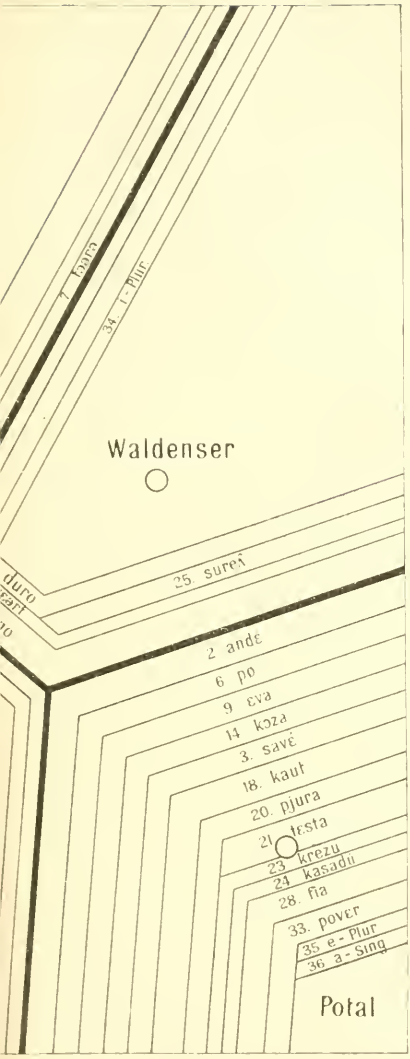
Rom. *ien*: *bẽŋ, vẽŋ* (*venit*); *tãŋs* (*tempus*), *rã:dre, kũntũnt*; aber *pron:e* (*prehendere*), in W. auch: *tomp, ront, dʒont.*

Rom. *on*: *nũŋ, meisũŋ*; *ũnze* (*undecim*), *ũmbro, sũŋ* (*sunt, suum*).

Rom. *uon*: *bũŋ, sũŋ* (*sonus*); *bũna, sũna,* aber *o:me*; *fũnt, reipũnt, mũnt.*

Altes provenzalisches *ĩ, ỹ, ũ* steht hier neben neuem französischem *ã* und eigenem *õ*; die Mundarten stehen in der Mitte zwischen Süd und Nord. Aber auch hier, obwohl *en* und *ien, on* und *uon* zusammengefallen sind, ist der Reichtum, und zwar ebenfalls durch Festhalten alter Unterscheidung, gröfser als im Französischen. Wieder tritt P. beiseite, indem es den Lautwandel von *en, ien* zu *ã* bzw. *õ* nicht mitmacht: *senɛr, kumɛnsu, lɛŋga*; *tɛmp, rɛnd, kuntɛnt.* Aber hierin leisten ihm auch Q. und merkwürdigerweise das ferne C. Gesellschaft. C.: *sẽ:dre, kəmẽ:s, lẽ:ga*; *tẽ:, rẽ:dre, kotẽ:.* — R. dagegen


Chartreuse
Ripariatal
Queyras
Oi-sang
38. lo bɛlo
37. vasti
36. a-Sing.
35. e-Plur.
32. mo
22. sø
19. sto
13. otro
12. no
8. ega
5. pie
4. deso
1. stie
7. tuart
11. nyɛtʃ
16. buaŋ
21. tɛsta
25. sureʎ
27. fatʃ
30. anar
31. tɛns
34. i-Plur
7. tɔərə
10. supai
15. lā:gə
25. suré
25. sureʎ
31. taŋs
26. duro
17. vɛərt
15. laŋgo
10. savɛi
32. mo
15. lā:gə
10. supai
35. e-Plur.
36. a-Sing.
31. tɛns
C
Isère
Grenoble
Romanche
O
R
Riparia
Po
Turin
Germanasca
W
Gust
Pellice
Q
P
Durance



Plur. Mask.: *li tʃiŋ — lu tʃiŋ*
Plur. Fem.: *le vake — la vatʃa*
Sing. Fem.: *la vatʃa — la vatʃo*
Palat.-*a*: *vatʃa — vasti*
-*e*: *le bɛle — lo bɛlo*

Leitwörter

für die Lautgrenzen.

1. Pal. *a*: *tʃar — stie*
2. Inf. *a*: *aná — andɛ́*
3. Inf. *e*: *sabé — savɛ́*
4. *o*: *deso — desu*
5. *ie*: *pie — pe*
6. *uo*: *po — po*
7. *tuart — tort*
8. *ai&*: *aigo — ega*
9. „ *— ɛva*
10. -*e*: *sabé — savɛ́i*
11. *uoi*: *nyɛtʃ — noit*
12. *noit — no*
13. *au&*: *autre — otro*
14. *kauzo — kɔza*
15. *en*: *leŋga — laŋgo*
16. *uon*: *buaŋ — buŋ*
17. *er&*: *vɛrt — vɛərt*
18. *ka&*: *kaut — tʃaut*
19. *tʃaut — sto*
20. *pl&*: *pluro — pjura*
21. *st*: *tɛsta — tɛto*
22. -*e*-: *segyr — so*
23. -*d*-: *krezu — kreju*
24. -*t*-: *kasadú — tʃasóu*
25. *l*: *sulé — suré*
26. *n*: *duna — duro*
27. *ct*: *fait — fatʃ*
28. *ʎ*: *fiʎa — fia*
29. Hiat. *j*: *krezu — kreju*
30. Inf. *r*: *anár — aná*
31. -*s*: *tɛns — tɛmp*
32. Aus. Cons: *mort — mo*
33. Zwischenton: *povɛr — paure*

scheidet *en* von *ien* und setzt: *sɑ̃:dra, kumɑ̃:su, lɑ̃:ge; tɛ̃, prɛ̃* (*prehendit*), *kuntɛ̃*; von *ien* verirren sich freilich *rɑ̃:nde* und *prən:e* auch zum Innerdelfinischen.

Spuren des Diphthongs *ien* sind vorhanden in der entnäselten Form *biə* für *bɛ̃ɥ*, aber gerade nicht in Q., wo *ie* am öftesten erscheint, sondern nur in O. und R.; die *biɛ̃, riɛ̃* von C. treten jedoch nicht aus der Reihe. — Eigenartig ist die Herrschaft des Diphthongs *uon* in Q.: *buɑ̃ɲ, suɑ̃na, respuɑ̃nt*; dazu die oben erwähnten entnäselten *kuosta, muostra* (welch letzteres in R. noch genäselt erscheint als *mu:ntra*); also auch noch in der Nasalierung ein entschiedenes Festhalten am alten *uo*. — Die Form *lɔ̃ŋk* mit *ɔ̃*, nicht *ũ*, weist auf das Vorhandensein einer Gruppe unterlegener *uon* hin, die aber auch nicht mit den *on* zusammenfiel, sondern eine eigene Nasalgattung in Q. begründete. — C. hat durchweg *õ* für *ũ*: *õze, õmbra; bõ, bõna*.

Neben einzelnen Entgleisungen von *ã* nach *õ* (im Auslaut bei gleichzeitiger Entnäselung), denen auch Q.: *tʃũmba* (*gamba*), W.: *dũme* (*da mihi*) sich zugesellen, steht noch vereinzelter die nach *ĩ*: *tʃĩ* (*canis*), überall aufser P.; *tʃimbia* (*cambiat*) in Q.; *mĩndʒa* (*manducat*) überall aufser P. und Q. Alle drei erlauben die Annahme palataler Konsonantenwirkung; nicht dagegen das rätselhafte *aimu* (*amo*) der inneren Mundarten.

5. Gebrochene, getrübte, gedehnte und geöffnete Vokale.

Brechung von *e, u* vor *l, r* ist für W. und O. besonders kennzeichnend, bei den anderen unbekannt.

Rom. *el, er*:	*eitɛero* (*stella*), *pɛər* (*pĭlus*); *vɛərt, vɛərdʒo* (*verga*).
Rom. *iel, ier*:	*bɛel, .pɛəl* (*pellis*), *uzɛəl, tʃapɛəl*; *tɛəro* (*terra*), *dybɛərt, pɛərt*.
Rom. *ol, or*:	*kuəlp*; *kuərt, fuərtʃo, tuərn, dʒuərn*.
Rom. *uol, uor*:	*ko:l* (*collum*), *tort, fort, mort, porto*.

Rom. *il, ir, ul, ur*: *viəlo* (*villa*), dagegen *mi:lo* (*mille*), nur vereinzelt.

Das Verhalten von rom. *e* und *ie, o* und *uo* vor den brechenden Konsonanten beweist, dafs die Brechung nur fertiges *e* und *u* traf und die freie Veränderung der altromanischen Vokale nicht beeinflufste. — Launischer Neigung scheinen seltsame *ɛe* in C. zu entspringen: *vɛəsta, fnɛətra, vɛ̃ə* (*vĭnum*); neben *ɛ:tre, tɛ:ta, stamĩ* muten sie an wie schlecht nachgeahmte französische Fremdwörter.

Trübung oder Rundung von *e* zu bald dumpferem, bald hellerem *ə, o* kennen alle aufser P. und Q. Gesetzmäfsig erscheint es nur in der Nasalierung in W.; im übrigen regellose Einzelfälle. W.: *tərze* (*trĕdecim*), *səze* (*sĕdecim*), *pərmətre* (*mĭttere*); O.: *poro* (*pĕna*), *etəro* (*stĕlla*), *təru* (*tĭneo*); R.: *bocu* (*bĭbo*), *vo* (*vĭtus*); besonders blühend in C.: *pora* (*pɔra*), *poi* (*pĭlus*, wo *i* verdünntes *l*), *fro* (*frisk*), *o* (*est*); dazu *myə* (*mĕlius*). — In R. wird auch *a* vor Endsilben-*a* von Trübung befallen: *vatʃ* (*vacca*) neben *vətʃa* (*vaccas*).

Dehnung von *e* und *u* ist eine Begleiterscheinung der Brechung; in den Mundarten ohne Brechung erscheint sie an derselben Stelle wie dort; also: *este:la, tɛ:ra, fu:rtʃa, tu:r.* Ausgenommen sind jedoch die Endungen *el, ert*: *pɛl, bɛl, kutɛl* (dieses auch in O.); *vɛrt, pɛrt, dybɛrt* neben *ol, ort.* Nur P. dehnt auch *ert, ort*: *pɛ:rt, ɛ:rba*; *to:rt, mo:rt, po:rta*; für P. läfst sich vielleicht Dehnung vor erhaltener langer Konsonanz als Regel aufstellen: *bra:s:, va:k:a* (*vacca*), *tʃo:k:a* (*clocca*), *bu:rk, no:st* (*noster*), *po:st, bo:sk.* — Wo *s* verstummt, hinterläfst es Dehnung. — Die Scheidung von langen und kurzen Vokalen ist übrigens öfters nicht besonders klar. — Länge vor leichter, Kürze vor schwerer Konsonanz (zu der auch stimmloser Auslaut gehört, wie *lup, bras, frɛt, fɔk*) ist wohl überall Grundneigung, doch mannigfaltig beeinflufst durch lautliche oder logische Rücksichten, bezüglich deren die einzelnen Mundarten wieder voneinander abweichen. So haben W., R., P. Kürze in den Suffixen: *adʒe, aljo, anjo*; O., Q., C. Länge: *a:dʒe, a:ljo, a:ɲjo.* W., O., R. haben *vatʃo*; Q., C., P. *va:tʃa.* W., O., P.: *bevu, tenu, devu*; Q., R., C.: *be:vu, te:nu, de:vu.* Alle jedoch haben *duze, o:me, fɔn:o* und zahlreiche andere, bald neulautliche, bald altüberlieferte Sonderheiten gemeinsam, deren Deutung hier nicht versucht werden kann, ebensowenig wie die Abgrenzung erhaltener Konsonantenlänge.

Öffnung der Diphthonge *ei, ou* zu *ai, au* ist in Q. und R. zu Haus, doch nicht regelmäfsig: O.: *kraitʃ, glaidʒo, siraidʒo, faraitro,* R.: *kunaisu, supai, pairə*; O.: *pau, plau,* auch *yau* und *djau,* sowie R.: *liaure* aus *ɔu* und *eu* gehören hierher. Es ist ein unsicheres Gleiten von *ei* durch *ɛi* zu *ai,* kein endgültiger Übertritt; sein Gegenstück: *ai, au* zu *ɛi, ɔu* in *fɛire, mɛire, ɛi, pɔure,* fehlt in O. auch nicht; doch wird im übrigen die klare Trennung nicht aufgehoben.

Öffnung von *er* mit Konsonant ist allgemein: *tɛ:ro, kɛ:re, ɛrbo, pɛrt, vɛrt,* ausgenommen *ert* in R.: *ebertə, verdə, pe.* Öffnung von *el* ebenso: *kutɛl, pɛl, bɛl,* aufser in R. und C.: *kute, pe, be.* Öffnung von *or* mit Konsonant kennt nur C.: *tə, mə, pɔrta*; die Formen *tɔərə, fɔərə, pɔərə* in R. sind als Fortsetzungen des Diphthongs *uo* anzusehen. Im übrigen bleiben *e* vor leichter Konsonanz und *o* immer geschlossen, auch da, wo sie aus *ai, ei* und *au* entstanden sind: *pe, ve:u, pe:na, sabe:, tre, e:va, o:me, gro:s:o, tʃo:zo, po*; nur P. zeigt hier Ausnahmen: *pɛ, vɛgu, pɛ:na, savɛ:, trɛ:, e:va, ɔ:m, kɔ:za, pɔk.* Vor schwerer Konsonanz und im neuen Auslaut ist *e* offen: *ɛ:stre, tɛ:sto, ɛs, pɛ,* letzteres in W., O.: *pe.* Von historischer Unterscheidung zwischen *e* und *ɛ* ist nirgends mehr etwas zu sehen.

6. Anlautkonsonanten.

Weit grellere Trennungslinien zwischen den Mundarten als die oft schwer zu beobachtende Vokalgestaltung gewähren die Konsonanten, die übrigens, gerade wie jene, wenig seltsames Eigenwachstum neben den allbekannten unterscheidenden Zügen der Sprachen

von Nord und Süd zeigen und deren schrittweise Abstufung vor Augen führen. Am frischesten werden sie wohl im Anlaut empfunden. Der Konsonanteninlaut läfst sich grundsätzlich vom Anlaut trennen, insofern als er Konsonantenwandel kennt, der nicht zugleich auch diesem zukommt. Der Auslaut dagegen fällt in seinen Ergebnissen der Art nach mit dem Inlaut zusammen, unterscheidet sich aber häufig von demselben dem Grade nach.

Rom. *ka*: *tʃaut, tʃa:r, tʃəval, tʃauro, tʃãndʒo, tʃĩŋ; vatʃo, ri:tʃo, butʃo, gautʃo.*

Rom. *ga*: *dʒa:l, dʒauto, dʒũmbo, dʒauno* (*galbinus*); *lundʒo* (*longa*), *lardʒo.*

Rom. *st, sk, sp*: *eitɛəro, eitʃa:ro, eipu:zo*; *teito, eitre, reipunt*; *ku:to, mu:tro.*

Rom. *pl, kl, fl*: *plu:ro, plɔu, klau, flu:r.*

In all diesen Anlauten, die, als dem mittelalterlichen Französisch entsprechend, nach dem Norden weisen, nimmt P. als Vertreter des Südens eine Sonderstellung ein. In P. heifst es: *kaut, ka:r, kəval, ka:bra, kambia, kãŋ*; *va:ka, ri:ka, bu:ka, tʃo:ka* (*clocca*); desgleichen: *gal, gamba, lunga*; ferner: *stɛ:la, ska:la*; *tɛsta, respunt, kusta, mustra*; endlich: *fju:r, pju:ra, pjɔu*; *tʃau* (*clavis*), *tʃo:ka.* — Q. allein von allen anderen geht ihm in der Erhaltung von *s* zur Seite: *este:ra, eʃa:ra* (wo aus *s* und *tʃ* ein *ʃ* enstand), *tɛ:sta, ɛ:stre, kuosta, muostra.*

In C. ist das alte *tʃ, dʒ* auf dem Wege über savoyisches *ts, dz* durch Umdrehung zu *st, zd* geworden.[1] In C. heifst es jetzt: *sto:, stie, styá, ʃtjo:ra, sɛ̃:zdə, stɛ̃*; *va:sti, risto, go:sti.*

Die übrigen Anlaute, die auf romanischem Boden verschieden behandelt werden, *ke, ge* und *j*, trennen hier nicht mehr; für alle, auch für P. und C., gilt: *sĩnk* (*quinque*), *se:l* (*cælum*), *sĩŋre* (*cincres*); *ransi* (*rancidus*); *dʒe:lo* (*gelat*), *dʒənulj* (*gĕnu*), *dʒɔ* (*jam*), *dʒy:o* (*jŏcat*), *dʒu:ve* (*juvenis*); nur dafs natürlich auch hier C. seine Umformung von *dʒ* zu *zd* vornimmt: *zdenõ* (*gĕnu*), *zdo:je* (*jŏcat*).

7. Inlautkonsonanten.

Was für den Anlaut gilt, gilt auch für den Inlaut bei vorhergehendem Konsonanten. Hier kehren also die *tʃ, dʒ* und *s* wieder, gerade wie im Altfranzösischen. Und für den leichten Inlaut, d. h. für einfache Konsonanten, gilt ebenfalls die französische Verflüchtigung. Sie verstummen alle bis auf *ke*, dessen *s* sich zu *x*, und *b*, das sich zu *v* schwächt. Nur *ko* und einzelne *p* zeigen provenzalische Behandlung, indem sie als *g* und *b* erscheinen.

Rom. *ka, g, t, d*: *eipio* (*spica*), *dʒyá* (*jocare*), *seo* (*seta*), *ruo* (*rŏta*), *liá:* (*ligare*), *pai* (*payense*), *fia* (*fidare*), *nyo* (*nuda*).

[1] [Eine Umstellung (*saut brusque*) nahm auch Gilliéron an (*Rev. pat. gallo-rom.* I, 31); dagegen jetzt Rousselot, *Princ. phon. expérim.* p. 651. — H. M.]

Rom. *ke, ko, p, b*: *vəzɪŋ* (*vicinus*), *səgy:r* (*securus*), *sabe:* (*sapere*), *savu:r* (*sapor*), *ave:* (*habēre*).

Wenig übereinstimmend ist die Behandlung von *p*; so steht in W. *savíu* (*sapebam*) neben *sabe:*. O hat *save:*, *yvɛərt*, *riveiro*, Q.: *sabe:*, *dybɛrt*, *rebiera*. *v* herrscht aufser in Q. überall vor, in C. und O. vielleicht ausschliefslich. Für *əgy*, *səgy:r* hat C.: *o:*, *so:* (über *øi* aus *əy*), also *g*-Schwund; für *ve:u*, *kre:u* hat P. *vɛgu*, *krezu*, also *d*-Wandel. Welcher Grad von Gültigkeit diesen Erscheinungen zukommt, versagen mir die Lücken in meinem Wörtervorrat festzustellen. Wenn sie, was wahrscheinlich ist, die Regel darstellen, so tritt damit C. auf die französische, P. auf die provenzalische Seite.

Hiatustilger *j* bei Schwund ist allen, doch in verschiedener Verwendung, geläufig; immer nach *a*: *pajá* (*pacare*), *plajo* (*plaga*). Er findet besonders in der Verbalflexion reichlich Verwendung: *tʃyje:* (*cadētis*), *pəjíu* (*potēbam*, O.: *kreiju*; *po:ju*, Q.: *vɛju*; geradezu als neues Flexionsmittel in C. gebraucht: *kre:jo*, *ve:jo*, *po:jo*, *zdo:jo*.

Eine garstige Absonderlichkeit kennzeichnet die inneren Mundarten; die Verwandlung von *l* in *r*, welche alle vier erleiden, die von *n* in *r*, die W. und O. verunzieren. Die Formen von Pral, in der W. bisher angeführt wurde, zeigen nur Anklänge an diesen *n*-Wandel; in anderen waldensischen, so auch den schwäbischen, ist er fertig.

Rom. *l*: *eitɛərə*, *sure:ʎ*, *tauro* (*tabula*), *viərə*, *viradʒe*; nicht aber *ll*: *bɛ:lo*.

Rom. *n*: *buro* (*bona*), *du:ro* (*donat*), *dʒərulj* (*genu*), *vri* (*venire*), *yr o:me* (*unus*); doch daneben *dʒauno*, *dʒəlʎi:no* (*gallina*) und andere.

Einzelne *i*-erzeugende Lautverbindungen, die alle auch im Inlaut vorkommen, haben verschiedenes konsonantisches Ergebnis; es sind *ct*, *sj*, *sk* und die in *ʎ* auslaufenden *cl&*. Für die inneren Mundarten gilt

Rom. *ct*: *fait*, *leit*, *dreit*, *noit*, *oit*.
Rom. *cl&*: *oureʎo*, *bataʎo*, *veʎo*, *fyəʎo*, *kyəʎo*, *fiʎo*.

Dafür hat Q.: *fatʃ*, *lietʃ*, *dre:tʃ*, *nyətʃ*, *vyətʃ*. — In P. ist *cl&* vokalisch: *uria*, *veia*, *foia*, *koio*, *fia*; *dʒenui*; in C. dagegen tritt das *j* in diesen Femininen in den Auslaut und erhärtet zu *i*: *uri:li*, *bata:li*, *fo:li*, *fi:li*. — Abweichend vom allgemeingültigen *iz*, *is* aus *sj* und *sk*: *meizũŋ*, *gleiza*, *sireizo*, *kunuisu*, *kreis* hat O.: *meidʒũ*, *glaidʒo*, *siraidʒo*, *meudʒ* (aus *melius* über *meljz*), *kunɛitʃu*, *kraitʃ*, dazu *vuitʃ*, und Q.: *meiʒũ*, *gleiʒa*, *seriɛ:ʒa*, *kunɛiʃu*, *kreʃ*.

8. Auslautkonsonanten.

In der Erhaltung des Auslauts aus schwerer Konsonanz spiegeln unsere Mundarten die mittelalterliche Sprachstufe des Französischen wieder. Die Gesetze für In- und Auslaut sind dieselben;

leichte Konsonanz verstummt, schwere Konsonanz bleibt erhalten. Dabei wird dieselbe Unterscheidung zwischen *ke* und *ko* gemacht wie im Inlaut; für *z, v* aus *ke* und *b* gilt hier Vokal, für *g, b* aus *ko* und *p* Konsonant; auch einfaches *r* hält sich, aufser im Infinitiv.

Rom. *ke, t, g, d, b*: *ve:* (*vicem*), *pra:* (*pratum*), *rei* (*regem*), *dʒu* (*jugum*), *pe:* (*pedem*), *beu* (*bibit*), *ama:* (*-are*), dazu *pou* (*pavorem*).

Rom. *ko, p, r*: *dʒyək, fyək, lup*; *flu:r, tʃa:r, səgy:r, ko:r, niər.*

Rom. *ll, cl℄*: *tʃəval, kutɛl, yzɛl, pɛl, bɛl, kol*; *sureʃ, meʃ, veʃ, ʒəruʃ.*

Rom. *pt, kt, kk, sk, st*: *rut, fait, bras, kreis, bo:k, vi:t* (ital. *visto*).

Rom. *mp, nk, nt, rk, rt*: *tɛmp, blaŋk, kuntant, pyərk, fort, mort, ybɛrt.*

Dabei gehen Q. und O. am weitesten, indem Q. auch Infinitiv-*r* festhält: *anar, vənir,* beide zusammen aber die hoch merkwürdige Erscheinung des Auslaut-*s* zeigen, und zwar nicht nur des stammhaften: *nos* (*nōs*), *vos, eiru:s* (*-ōsus*), *kurədʒu:s,* sondern auch des alten Flexions-*s*: *tɛns, dus* (*duos*), *dəsu:s* (*subtus*), gegen sonstiges: *nu, vu, eru:*; *kurədʒu:, tɛmp, du:, dəsu:.* Die Pluralbildung geschieht hier noch regelmäfsig auf *s* bzw. *z* nach Vokal und Lenis: *pra:z, flu:rz, tʃiŋz, buanz.* — Die Endung *iər,* gleichgültig welchen Ursprungs, kommt ausnahmslos nur Q. zu: *primiər, entiər, niər,* wofür die anderen: *prəmiə, entiə, ledʒiə, niə* (aufser W.).

Ein ebenfalls bis ins Mittelalter zurückreichendes Lautgesetz ist die Erhärtung der Auslautlenis.

Rom. *ng, nd, gd, ld, rd, rn*: *luŋk*; *prɛnt, rɛnt, reipunt, freit, tʃaut, mərt* (*mordet*), *pɛrt, vɛrt.*

Ganz abseits stehen hier R. und C. mit ihrem Auslautschwund, der so vollständig ist, wie er nur irgendwo im Norden und Süden herrscht (denn auch die Provence im engeren Sinne kennt ihn). Er beseitigt sämtliche konsonantischen Endungen ohne Unterschied. Die einfachen: *dʒio, fio, lu*; *flu:, tʃa:, səgy:*; *tʃəva, kute, yze, pe, be, ko*; *sure, me, vo* (*vetus*), *dʒinu*; *fa, bra, krei, niɛ.* Die verbundenen: *tɛ̃, blɑ̃, kuntɛ̃, mo* (*mortum*), *ebe* (*apertus*); *prɛ̃, rɛ̃, repũ, fre, tʃau, mo* (*mordet*), *pe, ve, dʒu.* Dabei besitzt R., nicht aber C., noch eine eigenartige Nebenform für einzelne Wörter, wohl aus Nötigung zur Deutlichkeit hervorgegangen, die namentlich das *r* der Endungen vor dem Schwundgesetz rettet durch nachgestelltes *ə*: *kjərə* (*cor*), *fərə* (*fortis*), *tərə* (*tortus*), *tu:rə* (*turnus*), gegenüber C: *ko, fə, tə, tu.*

9. Tieftonsilben.

Ein hervorstechendes Merkmal, die Vortonschwächung, stellt unsere Mundarten wieder auf die französische Seite, allem anderen Romanischen gegenüber. Die Vokale der unbetonten Vorsilben vor einfachem Konsonanten, vor allem *e,* aber auch in lautlich und örtlich verschiedenem Mafs die anderen, werden entweder zu farb-

losem *ə*, das auch ganz verstummen kann, oder verlieren in anderer Weise von ihrer Tonfülle.

Rom. *e, i, a*: *dəsu, pəsant, rəpaus, vəni, kəl, təni, dʒənulj, əl* (*ille*), *mə* (*me*); *vəziŋ, prəmiə, rəviəro, səgy:r*; *tʃəval, tʃəmiŋ, fəze* (*facitis*), *əgy*.

Umdrehung von *rə* zu *ər* ist in W. und R. zu Haus: *ərpaus, ərturnə́*; *ə* kann sich unter dem Einfluſs von Folgelauten in *a* und *u, y* wandeln: *al* (*ille*), *arturnə́, prumiə, dʒurulj*, und verstummen: *vni, tni, vziŋ*. — Q., O. und P. machen den Wandel von *a* nicht mit: *tʃamiŋ, tʃaval*, auch den von *i* nur teilweise: *primiər, rebiəra*. — Am weitesten geht R.: *lədʒiə, pətʃa* (*peccatus*), *ləfĩ* (Artikel), *tʃəpɛl, dʒəʎinə* (*gallina*), die übrigens auch W. nicht fremd sind. — C. verhält sich auffallenderweise am sprödesten: *deso, derɛ* (gegen Q.: *dəreire*), *zdeno, vezɛ̃, stami, lizdie, stape* neben *prumie, styvá*, die vielleicht ihr *u* und *y* nur dem Konsonanten verdanken.

Allen gemeinsam ist die Verengung der Diphthonge *ai, au* zu *ei, ou* im Vorton; desgleichen (auſser C.) von *o, yə* zu *u, y*; bei Verben in grammatischem Wechsel: *laisu, leisá, auvu* (*audio*), *ouví:* (*auditum*); *ərpauzu, ərpouzá:, saupre* (nur in Q.: *sapere*), *soubý:, vo:lu, vulé:, myəru, myrí:*. Ohne Wechsel: *meixuŋ, leityo* (*lactuga*), *oureljo, ouxel*. Zu *e* und *u* (*y*) verdünnt in R.: *mexung, uriljə, yxe*, aber auch in Q. und W.: *uxel, yxel*.

In der Erhaltung der Nachtonvokale gehen die Mundarten dagegen deutlich mit dem Provenzalischen.

Rom. *e* in Endsilben bleibt erhalten nach alter Konsonantenlänge, zumal aus Daktylenschrumpfung; es tritt neu an zum Schutz von Konsonant oder echtem Diphthong mit *r* und von Zischlaut; also: *paire, maire, beure, rɛndre, sɛndre* (*cinerem*), *kunoisre, ri:re, duxe*; *paure, liure, maigre, kuradʒe, ritʃe. faire, saupre, veire* kommen nicht allen zu; ersteres nur O. und C., letztere nur Q.; sonst gilt *fa:, sabe:, ve:*, die nicht auf Daktylen zurückgehen. Wo echter Diphthong vor *r* in unechten verwandelt ist, erscheint kein *e*: *deriər, niər* statt *dereire, neire*. — Hier steht P. zum Teil auf ganz anderer Grundlage. Es hat wohl auch Endsilben-*e*: *pa:re, ma:re, kuradze*; doch die Daktylenschrumpfung durch Verlust des Zwischentones ist vor *r* unterblieben und neuer Zwischenton vor *r* entstanden: *senɛr, dudɛrs, povɛr, ladɛr* (*latro*), *libɛr, neɛr*; auch *mair* statt *maigre*. Wie freilich dann seine Verbalendungen *kunjuse, vɛge* (*videre*), *be:v, rɛnd* anzusehen sind, bleibt dunkel. — Als Flexionsmittel bei Verben: *tʃante* (*cantem, cantes, cantet*).

Rom. *o* in Endsilben behauptet sich als Flexionsmittel bei Verben an alter und neuer Stelle: *tʃantu* (*canto*), *vɛndu, krejʊ*; *vo:u* (*volo*), *po:ju, ve:u*, wo es nicht durch Diphthongbildung verschlungen wurde: *voi, poi, vei*; *ai, fau, vau, seu*. Beim Nomen ist es verklungen, auſser bei Artikel und Demonstrativ: *lu bɛl tʃĩ:, lu: bɛu tʃĩ:z*; *kəl tʃĩ:, klu: tʃĩ:z*. Doch gilt dieser Plural nur für O., R. und C. — In W.,

Q., P. heifst es: *li beli tʃiŋ, kli tʃiŋ*. Hier trennen sich die Mundarten also morphologisch nach der provenzalischen und nach der italienischen Seite. Q. geht nicht ganz so weit, sein Adjektiv bleibt provenzalisch flektiert: *li bɛlz tʃinz*, doch *akɛljі tʃinz*; das *l*-feindliche P. kommt dagegen bei *i bei kaŋ* an.

Rom. *a* in Endsilben folgt gesamtromanischem Brauch und verstummt nicht, wechselt dagegen seine Klangfarbe: kurzes *a* wird *o*, durch *s*-Abfall gedehntes *a* bleibt *a:*. Als Flexionsmittel bei Verben: *tʃanto* (*cantat*), *vendo* (*vendat*); beim Nomen: *la bɛlo vatʃo, la: bɛla: vatʃa:; kla vatʃo, kla: vatʃa:*. Doch gilt auch dieser Plural nur für O., R. und W. — In Q., P. und C. heifst es: *la bɛla va:tʃa, lɛz bɛlɛz va:tʃɛz, akɛlɛz va:tʃɛz*. Also auch hier wieder morphologische Trennung nach der provenzalischen und nach der italienischen Seite; nur wechseln seltsamerweise W. und C. ihre Stellung. C. hält es, freilich mit launischer Lautbehandlung, beim männlichen Substantiv mit den Provenzalen: *lo bõ stɛ̃, ly bõ stɛ̃*; beim weiblichen mit den Italienern: *la bɛla flo, lo bɛlo flo*; in W. ist das Umgekehrte der Fall. — Wo kurzes *a* im Nomen bleibt, bleibt es auch im Verb: *tʃanta, venda*.

Rom. *i*, aufser als Flexionsmittel, erscheint auch stammhaft im Auslaut von Maskulinen als Ergebnis ungeschrumpfter Daktylen: *o:li, kuntra:ri, tebi* (*tepidum*), *po:ri* (*pollicem*); aber *o:me* (*hominem*). — In C. erscheinen neue *i*-Auslaute an Femininen, aus Palatalen erwachsen: *bata:li, fo:li, fi:li, urili*; *prieri* (*-aria*), *ne:ri* (*nĭgra*), *va:sti* (*vacca*), *go:sti* (*gauche*), *fu:rsti* (*furca*); *risti* (*ricca*); dagegen *o*-Auslaut bei ebensolchen Maskulinen: *risto, kora:zdo*.

An Auslautkonsonanten im Tiefton ist einzig das *n* aus *nt* der Verbalflexion geblieben: *tʃantən, vendən, tʃantésən*. — Nur O. und Q. haben, wie im Hochton-, so auch im Tieftonauslaut das alte Flexions-*s* gerettet: *ekla: va:tʃaz sũ bunaz, akɛlɛz va:tʃɛz sun buanɛz*; in O. nicht bei dem Substantiv vorausgehenden Bestimmungen, in Q. auch dort: *la: bɛla flu:rz, lɛz bɛlɛz flu:rz*.

Der Tieftonauslaut besitzt demnach noch so viel vokalischen Klang und, in einer der Mundarten, Q., auch noch so viel konsonantische Schärfe als im Altprovenzalischen. Dieselben Mundarten, die Konsonantenauslaut im Hochton haben, haben ihn auch im Tiefton und in entsprechendem Mafse. Der Vokalreichtum hat zugenommen; durch ihn ist vor allem C. gekennzeichnet, wo die Endvokale am üppigsten blühen, während R. durch tonloses *ə*, das *o* und *e* vertreten mufs, am ärmsten dasteht. C: *ega, ome, vasti, pojo, bɛlo*; R.: *aigə, əmə, vatʃə, poju, bɛla*. Beide zusammen stellen aber die Gruppe des weichen, ausschliefslich vokalischen Auslauts dar. Doch ist für R. zu bemerken, dafs es im Begriff steht, durch Unterdrückung des dumpfen *ə* neuen Konsonantenauslaut zu schaffen. In gewissen Verbindungen hört man schon *vatʃ* statt *vatʃə*, *əm* statt *əmə*, *no:tr* statt *no:trə*; wir sehen den ersten Schritt auf dem Wege zur französischen Tieftonlosigkeit.

Gesamtbild.

Nicht eine in allen Teilen zuverlässige Darstellung der sechs Mundarten auf Grund einer lückenlosen Stoffsammlung und ausgedehnter Fachkenntnisse ist hier geboten. Eine solche wäre aber auch belanglos für die hier verfolgte Absicht, die nicht einer Vermehrung des stofflichen Wissens, sondern der allgemeinen Betrachtungsweise der Mundartenübergänge gilt. Für sie ist die vorstehende rohe Skizze ausreichend. Sie macht uns bekannt mit einer Gegend des grofsfranzösischen Sprachgebietes, die der herrschenden Bildungssprache gegenüber eine Reihe zum Teil hoch altertümlicher Züge bewahrt hat; ihre Musterung war tatsächlich ein Gang durch die Vergangenheit des Neufranzösischen und zum Teil selbst des Neuprovenzalischen. Von landschaftlichem Eigensinn war wenig zu verzeichnen, im Vergleich mit der Masse der grofsen Umformungsbewegungen, deren ungleich weit hinausreichende Wellen die Sonderart der landschaftlichen Sprachen zusammensetzen. Will man von einem Gesamtcharakter der ganzen durchwanderten Gegend reden, so kann man ihn im provenzalischen Typus mit leichten Anklängen an den französischen finden, der besonders deutlich in den Tieftonvokalen zutage tritt, die neben der südlichen Klangfülle im Nachton doch auch das bis zum Verstummen dumpfe *ə* im Vorton kennen. Viel auffallender ist aber die Beobachtung des weiten Auseinanderklaffens einzelner Landschaften, die Wahrnehmung rascher und schroffer Übergänge in diesen zwischen zwei grofsen Kulturherden liegenden Alpentälern. Deutlich erkennbar sind auch die Störungen, die als Wortverdrängung in die ruhige Umbildung durch Lautwandel von diesen Herden ausgegangen sind, von den Ebenen hinauf in die Berge. Der Westrand wie der Ostrand, hier vertreten durch C. und P., sträuben sich in gleichem Mafse gegen den Versuch, ihre Lautverhältnisse geschichtlich zu ordnen, während dies bei den vier inneren Mundarten viel leichter gelingt, vor allem bei dem weltabgeschiedenen Q., dessen geradliniger Zuschnitt vornehm und hoch erfreulich sich von den übrigen abhebt.

Was sich schon vom Beginn der Musterung an aufdrängte, das Beiseitestehen der Ränder und das Zusammengehen des Mittelstücks, das bringt die beigegebene Karte erst recht klar zum Bewufstsein. Die Grenzen für dreifsig der wichtigsten Erscheinungen sind hier geometrisch dargestellt, und zwar dem Stärkegrad nach in Bändern wechselnder Breite, die der Masse der darunterfallenden Wörter entsprechen sollen. Die mächtigsten Grenzstränge zerlegen das Sprachenland zunächst in drei Gruppen: den Westrand, den wir wegen seiner Beziehungen zum Savoyischen halbsavoyisch nennen können, den Ostrand oder das Halbpiemontische und das Mittelstück oder das Innerdelfinische, vertreten durch vier Mundarten. Das Innerdelfinische selbst zerlegt sich aber durch einen Grenzstrang,

der den äufseren an Stärke weit nachsteht und den übrigen ebensosehr überlegen ist, in ein Nord- und Süddelfinisch. Das verwandtschaftliche Verhältnis der sechs Mundarten zueinander sowie ihre lautliche Kennzeichnung bringt die Karte gleichzeitig zum übersichtlichen Ausdruck. Diese geographische Art der Kennzeichnung hat den weiteren Vorzug, dafs sie dem Wesen der sprachlichen Dinge entspricht, das viel mehr mit äufserlichen Anschwemmungen als mit inneren Kräften zu tun hat. So läfst sich auch das 'Wesen' dieser sechs Mundarten zu einem guten Teil auf der Karte ablesen. Für C. die völlige Diphthonglosigkeit, die Umgestaltung des Vokals *a* durch Palatale, die Verstümmelung der Wortstämme zum nur vokalischen Auslaut und die Klangfülle im Nachton; 'flach und weich' könnte man das Ergebnis heifsen, dem übrigens ein ganz eigenartiger Reiz anhaftet, bei aller lautgeschichtlichen Charakterlosigkeit, die es übrigens mit den Kultursprachen gemein hat. In letzterem Stück berührt sich P. am nächsten mit ihm, aber ohne seine Anmut zu teilen. In hoher Altertümlichkeit steht Q. da mit seinen vollkommenen *s*-Pluralen und konsonantischen Auslauten; ein Stück Katalonien in den französischen Alpen. In O. findet es einen schwachen und getrübten Nachhall, der in W. noch mehr verblafst, in R., mit seiner Fahnenflucht nach C. hinüber, gänzlich verschwindet.

Die hier dargestellten Mundarten sind von Haus aus beliebige Punkte, in einigermafsen gleichen Abständen voneinander quer über das unwegsame Land hin ausgewählt. Aber gerade der Umstand, dafs die zwischen sie fallenden Grenzen so ungleich verteilt sind, ihre deutliche Verteilung in Gruppen, das Vorhandensein grofser, gleichartiger Gebiete beweist, dafs sie trotzdem als Vertreter ganzer Sprachlandschaften gelten können. Es bleibt nur die Frage: Wie laufen die hier geometrisch dargestellten Grenzen in der geographischen Wirklichkeit? Das geometrische Bild läfst noch zwei Möglichkeiten offen: die in den Grenzgegenden angehäuften Linien ziehen beliebig, eine Ortsmundart von der anderen trennend, hindurch und stellen so einen allmählichen Übergang, eine Grenzzone her; oder aber sie sammeln sich zu Strängen, ähnlich wie im vorliegenden Bilde, wenn auch nicht durchweg so stramm geschlossen, und stellen einen schroffen Übergang, eine eigentliche Sprachgrenze her. Meine Untersuchungen auf deutschem Sprachgebiet und alles, was an eingehender Grenzforschung bisher getan ist, zeigt die geschlossene Sprachgrenze, genau gesagt den nur ab und zu zerrissenen Grenzenstrang, dessen Äste mehr oder weniger scharf abgehobene Grenzlandschaften beherbergen können. Die reale Bedeutung der vorliegenden idealen Grenzdarstellung reicht demnach weit. Und Morosi, der die Waldenserlandschaften, das Tal der Germanasca und des Pellice, die nächsten nördlichen Zuflüsse des oberen Po, durchforscht hat, macht uns solche Angaben über die dortigen Mundarten, dafs ihre geographische Zusammenstellung zur unmittelbaren Beleuchtung

dieses Sachverhalts wird. Wir erkennen den dicken Strang, der das Halbpiemontische vom Innerdelfinischen, die Landschaft P. von der Landschaft W. trennt, in der scharfen Sprachgrenze, die das Becken der Germanasca von dem des Pellice trennt. Dort trennen sich die meisten sprachlichen Merkmale von Paesana von denen des Waldenserdorfes Pral; doch ein zweiter Grenzenstrang, schwächer als jener, zieht hinter dem Städtchen Torre Pellice quer über den Pellicefluſs, und dieser enthält weitere Gegensätze, nicht nur zu Pral, sondern auch zur Landschaft Queyras; so daſs also eine Zwischenlandschaft zwischen P., W. und Q. am oberen Pellice liegt, umschlossen von den zerschlissenen Teilen des im geometrischen Idealbild unversehrten Stranges.

Auch für die weitere Frage nach den Ursachen dieses Grenzenverlaufes finden sich im Osten einige Anhaltspunkte. Sie stehen gleichfalls in Übereinstimmung mit meiner auf deutschem Sprachgebiet gemachten Feststellung von der überragenden Bedeutung der politischen Schranken. Verkehrserschwerung durch Entfernung und Naturschranken läſst sich hier nirgends als mögliche Ursache nachweisen. Im Gegenteil: gerade hier ist besonders deutlich, wie wenig sie zu sagen hat. Quer über dem Romanchetal, das von Grenoble heraufführt, liegt eine Hauptgrenze, quer über dem Ausgang der Waldensertäler bis in die Ebene herein die andere; und doch ist die Entfernung von W. nach P. fast nur halb so groſs als die von W. nach Q., das zudem durch die höchsten Pässe getrennt ist. Trennung durch die schlimmsten Verkehrshindernisse läſst sich namentlich bei den drei sich so nahe stehenden norddelfinischen Landschaften beobachten. Es bleibt nur die politische Schranke, vielmehr ihre Nachwirkung aus den letztvergangenen Jahrhunderten. Sie kann gegeben sein durch besondere Verwaltungsbezirke, durch irgendwelche der landschaftlichen Sonderstellungen aus der Feudalzeit; so ist sie wohl im Westen zu suchen. Im Osten aber ist es die Grenze Frankreichs gegen Piemont, eine alte Schutzherrschaft, durch die jener Staat gelegentlich, noch im 17. und 18. Jahrhundert, gerade hier bis in die powärts gerichteten Alpentäler hinübergriff, die sich in den Sprachverhältnissen widerspiegelt; verwischt und verändert durch die Wanderungen, zu denen die Waldenserverfolgungen führten, aber immer noch ein sprechendes Beispiel für die innige Verkettung von politischem und sprachlichem Band.

Zum Verständnis der beigegebenen Karte sind noch einige Bemerkungen nötig. Ich habe für sie die einzig durchführbare Methode der geradlinigen Grenzen, als Mittellote der Entfernungen der Orte, verwendet. Gibt diese ein durchaus klares und übersichtliches Bild, wo Sprachlandschaften in sämtlichen Vertretern, von Ort zu Ort dargestellt werden, die Grenzstränge sich über ein weites Gebiet verteilen und nirgends eine maſslose Dicke erreichen, so tritt allzuleicht das Gegenteil ein, wo wie hier durch eine sehr dünne Auslese der Orte eine kecke Abstraktion durchgeführt werden soll. Der geo-

metrischen Wahrheit darf dabei kein Zwang angetan werden; die Vieleckgestalt der verbundenen Ortpunkte muſs dieselbe bleiben; doch um Platz zu schaffen für die lästige Häufung der Grenzbänder, muſs das Verhältnis der Vieleckseiten zueinander verändert werden. Daher war es nötig, um die weiteren und wesentlichen Betrachtungen über Entfernungen doch auch zur Anschauung zu bringen, in einem Nebenkärtchen neben das geometrische Idealbild die geographische Wirklichkeit zu setzen. — Die Bänder sind in drei Breiten dargestellt; die schmalen bezeichnen Lautunterschiede, die sich in etwa 10 bis 50 Wörtern äuſsern, die mittleren in 50 bis 100, die breiten in 100 bis 500; doch ist auch der Grad einer Veränderung durch die Breite einigermaſsen zum Ausdruck gebracht, und in wenigen auch die Unsicherheit des Befundes, insofern als die Veränderungen, für deren zahlenmäſsige Bedeutung ich keine genügenden Belege hatte, nur dünn eingetragen wurden. — Statt der Farben, die natürlich das klarste Bild gegeben hätten, schon weil die Bänder dünner gemacht werden konnten und bei Grenzübergängen nicht abgebrochen zu werden brauchten, muſsten Zahlen auf die Bänder gesetzt werden. Die Zahl wird wiederholt, wo das Band als Bruchstück auf anderem Ortsgebiet wiedererscheint. Neben die Zahl ist von den beiden sich gegenüberstehenden Lauten in einem Kennwort derjenige gesetzt, der für das Gebiet gilt, auf dem das Wort steht. So erscheint Band 25, das den Gegensatz zwischen erhaltenem und in *r* verwandeltem *l* darstellt, in fünf Bruchstücken, weil es viermal die Gebietsgrenzen überschreitet; neben der Ziffer 25 steht das Kennwort *suré*, weil dieses *r* auf den Gebieten Q., O., R., W. gilt, auf denen das Band läuft.

Es ist eine seelische Wohltat, echtes Volkstum in seinen eigenen, alten Lebensformen zu schauen. So gut wie Tracht und Sitte, Haus und Heim, gehört auch die Sprache dazu. Sie hat Gemüt und Schönheitswerte, die auf ähnlichem Wege, durch langsame Umbildung, geworden sind, wie bei jenen. Ihr Wechsel durch die Landschaften hin kann ein ganz ähnliches Ergötzen gewähren. Sie ist nicht nur ein Mittel zur Beleuchtung des Werdens der Kultursprachen; sie kann auch selbständig genossen werden. — Und wie der Mann, der Erfrischung sucht in den bodenwüchsigen Kulturformen des bäuerlichen Landes und sein Auge labt an Tracht und Hausbau und Dorfanlage, zum Zeichenstift greift, um festzuhalten, was er sieht, so kann er auch, wenn er sein Ohr erfrischt am Quell neuer Sprachlaute, zu dauernder Erinnerung wie zu feinerer Beobachtung sich an lautschriftlichen Aufzeichnungen vergnügen. Manches von dem, was der Kunstfreund nach Hause bringt, mag wert sein, von Kenneraugen gesehen zu werden; so mag auch manche sprachliche Ausbeute den Fachleuten gefallen und auf unbekannte Schönheiten aufmerksam machen. Solches wünsche ich auch meinem Mundartenstreifzug.

Stuttgart. Carl Haag.

Kleinere Mitteilungen.

Das *wasal* des Muspilli.

Muspilli, das von Anfang bis zu Ende von dem Gedanken des Gerichtes durchzogene Gedicht des 9. Jahrhunderts, gibt in seinem mittleren Teile die Beschreibung des Weltendes, des Strafgerichtes, das über die sündige Erde kommen und sie mit Feuer verderben soll. Es wendet sich an Ludwig den Deutschen mit klarer Anspielung auf den Bruderkrieg, der das Land verwüstet hatte, droht mit dem kommenden Verderben und fordert darauf gerechtes Gericht, Ordnung für das Land. In einer Reihe von Versen der Kaiserchronik des 12. Jahrhunderts ist eine ähnliche Stimmung geschildert, wie die gewesen sein mufs, aus der heraus das Muspilli entstanden ist. Freilich sind in der Kaiserchronik[1] zeitlich entlegene Ereignisse aneinandergerückt, auch wird zum Teil geradezu Unwahres berichtet, doch die Stimmung[2] ist, wie gesagt, charakteristisch: Trauer über *michel urliuge unt strît, hunger unde bîsez* infolge des Verwandtenkrieges, Hinweis auf *zaichen von himele* (*Wormeze diu stat verbran von ainer donrestrâle*) und das Verlangen nach gerechtem Gericht.

Im Muspilli[3] heifst es V. 55 ff.:

55 *'verit denne stûatago in lant,*
56 *verit mit diu vuiru viriho uuîsôn:*
57 *dâr ni mac denne mâl andremo helfan vora demo mûspille.*
58 *denne dax preita uuasal allaz varprinnit,*
59 *enti vuir enti luft iz allaz arfurpit,*
60 *uuâr ist denne diu marha, dâr man dâr eo mit sînên mâgon piehc?*
61 *diu marha ist farprunnan'* etc.

Ich glaube annehmen zu dürfen, dafs das vielumfochtene *wasal* 'Wasser, Flufs' heifst; der Begründung dieser Annahme aber schicke ich meine Übersetzung der vorstehenden Verse voraus:

55 'Dann fährt der Gerichtstag ins Land,
56 fährt mit Feuer die Menschen heimzusuchen.

[1] Hg. von Schröder, *Monum. Germ. hist. Script. vernac. l.* I, 1, Vers 15319 ff.

[2] Vgl. auch Florus: *Querela de divisione imperii post mortem Ludovici pii* (*Mon. Germ. hist. Poet. lat. medii aevi* II, 559). Florus spricht von furchtbaren Himmelserscheinungen, die das Ende der Welt verkünden sollen, und deutet auf die Weissagungen der Propheten Ezechiel und Amos hin.

[3] Braune, *Ahd. Lesebuch* S. 79.

57 Dann kann kein Verwandter dem andern helfen[1] vor dem Ver-
derben (Strafgericht — Urteil)
58 Wenn *das breite Wasser* (= *der breite Flufs*) ganz verbrennt,
59 und Feuer und Luft es (ihn) ganz fortwischt;
60 wo ist dann die Grenze, um die man immer mit seinen Ver-
wandten kämpfte?
61 Die Grenze ist verbrannt' etc.

So lösen sich alle Schwierigkeiten; vollkommen verständlich und grammatikalisch richtig sind die Sätze; es ist nicht nötig, irgendwelche Änderung im Lautbestande zu treffen. Die Grenze, um die man stritt, ist natürlich der *Rhein,* und die Worte:

wenn *das breite Wasser (der breite Flufs)* ganz verbrennt
— — — — — — — —
wo ist dann die Grenze etc.?

sind geradezu auf Ludwig gestempelt. Chroniken[2] berichten, dafs er lange Zeit vor dem entscheidenden Vertrage von Verdun[3] alles Land rechts vom Rhein als sein Eigentum betrachtete. *Ein breites Wasser* also ist die Grenze, die Ludwig mit seinen Brüdern in blutigen Kämpfen umstritten hat. Wie wird es zur Zeit des Gerichtes damit sein? Wird sich dann nicht die Nichtigkeit dessen, worum man stritt, deutlich erweisen? Das ist die Mahnung, die der fromme Muspilli-Dichter an König Ludwig richtete. Dann verbrennt das umstrittene Wasser, und nichts bleibt davon zurück. So heifst es im Entekrist vom Jüngsten Gericht:[4] *daz wazir brinnit sam ein durriz bahl,* und im Christ:[5] *byrneþ wæter swa weax.* Vortrefflich pafst das Epitheton *breit* zu dem Flufs, dem Rhein, und scharf und eindringlich erklingt die Frage: Wo ist dann die Grenze?

Meine Deutung von *wasal* kann ich nicht besser empfehlen, als indem ich nunmehr noch die Schwierigkeiten ins Auge fasse, die sich allen bisherigen Erklärungsversuchen in den Weg stellen. Die Wider-

[1] Vgl. meine Ausführungen im *Archiv f. neuere Sprachen* Bd. CX, S. 1 ff.

[2] *Rudolfi Fuldensis annales* (*Monum. Germ. hist.* I, S. 361 f.); *Nithardi Historiarum libri IV* (*Monum. Germ. hist.* II, S. 651, Z. 23).

[3] Ich erinnere hier daran, dafs ich die Entstehung des Muspilli bald nach der Schlacht von Fontanetum angenommen habe (*Arch. f. n. Spr.* CX, S. 4). Der verhängnisvolle Wormser Teilungsvertrag fand 840 statt, kurze Zeit darauf starb Ludwig der Fromme, und der Bruderkrieg mit seinen Schrecken raste einher, auf den das Muspilli Bezug nimmt in den Worten: *'dâr man dâr eo mit sinên mâgon piehc'.* Vgl. *Kaiserchronik* V. 15317 f.: *Karl unde Pipin die gebiegen under in.* Vgl. auch: *Versus de bella quae fuit acta Fontaneto* (*Monum. Germ hist. Poet. lat. med. aevi* II, 138, 2): *frater fratri mortem parat, nepoti avunculus.* 12: *Maledicta dies illa nec in anni circulo | numeretur sed radatur ab omni memoria.*

[4] Hoffmann, *Fundgruben* II, S. 130, 16: *das Wasser brennt wie trockner Unrat.*

[5] Grein-Wülcker, *Bibl. d. ags. Poesie* III, V. 989: *'Das Wasser brennt wie Wachs'.* Die Bemerkung Grienbergers, *Idg. Forsch.* 16, S. 48, dafs die Ströme nicht verbrennen, ist also irrtümlich.

sprüche und Unzulänglichkeiten, zu denen sie führen, heben um so klarer die Folgerichtigkeit des meinen hervor. Am ansprechendsten war die Deutung *Regen.*[1] Luc. 17, 29—30 ist nämlich ausdrücklich gesagt: 'An dem Tag aber, da Lot aus Sodom ging, da regnete es Feuer und Schwefel vom Himmel und brachte sie alle um. Auf diese Weise wird es auch gehen an dem Tage, wenn des Menschen Sohn soll geoffenbaret werden.' Auch sagt das griechische Akrostichon[2] vom Ende der Welt, das Augustin lateinisch wiedergibt:

Ῥεύσει δ'οὐρανόθεν ποταμὸς πυρὸς ἠδὲ θεείου.

Reccidet e caelo ignisque et sulphuris amnis.

Trotz solcher bestechenden Anklänge ist es ausgeschlossen, daſs *wasal* 'Regen' heiſst. Zunächst müſste in dem Satze *denne daz preita uuasal allaz varprinnit* ein *i* in *varprinnit* zu *e* gewandelt werden, um das ein Objekt heischende Verb *varprennit* daraus zu machen; sodann würde das Eigenschaftswort *breit* zu 'Regen' recht schlecht passen. Auch wäre die Konstruktion sehr ungewandt, wenn *allaz* Objekt wäre und in dem folgenden: 'enti vuir enti luft iz allaz arfurpit' dieses auf das Allgemeine gehende Objekt durch *iz allaz* aufgenommen würde. *Allaz* ist vielmehr beidemal attributiv[3] gebraucht, beidemal gehört es zu *wasal,* das bei der zweiten Erwähnung durch *iz* ersetzt ist, um die Wiederholung zu meiden. Sind schon dies keine leichten Bedenken, die sich gegen die Deutung von *wasal* als Regen ergeben, so stellt sich das schwerwiegendste aber ein, wenn man dem Sinn der ganzen Stelle nachgeht. Vergegenwärtigen wir uns die neuhochdeutsche Übersetzung, falls *wasal* 'Regen' hieſse und *varprennit* statt *varprinnit* zu lesen wäre:

Wenn *der breite Regen* alles verbrennt
und Feuer und Luft es alles fortwischt (oder fortfegt),
wo ist dann die Grenze (bzw. das Grenzland)?

Es drängt sich sofort die Frage auf: Was ist hier *iz allaz* = es alles? Die ganze Erde doch offenbar? Diese soll ja aber nach dem dritten Teil des Gedichtes der Schauplatz des Jüngsten Gerichtes sein, kann also nicht vorher fortgefegt werden. Wir wären demnach gezwungen, für den dritten Teil einen anderen Verfasser anzunehmen, so daſs sein Machwerk angehängt wäre, ohne den gehörigen Einklang mit dem Vorhergehenden. Zu einer solchen Vermutung sind wir aber erst berechtigt, wenn alle Stränge reiſsen. Hier hält ein starker Strang die Teile zusammen: die biblische Überlieferung. Nach der Bibel wird die Erde durchaus nicht vernichtet im buchstäblichen

[1] Braune, *Ahd. Lesebuch,* Glossar.

[2] *Die Oracula Sibyllina,* hg. von Joh. Geffken, Leipzig 1902, B. VIII, V. 243, S. 157; V. 27, S. 154. Vgl. auch II, 197, S. 37; III, 54, S. 49; VII, 121. 122, S. 139.

[3] Vgl. v. Grienberger, *Idg. Forsch.* 16, S. 48: *daz preita uuasal allaz* ist nur eine andere Wortstellung für *allaz daz preita uuasaal.*

Sinne des Wortes, also auch nicht fortgefegt, sondern sie verbrennt und wird aus ihrer jetzigen Gestalt in eine neue umgewandelt. In dem 2. Briefe Petri, der in der Ausmalung des ungeheuren Brandes das denkbar Grellste leistet, und an den das Muspilli auch anklingt, ist das drohende Verderben mit dem Untergange von Himmel und Erde durch die Sündflut verglichen.[1] Wie die 'vorige Welt' durch Wasser zugrunde ging, so soll die jetzige durch Feuer vergehen und ein neuer Himmel und eine neue Erde entstehen.[2] Wir haben also nicht an ein Auseinanderstieben in Atome, nicht an ein gänzliches Verschwinden der Erde zu denken, sondern an eine Wandlung durch das Feuer. Im Entekrist[3] ist prophezeit: hyemil vnt erde wirt verwandelôt. Dasselbe lehrt die Edda (Vǫluspá),[4] dasselbe meint ohne Zweifel das Muspilli.

Wie unklar wäre aufserdem die Darstellung, wenn *wasal* 'Regen' hiefse, und wie gewaltsam die Frage nach der Grenze!

Auch keine der anderen bisherigen Deutungen hält stand vor all den Bedenken. *Rasenfläche = Erde, feuchte Erdmasse* z. B. sind durch das vorhin über *ix allaz* Gesagte allein schon abgetan. Der v. Grienbergersche Vorschlag[5] ist gleichfalls unannehmbar. v. Grienberger schreibt in *uuasal f* für *uu* (*w*), hält es also für ahd. *fasel* n. 'semen, fetus' und übersetzt: 'Da fährt der Gerichtstag ins Land, fährt mit dem Feuer die *Lebenden* heimzusuchen. Da kann dann kein Sippengenosse dem anderen helfen vor dem Mûspille, sobald die *weite Kreatur* verbrennt und Feuer und Luft sie ganz hinwegfegt.' Was soll nun hinterher die Frage: *Wo ist dann die Grenze?* Hier fehlt jeder innere Zusammenhang, selbst bei der Änderung der allgemein üblichen Interpunktion, die v. Grienberger seiner Auffassung von *uuasal* zuliebe hat treffen müssen. Sehr bedenklich ist doch auch die Einsetzung von *f* für *uu* (*w*), und das Eigenschaftswort *preit* mit *weit über die Erde verbreitet* wiederzugeben, ist natürlich nur ein Notbehelf, da sich 'die breite Kreatur' nicht gut sagen läfst.

Allen Anforderungen genügt nach den vorausgegangenen positiven und negativen Erwägungen einzig und allein die Deutung: *Wasser, Flufs.*

Das ahd. *wasal* 'Wasser, Flufs' gehört zu dem Stamm **wasa* (Wurzel *vis*), der sich im Germanischen auch mit weichem *s*, also als **waza*, fruchtbar erwiesen hat, und dem die Bedeutung 'Flüssigkeit, Wasser' eigen war. Ich zähle die wichtigsten der Wörter auf, die mir zur richtigen Deutung von *wasal* verhalfen.

1) Mittellat. *wasilus* = humor, aqua; lex Alam. addit. 4, 8.

2) *wasalun* = pluviis; Graff, *Sprachschatz* I, 1063, aus den Monseer Glossen, abgedr. bei Pez. thes. I, 346—348.

[1] Vgl. v. Grienberger, *Idg. Forsch.* 16, S. 51. [2] 2. Petri 3, 5—13.
[3] Hoffmann, *Fundgruben* 2, S. 130.
[4] Kaufmann, *Zs. f. d. Phil.* 33, S. 6. [5] *Idg. Forsch.* 16, S. 48.

3) Norweg. *vesl* (genus commune) 'Brunnen, Quelle'; *Wb. der dän., norweg. u. deutschen Sprache* von Helms.

4) *waswetter* = fluctus; Bartsch, *Germania* 16, 67. Exzerpte eines lat.-deutschen Vokabulars. — *waswetter* = Regenwetter; Wackernagel, *Althochd. Predigten und Gebete* S. 514. Wackernagel vergleicht es mit *wasal* im Muspilli.

5) Nhd. *Werder,* ahd. *werid, warid* 'Insel', ags. *waroð* 'Gestade, Ufer'; Kluge, *Etym. Wb.,* 6. Aufl., S. 421.

6) Nord. *ver* (ags. *wær*), das sich zu **wasa,* **waza* verhält wie *gler* zu **glasa,* **glaza.* Es heifst 'Meer' und 'Fluſs'. In der Edda Helgakviþa Hundingsbana II, 8, 3 bedeutet es Meer, Guðrunaskv. II, 7, 6 aber den Fluſs, jenseits dessen Siegfried erschlagen wurde (*fyr handan ver*), also den Rhein, der im Muspilli *wasal* genannt ist. Vgl. Nib. VIII, 861.

Durch die Erkenntnis, daſs *wasal* 'Wasser, Fluſs' heifst, und daſs sein Stamm **wasa,* **waza* einst lebenskräftig gewesen ist, fällt Licht auf ein groſses, bisher unaufgehelltes Gebiet unserer Namenforschung, wovon ich an anderer Stelle einige Beispiele zu geben beabsichtige.

Breslau. Selma Skutsch-Dorff.

Vierheber oder Zweiheber? Gegenfragen statt einer Antwort.

Im *Archiv* 117, 366 f. versucht A. J. Barnouw eine neue Lanze für die Richtigkeit der 'Viertakterlehre' beim Alliterationsvers zu brechen. Er bringt dabei allerhand Fragen vor, darunter auch eine an mich persönlich gerichtete: 'Da nun seine [d. h. Sievers'] Metrik offenbar nicht bestehen kann ohne die Annahme eines völlig tonlosen Artikels, möchte ich wissen, wie er die Vermeidung des Artikels erklären kann in V. 199 [des Beowulf] *cwæð hé gúðcyning* ...' Ich bedaure, ihm diese Frage nicht eher beantworten zu können, als bis ich über einige Punkte genauer aufgeklärt bin, die ich in seinen Äufserungen nicht verstehe.

Was ist ein 'völlig tonloser Artikel'? Bei meiner bisherigen Beschäftigung mit sprachlichen und metrischen Fragen habe ich noch keine Wortkategorie von der in diesen Worten postulierten absoluten (d. h. u. a. auch unter allen Umständen gleichbleibenden) Wertigkeit in dynamischer, melodischer und quantitativer Beziehung kennen gelernt. Ich weifs also auch nicht, was ich mit dem 'völlig tonlosen' Artikel anfangen soll.

Ferner mufs ich Barnouw bitten, mir erst mit Tatsachen oder Gründen (und nicht nur mit einem 'offenbar' oder einer ähnlichen Versicherung) darzulegen, warum mein System der ags. Metrik einen 'völlig tonlosen' Artikel voraussetzt, um haltbar zu sein? Denn soweit ich mein System kenne, scheine ich mir auch ohne eine solche Voraussetzung für irgendeine Wortkategorie auskommen zu können.

Weiter mufs ich Barnouw erst fragen, wie er im einzelnen über den Fortbestand des alten Unterschiedes zwischen 'Artikel' und 'Demonstrativpronomen' in der uns erhaltenen ags. Dichtung denkt: denn aus seinen Worten und Beispielen (auch in seiner Dissertation) kann ich mir keinerlei klares Bild von seiner Auffassung verschaffen. Und eben deswegen mufs ich ihn endlich auch noch bitten, mir doch einige Beispiele für den namhaft gemachten Fall anzuführen, dafs ein Artikel (d. h. ein wirklicher Artikel und nicht ein Demonstrativum) 'so schwer betont ist, dafs er mitstaben und einen vollen Takt füllen kann.' Ich habe nämlich zwar auch die ags. Dichtungen wiederholt gelesen, und ich darf wohl sagen, nicht ohne eine gewisse Aufmerksamkeit auf Formsachen: aber ich müfste mich sehr irren, wenn mir jemals ein solcher 'Artikel' begegnet wäre; ja selbst in Barnouws von ihm selbst angezogener Dissertation habe ich ihn ebensowenig entdecken können wie in dem Vers Beow. 1676, auf den er jetzt S. 367 wieder verweist.

Wenn sich Barnouw über diese Fragen so präzis ausgesprochen haben wird, dafs ich weifs, wofür oder wogegen ich Stellung zu nehmen habe, soll es an der gewünschten Antwort nicht fehlen.

Leipzig-Gohlis. E. Sievers.

The Etymology of the verb *to mix*.

All recent English dictionaries, including the etymological dictionaries of Skeat and Kluge-Lutz, state as an undoubted fact that the modern English verb *mix* descends from OE. *miscian*. Notwith standing this unanimity, it is quite certain that the modern word has no historical connexion with the Old English word. (Dr. Murray's article on *Commix* shows that he was aware of this fact in 1893, but his remark has been ignored.) The OE. *miscian*, so far as is known, did not survive beyond the 11th century, while the origin of *mix* belongs to the 16th, or at earliest to the end of the 15th century. The history of the modern word is as follows. The French *mixte*, from the Latin *mixtus*, was used in Anglo-French law-books in the expression *accioun mixte*, and in the 15th century this was anglicized as *mixt action*. Probably the adjective may have been current in English in other than legal applications, but evidence is wanting. Now *mixt* had the appearance of being a participle of English formation; and as most English participles in *t* had an alternative disyllabtic form in *-ed* (cf. *vext, vexed, mist, missed*) it is natural that we find *myxyd* ('myxyd with gall') occurring, *metri gratia*, in a poem of about 1480. This may be said to imply the potential existence of a verb *mix*; but it is not certain that a writer who used the participle would have ventured to use the verb in any other form. In the early part of the 16th century, people seem to have felt uncertain whether the infinitive corresponding to the participle *mixt* should be 'to mixt' or 'to mix'. In 1526

the former occurs, and it is somewhat common throughout the first half of the century. The earliest instance of the verb *mix* seems to be in Elyot's Latin English Dictionary of 1538, where *misceo* is rendered 'to myxe'; but in the edition of 1548 this is altered to 'to myxt', which is the form employed by Elyot in his other writings. Owing probably to hesitation about the form of the present-stem, the verb was not freely used except in the compound tenses and the passive until about the last decade of the 16th century.

The ordinary verb in OE. with the sense now expressed by *mix* was *mengan,* and this continued in Middle English as *mengen.* Of *miscian* only two examples are given by Toller, and in bot these the sense is not 'to mix' but 'to apportion or regulate'. If the word had survived, it would probably have assumed the form **mish.* The alleged OE. **mixian,* given by Skeat on the authority of Hall's *Anglo-saxon Dictionary,* appears to be non-existent. The reference given by Hall is 'Mw. 505'. There is no 'Mw.' in Hall's 'List of Abbreviations', but it stands for Mayhew's *Old English Phonology,* where *mixian* appears with a reference to Kluge's list of Germanic loan-words from Latin in Paul's *Grundrifs.* The form certainly is found there, but seems to be a mere misprint. Kluge refers to M. Heyne's article *Mischen* in the *Deutsches Wörterbuch*; but Heyne has only *miscian.* Kluge's reference to Heyne is merely given for the sake of that scholar's arguments for the Latin origin of the Germanic word, not as authority for the form **mixian,* the mention of which would have been irrelevant. The misreading of *sc* in MS. as *x* is a very common source of printer's errors.[1] The form *mixian* is given in Sweet's *Anglo-Saxon Dictionary*; I can only suppose that Sweet took it inadvertently from Hall.

Oxford. Henry Bradley.

Outlaw und *Danelaw.*

H. Logemans Ansicht,[2] dafs 'von den ältesten Zeiten *outlaw* in England mit *law* verbunden ward', findet in den *Gesetzen der Angelsachsen* Bestätigung. Unter *exlex, exlegalitas, lex* verzeichnet nämlich deren *Wörterbuch* Belege, dafs drei Anglolateiner um 1115 bis 1130 jenes um 950 zuerst in England auftauchende Wort *utlah, utlaga* samt seinen Ableitungen[3] erklärten durch das seit c. 930 nachweisbare Wort *lagu* 'Recht'.

Dafs dagegen **lag* jemals 'Bezirk, Landesteil' ohne Beziehung aufs Recht heifsen müsse, trifft für die *Gesetze* nicht zu. Natürlich dulden jene Stellen, wo meine Übertragung *Rechtsgebiet* setzt, auch

[1] This statement is amusingly illustrated by the fact that, in the proof of the present article, *sc* was in two places printed instead of *x,* though I had taken especial pains to write clearly.

[2] *Archiv neu. Spra.* CXVII 271. [3] Vgl. auch *inlagie.*

die Erklärung 'Gebiet überhaupt', weil letzterer Begriff ja der weitere ist. Und Logeman konnte für sich anführen, dafs mit *on Denalage* geographischen Sinnes ganz synonym *eorl þær on lande, east inne* vorkommt. Allein für seine These wäre beweiskräftig nur ein Fall, wo sich **lag* lediglich geographisch als 'Land', unter Ausschlufs von 'Rechtsgebiet', verstehen liefse. Ein solcher fehlt in den *Gesetzen*. Gehen wir seine Zitate durch:

Wenn er zunächst Anstofs nahm an der Bedeutung *on*: 'kraft, laut, gemäfs', so zitiert das *Wörterbuch* (s. v. *on*, A c 5. 15) dafür Beweise genug. Auch bietet Æthelreds Prolog genau synonym *æfter Engla lage*. Die von Logeman angeführte Stelle *inne on D[e]ne lage* in Eadward-Guthrum begegnet freilich in einem Denkmal, dessen Kern auf frühere Zeit hinaufreicht als alle sonstigen Belege für *Danelaw*. Leider besitzen wir es aber nur 'in späterer Form',[1] dürfen also daraus nicht folgern, die Bedeutung 'geographisches Gebiet' sei älter als 'Recht'. — Für den ferner zitierten Æthelred VI 37 ist Quelle oder Parallele V 30, wo, ohne *on Dena lage*, nur *on Engla lage* steht, mit Ausschlufs der Möglichkeit, dies blofs geographisch zu deuten. — Die lateinische Überschrift zu Cnut II 15, welche *regio* enthält, ist eine Zutat unseres Landsmanns Wilkins;[2] *mulcta pacis violatae* wäre auch für einen Juristen des 11. Jahrhunderts in England zu klassisches Latein. — Die Leis Willelme 42, 2 übertragen nur Cnut II 15, 3; ihre Versio und einer von Cnuts Übersetzern behalten den Terminus *Denalaga* bei (während sie *terra, provincia* sagen würden, wenn sie Logemans Meinung teilten); und die beiden anderen Übersetzer Cnuts haben *lex*. — Die Leges Henrici und der Durhamer Lateiner, die Logeman beide zitiert, folgen einem angelsächsischen Traktat des 11. Jahrhunderts.[3] In dieser Zeit gab es keinen Bezirk mit 15 Grafschaften des nördlichen und östlichen Englands, der einen Gegensatz zu Mercien und Wessex in anderen Stücken dargestellt hätte als im Partikularrecht. Niemals ward er, wie etwa Wessex, Kent, Ostanglien, Mercien, Fünfburgen, Northumbrien, einheitlich verwaltet. Nie nennen die Könige von England, die sich doch zu betiteln lieben als Herrscher der Northumbrer und der heidnischen Nordleute, etwa die *Denalagu* in ihrem Titel. In jenem Traktat also heifst *lagu* wiederum 'Rechtsgebiet'. Das Kapitel der Leges Henrici[4] handelt laut der Rubrik von *diversitate*[5] *legum vel* [d. i. *et*] *provinciarum*: 'der Rechtsgebiete und geographischen Landesteile'. Nämlich geographisch *regnum dividitur in Westsexiam, Mircenos, Danorum provinciam*; zweitens *legis etiam trina est particio: Westsexia, Mircena, Denelaga*; die Genetivendung *-ena*, ein Rest der angelsächsischen Quelle, beweist, dafs man auch dazu

[1] *Gesetze* II 51, Spalte 3. [2] Ebd. I p. XLIX. [3] Ebd. 552; meine *Leges Angl. Lond. coll.* S. 7. [4] Sie datieren um 1115, nicht 1135, und dürfen nicht mit den hundert Jahre späteren Interpolationen vermischt zitiert werden. [5] Ich kürze Zitate.

laga ergänzen mufs. Für den Verfasser dieser *Leges* deckt sich *lagu* mit *lex,*[1] hier wie oben in *exlex* seines anderen Werkes *Quadripartitus.* — Diese Stelle wird in c. 9, 10 f. (nicht § 9) nur wiederholt.

Die von Logeman nicht zitierten Gesetzesstellen, an denen *lagu* oder eine Ableitung vorkommt, sind viel zahlreicher. Keine schliefst eine Übersetzung 'Recht' oder 'Rechtsgebiet' aus, keine zwingt, 'Landesteil ohne Rücksicht aufs Recht' zu verstehen. Also dachten die Angelsachsen ans Recht auch bei diesem Worte, als sie es mit einem anderen Worte komponierten oder Composita vielleicht, wie *utlah,* fertig von den Nordleuten übernahmen und ihrer Sprache nur lautlich anglichen.

Berlin. F. Liebermann.

Ags. *innanburgware.*

Die lateinische Urkunde Ealhheres für Canterbury von 860—6 wird bezeugt von *ingan burgware.* Die bisherigen Editoren[2] geben keine Erklärung. Kemble[3] riet auf *ingang,* was er irrig 'Club' deutet, während es 'Eingang' und in den Gildestatuten 'Eintrittsgeld'[4] heifst. Hegel[5] verwarf jenes mit Recht und holte sich vom ersten Germanisten die Vermutung *'nigan,* altkentisch für 9'. Allein wie die nächste Zeugenzeile die Gilde der *cniahta* zeigt, so ist oben die der 'Innenbürger' gemeint. Zwei andere Urkunden desselben Ortes bieten nämlich *þa geferscipas innanburhwara*[6] *and utanburhwara.*[7] Die Schreibung *-ng-* für *-nn-* ist auch sonst belegt.[8]

Berlin. F. Liebermann.

Deutsches Theater in London vor 100 Jahren.

In der vortrefflichen von Dr. Houben 1904 herausgegebenen *Bibliographie der Romantik* findet sich Sp. 296, Z. 31 eine kurze Notiz: London; German Theatre; Direktor Schirmer. Es wird dort der Inhalt einiger von F. Ch. A. Hasse[9] geschriebener Briefe angegeben, die von der See, aus London und aus Lissabon in den Jahren 1805 und 1806 an eine Freundin in Deutschland gerichtet sind. Gedruckt sind sie in der von Friedrich Kind herausgegebenen Zeitschrift *Die Harfe* (Jahrg. 1816, Bd. III, p. 114 ff.).

Ich lasse zunächst Hasses Bericht aus dieser nicht allgemein zugänglichen Zeitschrift folgen.

'Den 30. August [1805]. Ich habe neulich das German Theatre besucht. Die Gesellschaft des Unternehmers, Herrn Schirmer, besteht gröfstentheils aus Kindern. Sie führen deutsche Operetten auf. Einige der kleinen Rosciusse spielen recht artig. Ernsthafte Männer

[1] *Gesetze* II 133.
[2] Kemble n. 293; Thorpe 127; Sanders (*Ordnance survey*) I 9; Birch 515. [3] *Saxons* II 309. [4] Toller s. v. [5] *Städte und Gilden* I 41. [6] Toller s. v. zitiert Thorpe = Birch 1010. [7] Auch Birch 1212; das Wort fehlt Toller. [8] Meine *Gesetze der Agsa.* II 155.
[9] Vgl. über ihn Goedeke[2] VII, 299.

hören ihnen aufmerksam zu, sie verstehen kein Wort, aber ihre Lieblinge werden oft genug von ihnen *encore!* Den Franzosen ist es noch nicht gelungen ein Theater in London einzuführen; am wenigsten wird dies jetzt geschehen.'

Das Auftreten von Kindertruppen auf den Londoner Bühnen war durchaus nichts Unerhörtes. Schon unter Elisabeth, die ja das Theater leidenschaftlich liebte, spielten die Chorknaben der königlichen Kapelle, sehr zum Verdrufs der Berufsschauspieler, die diesen Wettbewerb recht unangenehm empfanden (Ward I, 452). Auch unter Jakob I. hören wir noch von 'Children of the Revels' (Fitzgerald, *New history of the Engl. stage* I, 43); in der Folgezeit verschwindet jede Spur von ihnen. Nun kommt aber in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts die Mode auf, einzelne Hauptrollen von Kindern darstellen zu lassen. Das bekannteste und wohl auch begabteste unter ihnen war William Betty, zubenannt 'the young Roscius' (1791—1874). In Irland geboren, betrat er schon in seinem zwölften Jahre die Bretter, auf denen er zuerst die Rolle des Osman in Aaron Hills Tragödie 'Zara' (Voltaires 'Zaïre') gab. Nachdem er darauf in verschiedenen Städten Irlands und Schottlands aufgetreten war, erschien er im Dezember 1804 in London, wo ihn das Publikum in Rollen wie Douglas, Rolla, Romeo mit unglaublichem Enthusiasmus aufnahm. Es kam so weit, dafs das Unterhaus seine Sitzung aufhob, weil die Mitglieder den Knaben als Hamlet bewundern wollten. Lange scheint die Begeisterung freilich nicht vorgehalten zu haben; man bemerkte doch, dafs seine Deklamation zwar gut, seine Mimik dagegen mangelhaft war, und dafs er irgendwelche Gewalt über die Herzen der Zuhörer auf die Dauer nicht auszuüben vermochte. Immerhin gelang es ihm noch, sich einige Jahre in der Provinz zu halten; indessen erfüllte der junge Mime die Erwartungen nicht, die man einst auf ihn gesetzt hatte.[1]

Diese Verhältnisse scheinen einem deutschen Unternehmer, dem oben genannten Schirmer, Mut gemacht zu haben, gleich mit einer ganzen Kindertruppe (zu der auch einige Erwachsene gehörten) vor das Londoner Publikum zu treten. Noch war ja der Nimbus des German Drama, so grofse Einbufse es auch erlitten hatte, nicht ganz geschwunden. Schirmer mietete nun von dem bekannten Dramatiker und Liederdichter Charles Dibdin ein kleines Theater in Leicester Place dicht bei Leicester Square und begann seine Vorstellungen nach Ausweis der Zeitungsanzeigen am 22. Juni 1805. Der Zeitpunkt war insofern günstig gewählt, als die grofsen Bühnen wie Drury Lane und Covent Garden gerade ihre Pforten geschlossen hatten; auch kam dem Unternehmen zugute, dafs die Truppe zweimal zu Windsor vor dem königlichen Hofe spielen durfte. Leider

[1] Über die wenig günstigen Erfahrungen einer achtjährigen Schauspielerin in London vgl. Oulton, *History of the theatres of London from 1795 to 1817*, vol. II, 148.

scheint auch ihnen das Glück nicht lange hold gewesen zu sein. Der Tod des Herzogs von Gloucester am 25. August zwang sie, die Vorstellungen, die bis dahin dreimal in der Woche — Montags, Mittwochs und Sonnabends — stattgefunden hatten, bis zum 7. September zu unterbrechen. Danach scheint die Gesellschaft nur noch zweimal (am 9. und 21.) gespielt zu haben; wenigstens hören von da an die Ankündigungen in den Zeitungen auf.

Drei Gründe waren es hauptsächlich, die das Gelingen des Unternehmens vereitelten: einmal die Wahl der Stücke, unter denen kein irgendwie bemerkenswertes sich befindet; dann die Teilnahmlosigkeit des Publikums, die sich notwendig einstellen mufste, da die Mehrheit der Zuhörer die Sprache der Darsteller nicht verstand; endlich die Konkurrenz der grofsen Theater, die gerade Ende September ihre Vorstellungen wieder begannen. Es ist übrigens bezeichnend, dafs, wenn ich nichts übersehen habe, keine Zeitung auch nur mit einer Zeile von den Vorstellungen der deutschen Schauspieler Notiz genommen hat.

Werfen wir noch einen kurzen Blick auf das Repertoire. Die Vorstellungen waren meistens so eingeteilt, dafs man zuerst ein Singspiel oder eine Operette gab: es folgte ein Solovortrag (Gesang, Klavier oder Tanz) und zum Schlufs eine Posse. Von Singspielen bzw. Operetten wurden die folgenden gegeben: *The milkmaid* (von Dibdin, 1778); *The sportman's wife*; *Das Singspiel* (= das Singspiel ohne Titel von J. Schenk, 1790?); *The three suitors* (never before acted; the music by Mr. Holst); *The jealous husband*; *The Swiss*; *The milkmaid and the two sportsmen* (= Les deux chasseurs et la laitière, Text von Anseaume, Musik von Duni, 1763). Von Possen die folgenden: *The prisoner* (= Der Gefangene, Lustspiel in 1 Akt von Kotzebue, 1800: Goedeke V, 280, 63); *The discovery*; *The double mask*; *The letter and lottery ticket* (mit einer Fortsetzung: *The pedigree*); *The drunkard* (= Der Trunkenbold, von Kotzebue, 1805, eine Schnurre in 2 Akten nach Holberg: Goedeke V, 282, Nr. 111); *New shoes*; *The Innocent deception*; *Let every one sweep before his own door.*

Es ist erfreulich konstatieren zu können, wie grofs der Umschwung ist, der sich in den Anschauungen der Engländer über die einst verketzerte deutsche Bühne vollzogen hat. Nicht nur werden gerade in jüngster Zeit die Schöpfungen der deutschen Dramatiker hohen Lobes gewürdigt, auch unsere Schauspielkunst findet Beifall und Verständnis, und allwinterlich durfte in den letzten Jahren eine deutsche Truppe den Londonern eine Auswahl unserer besten Stücke vorführen.

Berlin. Georg Herzfeld.

Zu Smith, *De recta et emendata linguæ Anglicæ scriptione* (1568).

Luick, *Untersuchungen* § 341, nimmt nach Ellis' Transskription an, dafs für *either* die Vorstufe der Lautung *aiðər* (mit der Entsprechung des me. *ī*) schon bei Smith 1568 belegt sei. In der Um-

schrift von Ellis aber steckt ein Irrtum. In Wirklichkeit schreibt Smith S. 43[b] *eiɹer*, d. h. *eiđər*; *ei* ist die Entsprechung des me. *ei*, während für me. *ī* bei unserem Gewährsmann *ï* erscheint. Die Vorstufe des *ai* scheint erst im 18. Jahrhundert bezeugt zu sein (Jones 1701 unsicher, Buchanan 1760, Johnston 1764).

Dasselbe Vokalzeichen wie in *me, feet, seek* finden wir bei Smith S. 23[a] in dem Verbum *cheap* 'licitari', das Ellis mit *'tshiip?'* transskribiert. Smith's Aussprachebezeichnung weist auf me. *chēpe* = ae. *čēpan* (**kaupjan*) neben ae. *čēapian* (**kaupojan*). Danach hätte sich germ. **kaupjan* entgegen der Meinung Murrays nicht nur bis ins Me. (*N. E. D.*: 'this does not appear to have come down into ME., dagegen Bradley, *Me. Dict.*, *chēpen* = ae. *cēpan*, *cȳpan*), sondern sogar bis ins Frühneuenglische gehalten.

Gieſsen. Wilhelm Horn.

Mistrals 'Buſspsalm'.

(*Lou saume de la penitènci.*)

Der CXI. Band des *Archivs* brachte die Übersetzung von Mistrals *Lou Roucas de Sisife* betitelter Strafpredigt. Ihr lasse ich nun den entstehungsgeschichtlich vorangehenden, in vier Teile — Anrufung, Beichte, Miserere, Bitte — gegliederten Buſspsalm folgen.

Der *Roucas* ist 1871, in den Tagen der Kommune, der *Saume* aber schon im November 1870 entstanden, als die Völker Frankreichs, von den Wetterschlägen der für ganz unmöglich gehaltenen deutschen Siege wie betäubt, nach dem 'Verräter' suchten. Mistral wollte, entgegen der groſsen Mehrzahl seiner Landsleute, auch hier die Verfehlung da sehen, wo sie wirklich lag, und hat in seiner schlichten, ehrlichen Gläubigkeit dem Lande, insbesondere aber der Hauptstadt, die Mitschuld an den Sünden und Freveln des zweiten Kaiserreiches mutig in donnernden Worten vorgehalten. Nach Gaston Paris' maſsgebendem Urteil ist das Gedicht, das man füglich eine sittliche Tat nennen darf, die groſsartigste poetische Eingebung, die das 'furchtbare Jahr' überhaupt gezeitigt hat.

Es wollte mir, bei dem hohen Ernste des Gegenstandes, angemessen erscheinen, zwar mit Beibehaltung der Form, aber unter Aufopferung mancher Reime, eine möglichst wörtliche Wiedergabe der Bilder und Wendungen des Originals anzustreben, eingedenk des Goetheschen Grundsatzes: 'Den Gedanken rein zu haben, ist mehr als alle Reime wert'.

Mein Verdeutschungsversuch lautet demgemäſs wie folgt:

I.

O Herr, du schleuderst deine Blitze endlich
auf unsre Stirnen
in heiligem Zorn;
Die Nacht jagt unser Schlachtschiff unabwendlich
auf Felsenriffe,
mit Bug und Sporn.

Herr, von des Feindes Eisen werden wir
wie reife Frucht
zerhackt, zerschnitten;
und niemand ist zu unserm Schutze hier,
von jenen all,
für die wir stritten!

O Herr, in unserer Hoffart hast uns du
wie Weidenruten
entzweigeknickt;
und niemand mehr schaut jetzt mit Neid uns zu,
uns, die noch gestern
so stolz geblickt!

O Herr, du lässest unsrer Heimat Auen
durch Krieg und Zwietracht
verwüstet sein;
Und ohne dein erbarmend Niederschauen
verderben alle,
so Grofs als Klein.

Herr, furchtbar treffen deines Zornes Schläge!
Wir stehn erschrocken
und angstgequält.
Zerbrochen hast du unsre Macht; du zwingst uns,
zerknirscht zu beichten
was wir gefehlt.

II.

Die strengen Bräuche, das Gesetz der Väter,
o Herr, verliefsen
wir wahnbetört;
die Tugenden, des Hauses schlichte Sitten,
das alles haben
wir roh zerstört.

Herr, unsern Kindern schlechtes Beispiel gebend
und dich verleugnend,
du hoher Gott,
verschlossen eines Tags wir deine Tempel
und höhnten Christum
mit frevlem Spott.

Herr, deine heiligen Weihen und Gebote
rifs unsre Torheit
aus Herz und Sinn
und wollte keinen andern Gott verehren
als Fortschrittsträume
und Geldgewinn.

O Herr, wir haben bis in deine Himmel
dein Licht verfinstert
mit unserm Rauch;
Der Ahnen keusche Armut zu verlachen
und ihre Einfalt
ward neuer Brauch.

O Herr, wir haben trotzig mit dem Winde
der Wahnpropheten
dein Wort verweht;
wir hielten uns für Götter. Unsre Kleinheit
hat eitler Hochmut
emporgeblähet!

O Herr, wir haben deine Spur verlassen,
statt Ehrfurcht kannte
das Herz nur Neid;
und mit dem schweren Wein, der uns berauschte,
befleckten frech wir
der Unschuld Kleid.

III.

Herr, unser Volk ist dein verlorner Sohn;
doch sind wir dein
in Christi Namen.
Laſs Strafe sein, wie wir verdient. Doch auch
Barmherzigkeit
laſs nicht erlahmen.

O Herr, im Namen derer, die ins Feld
gezogen sind
als die Gerechten
und die gehorsam, ernst und muterfüllt
gefallen sind
in den Gefechten;

O Herr, im Namen von so vielen Müttern,
die für die Söhne
dich bitten gehn,
und die im nächsten Jahr nicht, noch im andern
— die armen Mütter! —
sie wiedersehn;

Herr, in so vieler junger Frauen Namen,
an deren Busen
ein Kindlein trinkt,
und deren Träne — Ärmste! — aus dem Bette,
dem naſsgeweinten,
zu Boden sinkt;

Im Namen, Herr, der Armen und der Toten,
die du geladen
vor dein Gericht,
und die fürs Vaterland dahingegangen,
für ihren Glauben
und für die Pflicht!

Herr, um so vieler Schicksalsschläge willen
und Schmerz, und Jammer,
und Tränenflut;
um so viel halbzerstörter Städte willen,
um so viel tapfres
und heiliges Blut!

Herr, um so vieler Not und Trübsal willen,
Gemetzel, Feuer
und Feindesschwert;
der Trauer über unser Frankreich willen,
des Schimpfes wegen,
der uns entehrt:

IV.

Wirf einen Blick herab, o Gott der Gnade,
entwaffne deine
Gerechtigkeit;
erhöre endlich unsres Volkes Rufen,
des schwergetroffnen,
das zu dir schreit!

Herr, wenn in Widerspenstigkeit die Städte,
auf Reichtum trotzend,
in Geistesnacht,
die Schale deines Zorns durch Ungehorsam
zum Überlaufen
zuletzt gebracht,

O Herr, so beugen vor dem hehren Hauche
des Hochgebirges
gehorsam sich
im Sommer wie im Winter alle Bäume
des flachen Landes
und loben dich.

Es haben Frankreich, Herr, und die Provence
dich nur beleidigt
aus Unverstand:
Vergib uns unsre Schuld, denn wir bereuen
begangne Sünden,
nun sie erkannt.

Ja, Herr, wir wollen endlich Männer werden;
so nimm denn von uns
der Knechtschaft Band!
Gallo-Romanen, Söhne edlen Blutes,
lafs frei uns schreiten
durch unser Land.

Sieh, Herr, nicht wir sinds, die das Übel schufen.
Gib deines Friedens
uns einen Strahl!
Hilf unsrer Sache, lafs uns wieder leben
und fromm dich lieben,
befreit von Qual.

Frankfurt a. M. A. Bertuch.

Zu Pancúgolo.[1]

Die Herkunft des sonderbaren Bergnamens *Pancúgolo* habe ich in meiner Schrift: *Über einige Namen von Bergen, Tälern, Weilern*

[1] Vgl. *Archiv* Bd. CIV, S. 139 ff.

und Hütten in der Umgebung von Madonna di Campiglio, Strafsburg 1899, zu ergründen versucht, ohne zu einem befriedigenden Ergebnis zu gelangen. Das von Du Cange angeführte, von mir noch nicht herbeigezogene Wort *Pancogollus* scheint mir einer besonderen Erwägung wert zu sein. Danach ist *Pancogollus* = Caupo, vel qui mensa excipit. Gall. *aubergiste, traiteur*. Unmittelbar darauf folgendes *Pancosserius* = Pistor, quasi qui panem coquit, und ferner die Erwägung, dafs *cucullus* (auch *cuculla*) Kapuze, Kutte, Mönchskutte, ital. *cuculla* sowohl Kapuze, Kutte als auch Mönch bedeuten, führt zu der Annahme, dafs *Pancogollus* in erster Bedeutung etwa als 'Brotmönch' wiederzugeben ist, d. h. als der Mönch, dem die Besorgung und Verteilung des Brotes im Kloster oblag, dann zur allgemeinen Bezeichnung 'Wirt' überging.

Da nun an der Stelle des heutigen Madonna di Campiglio ein schon 1188 urkundlich erwähntes Hospiz[1] stand, das zahllosen Wanderern Unterkunft gewährte, und der *Pancúgolo* gewissermafsen das Wahrzeichen des Ortes war, so schliefse ich, dafs man ihm die Bezeichnung 'Wirt' beigelegt hat. Es wurde damit zugleich die kapuzenartige Form des Berges treffend bezeichnet.

Bianchi (*Toponomastica Toscana*)[2] führt eine Reihe ähnlicher Namen derartig geformter Berge auf, unter denen ich den Monte Cúccolo, zwischen dem Bisenzio und der Sieve, hervorhebe. Er bemerkt zu der Aufzählung: '... onde apparisce che "cúccolo" vale "fatto a cappuccio", "conico".'

Bezüglich der lautlichen Erörterungen verweise ich auf das in der anfangs erwähnten Schrift hierüber Gesagte.

Berlin. Heinrich Sabersky.

[Diese Notiz über den Bergnamen *Pancúgolo*] führt in sehr schwierige Probleme der roman. Etymologie hinein, die zu erörtern nicht Gegenstand dieser Anmerkung sein kann. Hier nur so viel: Über **cócula* (resp. **cóculu*) = Schnecke, als zur Sippe *cochlea* gehörig, hat Schuchardt, *Roman. Etymologien* II, p. 16 ff. und *Z. f. r. Ph.* XXVI, 320 ausführlich gehandelt, und er sowohl wie Guarnerio, *Miscell. linguist. in onore di G. Ascoli*, p. 234 ff., konstatieren bei dieser Bildung eine doppelte Kreuzung mit zwei form- und sinnverwandten Wörtern, nämlich 1) mit *coccu* (Kern), was zu **cócculu* führte, und 2) mit *cucúllu* (Kapuze), was zu **cúculu, *cúcculu, *cocúllu, *cuccúllu, *coccúllu* führte. Diese Formen **cóculu, *cócculu, *cucúllu, *cúculu, *cúcculu* etc. finden sich auf dem weiten Gebiet des Romanischen — und darüber hinaus — für den grofsen Bedeutungskreis von Schnecke, Schale, Kiesel, Kern, Kugel, Kuppel, Kapuze, Berggipfel, Gebäck, Cocon etc. bunt gemischt. Danach könnte (*pane *cúculu* >) *pancúgolo* sehr wohl ursprünglich ein Gebäck bezeichnet haben und der Name der Brotform auf den Berg übertragen worden sein.

Im Osträtischen lebt das Wort noch heute in der Form *pancúcul*, wie Sabersky (p. 18 seiner Schrift) nach Pirona — den ich nicht zur

[1] Vgl. meine Schrift S. 1—6.
[2] *Archivio glottologico* Bd. X, S. 312.

Hand habe — und einer anderen Quelle angibt. Es besteht neben dem dort ebenfalls lebenden *pancucc*. Beide Wörter, *pancucc* und *pancúcul*, bezeichnen heute sowohl den Bäcker als den Sauerampfer. Die Bildung von *pancucc* ist ja sehr durchsichtig: **panis cocus*: das Wort gehört also zu den alten Kompositis mit vorangestelltem Genetiv. — Worauf die Metapher beruht, die das Wort *pancucc* in die Flora übergeführt hat, mag hier dahingestellt bleiben.

Man könnte in *pancúcul* (*Pancúgolo*) = Bäcker auch das Diminutiv zu *pancucc* sehen wollen. Ich bin aber, wie gesagt, geneigt, darin die Bezeichnung einer (runden oder ovalen oder konischen) Brotform zu erkennen, deren Name dann auf den Hersteller, den Bäcker, um so eher übertragen werden konnte, als eben diese lautliche Ähnlichkeit (*-cucc, -cúcul*) bestand. — Auch bei diesem **pane cúculu* hat sich übrigens die obenerwähnte Kreuzung eingestellt. Das von Ducange belegte *pancogóllus* (*hospiti sive tabernario vel pancogollo*) zeigt Einmischung von *cucúllu*, wenn es nicht einfach Verschreibung für *pancógolus* ist. Dafs in *cucúllu* die Mönchskutte zu erkennen sei und *pancogollus* als 'Brotmönch' gedeutet werden könne, halte ich für unmöglich. — Da der Bäcker häufig genug auch eine Gastwirtschaft führte, kam der Name *pancogóllus* oder *pancógolus* zur Bedeutung: Gastwirt. Mit *tabernarius* (*tavernier*) findet sich *pancogola* auch in einem provenzalischen Text zusammengestellt, den Raynouard, *Lex. rom.* IV, 406 zitiert. — *Pancosserius* scheint auf Südfrankreich beschränkt zu sein = *pancoussier*. Es geht ebenfalls auf *panis cocus* zurück und ist eine Ableitung auf Grund des Nominativs (cf. franz. *queux*). H. M.]

Le *Misaulus* d'Ulrich Hutten et ses sources.

'La traduction de l'allemand d'Ulrich Hutène' — écrit M. Toldo dans son excellent essai sur Le courtisan dans la littérature française (*Archiv* CIV, 88) — 'ne regarde pas de près notre sujet. Il suffit de dire *qu'il y a là un tableau des habitudes encore rudes de ces gentilshommes*. Dans les cours de l'Allemagne, dit l'auteur, *l'on y boit, l'on gourmande, l'on y vomit. Davantage il faut supporter non seulement la puanteur des hommes, mais aussi des bestes.* ... Et l'auteur continue, représentant la saleté de la nappe, des lits, et des mœurs de ces courtisans. *On voit que le temps du grand Frédéric est encore bien loin'*.

D'après cela, on dirait qu'il s'agit d'un ouvrage tout à fait original, où les mœurs de l'Allemagne ont trouvé leur fidèle peinture. Il est bien sûr pourtant qu'Ulrich Hutten puisa aux sources classiques (Voyez là-dessus R. Förster, *Lucian in der Renaissance, Archiv für Literaturgeschichte* XIV, 1886, 344), et que ses passages sur la saleté et la rudesse de la Cour sont tirés de la célèbre épître d'Enea Silvio.

On pourra aisément s'en persuader, en comparant, entre autres, les morceaux suivants, qui regardent le dîner du courtisan.

Enea Silvio:	Ulrich Hutten:
Caules putridi, rapae marcentes et muscidae, legumina semicocta ... mixta.	tibi apponuntur iuxta insipidum olus aut legumina, utcumque commixta.

in communi potabis, atque ibi mordebis ubi nunc vel pediculosa barba, vel salviosum labium ... fuerunt.

Quid de mappis dicam? nigris, laceris, unctis, quae nedum tibi fastidium moveant, sed manibus applicantur, teque sequuntur.

(*De Miseriis Curialium — Epistolae*, Lugduni 1518.)

Catania.

Vinum aut acidum, aut quod ab alia sumptum mensa est, de quo biberat forte barbatus aliquis, barbam profuso nuper iure conspurcatam habens.

crassum ac multo semper iure impinguatum mantile, ut digitis haerens, quoquo trahas, sequatur.

(*Misaulus — Opera*, Lipsiae 1862, IV, 71.)

Guido Manacorda.

Zu einer im 16. Jahrhundert verbreiteten Anekdote.

A. L. Stiefel hat in *Archiv* XCIV, 140 übersehen, dafs die in *Hore di ricreazione, Cluchtboek* und *Recueil* enthaltene Erzählung 'D'un astrologue qui de nuit tomba dans un puits etc.' von dem alten Märchen der Zerstreutheit des Thales, d. h. von Diogenes Laertius I, 1. 34 direkt herrührt. Man vergleiche:

Diogenes Laertius:

Fertur cum [Thales] domo exiret contemplandorum siderum causa, in subiectam fossam incidisse, petulantique probro dictum ab anu domestica: Qua ratione, o Thales, quae in coelis sunt comprehensurum te arbitraris, qui ea quae sunt ante oculos videre non vales?

Guicciardini (*Hore di rec.*):

Un Astrologo contemplando & guardando il cielo cadde in una fossa; il che veduto la moglie disse: egli ti sta molto bene, poiche tu vuoi vedere & sapere quel che è in Cielo, & non vedi, & non sai quel che tu hai innanzi a' piedi.[1]

Traversari's lateinische Übersetzung (Diogenis Laertii De Vita et Mori bvs Philoso phorvm Li bri X | Cvm Indice locvpletissimo | apvd Seb. Gryphivm | Lvgdvni 1551, S. 22) wird hier als die zu der Renaissancezeit verbreitetste zitiert. Ich bin aber darüber im Zweifel, ob Guicciardini aus dem Urtext oder aus der lateinischen Übersetzung geschöpft hat. Vielleicht hat er die italienische Übersetzung der Brüder Rossettini (Venedig, 1545, 1561 etc.) benützt, welche mir im Augenblick unzugänglich bleibt.

[1] Griechisch: *τὰ ἐνὶ ποσὶν.*

Catania. Guido Manacorda.

Sitzungen der Berliner Gesellschaft

für das Studium der neueren Sprachen.

Sitzung vom 12. Dezember 1905.

Herr Söhring beendet seinen Vortrag über die Verwendung des Monologs in Shakespeares Tragödien. Er verweist noch einmal auf die schon früher erläuterte Einteilung der Monologe in Reflexions- und Affektmonologe einerseits, in Offenbarungs- und Entschlufsmonologe anderseits. Von diesen vier Klassen finden sich bei Shakespeare eigentliche Reflexionsmonologe selten, Affektmonologe dagegen in allen beobachteten Tragödien aufser dem 'Titus Andronicus'; dafs dieselben auch dramatisch wirksam sein können, sucht der Vortragende an einigen Beispielen darzutun. — Von den eigentlichen dramatischen, den Tatmonologen, sind beide Arten, sowohl der unkünstlerische Bericht an das Publikum als auch die 'innere Szene' etwa gleich stark vertreten. Hierbei ist ein Fortschritt des Dichters in dem Sinne zu erkennen, dafs in den reiferen Werken die Entschlufsmonologe die blofsen Offenbarungsmonologe immer mehr überwiegen bezw. (im 'Hamlet' und 'Coriolan') ganz verdrängen, während in der Jugendtragödie das Umgekehrte der Fall war. 'Lear' und allenfalls 'Othello' bilden auffällige Ausnahmen, die der Vortragende aus dem Charakter der monologisierenden Personen Edmund und Jago und der Absicht des Dichters zu erklären sucht. Er verweist dabei auf den Vortrag von Kilian vom April 1903 (*Shakespeare-Jahrbuch* Bd. 39), der das Monologisieren ad spectatores durch die Einrichtung der Shakespearebühne erklärt in ihrem Gegensatz zur modernen Illusionsbühne. Kilian beachtet jedoch nicht, dafs der Dichter im allgemeinen in den Tragödien mehr und mehr auf solche 'Orientierungsmonologe' verzichtet, so dafs Fälle wie die im 'Lear' und 'Othello' in der Tat wohl eher aus inneren Gründen zu verstehen sind.

Was das Verhältnis der Tatmonologe zu den Stimmungsmonologen in ihrer Gesamtheit betrifft, so überwiegen jene nicht unerheblich; sie liegen vorzugsweise in den ersten, die Stimmungsmonologe mehr in den letzten Akten. Beispiele des entgegengesetzten Verfahrens treffen wir im 'Romeo' und im 'Hamlet'; sie lassen sich aus den Besonderheiten des Aufbaus dieser beiden Dramen verstehen.

Die monologisierenden Personen sind nicht immer die führenden Charaktere, wie man erwarten sollte; auch hier fehlt der Jugend noch die dramaturgische Sicherheit. Von den reiferen Werken aber finden sich Monologe von Nebenpersonen in gröfserer Zahl nur im 'Cäsar'. — In der Verteilung der Selbstgespräche auf Spiel und Gegenspiel heben sich die eigentlichen Intrigenstücke mit einer stärkeren Belastung des letzteren von den übrigen heraus. Eine Gruppierung der Personen nach den inneren Motiven für ihre Selbstgespräche ergibt die Sonderung der eigentlichen Verbrechernaturen von den äufserlich oder innerlich isolierten Helden. —

Der Vortragende geht dann auf die formale Behandlung der Monologe über. Stilistisch ist ein Fortschritt von formelhafter Rhetorik

zu lebhaftem und bewegtem 'lauten Denken' unverkennbar, der aber wahrscheinlich ebenso gut im Dialog und Polylog zu bemerken sein wird. — Mit Bezug auf die Komposition monologischer Szenen zeigt sich ein Streben nach immer lebendigerer Gestaltung. Aus diesem Streben erklärt der Vortragende die Unterbrechung von Selbstgesprächen durch dialogische Stellen. Im besonderen erachtet er die Fälle von 'Belauschung', die Kilian als unkünstlerisch verurteilt, so weit sie in den Tragödien vorkommen ('Lear' II, 2 und Macbeth V, 1), umgekehrt als einen Ausfluss höchster künstlerischer Absicht. Ein dramatisch-technischer Grund für solche Unterbrechungen überhaupt scheint ihm das Bestreben nach relativer Kürze der Einzelrede, wie sie späterhin von Gottsched und Diderot ausdrücklich gefordert wurde.

Nachdem der Vortragende noch kurz der eigenartigen Kombinationen zweier Monologe gedacht hat, die er als Parallel- bezw. Kreuzmonologe bezeichnet, fasst er seine Ergebnisse wie folgt zusammen:

1. Shakespeare ist der Monolog immer als ein wertvoller Bestandteil seiner Komposition erschienen, kaum je als 'Notbehelf'.

2. Er hat in der Behandlung dieses Kunstmittels grosse Fortschritte gemacht.

3. In der Verwendung des Monologs findet man wohl gewisse Richtlinien, aber keine starre Regelmäßigkeit, da sie nicht durch theoretische Erwägungen, sondern fast immer durch die Rücksicht auf den künstlerischen Sonderzweck bestimmt ist.

Herr R. Tobler sprach über Lafontaines Fabel 'Le Savetier et le Financier' (*Arch.* CXVII, 328). Er ging aus von der Figur des reichen Mannes, die einem gründlichen Leser nicht ohne weiteres klar sei, aber von den Kommentatoren keines Wortes gewürdigt werde. Er gab dann einen Überblick über die Geschichte des Stoffes von Stobaeus, über die mittelalterlichen Sammlungen von Predigtstoffen, wie die des Etienne von Bourbon, das 'Speculum Morale', die Predigten des Bernardin von Siena, das 'Speculum exemplorum', das 'Promptuarium Exemplorum' und andere, Despériers 'Nouvelles Récréations', Burkhard Waldis' 'Esopus' bis auf Lafontaine, wobei er besonders die einheitliche, klare Darstellungsart des Deutschen hervorhob. Ein Zusammenhang zwischen ihm und Lafontaine sei nicht nachzuweisen. Unter Hinweis auf den Wortlaut der Fabel, den Charakter der Menschen in Lafontaines Fabeln und den Charakter des Reichen in der mittelalterlichen Überlieferung des Stoffes stellte dann der Vortragende die Behauptung auf, dass Bosheit und Selbstsucht als Motive der Handlungsweise des Reichen in Lafontaines Fabel anzusehen seien. Zum Schlusse ging er auf die späteren Bearbeitungen des Stoffes ein, besonders auf Hagedorn, der in seinem 'Johann der Seifensieder' hauptsächlich Lafontaine bearbeitet, aber durch ungeschickte Änderungen und unkünstlerische Zusätze die poetische Einheit der Erzählung zerstört habe.

Herr Kuttner nennt die Rede des Geizigen bei Lafontaine ein Muster von Tücke und List; sie werde auch in den französischen Schulen als solches hingestellt. — Herr Adolf Tobler führt aus, dass es nicht immer gesagt sei, dass die ältesten Bearbeitungen die besten sind; gerade bei den ältesten Fassungen sei oft der Kern am wenigsten klar und sauber gearbeitet. Oft verlieren die Geschichten dadurch, dass sie von Volk zu Volk gehen, aber gerade in unserem Falle ist die jüngere Fassung die beste. Zwischen Waldis und Lafontaine fehlt der direkte Zusammenhang, es ist wohl eine unbekannte gemeinschaftliche Quelle vorhanden. — Herr Rödiger meint, in den alten Predigtgeschichten wäre sicher noch etwas zu finden.

Herr Oberlehrer Dr. Rudolf Berger wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Am Schluss der Sitzung ergreift der neugewählte Vorsitzende, Herr

Mangold, das Wort, dankt Herrn Adolf Tobler in bewegten Worten für die bewiesene zehnjährige Treue, mit der er die Gesellschaft geleitet habe, und teilt ihm mit, dafs die Gesellschaft ihn einstimmig zum Ehrenvorsitzenden ernannt habe. Während der Rede haben sich die Mitglieder von den Plätzen erhoben. Herr Adolf Tobler dankt allen Mitgliedern der Gesellschaft für ihr Wohlwollen und ihre Mitarbeit und nimmt die ihm erwiesene Ehrung mit herzlichen Worten des Dankes an.

Sitzung vom 9. Januar 1906.

Herr Adolf Tobler spricht über schriftliche Arbeiten im französischen Unterricht. Zunächst wird es sich fragen, ob man ein selbständiges Niederschreiben längerer französischer Gedankenfolgen ohne Anlehnung an den Lehrer oder einen Text überhaupt erreichen kann. Diese Frage mufs angesichts der beschränkten Stundenzahl namentlich der oberen Klassen und bei der grofsen Schülerzahl entschieden verneint werden. Die Schüler werden schon zu Hause in der Überzeugung bestärkt, dafs sie wirklich französische Aufsätze nicht leisten können; sie glauben, dafs sie das erst später durch Privatunterricht oder Aufenthalt im Auslande lernen. Die selbständige Abfassung eines kleinen Schriftstücks, die Wiedererzählung von Anekdoten, Fabeln, gute Definitionen, das wird das Höchste sein, was man ohne mehrmaliges Vorsprechen eines französischen Textes von einem Schüler wird verlangen können. Dazu kommt noch die unendliche Mühseligkeit der Aufsatzkorrektur; soll sie Wert haben, müfste sie genau mit jedem Schüler besprochen werden, was doch ganz ausgeschlossen ist. Es fragt sich deshalb, ob man nicht besser täte, sich an Übersetzungen zu halten. Auch im Leben kommt das Verdolmetschen, d. h. reines Übersetzen aus einer Sprache in die andere, sehr häufig vor. Solche Übersetzungen haben manche Vorteile: Der Schüler hat nicht erst mit dem Thema zu ringen; er kann nicht immer sich an die dürftigste Form halten, sondern mufs von den Ausdrucksmitteln der französischen Sprache reicheren Gebrauch machen; die Korrektur ist leichter und gibt einen sichereren Mafsstab für die Leistungsfähigkeit der Schüler; die Winke des Lehrers sind für alle in der Klasse nützlich. Wenn man auch vieles von dem Segen dieser Übungen auf mündlichem Wege erreichen könnte, so wird man doch auf die schriftlichen Übungen nicht verzichten können, einerseits, weil man Dokumente für die Eltern und Behörden haben will, anderseits, weil man auch schwerfälligere Schüler durch sie zwingt, aus sich herauszutreten, und weil die orthographische Übung nicht zu entbehren ist. Aber einschränken kann man durch zweckmäfsige mündliche Übungen die schriftlichen jedenfalls sehr. Die Kenntnis eines reichen Wortschatzes ist anzustreben; sehr zu empfehlen ist das Einüben von Mustersätzen nach dem Beispiel der Grammatik von Bernhard Schmitz.

Herr Mackel meint, es gäbe auch noch andere geistbildende Arbeiten, z. B. Diktate. Er spricht sich für schriftliche Arbeiten im Anschlufs an die Lektüre aus, um eine Konzentration des Unterrichts herbeiführen zu können.

Her Penner verwirft die Übersetzungen nicht, die den Schüler nötigen, seine Kenntnisse zu zeigen, und die dem Lehrer ein sicheres Urteil ermöglichen. Bei freien schriftlichen Übungen sei oft eine ganz trockene, dürftige Arbeit ohne Fehler, eine verständig angelegte und gut erzählte enthalte viele Verstöfse. Er empfiehlt zu Vorlagen für schriftliche Übungen Darstellungen aus dem Schulleben und kurze Inhaltsangaben, auch Wiedergabe deutscher mustergültiger Prosa. Herr Engwer hält letzteres für zu schwer. Durch jahrelange Übung kämen die Schüler aber von leichteren Reproduktionen zu freieren eigenen Leistungen. Herr Prollius

erklärt sich auch mehr für freiere Übungen als für Übersetzungen; doch handele es sich für ihn dabei nur um die oberen Klassen, und er unterscheide die Übungs- von den Prüfungsarbeiten. Herr Schulze erklärt sich mit dem Vortragenden für Übersetzungen. Das Gymnasium mit seinen wenigen Stunden könne in freien Übungen nichts Ersprießliches leisten; bei Realanstalten könne man eher an freie Arbeiten denken. Bei den Korrekturen habe er sich stets durch die Schüler Rechenschaft geben lassen, ob sie seine Verbesserungen ungeschickter Wendungen sich zu eigen gemacht hatten; sodann habe er in der Klasse alle Verstöße nach Rubriken geordnet ganz generell behandelt.

Herr Gade wünscht größere Sicherheit in der Grammatik. Der französische Aufsatz sei besser durch ein Exerzitium zu ersetzen; seitdem der Aufsatz im Vordergrunde stehe, sei Besseres verloren gegangen. Herr Werner hält von der berühmten Konzentration des Unterrichts nichts. Die Lektüre von Molière und Shakespeare solle geistbildend wirken; lasse man aber etwa vier Aufsätze in einem Halbjahr über Molière machen, so sei das furchtbar. Sprechfertigkeit, Einführung in die Gedankenwelt des fremden Schriftstellers und Volkes und gleichzeitig Fähigkeit, französische Aufsätze zu schreiben, könne man nicht von Schülern erreichen; das sei Schaumschlägerei. Herr Engwer wiederholt, daß die Lektüre der Mittelpunkt des Unterrichts sein müsse. Die volle Ausschöpfung ihres Ideenschatzes könne doch mehr oder weniger in der fremden Sprache geschehen, und das führe ganz von selbst zu selbständigen, freien Arbeiten. Herr Keesebiter wünscht mehr Freiheit in der Stellung der Prüfungsaufgaben. Es wäre gut, wenn auch ein freies Thema zugelassen werde. Herr Mangold faßt die Erörterung dahin zusammen, daß allseitig die Meinung ausgesprochen sei, ein französischer Aufsatz in der bisherigen Form sei nicht möglich. Auch Münch habe immer geraten, sich in den Anforderungen an die Schüler zu bescheiden. Es sei schon sehr wertvoll, wenn neben den Übersetzungen kleinere freie Arbeiten gepflegt werden könnten.

Damit schließt die Debatte. Zu Revisoren werden die Herren Adolf Müller und Kuttner ernannt.

Sitzung vom 23. Januar 1906.

Herr Mangold bespricht den ersten Band der *Annales J.-J. Rousseau* 1905. Sie sind das Organ der von Bernard Bouvier (Präsident) und Eugène Ritter (Vizepräsident) 1904 begründeten internationalen, großwissenschaftlichen *Société J. J. Rousseau*, die bereits gegen 270 Mitglieder zählt, meist Genfer und Schweizer, etwa 60 Franzosen, 38 Deutsche (dabei 13 Berliner), 8 Nordamerikaner, 5 Engländer etc. Die Doppelaufgabe dieser Rousseau-Gesellschaft, eine authentische Biographie und eine definitive große Genfer Rousseau-Ausgabe, wird doppelt vorbereitet durch das dem Weimarer Schiller-Goethe-Archiv nachgebildete Genfer Rousseau-Archiv, das die ganze Rousseau-Literatur, soweit möglich, vereinigen soll, und durch das Jahrbuch, dessen erster Band, soeben erschienen, viele interessante Inedita bringt.

Die Briefe aus dem Nachlaß Tronchins sind zu einer zusammenhängenden Darstellung verarbeitet in dem wertvollen Aufsatze von Henri Tronchin, *Rousseau et Tronchin*, einem Kapitel aus dem Werke *Un médecin du XVIIIe siècle, le docteur Tronchin*, Paris 1906. Der Nachkomme beweist vor allem, daß von einer Verfolgung Rousseaus durch seinen Ahnen, trotz aller Meinungsverschiedenheit und Feindseligkeit, nicht die Rede sein kann. Reich an neuen Einzelheiten, bringt der Artikel auch einige auf Rousseau bezügliche *Voltairiana inedita*, die Voltaire von seiner häßlichen Seite zeigen.

Quelques doeuments inédits sur la condamnation et la censure de l'Émile et sur la condamnation des Lettres écrites de la Montagne aus dem Pariser Nationalarchiv und der Nationalbibliothek, mitgeteilt von dem bekannten Literarhistoriker G. Lanson, geben uns Einsicht in die Listen der Richter, auf welchen im ersten Falle die toleranteren Rousseaufreunde fehlen, und berichtigen Rousseaus Darstellung seiner Verfolgung dahin, dafs er sich irrte, wenn er im Juni 1762 an eine wirkliche Gefahr nicht glaubte, und wenn er meinte, die an ihm bei Montmorency vorbeieilenden Häscher hätten ihn absichtlich laufen lassen. Anderseits beweist ein Bericht der Polizei von Amiens 1767 an den Generalstaatsprokurator, dafs es keineswegs Verfolgungswahn war, wenn Rousseau sich nach seiner Rückkehr aus England noch überall von Spionen umgeben sah. Kulturhistorisch wertvoll sind die allgemeinen Zensurgrundsätze, die Joly de Fleury 1768 niedergeschrieben hat, um jeden freieren Gedanken zu unterdrücken.

Von besonderem Interesse sind die von B. Bouvier erschlossenen *Notes inédites de Voltaire sur la profession de foi du vicaire savoyard* aus dem Émile-Exemplar, das Voltaire unmittelbar nach dem Erscheinen des Buches 1762 gelesen und mit 41 Randbemerkungen versehen hat, von denen bis jetzt nur acht ungenau bekannt waren und nur vier sich nicht auf die Profession beziehen. Sie zeigen, dafs Voltaire, abgesehen vom Glaubensbekenntnis, den Émile kaum gelesen hat. Trotzdem schreibt er unverfroren: *Tout le texte des quatre volumes est fort plat.* Aber auch die Profession, die Voltaire als das einzig Wertvolle am Émile bezeichnet, wird nur selten mit Beifallsbezeugungen wie *bon, très bon, excellent* bezeichnet, so lange sie mit dem Kritiker gegen die Infâme geht. Weit häufiger ist der Tadel, wie *obscur, faux, ridicule, impertinent, pitoyable* etc., oft blind im Zorn, ungerecht und über das Ziel schiefsend, wie der Vortragende im Einzelnen ausführt, jedoch stets charakteristisch für den Unterschied der beiden revolutionären Freidenker. Was Voltaire dem Rivalen gar nicht verzeihen kann, ist Rousseaus Angriff auf die 'Philosophen', wie Bouvier lichtvoll begründet.

Eine sehr schwierige und verwickelte, aber darum erst recht anregende Frage behandelt Edgar Istel aus München in seinem fleifsigen Aufsatze *La Partition originale du Pygmalion de Rousseau* (ins Französische übertragen von Fräulein Cartier), im Anschlufs an seine Schrift, 'J.-J. Rousseau als Komponist seiner lyrischen Szene Pygmalion', 1901. Obwohl ältere Tonkünstlerlexika, wie das deutsche von Gerber (1792) und das französische von Choron et Fayolle (1811), eine in Paris gestochene Pygmalion-Musik von Rousseau anführen, ist bis jetzt noch nicht erwiesen, dafs Rousseau eine solche geschrieben hat, abgesehen von den zwei von Coignet in seine Pygmalion-Musik aufgenommenen Tonsätzen, die Istel als Notenbeilage bringt. Ein unzweideutiges Zeugnis dafür hat, der Meinung des Vortragenden nach, auch Istel nicht beigebracht, wie im einzelnen mit Hinweis auf Jansen, *J.-J. Rousseau als Musiker*, 1884 (besonders S. 315), nachgewiesen wird. Deshalb ist der Vortragende auch noch nicht überzeugt, dafs das mit Hilfe des Katalogs von G. Thouret in der Königlichen Hausbibliothek zu Berlin von Istel gefundene Partiturmanuskript des Pygmalion wirklich von Rousseau sei, um so mehr, als die freudig-energische Ouvertüre dieses Manuskripts, die Istel als Beilage abdruckt, nicht mit Rousseaus Angaben übereinstimmt, die den Ausdruck des Kummers und der Mutlosigkeit verlangen. Das Manuskript gehörte Friedrich Wilhelm II., der übrigens 1770 noch nicht 'König' war.

Nur kurz kann der Vortrag eingehen auf den seinem zweibändigen Werke *Mme de Charrière et ses amis*, Genf 1906, im voraus entnommenen Artikel *Rousseau et Mme de Charrière*, von Ph. Godet, auf Eugène Ritters Abdruck der *Fête de Ramire*, sowie auf die zahlreichen jugend-

lichen Fragmente, die Th. Dufour in seinen *Pages inédites* mit einer sehr wertvollen bibliographischen Einleitung über die zerstreuten Inedita abdruckt (eine Anmerkung S. 250 leitet den Leser irre, da sie von dem Substantiv *à-coup* spricht, während doch entschieden *à coup sûr* gelesen werden mufs).

Eine Reihe kleinerer Beiträge, eine sehr reichhaltige Bibliographie und eine Chronik für verschiedenartige Mitteilungen schliefsen den sehr interessanten und hübsch ausgestatteten Band ab, zu dessen glücklicher Vollendung man dem Vorstand der Rousseau-Gesellschaft nur gratulieren kann.

Herr Pariselle spricht über Clairin, *Exercices français entièrement nouveaux, extraits du Dictionnaire de l'Académie.* Clairin, einer der Mitarbeiter des Ministers Charles Leygues bei der Reform der französischen Orthographie und Syntax, kann es der Akademie nicht verzeihen, dafs sie durch Hanotaux' Bericht die Einführung des Leyguesschen Dekrets in die Schulen verhindert hat. Er weist an vielen zum Teil recht überraschenden Beispielen nach, wie wenig das Wörterbuch der Akademie Anspruch auf Zuverlässigkeit hat, sowohl infolge sinnstörender Druckfehler, als auch wegen falscher und widerspruchsvoller Definitionen. Entrüstet fragt er in der Vorrede: *Quel respect mérite un dictionnaire qui, considéré comme une publication officielle, nous rend ridicules aux yeux des étrangers qui étudient notre langue? Pourquoi toute simplification intelligente de l'orthographe et de l'enseignement grammatical vient-elle échouer contre cet écueil de l'incurie et de la prétention?*

Eins von den Beispielen des Vortragenden behandelte die falsche Schreibung des Part. passé in *L'Académie s'est demandée.* Herr Adolf Tobler bemerkt dazu, dafs diese Schreibung sich noch bis ins 18. Jahrhundert hinein finde.

Herr Gustav Thiedke-Schöneberg hat sich zur Aufnahme gemeldet.

Herr Adolf Müller berichtet im Namen der Kassenrevisoren über das Ergebnis der Revision. Es wird den Herren Kassenführern hierauf die Entlastung erteilt.

Sitzung vom 6. Februar 1906.

Herr Kabisch spricht über einige lexikalische Fragen: Für die Etymologie des *hareng saur* (Bückling) vom deutschen 'sauer' bringt er die süddeutsche Vokabel 'gsürtes Fleisch' von Fleisch, das ein wenig gepökelt und geräuchert ist, gerade wie der Bückling. Demgegenüber weist Herr Adolf Tobler auf die Herleitung von afr. *sōr* golden hin, das für das Aufsere des Bücklings eine besonders in die Augen springende Etymologie ergibt, und Herr Zack erinnert an das berlinische 'soren', welches soviel wie 'langsames Schmoren' bedeutet.

Für die zweite Bitte des Vaterunsers sucht Herr Kabisch von den beiden in französischen Bibeln vertretenen Übersetzungen *que ton règne vienne* und *q. t. r. arrive* die letztere als die sprachlich bessere zu begründen, während das *vienne* mehr an das Lateinische angelehnt ist.

Wendungen wie 'Niemand kann zween Herren dienen' sind im Französischen zunächst nach dem biblischen Zitat zu geben: *nul ne peut servir deux maîtres.* Eine Übersetzung aus einem anderen Bilde, wie *on ne peut pas sonner les cloches et aller à la procession* darf erst in zweiter Reihe kommen und jedenfalls nur, wenn sie, auch in Frankreich, zum allgemein bekannten Sprichwort geworden ist. Hierfür gibt der Vortragende noch zehn weitere Beispiele, in denen die wörtliche Übertragung einer Redensart aus dem Deutschen ins Französische so lange unbedingt die beste ist, wie sie *gutes Französisch* gibt.

In Wendungen wie 'der *historische* Hut und Degen Napoleons von

Waterloo' ist historisch nicht mit *historique* zu geben, sondern mit *légendaire*. Als Beweis dafür kann *une phrase légendaire*, ein geflügeltes Wort, gelten.

Indianergeschichte ist natürlich nicht *histoire indienne;* vielleicht *conte (de) Peaux-Rouges*.

Herr Carel spricht über Nuñez de Arces Tragödie *El Haz de Leña*. Schon im letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts beobachtet man, wie anderwärts, auch in Spanien das Aufkommen einer neuen literarischen Richtung, die bald Schule macht gegen die Romantik. Campoamor gibt in seiner *Poética*, Madrid 1881, eine nach Inhalt und Umfang völlig neue Definition dessen, was Poesie sein soll. Die *Rimas* von Bécquer sind veristische Dokumente psychologischer Beobachtung. Die *Gritos del combate* des Nuñez de Arce beanspruchen, ausdrücklich versehen mit den Daten der sie begleitenden Ereignisse, objektiv historische, subjektiv psychologische Dokumente der Zeit zu sein. Interessant ist es, die Entwicklung des letzteren als Dichter im Rahmen der Zeit und der Ereignisse zu betrachten. Wie als Lyriker, ist Nuñez auch als Dramatiker zunächst Nachahmer. Das kann nicht verwundern, da er bis zu seinem Mannesalter die Romantik in Herrschaft und Blüte sieht. Die Ereignisse der Politik und günstige äufsere Umstände lenken seine Entwicklung in andere Bahnen. Politische Parteikämpfe und die Revolution beanspruchen seine persönliche Teilnahme und wenden auch den Dichter und den Dramatiker aktuellen Gegenständen zu. Die Rückkehr der glanzvollen Zeit Spaniens unter dem grofsen Philipp bleibt gerade für die Gegenwart 'ein Ziel aufs innigste zu wünschen.' Und die Gestalt dieses Herrschers lockt zu dramatischer Bearbeitung, nicht blofs, weil die lebendig interessierte Gegenwart zu ergründen wünscht, worin Philipps Gröfse besteht, um für die Erfüllung der eigenen politischen Aufgaben daraus richtige Schlüsse zu ziehen: es sind gerade 300 Jahre seit dem Aufstand der spanischen Niederlande; sondern auch, weil das von grofsen Dichtern geschaffene Bild Philipps, das bisher für geschichtlich treu galt, durch neue pragmatische Untersuchung und Nachprüfung aller Dokumente ein wesentlich anderes wurde. Die schon durch Ranke in den *Wiener Jahrbüchern der Literatur* Bd. 46 angebahnte Richtigstellung des Verhältnisses Philipps zum Prinzen Carlos war von Maurenbrecher in *Sybels Zeitschrift* 1864 (und 1874) gestützt und von Gachard, *Don Carlos et Philippe II*, 2. Aufl., Paris 1867, mit Dokumenten bis zur Unwiderleglichkeit belegt worden. Zu gleichem Ergebnis, obwohl auf anderem Wege, kam auch Mony, *Don Carlos et Philippe II*, 3. Aufl., Paris 1888; ebenso auch Büdinger, der in *Don Carlos' Haft und Tod*, Wien 1891, insbesondere nach den Auffassungen seiner Familie, die Geschichte seiner Krankheit behandelt. Dadurch wird aber Saint-Réal, *Don Carlos, Nouvelle historique* (1672), hinfällig, nach dessen Darstellung Schiller, Campistron, Lefèvre, Alfieri, Russell gedichtet haben. Ihnen konnte und wollte Nuñez de Arce sich nicht anschliefsen, nachdem die Darstellung, die seine Vorgänger benutzt hatten, in gutem Glauben für wahr, für geschichtlich wahr genommen hatten, als geschichtliche Unwahrheit und Verleumdung erwiesen worden war. Zudem vertrat Nuñez die Ansicht, *dafs die Darstellung der schlichten menschlichen Wahrheit, mag sie auch, oberflächlich betrachtet, prosaisch erscheinen, im Grunde poetischer ist als alle zugedichtete phantastische Erfindung: Geheimnis der dichterischen Konzeption bleibt es freilich, unter scheinbar Unwesentlichem und Trivialem den poetischen Kern zu entdecken.* So wurde Nuñez ästhetischer Realist, und in der Philipp-Carlos-Dichtung eminent veristisch. Diese Behandlung des Stoffes führte den Dichter zu einer vortrefflichen tragischen Darstellung einer Begebenheit aus dem Leben des grofsen Philipp und ihrer Folgen. — Herr Carel bespricht das Verhältnis des Dichters des *Haz de Leña* zu Schiller, Alfieri,

Quintana und Enciso und gibt eine Analyse der Tragödie von Nuñez de Arce, mit Proben seiner eigenen Verdeutschung einiger Hauptszenen. Doch zwingt die vorgerückte Stunde den Referenten, einen Teil seiner Ausführungen auf die Sitzung vom 20. Februar zu vertagen.

Herr Gustav Thiedke (Schöneberg) wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 20. Februar 1906.

Herr Carel beendigt seinen Vortrag über Nuñez de Arces Drama *El Haz de Leña*, indem er eine genaue Analyse des Stückes und Proben eigener Verdeutschung gibt.

Herr John Scott Clark, Professor an der Northwestern University, Evonston, Illinois, sprach als Gast in englischer Sprache über das Thema: *How to teach English Essay-writing?* Die von ihm erdachte und an vielen Colleges eingeführte Methode ist das Ergebnis langjähriger Erfahrung und Praxis. Der Schüler mufs zunächst an Beschränkung und Begrenzung seiner Kräfte und Leistungen gewöhnt werden; zu allgemein gehaltene Themata, wie 'Erziehung', 'Fortschritt', sind zu verwerfen. Höchstens 500—700 Worte soll der Aufsatz enthalten, der Schüler soll in bestimmten Zeitgrenzen ein einfaches Thema ohne hochtönende Phrasen und vor allem in eigenen Worten niederschreiben. Zunächst gibt er die Beschreibung eines Gegenstandes (*description*) nach seinen eigenen Eindrücken ohne lange Einleitung, in logischer Anordnung, in Symmetrie und Vollständigkeit. Dann geht er zur Erzählung eines Ereignisses (*narration*) über, wieder unter Ausschlufs alles dessen, was nicht seine eigene Seele empfindet. Die Korrektur des Lehrers hat in sorgfältiger Weise nach bestimmtem System mit Buchstaben und Ziffern unter Berücksichtigung der orthographischen und grammatischen Fehler einerseits, des Stiles und der Gedankenanordnung anderseits zu erfolgen; die Schüler werden angehalten, ihre Aufsätze auszutauschen; sie werden vor der Klasse vorgelesen und von den Kameraden kritisiert, wobei der Lehrer als Schiedsrichter wirkt. Vor allem mufs die Verbesserung der Schüler gewissenhaft gemacht werden. Nach tüchtiger Einübung dieser beiden Aufsatzgattungen kommen als dritte der philosophierende Aufsatz, am besten eine Charakterskizze (*exposition*), und der polemisierende Aufsatz (*argument, persuasion*). Auch bei diesen beiden letztgenannten, schwierigen Gattungen ist auf vernünftige Beschränkung zu halten. Besser eine Polemik über die Notwendigkeit eines freien Wochentages als über die Unsterblichkeit der Seele. Der Vortragende hat bei steter Beachtung dieser Grundsätze günstige Resultate erzielt.

In der sich anschliefsenden Erörterung betont Herr Mangold, wie sympathisch ihm namentlich die ständige Hervorhebung der Notwendigkeit gewesen sei, dafs der Schüler nur eigene, selbständige Gedanken wiedergeben solle. Herr Brandl bittet um nähere Angaben über das Clarksche Bewertungssystem. Der Vortragende sagt bereitwilligst Übersendung der gedruckten Korrekturanweisung für das Englische Seminar zu.

Sitzung vom 6. März 1906.

Herr Ludwig spricht über Dahn, Fouqué und Stevenson.

Ausgehend von einer Bemerkung Max Kochs, charakterisiert der Vortragende Dahn als einen Fouqué redivivus; im besonderen kann Fouqués Roman *Wilde Liebe* (Leipzig 1823) als eine Vorstufe von Dahns *Ein Kampf um Rom* gelten. Nach einer Analyse des älteren Romans werden Analogien in der Grundidee, den Charakterschilderungen sowie auch in der Führung der Handlung aufgezeigt, die sich nicht etwa durch direkten literarischen Einflufs, sondern durch die Verwandtschaft der Naturen und

des Entwicklungsganges der Dichter (durch die politischen Verhältnisse) erklären. — Stevenson und Fouqué sind dagegen sehr verschiedene dichterische Individualitäten, die aber zufällig einmal denselben Stoff aufgegriffen haben: *Das Galgenmännlein* und *The Bottle Imp* sind Behandlungen der Sage vom 'spiritus familiaris'. Nach einigen einleitenden Bemerkungen über Stevenson und seine Schätzung in England und Deutschland werden beide Erzählungen besprochen und nach ihrem ästhetischen Werte zu würdigen versucht. Sodann gibt der Vortragende einen Überblick über die Geschichte des Motivs vom spiritus familiaris, wobei sich ein Zusammenhang zwischen Fouqués und Stevensons Behandlung als sehr wahrscheinlich herausstellt, die Vermittlung bildete eine Dramatisierung des *Galgenmännleins*, die im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts Zugstück des Lyceum-Theaters in London war. — Der Vortrag wird in den *Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte*, herausgegeben von Max Koch, erscheinen.

Sodann sprach Herr Dr. Howe von der Cornell University als Gast in englischer Sprache über *The present conditions of German instruction in an American College*. Der Vortrag machte auf die Eigenarten des amerikanischen Unterrichtswesens aufmerksam und zeigte, wie dieselben aus den politischen Ansichten und der kulturellen Entwicklung der jungen Nation hervorgingen. Aus diesen Umständen wären sowohl die Schwächen als auch die Vorzüge ihres höheren Unterrichts zu erklären. Er zeigte ferner, wie der Mangel an nationaler Kontrolle in den höheren Schulen die Behörden der Hochschulen (Colleges und Universitäten) in den östlichen Staaten dazu geführt hätten, ein System der Examina fürs ganze Land einzuführen, wodurch jedes College sich der Fähigkeiten der eintretenden (oder zu immatrikulierenden) Schüler versichern könne.

Darauf besprach er die Zustände, die den deutschen Unterricht in der Cornell University in Ithaca, New York, bestimmten, die Ziele, die man zu erreichen strebe, die Einrichtung der Kurse, das, was man erreiche, und das, was man nicht erreiche. Nach der Ansicht des Vortragenden wird im allgemeinen in Amerika zu viel Gewicht auf die Fähigkeit, ins Englische zu übersetzen, gelegt und zu wenig auf die Fähigkeit, Deutsch zu lesen, ohne dabei gerade ans Übersetzen zu denken, sowie auch zu wenig Gewicht darauf, dafs Ohr und Zunge bei den Schülern ausgebildet werde. Er glaubt, es sei möglich, vorteilhafte Änderungen vorzunehmen und erzählt, wie er zu solchem Versuche Storms 'Immensee' zu Konversationszwecken in etwa dreifsig Stunden in der Klasse durchgenommen habe.

Zum Schlufs sprach der Vortragende die Überzeugung aus, dafs der Ernst und die idealeren Eigenschaften des amerikanischen Charakters in der Zukunft viel Gutes in dem Unterrichtswesen von sich erwarten lassen.

An der folgenden Diskussion beteiligte sich auch der als Gast anwesende Herr Scott Clark.

Sitzung vom 20. März 1906.

Verlesen wird von dem Herrn Vorsitzenden ein Schreiben des Schriftführers des Neuphilologenverbandes (22. Februar 1906), in dem u. a. die Bitte um Mitteilung der Stimmenzahl unserer Gesellschaft für die Delegiertenversammlung des D. N.-V. ausgesprochen wird. Da 51 Mitglieder unserer Gesellschaft dem D. N.-V. angehören, hat unser Delegierter zwei Stimmen.

Herr Kabisch bringt zuerst noch ein Beispiel für den von ihm angenommenen Vorschlag des Herrn Wolter, 'historisch' in Wendungen wie 'der historische Hut Napoleons I.' durch *légendaire* zu übersetzen. In Frédéric Masson, *Les Napoléonides*, Bd. 7 (soeben erschienen), findet

sich *les légendaires vertus du maréchal Ney.* — Sodann spricht Herr Kabisch über die Mittel, für moderne deutsche Worte und Wendungen die entsprechenden französischen zu finden, und betont, dafs die französischen Worte nur diejenigen sein dürfen, die man in Frankreich für dieselbe Sache regelmäfsig anwendet. Dies beweist Herr Kabisch an einer grofsen Anzahl von Wörtern, die in den in Deutschland erschienenen Wörterbüchern ungenau oder falsch angegeben, meist aber gar nicht zu finden sind.

An der Diskussion über den Vortrag beteiligen sich die Herren Fuchs, Werner, Wolter, Pariselle, Münch.

Der als Gast anwesende Herr Skemp redet in englischer Sprache über *The Character of Cressida* (in Chaucers *Troilus and Cressida*), *the first mixed character of English Literature.*

Sitzung vom 3. April 1906.

Die Versammlung beschliefst, die Abstimmung über die Festschrift zum 50. Stiftungsfest in der nächsten Sitzung vorzunehmen. Der vom Vorsitzenden (gemäfs den Sitzungen des D. N.-V. § 11) beantragte Austausch von Sitzungsberichten wird genehmigt.

Zum Delegierten der Gesellschaft auf dem 12. Neuphilologentage wird Herr Engwer gewählt.

Herr Kuttner sprach über Wortstellung. Der Vortragende ging von dem Gedanken aus, dafs die herkömmlichen Grammatiken nicht genügend dem Umstand gerecht werden, dafs Sprechen ein psychologischer Vorgang ist und dafs die Sprachform daher auch immer auf einer psychologischen Basis ruht. Es gilt, diese psychologische Basis für die einzelnen herkömmlichen Kapitel der Syntax festzulegen, um den roten Faden zu finden, der stets der Fülle der Einzelregeln den inneren Zusammenhang gibt oder vielmehr die Einzelregeln nur als Sonderanwendungen des gemeinsamen Grundgesetzes erscheinen läfst. Dies versuchte der Vortragende an dem Kapitel der Wortstellung auszuführen.

Anknüpfend an die bekannten einschlägigen Werke von Paul, Müller, Delbrück, v. d. Gabelentz, Wundt, zeigte der Vortragende, wie wenig konsequent bisher die wertvolle Zurückführung jeder Aussage auf zwei Glieder durchgeführt worden ist. Auch über die Bezeichnung dieser beiden Glieder und ihre Anwendung im Einzelfall gehen die Meinungen auseinander. Logisches oder psychologisches Subjekt und Prädikat oder 'dominierende Vorstellung' haben zu Irrtümern geführt, weil nicht allein die Anordnung der Satzglieder darüber entscheidet, was zuerst ins Bewufstsein des Sprechenden tritt, also psychologisches Subjekt ist, sondern es kann im Deutschen z. B. die Betonung allein das grammatische Subjekt zum psychologischen Prädikat machen (Ich bin der Herr). Das Französische hat am strengsten durchgeführt, der Aussagebasis (psychologisches Subjekt) die erste Stelle, dem Aussageziel (psychologisches Prädikat) die zweite Stelle zu geben. Von der ursprünglichen Zweigliedrigkeit der Aussage ausgehend und sich jedesmal fragend, was ist Aussagebasis, was ist Aussageziel, kann man auf einfachste Weise die wechselnde Stellung der verschiedenen Satzglieder: Dativobjekt vor oder nach dem Akkusativobjekt, Stellung der Umstandsbestimmung am Anfang, in den Satz nach dem Subjekt oder der Konjunktion eingeschoben oder am Ende des Satzes, den gleichen Wechsel in der Stellung des gérondif oder des Partizips, die Einschiebung des Konjunktionalsatzes hinter Subjekt oder Konjunktion, seine Stellung vor oder nach dem Hauptsatz, die wechselnde Stellung des Adjektivs vor oder nach dem Substantivum und die entsprechend wechselnde Stellung des Adverbs erklären. Jeder dieser Fälle wurde dann auf Grund einer Reihe von Beispielen näher erläutert.

Herr Adolf Tobler hofft, der interessante Vortrag werde gedruckt werden. In allen Einzelheiten könne er mit dem Vortragenden nicht übereinstimmen; in *rive le roi! respunt Rolanz, nu-tête* scheint der von ihm entwickelte Grundsatz nicht angewandt zu sein. Herr Kuttner meint, das wäre abgegriffene Scheidemünze. Herr Tanger und Herr Conrad führen den immer mehr zunehmenden englischen Gebrauch der Voranstellung des Pronomens in eingeschobenen Sätzen an; früher habe man stets gesagt: *said he*, jetzt fast nur noch: *he said*, was gegen den Vortragenden zu sprechen scheine. Herr Kuttner erwidert, dafs der Gebrauch des Personalpronomens voraussetze, dafs die Person bereits bekannt sei; das *he* sei also unbetont und könne voranstehen. Herr Splettstöfser wendet ein, dafs die von Völkernamen abgeleiteten Adjektiva doch im Französischen stets nachstünden, worauf Herr Pariselle erwidert, dafs Wendungen wie *l'anglaise astuce* wohl vorkämen.

Sitzung vom 24. April 1906.

Reverend Street spricht als Gast in englischer Sprache über *The present Conditions of the Free Churches in England.* Während das Sektenwesen in Deutschland quantité négligeable sei, wären in England die Non-Conformists (oder Dissenters) die eigentlichen Idealisten, die Träger der Geschichte. Sie sind die Todfeinde von Mifsbräuchen jeder Art, auf allen Gebieten, die Freunde und Förderer jeder Art von Reform. Die gröfsten Namen der Literatur gehörten der Free Church an: er erinnere an Bunyan, Milton, die Brownings. Immer kämpften sie für religiöse und politische Freiheit, ja sie hätten stets als Märtyrer dafür gelitten. So sei es seit Wiclef stets gewesen: die Lollarden, die Brownists, Independenten, Pilgrim Fathers, Presbyterianer, Quäker — sie wären alle Vorkämpfer der Freiheit gewesen, sie hätten stets für die Interessen der Elendesten und Gedrücktesten in der menschlichen Gesellschaft gestritten, was z. B. ihr Anteil an der Gefängnisreform und an der Abschaffung der Sklaverei beweise. Von besonderer Intensität sei das 'Revival' unter dem Einflufs von Wesley und Whitfield gewesen; auf dem Gebiete der Erziehung, des Zoll- und Steuerwesens, überall habe sich die Stärke und Bedeutung des Freikirchentums gezeigt. Die 'Free Church' dulde keinen politischen und vor allem keinen religiösen Zwang; für sie handle es sich nur darum, den Geboten Christi gemäfs ein reines und sittliches Leben zu führen. Die früher zwischen den einzelnen Sekten vorhandenen Unterschiede seien jetzt nicht mehr vorhanden; höchstens in bezug auf die Taufe beständen Auffassungsunterschiede, jedoch hätten selbst die Baptisten erklärt, im Grunde wäre das nur eine Formsache; die Dogmen von der ewigen Himmelsstrafe und der Wortinspiration durch die Bibel seien aufgegeben; mit gröfstem Interesse verfolge man die freien Bestrebungen der Deutschen auf religiösem Gebiete und studiere eifrig die Schriften von Männern wie Harnack und Pfleiderer.

Herr Karl Schmidt bespricht das Buch von Bally, *Précis de stylistique.* Nachdem er auseinandergesetzt hat, dafs Bally das Wort 'stylistique' in rein philologischem Sinne als Summe der Ausdrucksmittel einer Sprache nimmt, geht er die einzelnen Kapitel des Buches durch, legt die Anschauungen Ballys dar und verweilt an den Stellen, wo seine rein philologischen Darlegungen Schlüsse auf die zu wählende Methode des Unterrichts erlauben und wo sie auf gründlicheres Betreiben einzelner Zweige des Französischen im Schulunterricht mit Recht drängen und Anleitung dazu geben.

Es wird sodann beschlossen, zum Jubiläum der Gesellschaft nur eine Schrift von Prof. O. Hahn über 'Die Geschichte der Gesellschaft' in festlicher Form herauszugeben.

Sitzung vom 8. Mai 1906.

Herr Cohn spricht zum Text des Canzoniere Petrarcas. Er gibt zunächst einen Überblick über die gesamte Petrarca-Literatur des Jahres 1904. Er geht sodann auf solche Werke derselben näher ein, welche sich irgendwie auf den Canzoniere-Text beziehen und fragt sich, ob und inwieweit dieselben das Verständnis des letzteren gefördert haben. Er verweilt bei B. Jacobsons Übersetzung ausgewählter Gedichte Petrarcas (*Francesco Petrarca, Sonette und Canzonen*, Leipzig 1904), die zwar sehr gewandt, aber nicht immer sinngetreu, zuweilen geradezu verkehrt sei, gelegentlich auch eine andere als die im Autograph, Cod. Vat. Lat. 3195, überlieferte Lesart wiedergebe. Er spricht ferner über die hohe Bedeutung des Werkes Ettore Modiglianis, *Il Canzoniere di Francesco Petrarca riprodotto letteralmente del Cod. Vat. Lat. 3195*, Roma 1904; er teilt hierbei die Ergebnisse eines Vergleichs dieses Abdrucks mit den Texten anderer Herausgeber, vornehmlich Salvo Cozzos, mit, in Fällen von Verschiedenheit der Lesungen mit Hilfe gewisser Kriterien zu entscheiden suchend, welche Lesung die wahrscheinlichere sei. Er findet schliefslich die Ausgabe Giuseppe Salvo Cozzos (*Le Rime di Francesco Petrarca secondo la revisione ultima del Poeta*, Firenze 1904) sehr anerkennenswert; sie lehre den Text an vielen früher mifsdeuteten Stellen richtig verstehen; zuweilen zwar sei derselbe, wie der Vortragende an Beispielen zu zeigen sucht, noch immer besserungsbedürftig. Im Laufe des Vortrages erfuhren besonders die Stellen 17, 14; 105, 36; 105, 40; 245, 11; 279, 13 eingehende Erörterung.

Herr A. Tobler bedauert ebenfalls die geringe Sorgfalt, mit der die Kommentatoren den Text behandelt haben.

Herr Jones (als Gast) spricht in englischer Sprache über *Shakespeare in English Schools.*

Lange ist Shakespeare auf den englischen Schulen vernachlässigt worden, weil die Kenntnis der klassischen Sprachen allein als notwendig zum Eintritt in die Oxforder und Cambridger Studien angesehen wurde. Als aber die Zahl der Schüler, die nicht zur Universität gingen, wuchs, entstand der Wunsch, auch Shakespeare in den Bereich der Schul-Lehrgegenstände zu ziehen, und als man 1858 die 'Oxford and Local Examinations' einrichtete, die in verschiedenen Zentren des Landes abgehalten wurden, arbeiteten die Universitätsprofessoren für diese Prüfungen einen 'Syllabus' aus, in dem auch Shakespeare berücksichtigt wurde. Da die Sprache des Dichters dem englischen Schüler grofse Schwierigkeiten bereitet, handele es sich für den Lehrer darum, das betreffende Stück zunächst in moderner Prosa wiederzugeben, um literarische und ästhetische Betrachtungen daran knüpfen zu können. Diese Aufgabe, die sehr mühsam und schwierig war, ist jetzt durch ausgezeichnete Schulausgaben, wie die von Blackie u. Sons und Gill u. Sons in London, sehr erleichtert worden. In den Volksschulen werden einzelne Szenen und Monologe geübt und gelernt, in der obersten Klasse wird ein ganzes Stück durchgenommen. An den Speechdays der gröfseren Schulen werden regelmäfsig Szenen aus Shakespeare deklamiert. Besonders bevorzugt werden in den Schulen: Henry V, Julius Caesar, Richard II, The Merchant of Venice, Macbeth, Hamlet, A Midsummer Night's Dream, The Tempest, As you like it, Twelfth Night.

Herr Brandl bestätigt, dafs Shakespeares Sprache in der Tat den Engländern viele Schwierigkeiten biete. Sodann erörtert er die Frage der Vorbildung der jungen deutschen Studenten, die viele Lücken aufweise.

Herr Schmidt hat auch in deutschen Schulen Schwierigkeiten bei

der Lektüre Shakespeares gefunden; da könnten wir uns mit den Engländern trösten.

Herr Oberlehrer Dr. Hoffmann (Andreas-Realgymnasium) hat sich zur Aufnahme gemeldet.

Sitzung vom 25. September 1906.

Herr Adolf Tobler spricht über die Etymologie von *disette* (Mangel, Teuerung, Hungersnot). Die Schreibung, auch die des Nordens, *disiete*, deutet auf naturkurzes lat. *e*. Eine Ableitung aus dem griechischen *dei situ*, 'es mangelt an Brot', wäre töricht. Ménage hat an *désita* (von *desinere* oder *deserere*, ausstreuen) gedacht. Das hat aber schon Diez des Akzentes wegen zurückgewiesen, denn *désita* hätte *deste* oder *dette*, richtiger *doiste*, *doite* ergeben. Er schlägt *desecta* vor, oder *dissecta*, um das *i* plausibel zu machen, aber dann wäre eine Form auf *ite* entstanden (vgl. *repit*, *lit*). Cornu (*Rom.* 1903) schlägt *decepta* vor. Das wäre möglich; das stimmhafte *s* steht auch in *plaisir*, *raisin*. Nur die Bedeutung macht Schwierigkeiten. *Faute* hat zwar eine entsprechende Entwicklung (afrz. *li chevaus li faut*, das Pferd versagt ihm), doch kennen wir bei *il faut* mit folgendem Akkusativ die Stufen des Begriffswandels, jedoch bei *decipere* nicht. Übersehen hat Cornu, dafs schon Flechia 20 Jahre früher im *Arch. glottol.* auf das altgenuesische *dexeta* (*x* wie *z* zu sprechen) im Sinne von *disette* hingewiesen hat, und auf *decepta marito*, des Gatten beraubt, auf lat. Inschriften. Gaston Paris hat dagegen Bedenken geäufsert und auf eine andere Möglichkeit hingewiesen; leider hat ihn der Tod daran gehindert, näher auszuführen, woran er gedacht hat. Der kürzlich verstorbene Züricher Romanist Ulrich hat gelegentlich einer Erörterung über Toblers bei Gröber gegebene Etymologie von *earestía* aus griech. *acharistia* (Ungunst) die Bemerkung gemacht, *disette* könne dann auch von *dysetía*, Übeljahr, Fehljahr (nach *eueteria* oder *euetía*, 'gutes Jahr', gebildet) herkommen, woraus *dysétia* geworden sei. Das geht aber nicht, denn aus *dysétia* wäre *disise* (wie aus *Venetia Venise*) geworden, und die gelehrte Form *dysetía* hätte gar *disetie* (vgl. *Helvétie*, *Vénétie*) ergeben. Wir müssen also schon bei Flechias und Cornus Etymologie bleiben und müfsten nur versuchen, das *i* zu erklären. Vielleicht ist eine Vermengung von *desette* und der volkstümlichen Redewendung *estre à dire* = 'fehlen' anzusetzen. Oder wenn es die afr. Formen *deisette*, *doisette* gegeben hätte, die sich nirgend finden, dann könnte man an einen Ersatz dieses *ei* oder *oi* durch dialektisches *i* denken, der sich sehr häufig findet. Vgl. *pisson* für *poisson*, *mitié* für *moitié*, *sixante* für *soixante*. Jedenfalls wird man noch weiter in den Texten und Mundarten suchen müssen, um volles Licht über das Wort *disette* zu erhalten.

Sodann erörtert der Vortragende die Bedeutung von *tant pis*. Ob man auf *tantum pejus* oder *tanto pejus* zurückzugehen hat, ist schwer zu entscheiden, denn beides wäre möglich. Vgl. afr. *tant est plus biaus* 'um so viel ist er schöner', und *tant est biaus* 'so sehr ist er schön', ähnlich wie *mult est biaus* und *mult est plus biaus*. In den Wörterbüchern fehlt gewöhnlich die Bedeutung von *tant pis:* 'es ist mir einerlei', 'meinetwegen', die der Vortragende aus einer Anzahl von Stellen belegt. Woher stammt diese Bedeutung? Man sagt: *Tant pis pour lui* mit Bezug auf die Person, die geschädigt wird. Wenn nun das *pour* ... fehlt, will man sagen: 'Das mag ein Schaden für alle sein, aber ich selbst werde nicht so sehr davon betroffen; das mag ja ein Schaden sein, aber ich mache mir nichts draus.' Den zweiten Teil spricht man aber nicht aus. Vgl. das deutsche 'meinetwegen' und das schweizerische 'mir a' (mir ist es gleichgültig, ich kümmere mich nicht darum). (S. *Archiv* CXVII, 153.)

Herr Penner und Herr Engwer vertreten die Meinung, bei *il me*

faut deux francs wäre *deux francs* als logisches Subjekt aufzufassen. Der erstere vergleicht *il me le faut* mit *nous le sommes*, wo auch der Prädikatsnominativ die Form des Akkusativs erhalten habe, und der letztere erinnert an *les 5 francs qu'il m'a fallu*, wo *fallu* ohne *s* zu schreiben sei. Herr Münch meint, es wäre eine Vermischung der Nominativ- und Akkusativform eingetreten. Was *tant pis* anbetreffe, so wolle man sagen: *tant pis pour les autres*, 'für andere mag es ja ein Übel sein, für mich und meinen Standpunkt aber nicht.' Herr Schmidt erinnert daran, dafs ja auch *tant mieux* keine Vergleichung ausdrücke; es bedeute einfach: 'das ist famos!' Herr Hosch ist der Meinung, dafs der im Deutschen weit verbreitete Ausdruck der Gleichgültigkeit 'Da kann ich mir (oder: dir!) auch nicht helfen' ziemlich genau das französische *tant pis* wiedergebe.

Herr Conrad spricht über 'Shaksperes Bühne'.

Die Londoner Bühnen zu Shaksperes Zeit waren entweder Saaltheater in ursprünglich nicht für theatralische Zwecke gebauten Häusern — private theatres — oder eigens und nur für öffentliche Aufführungen errichtete Gebäude — public theatres.

Von der Einrichtung der ersteren haben wir ein Bild aus dem Jahre 1662, welches das Innere des Red Bull-Theaters darstellt; dieses ist ebensowohl mafsgebend für Shaksperes Zeit, da eine primitivere Bühne, bestehend aus einem kahlen hölzernen Podium ohne die geringste Vorrichtung für Dekorationen, auch früher nicht existiert haben kann. Nachdem der Vortragende die Bedeutung der Galerie über der Bühne und des Vorhanges, durch den die Schauspieler auftraten, für die Darstellung eines über und eines hinter der Bühne gelegenen Raumes an einer Reihe von Szenen erläutert und einen kurzen Blick auf das von W. Keller entdeckte Bild eines anderen Saaltheaters aus dem Jahre 1632 geworfen hat, geht er zu den public theatres über.

Ihre auffallende, wahrscheinlich achteckige äufsere Gestalt führt er nicht, wie bisher, auf die ebenfalls für theatralische Vorstellungen benutzten Wirtschaftshöfe zurück, sondern mit Ordish auf die sehr alten, hauptsächlich in Cornwall vorkommenden Amphitheater unter freiem Himmel, denen auch die runde Form des Innenraumes entspricht. Diese Annahme erhält eine starke Stütze in den Tatsachen, dafs die public theatres zum Teil auch für andere Schaustellungen, z. B. Wettkämpfe, wie jene alten Zirken, verwandt wurden, und dafs ein für Bärenhetzen gebautes Amphitheater in Bankside von Henslowe durch Einfügung einer entfernbaren Bühne zugleich für theatralische Darstellungen hergerichtet wurde (Hope Theatre).

Hierauf wird das Innere des Swan Theatre nach dem De Wittschen Bilde aus den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts im einzelnen, bis auf die mutmafsliche Verwendung der Räume in dem dreistöckigen Bühnenhause besprochen und das Publikum je nach der Lage der Plätze und der Höhe ihres Preises geschildert. Eine besondere Bedeutung für Darstellungszwecke weist der Vortragende dem über die Hälfte dieser Bühne gehenden Dach (heaven) nicht bei und tritt nachdrücklich der Brandlschen Theorie entgegen, nach welcher der Himmel einen Vorhang getragen und eine von der Vorderbühne abgesonderte Hinterbühne bedeckt habe, so dafs die Szenen abwechselnd auf der Vorder- und der Hinterbühne hätten gespielt werden können. Er weist nach, dafs ein solcher Vorhang, von welchem auf unserem Bilde keine Spur ist, mit Rücksicht auf die Zuschauer vor und zu beiden Seiten der Bühne, noch mehr aber auf die in der Galerie des Bühnenhauses befindlichen eine praktische Unmöglichkeit gewesen sei. Anderseits aber ist es ihm unzweifelhaft, dafs die vorhanglose Bühne, ja auch das kahle Podium des Red Bull öfters zwei verschiedene Lokale dargestellt habe. Mit welcher Naivetät ein solcher

Szenenwechsel auf offener Bühne ohne jede Vorrichtung vorgenommen worden sei, weist er an mehreren Beispielen nach. Besonders aufklärend in dieser Beziehung sind die Bühnenweisungen der Folio zur 4. und 5. Szene von Romeo, nach denen Romeo und seine Begleiter von dem vorderen nach dem hinteren Teil der Bühne gehen und damit von der Strafse in den Tanzsaal des Hauses der Capulets treten.

Andere Bühnenweisungen zeigen, dafs man auch zur Aufstellung und Entfernung von Requisiten keines Vorhangs bedurfte: so wird in Heinrich VI. während des Verlaufs einer Szene das Bett mit der Leiche des Herzogs von Gloster auf die Bühne getragen (*bed put forth*). Das aus dieser unhaltbaren Vorhangtheorie abgeleitete Verfahren Brodmeiers, welcher für die Hinterbühne Seitenwände errichtet, bezeichnet der Vortragende als einen reinen Phantasiebau. Nachdem er auf die besondere Verwendung des Raumes zwischen den Türen der Swan Theatre-Bühne aufmerksam gemacht und die hangings an der Wand des Bühnenhauses, die Versenkungen und Flugmaschinen kurz berührt hat, schliefst er mit der Bemerkung, dafs wir für die Armseligkeit dieser Bühne dankbar sein müssen; denn diese Armseligkeit habe es ermöglicht, das ganze, reich entwickelte Leben der englischen Renaissance auf der Bühne darzustellen. (Der Vortrag ist inzwischen erschienen in *Westermanns Monatsheften*, Dezember 1906.)

Herr Penner fragt, ob die in neuester Zeit bezweifelten Bretter oder Schilder mit Ortsangaben auf der Bühne sicher verbürgt seien.

Herr Conrad antwortet, dafs sie für die älteste Bühne (vor 1590) sicher verbürgt sind durch zwei Stellen in Kyds *Spanish Tragedy* und Sidneys *Apology for Poetry* (welche er nennt), und dafs keine Veranlassung vorliegt, ihre Abschaffung für die spätere, unverändert primitive Bühne anzunehmen.

Herr Mangold bedauert, dafs wegen der Kürze der Zeit keine weitere Erörterung stattfinden könne, namentlich aber, dafs Herr Prof. Brandl nicht anwesend sei.

Herr Oberlehrer Dr. Johannes Hoffmann (Andreas-Realgymnasium) wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Herr Dr. Kurt Lewent hat sich zur Aufnahme gemeldet.'

Sitzung vom 9. Oktober 1906.

Herr Fuchs spricht über den Erzählungsstoff von der Keule im Kasten.

Ausgehend von dem besonders in Norddeutschland verbreiteten Spruche: 'Wer seinen Kindern gibt das Brot | Und leidet nachher selber Not | Den schlage man mit dieser Keule tot', der sich neben einer aufgehängten Keule an manchen Stadttoren findet (das bekannteste Beispiel ist Jüterbog), wird das Vorkommen eines entsprechenden Volksreimes in den anderen europäischen Ländern nachgewiesen. Der Spruch gehört zu einer Erzählung von einem reichen Mann, der sein Vermögen bei Lebzeiten seinen Kindern übergeben hat und nun von ihnen vernachlässigt wird, aber durch die Täuschung, er habe in einem Kasten noch Schätze zurückbehalten, die Kinder dahin bringt, ihn wieder mit Liebe zu behandeln. In dem leeren oder mit Steinen angefüllten Kasten finden die Kinder nach dem Tode des Vaters eine Keule mit der Inschrift. Der Hauptausgangspunkt für die Verbreitung ist in dem Schachbuch des Jacobus de Cessolis (Ende des 13. Jahrhunderts) zu sehen, das die Geschichte enthält. Dieses Werk war mehrere Jahrhunderte hindurch in überaus zahlreichen Handschriften und Drucken im lateinischen Original und in einer grofsen Reihe von Übersetzungen und Bearbeitungen in Prosa und in Versen in ganz Europa verbreitet. Von hier aus ging die Geschichte in eine Anzahl von anderen Werken, besonders Beispielsamm-

lungen, Schwank- und Anekdotenbücher über. In Deutschland war der Stoff unabhängig von dem Schachbuch von Rüdiger von Hunthoven (ca. 1290) in dem Gedicht 'Der Schlägel' behandelt worden, vor diesem aber in Frankreich in einem Fableau, das sich als letzte Erzählung in der gereimten Übersetzung der *Disciplina clericalis*, *'Chastoiement d'un père à son fils'*, findet, hier mit dem abweichenden Zug, dafs der Vater in einem von der Tochter geliehenen Scheffel Geldstücke zurückläfst. Der gleiche Zug begegnet noch in der Exempelsammlung des Engländers Bromyard und hiernach in mehreren deutschen Bearbeitungen, auch bei Hans Sachs.

In allen diesen Fassungen ist das Instrument nicht eine Keule, sondern ein Hammer oder Schlägel. Das Werkzeug ist aber unwesentlich für die Geschichte und auch tatsächlich in einer grofsen Anzahl von Darstellungen nicht vorhanden, von denen besonders die französischen Dramatisierungen durch Piron und Etienne Erwähnung finden. Aufserdem fehlt das Instrument in einer Reihe von Volkserzählungen, einer indischen (aus Kaschmir), einer mährisch-walachischen und einer dänischen; in einer gaelischen, die sonst abweicht, ist der Hammer offenbar ein späterer Zusatz. Es wird dann die Behauptung verschiedener Gelehrter zurückgewiesen, die Keule sei ein Überrest der alten heidnischen Sitte, hilflose Greise mit ihr zu töten, ebenso Jacob Grimms Vermutung, es sei darin der Hammer Donars zu erkennen, und andere ähnliche Beziehungen. Von einer germanischen Sitte kann schon deswegen nicht die Rede sein, weil die älteste Überlieferung nach Frankreich weist; der deutsche Spruch an den Toren ist wahrscheinlich erst in später Zeit angebracht worden. Sodann wird gezeigt, dafs mit dem Hammer ein störendes Element in die Geschichte hineingekommen ist, und es wird versucht, dessen Auftreten durch Verwechslung von afrz. *mail* (malleus) mit *malle* = nfrz. *marne* (Mergel) zu erklären.

Herr Schmidt findet es ganz unverständlich, dafs die Keule zugleich an drei Toren Jüterbogs angebracht sei. Herr Rosenberg erinnert bezüglich der Geschichte von den am Scheffel klebenden Geldstücken an Ali Baba. Auch Herr Mangold hält die Verwechslung zwischen 'Mergel' und 'Hammer' nicht für unwahrscheinlich.

Herr Tanger spricht über Einigung in der fremdsprachlichen Aussprachebezeichnung unter Bezugnahme auf einen Artikel aus seiner Feder, der im *Archiv* CXVII, 151 inzwischen erschienen ist. Welche Art der Aussprachebezeichnung gewählt werden solle, ob diakritische Zeichen oder Transkription, sei gleichgültig, nur müsse für die Schule Einheit hergestellt werden. Er hoffe auf staatliches Eingreifen wie bei der deutschen Orthographie und bitte die Gesellschaft um ihre Hilfe. — In der Erörterung wird allgemein (von den Herren Mangold, Kuttner, Schmidt, Adolf Tobler) die Richtigkeit des Gedankens der Einigung anerkannt, jedoch auch auf die entgegenstehenden Schwierigkeiten verwiesen. Herr A. Tobler meint, Herr Tanger werde sich vielleicht besser an den nächsten Neuphilologentag wenden.

Bezüglich des Diez-Denkmals wird auf Anregung von Herrn Adolf Tobler beschlossen, bei Prof. Breymann-München anzufragen, ob Büste oder Denkstein in Aussicht genommen sei, und die Beschlufsfassung vorläufig aufzuschieben.

Herr Dr. Kurt Lewent wird in die Gesellschaft aufgenommen.

Sitzung vom 23. Oktober 1906.

Herr v. Mauntz trägt den Inhalt eines Büchleins vor, welches den Titel führt: *Letters from a Chinese official being an Eastern view of Western civilization* mit dem Wunsche, dafs die einen hohen Grad von Bildung

und fleifsigstes Studium bezeugenden scharfsinnigen acht Briefe des ungenannten Chinesen an die Engländer auch in Deutschland mehr bekannt werden und dazu beitragen möchten, Vorurteile über China und die Chinesen zu zerstreuen. Die Briefe sollen unter dem Titel *Letters from John Chinaman* zuerst in der *Times* veröffentlicht worden sein, erschienen dann, übersetzt von Dr. H. Molinaar, 1902 in der Zeitschrift *Die Religion der Menschheit* (2. Jahrg.) und unter dem Titel *Chinabriefe* in Leipzig, Verlag von Rudolf Uhlig. — 1905 fügte der anonyme Verfasser einen neunten Brief an die Amerikaner hinzu und veranlafste eine Neuherausgabe aller neun Briefe in Neuyork im Verlage von McClure, Phillips u. Co.

Im ersten Briefe sagt der Verfasser, der lange in England gelebt hat, dafs ihm stetig zunehmende Entrüstung über die Behandlung Chinas durch die westlichen Nationen und die Hoffnung, gewisse Mifsverständnisse zu entfernen, die Feder in die Hand gedrückt habe. Die chinesische Zivilisation ist konfuzianisch durch und durch, die christliche Zivilisation dagegen steht in vielfachem Widerspruch gegen die Satzungen der Lehre Christi, die alle westlichen Nationen bekennen.

Im zweiten Briefe werden weitere Gegensätze aufgezählt, die zu Streitigkeiten führen können. China will andere Völker nicht zu seiner Religion bekehren, am wenigsten mit Gewalt, und kann selbst alles produzieren, dessen es bedarf. Es ist ökonomisch selbständig. Gerade das Gegenteil ist bei England der Fall. Es will mit Gewalt bekehren und mufs auswärtige Märkte haben, um existieren zu können.

Im dritten und vierten Briefe wird die Frage erwogen: Welche Art Menschen hat die östliche und welche die westliche Zivilisation hervorgebracht? Nur der respektable Durchschnittsmensch wird betrachtet, und da zeigt sich der Chinese als fleifsiger, industrieller, mit sich und aller Welt zufriedener Landbebauer, der Zeit für und Genufs von Naturschönheiten, Literatur und andere geistigen Interessen hat, während der 'respectable man' in England in schmutzigen Städten zusammengepfercht lebt, kaum Gelegenheit hat, Naturschönheiten zu sehen, sich auch in seinen Mufsestunden mit Geschäftssorgen belastet sieht und sich durch Lippendienst mit seiner Religion wohl oder übel abfinden mufs.

Im fünften Briefe wird unverhohlene Bewunderung über die Beherrschung der Naturkräfte in England durch Maschinen usw. ausgesprochen, aber gleichzeitig die Gefahren für China dargelegt, die durch Nachahmung englischer Methoden im grofsen Mafsstabe entstehen müfsten.

Der sechste Brief bespricht den Unterschied der Regierungen. In China werden die höchsten Beamten aus den besonders vorbereiteten Leuten ernannt, die ihre Prüfungen bestanden haben, in England gehen sie aus den Wahlen hervor — dem Kampf egoistischer Selbstinteressen, die, als 'das öffentliche Wohl' fördernd, von Berufsparlamentariern ausgeschrieen werden. Bessere und tüchtigere Männer können oft nicht in die höchsten Stellen gelangen, weil sie nicht die Mittel und das Zeug haben, an den Wahlschlachten teilnehmen zu können.

Der siebente Brief beschäftigt sich mit dem Unterschied von Konfuzianismus und Christentum. Ersterer ist keine eigentliche Religion, insofern er keine Dogmen enthält. Er enthält lediglich Regeln für das praktische Leben, die seinerzeit aus der Praxis des Volkslebens geschöpft wurden und noch heute die Richtschnur aller Chinesen sind, ob sie sonst noch Javisten, Buddhisten oder Christen sein mögen. Das Christentum hingegen betrachtet das praktische Leben nur als Übergang zu einem idealen Jenseits und ist deshalb eminent unpraktisch, insofern seine Anhänger entweder genötigt sind, den Erfordernissen des gewöhnlichen Lebens den Rücken zu kehren oder den Glauben mit den Lippen zu bekennen, im eigentlichen täglichen Gewohnheitsleben aber gegen seine Satzungen zu handeln.

Der achte Brief enthält eine geschichtliche Darstellung der heutigen (1901) Wirren. Die Engländer sind immer die Angreifer aus egoistischen Handelsinteressen gewesen, und weil sie die Waffenerfolge für sich hatten, haben sie China Bedingungen aufgezwungen, die das alte, auf sich stolze Volk tief kränken mufsten. Letzteres wollte nur für sich selbst und im Frieden mit aller Welt leben. Es empfand die gewaltsame Einsetzung der Gesandtschaften als Beleidigung. So wird der Völkerrechtsbruch — die Tötung eines Gesandten — durch eine wahnwitzige Menge erklärlich — nicht entschuldbar, wie der Verfasser zugibt. Er glaubt aber, dafs etwas ähnliches auch vorgekommen wäre, wenn umgekehrt China die Engländer so behandelt hätte wie England die Chinesen. Man mufs das nur 75 Oktavdruckseiten enthaltende Büchlein selbst lesen, um die in zum Teil sehr schöner, bilderreicher Sprache geschriebenen wuchtigen Gedanken auf sich einwirken zu lassen.

Herr Spiefs sprach über seinen im August 1906 unternommenen 'Ausflug nach Schottland'. Er empfahl zu Beginn seiner Ausführungen für die Überfahrt nach England die in Bremen beheimatete 'Argo-Linie', deren Rückfahrkarten für die Hinfahrt nach Hull und für die Rückfahrt von London aus gültig seien. Hierauf schilderte er unter Vorzeigung einer grofsen Anzahl von Bildern in grofsen Zügen seine Fahrt von Bremen nach London, York, Edinburgh, Inverness, Achnasheen, Gairloch, Isle of Skye (Portree), Mallaigh, Fortwilliam, Oban, Staffa, Iona, Callander, Trossachs etc., Loch Lomond, Glasgow, Burnsland, Ruthwell, Warwick, Stratford, Oxford, London.

Sitzung vom 13. November 1906.

Herr Ludwig spricht über Uhlands Entwurf 'Bernardo del Carpio' und seine spanischen Quellen. An der Hand des Tagebuches, das der Dichter von 1810—20 geführt hat, läfst sich die Geschichte des Fragmentes von der ersten Idee bis zur schliefslichen Aufgabe der Arbeit verfolgen, auch die spanischen Vorlagen lassen sich mit Hilfe dieser Eintragungen zweifelsfrei feststellen. Der Vortragende geht zunächst auf das Lopesche Drama *El casamiento en la muerte* ein, er sucht darzulegen, welche Elemente des Uhlandschen Entwurfes auf Lope zurückgehen, welche aus der Romanzendichtung stammen und worin die geschichtliche Darstellung Marianas ihren Einflufs gehabt haben könnte. Uhlands Eigentum ist die äufsere und innere Form des Kunstwerks, vor allem die Vertiefung des Konflikts und der Charaktere. Zum Schlufs wird die Frage erwogen, ob der Entwurf ein bühnenwirksames Drama verspricht, sowie die Gründe, die Uhland die Arbeit schliefslich verleideten.

Herr Herzfeld sprach im Anschlufs an eine im vorigen Jahre erschienene Publikation von A. Eichler (Wien) über John Hookham Frere (1769—1846).

Frere war schon durch seine Abstammung aus den Kreisen des Landadels die Richtung auf den Konservatismus gegeben, die durch die Erziehung auf der Schule zu Eton verstärkt wurde. Nach längerem Aufenthalt in Cambridge erhielt er eine Stelle im Auswärtigen Amt zu London. Hier verband er sich mit seinem Jugendfreund George Canning, G. Ellis u. a. zur Herausgabe der *Antijacobin Review*, die den auch nach England hinübergreifenden revolutionären Tendenzen energisch und nicht ohne Erfolg entgegentrat. Besonders war es der poetische Teil der Zeitschrift, der in dieser Richtung wirksam sich erwies. Die bekannte Satire auf das deutsche Drama (*The Rovers*) wurde ausführlicher besprochen.

Von 1800—1809 war Frere mit längerer Unterbrechung englischer Gesandter in Lissabon, dann in Madrid. In diese Zeit fällt die Übersetzung gröfserer Stücke aus dem *Poema del Cid* (von Southey 1808 her-

ausgegeben). Da eine englische Expedition nach Spanien verunglückte, wurde er zurückberufen und zog sich, da er sich gekränkt fühlte, nun ins Privatleben zurück. In dieser Zeit verfaßte er ein Werk, das nicht ohne Einfluß auf die Folgezeit geblieben ist: ein komisches Heldengedicht in Ottave rime u. d. T. *The Monks and the Giants* (1817, in 4 Gesängen, unvollendet). Byron folgte ihm auf dem Fuße mit seinem 'Beppo' und später mit dem 'Don Juan', womit er seinen Vorgänger ganz in den Schatten stellte. — Frere hatte inzwischen geheiratet und sich Malta zum Wohnsitz auserwählt. In diese letzten Jahrzehnte seines Lebens fällt die mustergültige Übersetzung von fünf Komödien des Aristophanes. Seine zahlreichen kürzeren Gedichte und Übersetzungen sind von geringerem Interesse. Er war ein edler und vornehmer Charakter, aber als Dichter hat er es nie zur Volkstümlichkeit gebracht. 'Geschmack in Produktionskraft umgesetzt', so hat einmal Coleridge sein Wesen kurz und treffend gekennzeichnet. —

Von Herrn Pariselle ist ein Antrag eingegangen, den § 7 der Statuten dahin zu ändern, daß der jährliche Beitrag der Mitglieder auf 20 M. erhöht werde.

Der alte Vorstand wird für das Jahr 1907 wiedergewählt.

Die Herren Prof. Dr. Tiktin und Dr. Gustav Becker haben sich zur Aufnahme gemeldet.

Sitzung vom 27. November 1906.

Herr Engel sprach über Paul Bourget als Moralisten. In der Einleitung zur Gesamtausgabe seiner Werke und auch anderswo bezeichnet sich P. Bourget als Moralisten, und zwar in dem Sinne, daß er in sittlichen Fragen der Jugend Frankreichs ein Ratgeber sein möchte.

Der Vortragende sucht nachzuweisen, daß die Tendenz und die Art der Darstellung in den Bourgetschen Romanen nicht der Idee entspricht, welche man sich von einem Moralschriftsteller macht; denn die Werke zeigen im Durchschnitt eine fatalistisch-pessimistische Grundstimmung, die darauf beruht, daß der Mensch seinen sinnlichen Instinkten gegenüber machtlos ist und aus eigener Kraft nicht ein sittlicher Charakter werden kann.

Zum Schluß berührt der Vortragende noch den Wandel der Anschauungen Bourgets in bezug auf Religion, Wissenschaft und Politik.

Herr Rosenberg erinnert daran, daß Octave Mirbeau eine witzige Persiflage über Bourget in seinem *Journal d'une femme de chambre* geschrieben hat. Als die Kammerfrau dem Moralisten Bourget ihre psychologischen Kämpfe mitteilen will, antwortet er ihr, daß seine Helden erst bei 600000 Frs. Rente anfangen. — Herr Adolf Tobler sucht sich vergebens Bourgets allgemeine Beliebtheit zu erklären. Er ist überaus ärmlich in bezug auf den Umfang der beobachteten Kreise und schildert nur die hochelegante Welt in bezug auf ihre Wohnung, ihre Kleidung und ihr Liebesleben. Wie Zola verwechselt Bourget seine Beobachtung des realen Lebens mit Wissenschaftlichkeit, während beide doch nur ihre Romane aus ihrer Phantasie schöpften; was durch die Erzählung ihrer Beobachtungen und Ideen erwiesen werden soll, ist nicht zu begreifen. Bourgets Bedeutung als Moralist ist auch nicht ohne weiteres anzuerkennen. Er sagt nie, daß wir gut sein sollen, sondern schildert die Menschen, wie sie nach seiner Beobachtung sind. Der Ehebruch wird ja nicht gepredigt und empfohlen, aber er wird als etwas Begreifliches und der Verzeihung nicht Unwürdiges hingestellt. Daß die Gewinnung der Frau eines Freundes in Wirklichkeit ein Verrat allergemeinster Sorte ist, fällt einem Schriftsteller wie Bourget gar nicht ein; ein echter Moralist hätte das doch gebührend hervorheben müssen. Herr Mangold meint, in *Terre*

Promise habe er den Eindruck, als ob Bourget eine Schändlichkeit habe darstellen wollen. Herr Engel glaubt, dafs im späteren Teile des Romans dieser gute Eindruck wieder etwas abgeschwächt werde. Im übrigen habe er Bourget nicht als unmoralischen Schriftsteller hinstellen wollen; er halte ihn nur nicht für einen Moralisten, wie er selbst sich schildere.

Herr v. Mauntz gab den Schlufs seiner Erörterungen über die *Letters from a Chinese Official*. Er teilte den Inhalt der Einleitung mit, welche der Chinese official seiner Ausgabe für Amerika vorausgeschickt hat. Ihm ist Amerika 'der Typus und das Musterbild der westlichen Welt'. Der Geist der Industrie waltet dort frei, nicht eingeschränkt, wie in Europa, durch Überbleibsel aus früheren Kulturperioden. Amerika steht jetzt vor der Wahl, entweder: 'weg mit den geistigen Errungenschaften der europäischen Kulturen', oder: 'Erhaltung derselben durch Neueinverleibung unter anderen Formen in sein von gelderwerbender Industrie beherrschtes Leben.'

Von eingehender Besprechung der Briefe nimmt Herr v. Mauntz Abstand; er hebt nur hervor, dafs letztere in jedem Worte den hochgebildeten, scharfsinnigen Beobachter zeigen, und dafs die Kultur eines Landes, das solche Männer aus seinen Anstalten hervorgehen läfst, die aufmerksame Beachtung aller zivilisierten Menschen in Anspruch nehmen müfste. — Die Schilderungen des Verfassers sind nicht unparteiisch. England ist grau in grau, China rosa in rosa gemalt. Die guten Seiten des 'respectable man' in England kennt Verfasser nicht, weil er vermutlich in kein 'English home' eingedrungen ist; die schlechten Seiten seiner Landsleute, z. B. ihre raffinierte Grausamkeit, übergeht er mit Stillschweigen. — Der Konfuzianismus ist eine Sittenlehre, die jeden Chinesen beherrscht, mag er sich sonst zu einer anderen Religion bekennen oder nicht. Das gibt zu denken. Sollte nicht auch für die christlichen Völker ein solches Sittengesetz als Grundgesetz möglich sein? Es dürfte den Glauben an jenseitige Dinge in keiner Weise berühren und dürfte nur die realen, aus dem modernen Leben erwachsenen Verhältnisse einer einheitlichen Regelung unterziehen, Regierenden und Regierten ihre Rechte und Pflichten zuteilen und in Sprache und Form so schlicht und einfach gehalten sein, dafs es von der Allgemeinheit leicht aufgefafst und verstanden werden könnte. Der Gründer einer solchen Sittenlehre würde seinen Namen mit unverlöschbarer Schrift in das Buch der Geschichte eintragen.

Zum Schlufs las der Vortragende Bruchstücke aus einer zweiten Broschüre vor, betitelt *China, Erläuterungen von Ma do Yün*, Berlin 1906, Verlag der 'National-Zeitung', die sich inhaltlich von den Briefen des 'Chinese Official' nur dadurch unterscheidet, dafs Ma do Yün Reform-Chinese ist, sich Japan zum Vorbild nimmt und alle europäischen Reformen so rasch wie möglich in seinem Vaterlande eingeführt sehen möchte.

Auch Herr Mangold hebt die Oberflächlichkeit hervor, mit der der 'Chinese Official' das englische Leben zu beurteilen sich herausnimmt, das er nicht genügend kennt. Herr Förster meint dagegen, ein Fremder brauche gar nicht in das Innere des Lebens einzudringen; es habe sich für den Verfasser jener Briefe nur darum gehandelt, gegen die Gewaltpolitik, die im Namen der Religion geübt wurde, Front zu machen.

Die Gesellschaft fafst nach den Darlegungen des Kassenwarts, Herrn Pariselle, den einstimmigen Beschlufs, den § 7 der Statuten dahin zu ändern, dafs der jährliche Beitrag auf 20 M. erhöht wird.

Die Herren Prof. Dr. Tiktin und Oberlehrer Dr. Gustav Becker werden in die Gesellschaft aufgenommen.

Verzeichnis der Mitglieder

der

Berliner Gesellschaft für das Studium der neueren Sprachen.

Januar 1907.

Vorstand.

Ehrenvorsitzender: Adolf Tobler.

Vorsitzender:	Herr W. Mangold.
Stellvertretender Vorsitzender:	„ A. Risop.
Schriftführer:	„ E. Penner.
Stellvertretender Schriftführer:	„ O. Hahn.
Erster Kassenführer:	„ E. Pariselle.
Zweiter Kassenführer:	„ R. Werner.

A. Ehrenmitglieder.

Herr Dr. Furnivall, Frederick J., 3 St. George's Square, Primrose Hill, London NW.

„ Dr. Gröber, Gustav, o. ö. Professor an der Universität. Straſsburg, Universitätsplatz 8.

„ Dr. Morf, Heinrich, Professor an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften. Frankfurt a. M., Klettenbergstraſse 8.

Frau Vasconcellos, Carolina Michaelis de, Dr. phil. Porto, Cedofeita.

B. Ordentliche Mitglieder.

Herr Dr. Becker, Gustav, Oberlehrer an der Charlottenschule. Berlin N. 4, Novalisstraſse 1.

„ Dr. Berger, Rudolf, Oberlehrer an der V. städtischen Realschule. Berlin NW. 23, Altonaerstraſse 21.

„ Dr. Block, John, Professor, Oberlehrer am Reform-Realgymnasium. Deutsch-Wilmersdorf, Pfalzburgerstraſse 58.

„ Boek, Paul, Professor, Oberlehrer am Königstädtischen Realgymnasium. Groſs-Lichterfelde, Marthastraſse 2.

Herr Dr. Born, Max, Oberlehrer an der städtischen höheren Mädchenschule. Schöneberg, Grunewaldstrafse 41.
„ Dr. Brandl, Alois, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin W. 10, Kaiserin-Augusta-Strafse 73 III.
„ Dr. Carel, George, Professor, Oberlehrer an der Sophienschule, Charlottenburg, Schlofsstrafse 25.
„ Dr. Churchill, George B., Professor am Amherst College. Amherst, Massachusetts, U. S. A.
„ Dr. Cohn, Georg. Berlin W., Linkstrafse 29 III.
„ Dr. Conrad, Herm., Professor an der Haupt-Kadettenanstalt. Grofs-Lichterfelde, Haupt-Kadettenanstalt.
„ Dr. Cornicelius, Max. Berlin W., Luitpoldstrafse 4.
„ Delmer, Frederic Sefton, Lektor der englischen Sprache an der Universität, Lehrer an der Kriegsakademie und an der Militärtechnischen Akademie. Berlin NW., Flotowstrafse 8.
„ Dr. Dibelius, W., Professor an der Kgl. Akademie. Posen, Nollendorfstrafse 23.
„ Dr. Driesen, Otto. Charlottenburg, Giesebrechtstrafse 6.
„ Dr. Düvel, Wilhelm, Oberlehrer am Mommsen-Gymnasium. Charlottenburg, Kantstrafse 25.
„ Dr. Ebeling, Georg, Privatdozent an der Universität. Charlottenburg, Leonhardstrafse 19.
„ Engel, Hermann, Oberlehrer. Charlottenburg, Kantstrafse 40.
„ Dr. Engwer, Theodor, Professor, Oberlehrer am Kgl. Lehrerinnenseminar und an der Augustaschule. Berlin SW. 47, Hagelsberger Strafse 44.
„ Dr. Förster, Paul, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin SW. 12, Kochstrafse 66.
„ Dr. Fuchs, Max, Oberlehrer an der VI. städtischen Realschule. Friedenau, Stubenrauchstrafse 5.
„ Dr. Gade, Heinrich, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin NO. 43, Am Friedrichshain 7 III b.
„ Dr. Goldstaub, Max. Berlin W. 30, Pallasstrafse 1.
„ Dr. Greif, Wilhelm, Professor, Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin SO. 16, Köpenickerstrafse 142 II.
„ Dr. Gropp, Ernst, Professor, Direktor der städtischen Oberrealschule. Charlottenburg, Schlofsstrafse 27.
„ Haas, J., Oberleutnant a. D. Berlin C., An der Schleuse 5a.
„ Dr. Hahn, O., Professor, Oberlehrer an der Viktoriaschule. Berlin S. 59, Urbanstrafse 31 II.
„ Harsley, Fred, M. A., Lektor der englischen Sprache an der Universität. Berlin W. 30, Gleditschstrafse 48.
„ Dr. Hausknecht, Emil, Professor, Direktor a. D. Lausanne, Rue Beauséjour 14.

Herr Dr. Hecker, Oscar, Professor, Lektor der italienischen Sprache an der Universität. Berlin W. 30, Traunsteinerstrafse 10.

„ Dr. Heinze, Alfred, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Charlottenburg, Weimarerstrafse 27.

„ Dr. Hellgrewe, Wilh., Professor, Oberlehrer an der städtischen Oberrealschule. Charlottenburg, Berlinerstrafse 40.

„ Dr. Hendreich, Otto, Professor, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin W. 50, Nürnbergerstrafse 70 I.

„ Dr. Herrmann, Albert, Oberlehrer an der XII. städtischen Realschule. Berlin NO., Werneuchenerstrafse 11.

„ Dr. Herzfeld, Georg. Berlin W. 10, Kaiserin-Augusta-Strafse 77 part.

„ Dr. Hoffmann, Joh., Oberlehrer am Andreas-Realgymnasium. Berlin NW. 52, Altmoabit 120.

„ Dr. Hosch, Siegfried, Professor, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S. 14, Alte Jakobstrafse 81/82 II.

„ Dr. Johannesson, Fritz, Professor, Leiter der XIV. städtischen Realschule. Berlin N. 65, Seestrafse 61 II.

„ Kabisch, Otto, Professor, Oberlehrer am Luisenstädtischen Gymnasium. Johannistal, Waldstrafse 6.

„ Dr. Keesebiter, Oscar, Professor, Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Grunewald, Gillstrafse 5.

„ Keil, Georg, Oberlehrer an der Elisabethschule. Berlin SW. 48, Friedrichstrafse 32 II.

„ Dr. Keller, Wolfgang, aufserord. Professor an der Universität. Jena, Inselplatz 7.

„ Dr. Kolsen, Adolf, Dozent an der Kgl. Technischen Hochschule. Aachen, Theresienstrafse 14.

„ Dr. Krueger, Gustav, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie. Berlin W. 10, Bendlerstrafse 17.

„ Dr. Kuttner, Max, Oberlehrer an der Dorotheenschule. Berlin W. 50, Neue Ansbacherstrafse 11 IV.

„ Lach, Handelsschuldirektor. Berlin S. 14, Dresdenerstrafse 90 I.

„ Dr. Lamprecht, F., Professor, Oberlehrer am Gymnasium zum Grauen Kloster. Berlin C. 2, Klosterstrafse 73 II.

„ Langenscheidt, C., Verlagsbuchhändler. Schöneberg-Berlin, Bahnstrafse 29—30.

„ Dr. Lewent, Kurt. Berlin W. 30, Motzstrafse 87.

„ Dr. Lindner, Karl, Oberlehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium. Berlin SO., Schäferstrafse 9.

„ Dr. Löschhorn, Hans, Professor, Oberlehrer am Kgl. Lehrerinnenseminar und an der Augustaschule. Berlin W. 35, Genthinerstrafse 41 III.

Herr Dr. Lücking, Gustav, Professor, Direktor der III. städtischen Realschule. Berlin W., Steglitzerstrafse 8a.
„ Dr. Ludwig, Albert, Leiter des Realgymnasiums zu Lichtenberg bei Berlin. Schöneberg, Grunewaldstrafse 98a.
„ Luft, F., Oberlehrer an der IX. städtischen Realschule. Berlin N. 58, Gneiststrafse 19II.
„ Dr. Lummert, August, Oberlehrer an der Dorotheenschule. Berlin NW. 21, Dortmunderstrafse 2.
„ Dr. Mackel, Emil, Professor, schultechnischer Mitarbeiter im Provinzial-Schulkollegium. Steglitz, Uhlandstrafse 1.
„ Dr. Mangold, Wilhelm, Professor, Oberlehrer am Askanischen Gymnasium. Berlin SW. 47, Grofsbeerenstrafse 71.
„ Dr. Mann, Paul, Professor, Oberlehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium. Berlin SW., Neuenburgerstrafse 28.
„ v. Mauntz, A., Oberstleutnant a. D. Charlottenburg, Knesebeckstrafse 2.
„ Dr. Mehnert, Kurt, Probekandidat am Joachimsthalschen Gymnasium. Berlin W. 50, Nürnbergerstrafse 27III.
„ Dr. Mertens, Paul, Oberlehrer am Berlinischen Gymnasium zum Grauen Kloster. Schöneberg, Ebersstrafse 26.
„ Michael, Wilhelm, Oberlehrer an der Oberrealschule. Charlottenburg, Kaiser-Friedrich-Strafse 92.
„ Dr. Michaëlis, C.Th., Stadt-Schulrat. Berlin W., Kurfürstenstrafse 149.
„ Mugica, Pedro de, Lizentiat, Lehrer der spanischen Sprache am Orientalischen Seminar. Berlin NW. 21, Wilsnackerstrafse 3.
„ Dr. Müller, Adolf, Professor, Oberlehrer an der Elisabethschule. Berlin W., Geisbergstrafse 15.
„ Dr. Müller, August, Oberlehrer an der Kgl. Elisabethschule. Berlin SW., Grofsbeerenstrafse 55part.
„ Dr. Münch, Wilhelm, Geh. Regierungsrat, ord. Honorar-Professor an der Universität. Berlin W. 30. Luitpoldstrafse 22II.
„ Dr. Münster, Karl, Professor, Oberlehrer an der VII. städtischen Realschule in Berlin. Köpenick, Freiheit 1.
„ Dr. Naetebus, Gotthold, Bibliothekar an der Kgl. Bibliothek. Grofs-Lichterfelde O., Frauenstrafse 3.
„ Dr. Noack, Fritz, Oberlehrer am Gymnasium. Grofs-Lichterfelde, Theklastrafse 12.
„ Dr. Nobiling, F., Oberlehrer an der Realschule zu Pankow. Charlottenburg, Knesebeckstrafse 6/7.
„ Opitz, G., Professor, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium. Steglitz, Schlofsstrafse 77III.
„ Dr. Palm, Rudolf, Professor, Oberlehrer an der I. städtischen Realschule. Berlin SW., Yorkstrafse 76II.

Herr Dr. Pariselle, Eugène, Professor, Lektor der französischen Sprache an der Universität, Lehrer an der Kgl. Kriegsakademie. Berlin W. 30, Landshuterstrafse 36 II.

„ Dr. Penner, Emil, Professor, Direktor der XIII. städtischen Realschule. Berlin NW. 23, Schleswiger Ufer 14.

„ Dr. Philipp, Carl, Oberlehrer am Askanischen Gymnasium. Berlin SW. 11, Kleinbeerenstrafse 20.

„ Dr. Platow, Hans, Oberlehrer an der mit dem Gymnasium verbundenen Realschule. Zehlendorf bei Berlin, Alsenstrafse 45.

„ Dr. Prollius, Max, Direktor des Realprogymnasiums mit Realschule. Jüterbog.

„ Dr. Risop, Alfred, Professor, Oberlehrer an der VI. städtischen Realschule. Berlin W. 57, Potsdamerstrafse 82c.

„ Dr. Ritter, O., Professor, Direktor der Luisenschule. Berlin N. 24, Ziegelstrafse 12.

„ Dr. Roediger, Max, aufserord. Professor an der Universität. Berlin SW. 47, Grofsbeerenstrafse 70 I.

„ Roettgers, Benno, Professor, Direktor der Viktoriaschule. Berlin S. 14, Prinzenstrafse 51.

„ Dr. Rosenberg, Oberlehrer am Köllnischen Gymnasium. Charlottenburg, Knesebeckstrafse 75.

„ Rossi, Giuseppe, Kgl. italienischer Vizekonsul, Lehrer an der Militärtechnischen Akademie. Berlin NW. 40, In den Zelten 5a.

„ Dr. Rust, Ernst, Oberlehrer an der VIII. städtischen Realschule. Berlin N., Dunckerstrafse 5 I.

„ Dr. Sabersky, Heinrich. Berlin W. 35, Genthiner Strafse 28 I.

„ Dr. Sachrow, Karl, Oberlehrer. Charlottenburg, Kaiser-Friedrich-Strafse 12 II.

„ Dr. Schayer, Siegbert, Oberlehrer an der IV. städtischen Realschule. Berlin NO. 43, Georgenkirchplatz 11 II l.

„ Dr. Schleich, Gustav, Professor, Direktor des Friedrich-Realgymnasiums. Berlin S. 53, Schleiermacherstrafse 23.

„ Dr. Schlenner, R., Professor, Oberlehrer an der Luisenstädtischen Oberrealschule. Berlin S. 59, Hasenheide 68 III.

„ Dr. Schmidt, August, Oberlehrer an der Oberrealschule. Steglitz, Düppelstrafse 22.

„ Dr. Schmidt, Karl, Professor, Oberlehrer am Kaiser-Wilhelm-Realgymnasium. Berlin SW., Yorkstrafse 68.

„ Dr. Schmidt, Max, Professor, Oberlehrer am Prinz-Heinrich-Gymnasium. Berlin W., Rankestrafse 29 III.

„ Schreiber, Wilhelm, Oberlehrer, Leiter der höheren Knabenschule zu Tegel. Tegel, Hauptstrafse 33a.

„ Dr. Schulze, Georg, Geh. Regierungsrat, Direktor des Königl. Französischen Gymnasiums. Charlottenburg, Marchstr. 11.

Herr Dr. Schulze-Veltrup, Wilhelm, Professor, Oberlehrer am Falk-Realgymnasium. Berlin NW. 23, Lessingstrafse 30.
„ Seibt, Robert, Oberlehrer an der VII. städtischen Realschule. Berlin W., Würzburgerstrafse 10.
„ Dr. Seifert, Adolf, Oberlehrer an der städtischen Oberrealschule. Charlottenburg, Eosanderstrafse 30.
„ Dr. Söhring, Otto, Oberlehrer an der Hohenzollernschule in Schöneberg. Friedenau, Albestrafse 26.
„ Dr. Spatz, Willy, Oberlehrer an der Hohenzollernschule. Schöneberg, Hauptstrafse 146.
„ Dr. Speranza, Giovanni. Berlin W., 62, Bayreutherstr. 17 II.
„ Dr. Spies, Heinrich, Privatdozent an der Universität. Berlin, W. 57, Kurfürstenstrafse 164 II l.
„ Dr. Splettstöfser, Willy, Oberlehrer an der XIII. städtischen Realschule. Berlin NW., Oldenburgerstr. 5 B III.
„ Dr. Strohmeyer, Fritz, Oberlehrer am Dorotheenstädtischen Realgymnasium zu Berlin. Halensee, Karlsruherstrafse 15.
„ Stumpff, Emil, Oberlehrer an der Hohenzollernschule in Schöneberg. Friedenau, Sponholzstrafse 26.
„ Dr. Tanger, Gustav, Professor, Direktor der IV. städtischen Realschule. Berlin NO. 18, Distelmeyerstrafse.
„ Thiedke, Gustav, Oberlehrer am Helmholtz-Realgymnasium in Schöneberg. Berlin NW., Bochumerstrafse 1.
„ Dr. Thum, Otto, Lehrer an der Berliner Handelsschule. Charlottenburg, Suarezstrafse 49 II.
„ Dr. Thurau, Gustav, Privatdozent an der Universität. Königsberg i. P., Tragheimer Pulverstrafse 38.
„ Dr. Tiktin, H., Professor am Orientalischen Seminar. Berlin W. 30, Bambergerstrafse 18a.
„ Dr. Tobler, Adolf, ord. Professor an der Universität, Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Berlin W. 15, Kurfürstendamm 25.
„ Dr. Tobler, Rudolf, Oberlehrer am Joachimsthalschen Gymnasium. Berlin W. 30, Bambergerstrafse 29.
„ Truelsen, Heinrich, Professor, Oberlehrer am Gymnasium in Landsberg a. d. Warthe.
„ Dr. Ulbrich, O., Professor, Direktor des Dorotheenstädtischen Realgymnasiums. Berlin NW. 7, Georgenstrafse 30 31.
„ Dr. Vollmer, Erich, Oberlehrer am Bismarck-Gymnasium. Wilmersdorf-Berlin, Uhlandstrafse 123.
„ Weisstein, Gotthilf, Schriftsteller. Berlin W., Lennéstrafse 4.
„ Dr. Werner, R., Professor, Oberlehrer am Luisenstädtischen Realgymnasium. Tempelhof, Albrechtstrafse 12.
„ Dr. Werth, Direktor der städtischen höheren Mädchenschule und des städtischen Lehrerinnen-Seminars. Potsdam, Waisenstrafse 29.

Herr Dr. Wespy, Oberlehrer an der Hohenzollernschule in Schöneberg. Berlin W. 30, Eisenacherstrafse 65.
„ Wilke, Felix, Oberlehrer am Reformgymnasium. Charlottenburg, Carmerstrafse 7.
„ Dr. Willert, H., Professor, Oberlehrer an der VII. städtischen Realschule. Berlin W. 35, Steglitzerstrafse 38.
„ Dr. Wolter, Eugen, Professor, Direktor der XII. städtischen Realschule. Berlin O. 34, Rigaerstrafse 8.
„ Zack, Julius, Professor, Oberlehrer an der XIII. Realschule. Berlin SW. 46, Luckenwalderstrafse 10.

*C. Korrespondierende Mitglieder.**

Herr Dr. Begemann, W., Direktor einer höheren Privat-Töchterschule. Charlottenburg, Wilmersdorferstrafse 14.
„ Dr. Claufs, Professor. Stettin.
„ Dr. Jarník, Joh. Urban, Professor an der tschechischen Universität. Prag.
„ Dr. Kelle, Professor an der deutschen Universität. Prag.
„ Dr. Krefsner, Adolf, Professor. Kassel.
„ Dr. Meifsner, Professor. Belfast (Irland).
„ Dr. Neubauer, Professor. Halle a. S.
„ Dr. Sachs, C., Professor. Brandenburg.
„ Dr. Scheffler, W., Professor am Polytechnikum. Dresden.
„ Dr. Wilmanns, Professor an der Universität. Bonn.

* Berichtigungen und Ergänzungen dieser Liste erbittet der Vorsitzende.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Tore Torbiörnsson, Die vergleichende Sprachwissenschaft in ihrem Werte für die allgemeine Bildung und den Unterricht. Leipzig-R., E. Haberland, o. J. 56 S.

Der Verfasser steht auf dem aufserhalb Skandinaviens kaum noch irgendwo eingenommenen Standpunkt, dafs auch die Geisteswissenschaften zu mathematischer Evidenz gelangen müfsten (vgl. S. 4), da zwischen 'organischer' und 'unorganischer' Natur kein Unterschied bestehe. Für die Bedeutungsänderungen nimmt er dann aber (S. 59 Anm.) diese Auffassung kleinlaut selbst zurück.

Überhaupt zeichnet Torbiörnsson, der (S. 43) ein 'sprachhistorisches Räsonnement' für wichtiger hält als das Durcharbeiten von 10000 Seiten Sanskrit, Griechisch oder Lateinisch, leider sich selbst keineswegs durch logische Schärfe aus. Die Runeninschriften beweisen (S. 19 Anm.), dafs es 'vor 1000—1500 Jahren wenige oder keine (in der Schrift hervortretende) Dialektverschiedenheiten gab'. Entweder ist das eine Tautologie, und dann kann es beliebige Dialektverschiedenheiten gegeben haben, die nur eben in der runischen Schriftsprache nicht hervortraten; oder aber es ist gemeint: solche Verschiedenheiten habe es überhaupt noch nicht gegeben, und dann ist der Schlufs aus der hieratischen Runensprache unzulässig. Schlimmer noch ist es, wenn Torbiörnsson, der gern (S. 12) mit mathematischen Analogien spielt, aus der Zusammenstellung von Deutsch, Schwedisch und Englisch eine (mathematische) Wahrscheinlichkeit für die urgermanische Form gewinnt (S. 21). Das Resultat ist natürlich richtig, die Methode falsch, da die Auswahl der drei Sprachen völlig willkürlich ist; natürlich müfste hier mit allen germanischen Urdialekten, und vor allem nur mit ungefähr gleichzeitigen operiert werden.

Die Einführung der Sprachwissenschaft in die Schulgrammatik (bei uns schon durch G. Curtius erreicht!), mag helfen, dem Schüler eine höhere Vorstellung der Zweckmäfsigkeit (S. 17. 30) zu geben; aber die unrichtige Vorstellung der Gleichartigkeit mit physikalisch-mathematischer Gesetzmäfsigkeit sollte nicht durch oberflächliche Analogien erweckt werden!

Berlin. Richard M. Meyer.

Walther Brecht, Die Verfasser der Epistolae obscurorum virorum. Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker, herausgegeben von A. Brandl, E. Martin, E. Schmidt. 93. Heft. Strafsburg, Trübner, 1904. XXV, 383 S. 10 M.

Der Zweck der Arbeit Brechts ist, die Verfasser der Eov zu ermitteln. Brecht äufsert sich zunächst über die Methode, die er einschlägt. Es gibt zwei Wege, auf denen man suchen kann, die Frage nach den Verfassern anonymer Schriften zu lösen. Der eine Weg untersucht die äufseren,

historischen Zeugnisse, d. h. die zeitgenössischen Erwähnungen, Mutmafsungen über den Verfasser, briefliche Andeutungen der Eingeweihten etc. Der zweite Weg ist der philologische: die Stiluntersuchung. Es gilt, aus dem Stil auf den Urheber des Werkes zu schliefsen. Der Weg ist möglich, wenn wir den Stil der für die Verfasserschaft in Frage kommenden Schriftsteller aus anderen, unter ihrem Namen gehenden Werken kennen. Brecht zeigt nun zunächst, wie ungünstig für den Forscher die Sache liegt, wenn er bei der Frage nach den Verfassern der Eov sich vornehmlich auf den ersten Weg stützt: Die Urheber dieser Satire haben alle Spuren ihrer Tätigkeit nach Möglichkeit vertilgt. Das historische Quellenmaterial ist zu spärlich, um sichere Ergebnisse zu liefern. Ein besseres und zuverlässigeres Resultat verspricht der zweite Weg: die Vergleichung des Stiles der Eov mit dem Stil der für die Verfasserschaft in Frage kommenden Humanisten. Welche das sind, gibt uns der erste Weg an. Brecht schlägt also beide Wege ein: der erste, die Untersuchung der äufseren Zeugnisse, orientiert uns über die Richtung, in der wir zu suchen haben; der zweite, die Stiluntersuchung mit der Stilerkenntnis kontrolliert die Ergebnisse, bestätigt oder verwirft sie. Das ist das Neue an Brechts Buche gegenüber den Werken seiner Vorgänger, dafs er richtig erkannt hat, wie sehr die Frage nach den Verfassern der Eov eine philologische und keine historische ist.

Die Arbeit zerfällt in vier Kapitel. In dem ersten prüft Brecht die äufseren Zeugnisse auf ihren Wert. Es sind der Briefwechsel des dem Erfurter Humanistenkreise angehörigen Mutianus Rufus, die *Responsio Anonymi* (eine Denunziation von gegnerischer Seite, deren Verfasser wahrscheinlich Justus Menius ist), Briefe von Crotus und Hutten. Was sich aus diesen Zeugnissen gewinnen läfst, ist, dafs Crotus Rubeanus, der Mittelpunkt des Erfurter Humanistenkreises, und Hutten die Verfasser der Satire sind. Crotus ist der intellektuelle Urheber des Ganzen; von ihm ging die Idee aus, ohne dafs Hutten darum gewufst hat. Aber voller Begeisterung für den Plan, beteiligte er sich daran und gerierte sich als Verfasser des Werkes, nicht aus Eitelkeit; er widersprach dem allgemeinen Irrtum, der ihn für den eigentlichen Verfasser hielt, nicht, um den furchtsamen Crotus zu decken und weitere Nachforschung zu hindern, die die Möglichkeit einer Entdeckung des Hauptschuldigen in sich schlofs. Brecht betont, dafs wir ohne zwingende Gründe kein Recht haben, an diesem Tatbestande zu zweifeln. Er untersucht nun, ob Zeugnisse vorliegen, welche die Mitarbeiterschaft anderer Humanisten an den Eov nahelegen. So nahmen Kampschulte neben Crotus und Hutten noch Eobanus Hessus und Petrejus Eberbach, Straufs 'einige der besten Köpfe unter den Humanisten', Böcking Herrmann von dem Busche als Mitarbeiter an. Nach Brechts Auseinandersetzung (S. 27 ff.) lassen sich diese Hypothesen nicht mehr aufrecht erhalten.

Die drei anderen Kapitel gehören eng zusammen; sie haben das gemeinsame Ziel, das Ergebnis der äufseren Zeugnisse durch die inneren zu kontrollieren, ja es erst zu einem wertvollen zu machen dadurch, dafs gezeigt wird, wie auch die Stiluntersuchung auf Crotus und Hutten als Verfasser hinführt. In dem zweiten Kapitel untersucht Brecht den Anteil des Crotus an dem ersten Teil des Werkes. Er zeigt die völlige Stileinheit dieses Teiles und gelangt auf Grund derselben zu dem Ergebnis, dafs Crotus alleiniger Verfasser des ersten Teiles ist. Wenn ihm von irgendeiner Seite Material zugeflossen ist, so hat er es doch überarbeitet und 'in seinen eigenen Stil gebracht'. Nur von unbeabsichtigter, unbewufster Beisteuer von Stoff könne allenfalls die Rede sein. Dies gilt im besonderen von Hermann von dem Busche, hinter dem Böcking einen Mitarbeiter vermutet hat.

Im dritten Kapitel untersucht Brecht die sämtlichen Werke des Crotus,

seine Satiren vor und nach den Eov. Der Wert dieses Kapitels liegt darin, dafs die Ergebnisse des zweiten an Wahrscheinlichkeit gewinnen; auch erhalten wir ein lebensvolles, plastisches Bild von dem Manne und seinem Lebenswerke. S. 245 ff. gibt Brecht eine wohlgelungene Charakteristik des Crotus. Er gehört zu jenen Männern der Humanistenzeit, bei denen die Intelligenz auf Kosten der Willensseite zu sehr ausgestattet ist, als dafs sie den Torheiten ihrer Zeit anders als kritisch beobachtend und satirisierend hätten gegenüberstehen können. Sie bereiten die grofsen Reformer, die Männer der Tat, vor und verschwinden mit deren Auftreten von der Bildfläche. Crotus erscheint als der typische Vertreter einer Klasse. 'Sein Schicksal verstattet uns einen Blick in die schwer ringenden Seelen der geistig Höchstkultivierten eines Volkes während grofser Umwandlungen in der Tiefe.'

Im vierten Kapitel sucht Brecht Huttens Anteil an der Satire festzustellen. Huttens Briefe werden auf Sprache und Stil eingehend untersucht; die Untersuchung führt zu dem Ergebnis, dafs Hutten der Verfasser des zweiten Teiles der Eov ist. Die Mitarbeiterschaft von Jakob Fuchs und Friedrich Fischer, zwei Würzburger Domherren, die mit Hutten in Bologna zusammenwohnten, hält Brecht für möglich, ohne mit irgendwelcher Wärme dafür einzutreten. Den Schlufs des Kapitels bildet eine vergleichende Untersuchung zwischen Huttens satirischem Stil und dem seines Vorgängers Crotus; der Vergleich fällt zu Huttens Nachteil aus: Crotus ist der gröfsere Sprachkünstler von beiden.

Brecht hat seinem Werke zwei Anhänge beigegeben: der erste beschäftigt sich mit der Frage, ob die Eov vielleicht erst als Manuskript unter den Freunden und Eingeweihten zirkulierten, ehe der Druck sie allgemein bekannt machte. Brecht verneint dies und wendet sich gegen Bauch, der die Ansicht vertritt, die Humanisten hätten nach Vollendung des Werkes mit der Drucklegung gezögert, um nicht Reuchlin zu schaden, dessen Prozefs mit den Kölnern noch schwebte. Das Werk sei daher zuerst als Manuskript hin und her gewandert. Brecht zeigt das Unzulängliche der Argumentation Bauchs; das Werk ist spätestens Anfang 1516, wahrscheinlich schon Herbst 1515 gedruckt, und es handle sich in den Briefen Scheurls an Trütvetter und des Petrejus an Mutian nicht um eine Handschrift (wie Bauch behauptet), sondern um ein gedrucktes Exemplar. — Der zweite Anhang beschäftigt sich mit den verschiedenen Ausgaben und Bearbeitungen des Tractatulus von 1519, den Crotus unter dem Eindruck der Leipziger Disputation Luthers mit Eck verfafst hat, und zeigt das Nachwirken und Weiterleben dieses Tractatulus durch das ganze Zeitalter der Religionskriege.

Eine chronologische Übersicht über das Leben des Crotus und Huttens macht den Beschlufs der tüchtigen und durch wissenschaftliche Gründlichkeit ausgezeichneten Leistung.

Berlin. Ernst Kröger.

Emma Graf, Rahel Varnhagen und die Romantik. Literarhistorische Forschungen. Herausgegeben von Dr. Josef Schick und Dr. M. Frh. von Waldberg. XXVIII. Heft. Berlin, Emil Felber, 1903. M. 2,20.

Die Verfasserin legt, den Anregungen folgend, die Oskar F. Walzel an verschiedenen Stellen gegeben hat, eine Einzeluntersuchung vor über das Verhältnis Rahels zu romantischen Ideengängen. Sie gelangt dabei zu dem Ergebnis, dafs Rahel keine reine Romantikerin gewesen sei, dafs sie aber in ihren ethischen, sozialen und religiösen Gedanken, in literarischen Neigungen und Abneigungen sich mit der Frühromantik vielfach berühre, ja, was bisher nicht immer genügend betont worden, ohne den Einflufs der Frühromantik wohl kaum zur Herausbildung dieser An-

schauungen gelangt wäre. Dafs sie nun aber gemäfs ihrer durchaus selbständigen Natur auch infolge gewisser rationalistischer Neigungen die spätere Wandlung der Romantik nicht mitmachte, sondern jene frühromantischen Gedanken: ethischen Individualismus, die Idee der Frauenemanzipation, liberale und demokratische Tendenzen in eigener Prägung und eine nie schwankende Goetheverehrung an die junge Generation übermittelte. Diese Resultate ergeben ein zutreffendes Bild von dem Verhältnis, in dem der Gehalt ihrer Anschauungen zur Romantik steht; der historische Gesichtspunkt ist nicht aufser acht gelassen, und die Darstellung, die sich sachlich verhält und Rahels menschliche Schwächen und geistige Grenzen nicht übersieht, bietet den Inhalt klar und faslich dar.

Dennoch scheint mir die Schrift die Aufgabe des Themas nicht zu erschöpfen. Rahels Bedeutung besteht nicht, wie etwa die Dorothea Schlegels, darin, dafs eine tüchtige Durchschnittsbegabung in ihrer Schriftstellerei einen Zeittypus besonders gut darstellt. An solche Erscheinung mag man ja wohl von aufsen her herantreten und Zug um Zug mit romantischen Zügen vergleichen. Rahel aber hat ja, wie allbekannt, durch die belebende Kraft ihrer persönlichen Anregung in Brief und Gespräch ihre Stellung in der Literatur erlangt; sie mufs als Persönlichkeit vom Kern ihres Wesens her begriffen werden, will man ihre Beziehungen zu irgendeiner Geistesrichtung ihrer Zeit eingehend beschreiben. Dadurch kann eine Betrachtung Rahels und der Romantik das Wesen dieser Natur genauer, richtiger zeichnen helfen, als es bisher möglich war. Für die Erkenntnis dessen, was in ihrem Naturell der Romantik wesensverwandt oder feindlich war, bietet E. Graf nur fermenta cognitionis. Eine solche Arbeit könnte aber auch ein Beitrag zur Geschichte der Romantik sein; denn in der Geschichte einer geistigen Bewegung ist ein wichtiges Moment die Zentrifugalkraft, mit der sie über ihre Grenzen hinausdringt. Man beachtet heute wieder neben den führenden Geistern jeder literarischen Strömung die charakteristischen Durchschnittstypen, aus denen das Wesen einer Epoche nicht hervorwächst, sondern an die es von aufsen herandringt. Man sucht gerade bei der Beschäftigung mit der Romantik mit Recht jene Schicht von Gedanken, Gefühlen, Symbolen, künstlerischen Formeln zu beschreiben, in der eine Zeitlang jeder atmen zu müssen schien, der im geistigen Leben stand. In neuerer Zeit haben verschiedene Arbeiten über romantische Dichtungen zu dieser Frage Stellung genommen. Und eine andere Seite des gleichen Problems ist es, zu fragen: wie weit besitzt die Romantik Macht über selbständige menschliche oder künstlerische Persönlichkeiten, die ihrer Gesamtanlage nach nicht als reine Romantiker zu bezeichnen sind? Ansätze zu einer solchen Behandlung des Themas 'Rahel und die Romantik' finden sich in der Grafschen Studie, aber die entscheidenden Punkte sind eben nicht scharf genug herausgearbeitet. Von der Konstatierung der Übereinstimmungen und Abweichungen in den wichtigsten Ideen und Geschmacksfragen mufste zu den letzten seelischen Gründen dieser Abweichungen vorgeschritten werden, oder vielmehr: eine noch so knappe Darstellung dieses Verhältnisses von Rahels Seele zur romantischen Seelenart mufste dem Vergleich der Anschauungen vorangehen. Rahel — um nur eins herauszugreifen — hat keine vorwiegend ästhetische Weltanschauung, auch reifst kein metaphysisches Bedürfnis sie unwiderstehlich über das Leben hinaus. Ihre Welterfassung beruht auf praktisch-ethischem Bedürfen, wobei über die Art und den Wert ihrer Ethik hier nichts weiter gesagt werden soll. Das Leben selbst ist ihr Material, wie sie einmal sagt — die Beziehungen vom Menschen zum Menschen, wie man hinzufügen kann. 'Und der Inbegriff von allem für Menschen ist menschlicher Umgang, man mag es drehen wie man will' (*Rahel, Ein Buch des Andenkens für ihre Freunde* I, 324). Das kommt aber bei ihr aus anderen Quellen als aus dem grenzen-

verwischenden romantischen Geselligkeitstrieb, der Lust am 'Synexistieren' und 'Symphilosophieren'. In der Ergründung ihrer Beziehungen vom Menschen zum Menschen erlangt sie das, was ihr Ideal ist: nicht eine romantische Lebenskunst, die doch immer vom eigentlichen Leben wegführt, sondern ein begriffenes, durchdachtes, gerade in seinen Härten und Unzulänglichkeiten ganz bewufst durchgefühltes Leben. Gewifs ist ihr Ausgangspunkt dabei ein ganz romantischer, ihr oft hervorgehobener Individualismus entspringt vor allem dem einseitigen Glauben an die Weisheit des Herzens, an die Heiligkeit des Instinktes, und das Gefühl von dem Gegensatz zwischen dem Herzen, 'das alles weifs', und der äufseren Welt ist bei ihr da wie nur je bei einem Romantiker. Aber der intellektualistische Zug, von dem auch die Verfasserin gelegentlich spricht, liegt bei ihr unmittelbar neben diesem Empfinden, kommt ebenso aus den Tiefen ihres Wesens — ein Zug, der von der Romantik wegführt. Das starke Vorwiegen des Intellekts an sich trennt sie zwar gewifs nicht von der Frühromantik, der von Friedrich Schlegel und Novalis vertretenen. Wohl aber die Art ihres Intellekts; denn es ist kein kombinierender, Beziehungen, Analogien suchender — es ist ein scheidender, klärender, Grenzen setzender, ganz unromantischer Verstand: 'alles möchte ich deutlicher und härter', sagt sie einmal, oder sie betont ihr 'scharfes Wissen, Sondern . . .'. Und dieser so geartete Verstand ist immerfort bereit, ihr rein durch den Prozefs der Erkenntnis eine Befriedigung zu verschaffen. Die Erkenntnis alles dessen, was ihre Natur und ihr äufseres Dasein ihr verwehrt, was überhaupt Natur und Schicksal dem Menschen zu versagen pflegt, ist ihr trotz aller Aufwallung ihres 'beleidigten' Herzens eine Art Ersatz für das Ersehnte. In diese Fähigkeit flüchtet sie dasselbe verwundete Gemüt, das der Romantiker schliefslich ins Phantasiespiel und in mystische Träume rettet, ihr Wahrheitsfanatismus hängt letzthin mit einem Mangel an kombinierender Phantasie zusammen.[1] Ihre Seele vergifst sich nicht ganz im Schauen — denn sie ist kein Künstler. Aber zuschauend, erkennend beherrscht sie das Leben, das sie geniefsend und handelnd so wenig wie nur irgendein Romantiker zu bewältigen vermag. Ihre Bewufstheit reflektiert auch diese letzten Gemütstatsachen; es ist bekannt, dafs sie sich einmal halb spöttisch einen brünetteren, vergnügteren Hamlet nennt. Aber diese Dinge, die ihr und den Lesern ihrer Briefe oft peinlich werden, weil Rahel immer bewufst, immer unnaiv wirkt — vielleicht der letzte Segen und Fluch ihrer Rasse — ermöglichen ihr doch endlich ein wirkliches Zurechtfinden im Leben, werden ihr ohne sie zu philiströsem Verzicht zu zwingen, ein Schutz gegen den romantischen Pessimismus. Durch sie befreit sie sich, wenn auch sehr spät und mit Hilfe günstiger äufserer Schicksalswendungen, von ihrer 'Zerrissenheit'. So kann sie Worte Goetheschen Weltfrömmigkeit tief nachempfinden und selber finden. Ihr bleibt auch darum bis zuletzt die begrenzte, umrissene, bewufste Persönlichkeit in einem verengten Sinne höchstes Glück, während die Romantiker aus dieser die Welt begreifen wollten, sie zur Welt aufschwellen liefsen und sie zuletzt verzweifelt fortwarfen mit der Sehnsucht nach der Rückkehr ins Unbewufste — 'ertrinken, versinken unbewufst, höchste Lust'. Rahels Äufserungen in ihrem späten Alter bilden den schärfsten

[1] 'Und vermissen, unser Schicksal betrachten und einsehn, ist ein Genufs; Gemütsnahrung möcht' ich's nennen.' — 'Erstlich müssen Sie sich dreist sagen, was Sie wollen; und dann das nicht oder verkehrt Erhaltene in's Auge fassen; und sich ganz, völlig bedauern und klar sagen, was da fehlt und weßwegen. Auch ein Genufs! im Wahrheitsdasein.' (*Rahel* III. 402 f.) Über diese ihre Art sagt sie selbst einmal: 'Meiner Natur Spinnen ist nun, das, was mich quält, bis zu seinem Ursprung hin zu verfolgen; d. h. bis an die Gränze seines Verständnisses' (*Rahel* II, 382).

Gegensatz dazu. Sie empört sich bei der Lektüre von Pascal darüber,[1] dafs die Erbsünde erklärt wird als ein Symbol für das Heraustreten des Individuums aus dem ursprünglichen Zustand in eine umgrenzte Existenz, in der er sich zum Zentrum seiner selbst machen wollte und durch die er elend geworden sei. Die Individualität kann ihr niemals ein niedriger Zustand sein, sie ist ihr das höchste Geschenk der Gottheit, unser einziger Anteil an ihr. 'Das ist kein Fall, sondern ein Steigen.' Verwandte Ideen aber, der Sündenfall als Bild der Individuation, werden ja in Schellings letzter Periode bedeutsam und ziehen die Konsequenz romantischen Denkens. Dafs übrigens Rahel die Wendung der Romantik von Fichte zu Schelling nicht mitgemacht hat, wäre deutlicher hervorzuheben und überhaupt ihr Verhältnis zur Philosophie etwas eingehender zu behandeln gewesen. Rahels Anmerkungen zu Novalis' Fragmenten (*Rahel* III, 141 ff.) hätten vielleicht für ihr Verhältnis zu romantischen Anschauungen noch aufschlufsreicher werden können.

Um jenes eigentümliche Oszillieren zwischen romantischen und unromantischen Stimmungen bis in seine letzten Gründe zu verfolgen, hätte wohl auch Rahels Abkunft mehr beachtet werden müssen. Sie wuchs als gebildete Berliner Jüdin aus dem Rationalismus hervor; eine Stellungnahme zu gunsten des Rationalismus ist in ihren Briefen hier und da deutlich bemerkbar. Als gebildete Berliner Jüdin ist sie von Haus aus prädestiniert, in gewissen Fragen die Entwicklung der Romantik nicht mitzumachen, so die Begeisterung für den Adel und das Legitimitätsprinzip. Manches, was E. Graf auf Rechnung ihres selbständigen Denkens und ihrer volksfreundlichen Gesinnung setzt, mag man wohl auch aus ihrer sozialen Bedingtheit erklären. — Auf gewisse mystische Interessen in Rahels Alter, die aber immer nur Interessen bleiben, nie beherrschend werden, weist die Verfasserin hin. Man hätte vielleicht auch die Beschäftigung mit Madame de la Motte-Guyon, mit der auch Dorothea Schlegel sich befafste,[2] erwähnen können. Nicht alle literarischen Abneigungen teilt Rahel mit der Romantik; so gönnt sie einmal dem im *Athenæum* 'anihilierten' Lafontaine bewundernde Worte. Der Vergleich ihrer aphoristischen Schreibweise, ihres Witzes, gewisse Ansätze zur Wortkunst mit der romantischen Stilbildung hätte noch energischer ausgeführt werden dürfen, ihr Stil noch mehr nach romantischen Elementen durchforscht werden sollen. Doch finden sich, wie gesagt, zu all dem in der Arbeit die richtigen Ansätze. Der zweite Teil der Arbeit gibt eine dankenswerte, historisch zusammengestellte Ordnung der Zeugnisse von Rahels persönlichen Beziehungen zu einzelnen Romantikern. Gehört nicht eigentlich auch eine Betrachtung der Beziehungen zu Jean Paul, den so vieles mit der Romantik verbindet und der ihr so viel gab, mit hinein? Nachzutragen ist die Beschäftigung mit Steffens und die persönliche und literarische Bekanntschaft mit dem schweizer Philosophen und Arzt Troxler, der mit seinen ersten Schriften, die Rahel las, in den Kreis der spekulativen Naturforschung sich einfügt und eine Verbindung mit Schelling darstellt.

Berlin. Helene Herrmann.

Wilhelm Müller, Sämtliche Gedichte. Herausgegeben von J. T. Hatfield. Berlin, Behr, 1906. XXXI, 512 S. 7 M.

Wilhelm Müller ist gewifs einer unserer 'deutschesten Dichter': am Volkslied hat er gelernt, und sein Gedicht ist wieder zum Volkslied ge-

[1] *Buch Rahel* III, 66, 67, 68.

[2] s. F. Deibel, *Dorothea Schlegel als Schriftstellerin*, S. 83.

worden; an seinem Rhythmus haben zahlreiche Komponisten (die Hatfield S. XI treu aufzählt) sich begeistert und Heine seine metrische Kunst vervollkommnet. Gleichzeitig hat er aber doch Anteil an dem Weltbürgertum deutscher Dichter, ja auch hierin gerade ist er echt national: seine Griechenlieder folgen den Polenliedern Platens als die bedeutendste Erscheinung deutscher Teilnahme an fremdem Völkerschicksal für lange Zeit. Sein Sohn ist ein berühmter, viel belesener Sprachforscher und Mytholog geworden — und hat eine Novelle 'Deutsche Liebe' geschrieben; und ein Amerikaner hat seit Jahren seiner Kunst die sorglichste Pflege gewidmet, verlorene und vergessene Gedichte aufgesucht, sein Tagebuch veröffentlicht und nun als letztes Ergebnis seiner Studien diese schön abschliefsende Ausgabe vorgelegt, an der ich nur eins zu tadeln habe: den winzigen Druck des Gedichtregisters!

Auf eine knappe, aus Besorgnis vor Überschwang sogar etwas zu nüchtern geratene Einleitung folgt die Ausgabe, übersichtlich den alten Sammlungen folgend, die sie aber durch Wiederabdruck zahlreicher unterdrückter Stücke bereichert. Die Varianten bringen manches Interessante, z. B. für eins der bekanntesten Gedichte Müllers, 'Mein' (S. 13), den Nachweis, dafs der in dem einen Ausruf 'Mein!' gipfelnden Kantatenform drei ziemlich monotone Strophen als frühere Form vorausgehen. Auch literarhistorische und kulturhistorische Nachweise (die Neuen Lieder der Griechen und die Leipziger Zensur S. 475) fehlen nicht. — Am reichsten ist die Nachlese zu den Epigrammen, in denen der gelehrige Schüler Logaus seinen Witz so elegant zeigt wie in den Liedern des Waldhornisten seine Anmut, freilich — wie bei allen poetischen Hundertschaften — auch nicht ohne gelegentlichen Zwang und schwieriges Ergebnis.

> Gewohnheit ist dem Narrenfufs ein trockner Wassersteg,
> Dem Weisen aber sperrt er oft des Stromes Segelweg.

Das Vertrauen, das die englische Familie des deutschen Poeten dem amerikanischen Gelehrten erwiesen, ist in dieser auch äufserlich bequemen und hübsch ausgestatteten Ausgabe würdig belohnt worden!

Berlin. Richard M. Meyer.

W. Paszkowski, Lesebuch zur Einführung in die Kenntnis Deutschlands und seines geistigen Lebens. Für ausländische Studierende und für die oberste Stufe höherer Lehranstalten des In- und Auslandes. Berlin, Weidemann, 1905. 2. vermehrte Auflage. VIII, 240 S. Geb. M. 3.20.

Paszkowskis bewährte Einführung ist in der neuen Auflage um fünf Stücke gewachsen. Von den fortgelassenen Aufsätzen vermissen wir besonders V. Hehns 'Goethe als epischer Dichter', entbehren auch Zellers 'Friedrich den Grofsen als Philosophen' nicht gern, begrüfsen dagegen die neu aufgenommenen von Sombart, Rein, W. v. Humboldt, Münch, Diels, Förster. Eine dritte Auflage wird vor allem die Süddeutschen stärker heranziehen müssen (ich schlage Grillparzer, Fr. Th. Vischer, Rümelin, vielleicht auch Auerbach und M. v. Ebner vor), wie denn auch Kaiser Joseph II. neben Friedrich dem Grofsen stehen sollte. Beyers Rhapsodie über die Romantik des deutschen Studentenlebens würde ich durch W. Hauffs Dithyrambus (aus den *Memoiren des Satans*) ersetzen, auch die allgemeiner gehaltenen Vorträge von Liebig und Leyden gern durch solche mit spezifisch deutschem Thema; etwa aus Sybels *Deutscher Geschichtsschreibung* oder aus Scherers literarhistorischen Kritiken. Auch so deutsche Geister, wie Heinrich v. Stein, so wirksame Volkslehrer wie Arndt, Fichte, auch Lagarde und Lichtwarck sähe ich gern vertreten.

Freilich aber — der Redakteur hat mit dem Raum zu rechnen; er möchte selbst gewifs gern noch mehr von seinen illustren Mitarbeitern zum Wort kommen lassen. Und wie ihm sein Werk am Herzen liegt, das zeigen selbst Kleinigkeiten, wie die schärfere Fassung mancher Überschrift.

An der erfreulichen Wirksamkeit auch dieser neuen Auflage ist nicht zu zweifeln: es sind im eigentlichsten Sinne glückliche 'Vorlesungen' für Ausländer und Studierende!

Berlin. Richard M. Meyer.

Ch. Sigwalt, Morceaux choisis de littérature allemande. Ouvrage rédigé conformément aux programmes de 1902 à l'usage des Classes supérieures. Paris, Hachette, 1905. XLIII, 538 S.

Die ganze deutsche Literatur seit Klopstock in Proben zu veranschaulichen, ist gewifs ein kühnes Unternehmen für einen Nichtdeutschen; denn dafs der Verfasser trotz des guten Deutsch, das er schreibt und trotz seinem Namen ein solcher ist, möchte ich schon aus der Kühnheit schliefsen, mit der er (vgl. S. VII) — Novalis wegen Mangel an Raum streicht. Zwar könnten die bedenklichen Urteile der literarhistorischen Einleitung auch dies auf Unsicherheit der Kenntnisse deuten lassen; er verkennt (S. XVII) das 'Zeitgemäfse' in Klopstock, sagt (S. XXXIII) unrichtig, dafs Fontane vorwiegend das Berliner Grofsstadtleben schildere, nennt (S. XXXV) Saar auch als Dramatiker bedeutend und charakterisiert (S. XXXIV) Storm höchst sonderbar: 'er stellt kräftige, trotzige Gestalten mit sicheren Zügen dar.'

Doch die energische Dreiteilung in eine klassische, romantische und realistische Periode (wobei dieser letzteren sogar Auerbach, Heyse und W. Hertz zufallen!) zeugt immerhin für Beherrschung des Stoffes; in höherem Grade noch die wirklich geschickte Auswahl mehr noch der Proben als der Dichter (Gottfried Kinkel durfte wohl fehlen, wenn Reuter, Riehl und sogar Otto Ludwig keinen Platz fanden!).

Vielleicht hätte Sigwalt, der die Philosophen konsequent ausschied, auch die Klassiker noch fortlassen sollen. Eine neue Auflage könnte dann die 120 Seiten, die an Lessing, Goethe, Schiller erspart werden, Kleineren zuwenden, für die gerade Anthologien gut sind: 'zusammen läfst sich manches drängen — sie steckt man gern in Bausch und Bogen ein.'

Berlin. Richard M. Meyer.

Levin Ludwig Schücking, Die Grundzüge der Satzverknüpfung im Beowulf (Studien zur engl. Philol., herausgegeben von Lorenz Morsbach, XV). Halle, Niemeyer, 1904. 149 S.

Wenn wir bis jetzt nur ein unvollkommenes Bild von den Eigentümlichkeiten der Satzverknüpfung im Ags. haben, so liegt das 1. an der Herbeischaffung eines fragmentarischen Materials aus Denkmälern, die nicht eigens auf diese syntaktische Teilerscheinung untersucht wurden, 2. an dem Fehlen von Einzeldarstellungen darüber noch für viele ags. Werke, und 3. an der aus Nr. 2 resultierenden Unfähigkeit, durch umfassende Vergleichungen innerhalb eines Denkmals selbst oder zwischen ihnen die Entwicklung der Satzverknüpfungen von A bis Z aufzuzeigen. Verf. wird daher ein guter Wegweiser, wenn er § 92 zu Vergleichungen das Finnsburgfragment und in *Beowulfs Rückkehr* (Halle 1905) Elene und weniger eingehend Andreas, Guplac, Genesis, Daniel, Phönix (S. 16—28) heranzieht. Zur Analyse der Verknüpfungsmittel (der ein Verb enthaltende Satz wird betrachtet) werden zwei Betrachtungsweisen gewählt:

eine begriffliche, die den Bedeutungsinhalt eines jeden bezw. eine Abgrenzung seiner Bedeutungen zu fixieren sucht, und eine rein formale, die den Bestand an Tatsachen gewissenhaft statistisch registriert, und auf Satzstellung, Vers und Redeform bezugnehmende Eigentümlichkeiten, wie es bisher noch nicht getan ward, ins Auge fafst. In der dreigliedrigen Einteilung (ausgesprochene Verknüpfung 1—134, die Parenthese 135—139, die absolut asyndetischen Sätze 139—148) war die Loslösung der Parenthese von Nr. III durch ihre Bedeutung als Stilmittel der Poesie, welches charakterisiert, begründet usw., also immer in näherer Beziehung zur Umgebung steht, gerechtfertigt. Sollte die Parenthese nicht auch die Vorstufe eines possessiven Relativsatzes V. 348 sein, der im Beowulf noch nicht üblich ist, und wenn er es wäre, aus metrischen Gründen hier kaum stehen könnte? *Þæs* konnte die im Beowulf zu beobachtende erforderliche Zweisilbigkeit des ersten leichten Taktteiles für Relativsätze nicht ausfüllen, höchstens *þe his* (*þæs þe* kommt gar nicht in Betracht). Statt Parenthese liefse sich V. 1702 mit Schücking (S. 139) als asyndetisch koordinierter Relativsatz fassen, weil ja ein solcher dem Beowulf ziemlich nahe lag (V. 495. 506. 1757. 2250. 2274. 2984). Zu den Verknüpfungen von *ond* mit Partikeln und subordinierenden Konjunktionen (S. 82, IV) füge ich einige vergleichende Bemerkungen bei. Wenn man auch leichter zu *ond* + Adv. als zu *ond* + Konj. griff (im Beowulf kein *ond eac, ge eac*, dagegen fast gleichbedeutendes *ge swilce* V. 2259), fehlt doch *ond* + Kausalpartikel im Beowulf, die unserem 'und deshalb' entspräche. An Stellen, wo das logische Verhältnis der Sätze 'und deshalb' nahelegt, steht *ge* (V. 1341) und *nu* (V. 257. 395. 659). *ond nu* (V. 424) nur antithetisch verknüpfend. Anders in der Prosa für Hauptsätze und Nebensätze: CP. 14, 21 *þa þe him ondrædaþ Godes swingellan oþþe monna and forþy forlætaþ.* Ja ein mit *ona* verknüpftes, durch Personalpron. getrenntes *forþon* weist in eigenartiger Weise begründend auf den Hauptsatz zurück und gleichzeitig als hinweisendes 'deshalb' auf das Folgende (das sogenannte ἀπὸ κοινοῦ): Bed. (Cædmon) *ne con ic noht singan ond ic forþon of þyssum gebeorscipe ut eode ond hider gewat, forþon ic naht singan ne cuþe.* Zeigen hiermit Kausalsätze Abweichungen in Poesie und Prosa, so wird für Verknüpfungen, in denen es sich um eine Gegensätzlichkeit handelt, ein *ond swa þeah* statt *ac* von jeher zugelassen (V. 2879) und besonders häufig für Relativsätze der *Cura pastoralis* (17 Belege in meiner Arbeit über das ags. Rel. S. 78) fortgesetzt. Jünger scheint *ond* + *hwæþre* (El. 719) zu sein. Bei *ac* ist wichtig, was Verf. S. 95 hervorhebt: es verknüpft nur Hauptsätze (abgesehen von fraglichem 814 und 1524), deren erster mit Ausnahme von 697 immer negiert ist. Wenn in spätags. Prosa zwei Relativsätze durch *ac* verknüpft werden (*Alfc. Grammatik* 84. 7 *sume naman synd eac, þe nabbaþ anfeald getel, ac beoþ æfre menigfealdlice gecwedene*), so ist das auch nur vereinzelt. Bei den temp. Konjunktionen interessiert, was nicht ausdrücklich hervorgehoben wurde, das Fehlen eines *þe* als Komponenten in Zusammensetzungen (kein *ær þam þe*, kein *þa while þe*, das überhaupt erst später (Byrht. 14. 83. 235) häufiger wird — im Beow. *penden* —, während *þe* in verwandten Zeitausdrücken *oþ þone anne dæg* 2100 und bei begründendem *forþam þe* steht. Neben fehlenden Teilen, die temp. Konjunktionen aufweisen, fehlt eine ganze Spezies temporaler Verknüpfung. So reich der Beowulf an Mitteln ist, um die zeitliche Folge zweier Handlungen, die unmittelbar oder langsamer geschieht, durch *sona, þa, siþþan, hraþe* usw. auszudrücken, so wenig vermag er die erste Handlung als eben erst beginnend bezw. eben erst vollendet, und die zweite als schon beginnend durch ein 'kaum ... als' zu bezeichnen, wie z. B.: *Uneaþe Isaac geendode þas spræce ..., þa com Esau of huntoþe.* Neben *siþþan ærest*, 'sobald als', V. 6. 1948 und El. 114 (§ 1) liefse sich vielleicht in derselben Bedeutung *sona ... siþþan* V. 723 (Be-

rühren und Aufspringen der Tür sind beinahe eins) stellen. Als objektives Kriterium für diese Bedeutung (Verf. S. 2 Anm. 2 findet keins) fasse ich *sona*. Unter den *oþþæt*-Sätzen — im Beow. noch nicht *oþ* allein im Gegensatz zu Finnsb. 31; beide promiscue gebraucht: *wuna mid him sume hwile, oþ þines broþur yrre geswice and oþ þat he forgite þa þing.* (*Jac. u. Es.*, Zupitza S. 68) — werden wir ganz richtig S. 14 auf solche aufmerksam gemacht, die statt temporaler Anschauung (Socin kennt nur diese) eine konsekutive nahelegen. Eine naheliegende Erklärung dafür wird meines Erachtens dadurch gegeben, dafs wir zwei *oþþæt* auseinanderhalten müssen: das häufiger vorkommende 'bis zu dem Zeitpunkte, dafs' und daneben eins 'bis zu dem Grade, dafs'; 'in dem Mafse, dafs'; 'derart, dafs'; 'sodafs schliefslich'. Also: 219 Es ging da das durch den Wind gerüstete Schiff über das wellengefüllte Meer bis zu einem Grade, dafs (in dem Tempo). 66 Hroþgar war Heerglück bis zu einem Grade verliehen, dafs (infolge dieses Heerglückes begreiflicherweise) die Kriegerschar wuchs. 1376 Wenn der Wind die bösen Wetter bis zu einem Grade zusammentreibt, dafs die Luft sich verdunkelt. 1741 Er kennt das Schlimmere bis zu einem Grade (soweit) nicht, dafs ihm im Inneren sein Teil an Übermut wächst. 623 ist fraglich.

Unter den subordinierenden Konjunktionen der Begründung (§ 11—14) haben *forþon þe* und *þa* im Beow. die gleiche Gebrauchssphäre. *forþon þe* V. 503 steht für *þa* offenbar nur, um die erste Hebung im ersten Halbverse zu tragen (*þa* immer im zweiten Halbverse). *þe ... þe* (§ 14) und *þæs þe* (§ 13) bleiben mit der einem jeden eigentümlichen Verwendung unter sich und von den vorhergenannten gesondert. Der Kern der Sache wird nicht getroffen, wenn es von *þæs þe* (§ 13) heifst: 'es leitet gleichfalls einen Satz zwecks Angabe eines Grundes ein.' In dem *þæs þe*-Satze, der immer nach geforderten Genetiven (1779. 2795 ausgedrückt) steht, handelt es sich zunächst nur um eine Nennung dessen, wofür man dankt, Rache nimmt, sorgt; worüber man sich freut. Dadurch nun, dafs man in diesen besonderen Formen zu dem Genannten Stellung nimmt, deutet man jetzt in zweiter Linie an, dafs man es als Begründung der durch das Verb des Hauptsatzes bezeichneten Tätigkeit gefafst wissen will. — Ob sich ags. ein *þe* 'weil' belegen läfst? Wann setzt zum ersten Male *forþy þæt* (z. B. Orrmul. 2) ein?

Bei den einräumenden Sätzen (§ 15) gibt die grammatische Beobachtung zu denken (sie fehlt bei dem Verf.), dafs nach negiertem Hauptsatze (vierzehnmal) *þeah* fast noch einmal so oft wie *þeah þe* (9 : 5) steht. Dafs *þeah þe* vor den Zischlauten *þ, s* im Beow. fehlt (*þeah* dagegen fünfmal unter elf Fällen: V. 526. 588. 590. 1661. 2032) sei als lautliche Merkwürdigkeit mehr der Vollständigkeit als der Absicht halber erwähnt, darin ein Unterscheidungsmerkmal für den Gebrauch der beiden Konjunktionen zu sehen.

Unter den Konjunktionen der Art und Weise werden S. 31 für *swa* (Konj.) und *swa* (Adv.) Merkmale gegeben. Länge dieser Sätze spreche mehr für Adv., Kürze mehr für Konj. V. 490 aber scheint mir als Beweisunterlage für *swa* Konj. V. 1173 gegen Socin (Füllung von Halbv. b und gleiche Konstruktion) wenig glücklich gewählt. Allerdings geht beide Male ein Imperativ voraus, aber die Sinnesauffassung ist für beide Sätze sehr verschieden. Für V. 1173 die: 'So gehört es sich für einen Mann', d. h. die Erfüllung dessen, was vorher im Imperativsatze für den Einzelnen niedergelegt war, wird von der Gesamtheit als schicklich, angemessen erwartet. Das geschieht durch ein zurückweisendes 'so'. V. 490 aber wird die Art und Weise der Ausführung von etwas Verlangtem in das Belieben eines Einzelnen gestellt.

Der Verknüpfung durch Relativa sind die §§ 24—32 gewidmet. Die zweifelfreien Relativsätze werden mit ihren Kennzeichen (ohne Bezugswort

— Eingliederung — pronominale Bezugswörter — Superlative — unzweifelhafte angegliederte) gut herausgehoben und danach relatives *se* festgelegt. In der Ablehnung eines solchen geht Verf. wohl zu weit, so für V. 370, wo der Sinn doch der ist: Der Fürst, der solche Kampfhelden hierherwies, ist sicherlich (selbst) tüchtig. Man halte die beiden Sätze zerhackt dem gegenüber: Sicherlich ist ... tüchtig. Dieser wies ... hierher. Die Beobachtung, dafs die Relativa mit Vorliebe hinter der Zäsur stehen (*þara þe* ausgenommen), mufste notgedrungen dem Verf. entgehen, weil er nicht die Versstellungen der Relativa, einzeln genommen, zählte.

In Teil III, dem Originalität und feine, aufmerksame Beobachtungen über Stilgruppen des Beow. nicht abzusprechen sind, werden die absolut asyndetischen Sätze, d. h. völlig verknüpfungslose Sätze, die mit den vorangehenden in keiner direkten Beziehung stehen, behandelt. Es werden also die gewöhnlichen asyndetischen Sätze, die ein Glied gemeinsam haben, z. B. V. 712 (da kam Grendel gegangen, Gottes Zorn trug er), übergangen und keine Versuche unternommen, sie durch subjektive Interpretation einer bestimmten Kategorie von Verknüpfungen zuzuweisen. Die Bezeichnung 'absolute Asyndese', die die Vorstellung gesteigerter Verknüpfungslosigkeit erweckt, führt irre; denn § 82 bringt grofsenteils Fälle, die auf Rede und Gegenrede, Rede und Wiederaufnahme der Erzählung Bezug haben. Die Wechselreden sind aber eo ipso inhaltlich und oft auch formell durch fortfahrendes *æfter þam wordum* (V. 1493. 2670) oder *maþelode* verknüpft. Im Falle der Beibehaltung solcher Fälle müfste daher ein der Vorstellung der Verknüpfung gerecht werdender Titel eingesetzt werden. 'Absolute Asyndese' ist für eine episodenhafte Unterbrechung (V. 1160), welcher Fall nicht mit den im § 82 aufgeführten zusammengeworfen werden dürfte, zutreffend, weniger schon wieder für die allgemeinen, vielfach religiös gefärbten Einstreuungen (§ 83). Gegenüber dieser absoluten Asyndese (unvermitteltes Einsetzen von inhaltlich Neuem) bietet § 84 vielfach wieder Fälle der gewöhnlichen, die zur Schilderung von Situationen (bes. Bankett) oder von Handlungen (Reise, Marsch, Verbrennung, Kampf, S. 143 und 144) verwandt wird. Hier also formelle Asyndese zur Wiedergabe der Einzelmomente eines Vorstellungsganzen. In § 85 bedeutet abs. Asyndese: fehlendes Glied zwischen einer allgemeiner ausgedrückten Tatsache und nachfolgender Detailschilderung (V. 4. 1256 usw.).

Das Buch empfiehlt sich durch peinlich genau durchgeführte Kleinarbeit, eine gute Verarbeitung der reichen Literatur (Berücksichtigung des Neuesten in Korrekturnoten), und durch den Nachweis selbständiger Denkarbeit (34 Neuerklärungen: Textbesserungen, Neuauffassungen in der Satzverknüpfung usw.). Schade, dafs den schon gemachten Berichtigungen noch 19 zuzufügen sind.

Unter Nachtrag S. XXIII gehört noch: § 1 Abs. 2 Z. 2 lies 2039; S. 34 Anm. 1 Z. 3 l. 51 mal; § 21a Anm. 1 l. *swylce;* § 21a c) l. *wæs; hearpan;* § 40 Überschrift, S. 78 Z. 3, S. 79 Z. 10 l. *ἀπὸ;* § 71a Z. 3 l. *semninga;* S. 77 Z. 15 v. u. *bolgen-mod,* Z. 6 v. u. l. *snottere;* S. 85 Anm. 3 Z. 3 l. 2259 (?), 2825 (?); S. 49 Z. 17 l. *þær;* S. 49 Z. 19 l. *þreotteoþa;* S. 69 Z. 19 l. 2983b, (mit Auslassung von wæs:) 1140b; S. 100 Z. 3 v. u. l. *oþþæt;* Inhaltsverzeichnis § 1 l. *siþþan ærest* (ohne K.); § 12 Anm. 2 l. letzterer Fall tritt; S. 23 Anm. 3 Z. 2 l. 2977; S. 13 Z. 9 l. auch.

Heinrich Grofsmann.

Rudolf Imelmann, Lazamon. Versuch über seine Quellen. Berlin 1906.

'Als der hier vorgelegte Versuch unternommen wurde, geschah es in der Voraussetzung, Lazamon habe keltische Quellen, und mit der Absicht, diese im einzelnen nachzuweisen. Dafs dieses unmöglich und jene An-

nahme nur eine fable convenue sei, ergab sich beim Fortgang der Untersuchung. Der Gegenstand verlor dadurch bedeutend an Interesse.' — So gibt das Vorwort genannter Schrift Geschichte und Hauptresultat kund, zugleich die Erklärung anschliefsend, dafs die Aufgabe daraufhin besser einem Romanisten zugefallen wäre, und dieser sie leichter würde gelöst haben. Von seiten der Romanistik ist dieser Werdegang der Untersuchung nicht zu bedauern, das Material ist mit grofsem Fleifs gesammelt und mit Kritik und Einsicht gruppiert worden.

Es werden vorab verglichen: Wace und Lazamon (IV, 36). Wace ist Hauptquelle, als welche ihn L. nennt (S. 60), aber keine bekannte, erhaltene Version von Waces *Brut* erweist sich als solche. Eine Untersuchung über L. und *Brut d'Angleterre* folgte (V, 40): 'Das Ergebnis der bisherigen Untersuchung war negativ. Die Aufgabe ist jetzt, einer Waceversion auf die Spur zu kommen, die als Lazamons eigentliche Vorlage betrachtet werden kann.' Die Übereinstimmungen Lazamons mit der erhaltenen Prosaauflösung einer verlorenen Brutversion, genannt *Brut d'Angleterre* (S. 41—50), ergeben weiterhin, dafs dessen Quelle für eine Reihe von Zügen auch L.s Quelle gewesen sein mufs. Dasselbe ergibt die Vergleichung von L. und *Mort Arthur* (VI, 50), einem Versroman des schottischen Dichters Huchown, der als Abschnitt aus einem *Brut* angesehen werden kann. L. ist nicht seine Quelle (S. 56). Dagegen weisen auch sie in Gemeinsamem (Arthurs Traum, S. 57), auf Herkunft aus gleicher Quelle: 'eine Waceversion, auf die der Lancelot gewirkt hat'.

(VII, 60) Robert von Borons *Merlin*, der vor 1201 begonnen ist und von dem nur Teile einer zweiten Redaktion erhalten sind (die englische Romanze von *Arthur und Merlin* ersetzt das Verlorene nicht! vgl. S. 60[1]), liefert mit L. ebenfalls eine Parallele (S. 61, Nr. 4), die wiederum 'Gemeinsamkeit der Quelle' andeutet.

(VIII, 63) 'Gegen Ende des 15. Jahrhunderts schrieb Jean de Waurin seine schon erwähnten "Chroniques et istoires etc.", im ersten Teil hauptsächlich nach Wace.' Auch hier erhalten wir ein gleiches Resultat, Waurin schöpfte aus einer ähnlichen Waceredaktion wie L. — Es folgt eine Untersuchung über Ms. Reg. 13 A XXI (Brit. Mus.) (IX, 65): 'Darin steht Waces Gedicht, aber etwa 7000 Verse, von V. 52 der gewöhnlichen Hss. bis zur Geburt Arthurs, weichen völlig ab. Eine weitere Besonderheit dieser Hs. besteht in den unzweifelhaften Übereinstimmungen, zwischen jener nicht von Wace herrührenden Partie und Laz.' Diese Übereinstimmungen werden wieder tabellarisch vorgeführt (S. 67—72) und führen zu gleichem Resultat, wie die vorhergehenden Kapitel.

Was aber war die Quelle dieser 7000 Verse und in ihrem ganzen Umfang von L.? Doch wohl der verlorene ältere erste Teil von Gaimars Englischer Geschichte. Als dessen Einleitung sieht man den sogenannten *Münchner Brut* an. (Nicht unbestritten!) Das folgende Kapitel *Gaimar I* (X, 73) kommt zu dem Resultat, neben Wace hat L. in grofsem Umfang eine Gaimarversion benutzt, er oder bereits seine Quelle (S. 83). Das XI. Kapitel lehnt die Benutzung der lateinischen Quellen all dieser Reimchroniken-Literatur (Galfrid, Nennius, *Brutus abbreviatus* — in dieser Reihenfolge) mit triftigen Gründen ab, und so ergibt sich als Resultat: Lazamons *Brut* ist im wesentlichen eine Verquickung der beiden normannischen Chroniken Gaimar und Wace. Da aber Lazamon als Engländer eher Übersetzer als Kompilator gewesen, so sei die Vereinigung beider Elemente und einer Reihe von sekundären Zutaten nicht ihm, sondern bereits seiner Quelle, einer noch nicht entdeckten Verschmelzung von Gaimar und Wace zuzuschieben.

Wird man letzteres Argument für durchaus stichhaltig ansehen dürfen? Darüber müfste sich vor allem ein Kenner Altenglands äufsern. Mir will die prinzipielle Anschauung, Lazamons Quelle sei einheitlich gewesen,

er nur Übersetzer (S. 37, 50, 57 'Forderung der Quelleneinheit'), nicht einleuchten. In unserem Sinne ist der mittelalterliche Übersetzer doch stets mehr oder weniger Kompilator. Übersetzen zwei den gleichen Text, so kommt doch stets etwas wesentlich Verschiedenes heraus, vergleiche etwa Gaimar und Wace, die verschiedenen Übersetzungen von Marbots *Lapidar* miteinander. Während für L. stets Einheit der Quelle vindiziert wird, werden für dessen Quelle fortwährend die verschiedenartigsten Zuflüsse zugegeben (S. 40, 59, 87, 102). Diese Art der Behandlung scheint mir, wie gesagt, mifslich, sie wird den Möglichkeiten nicht gerecht, die nicht von einem Prinzip regiert werden. Lagamon kann ebensogut einmal seiner 'Übersetzung' Einzelheiten zugefügt haben, wie seine Quelle dies konnte. Mündliche Tradition und vor allem Erfindung kann bei ihm ebensogut eine Rolle gehabt haben, wie bei allen Dichtungen aus diesem Gebiete — so lange aber L.s unmittelbare Quelle nicht bekannt sein wird, kann man über die Einzelfragen nur dann eine Entscheidung fällen, wenn man wie Imelmann eine Richtschnur wählt. Damit werden freilich die Folgerungen bestimmt, die Richtschnur selber aber scheint mir unzuverlässig.

Den Resultaten macht diese meiner Ansicht nach unsichere Methode in der Verwertung des Materials keinen Eintrag: Die Urquellen Gaimar und Wace sind gesichert, und ihre Vereinigung hat mit gröfserer Wahrscheinlichkeit bereits in L.s Quelle stattgefunden.

Ein interessanter Anhang ist der Abdruck von zweimal 129, zum Teil verstümmelten Achtsilbnern einer unbekannten Brutversion (S. 111 ff.) (aus Ms. Brit. Mus. Harley 4733), die offenbar dem verlorenen Gaimar angehört. Entscheidend ist die völlige Unabhängigkeit des Bruchstückes von Wace, welche 1155 als *terminus adquem* befürwortet, weiterhin aber zeigen sich Anklänge stärkster Art mit dem erhaltenen zweiten Teil von Gaimars Reimchronik, die Gleichheit der Verfasser nahelegen.

München. Leo Jordan.

König Horn. Eine mittelenglische Romanze aus dem 13. Jahrhundert. Ins Deutsche übertragen von H. Lindemann. Sonderabdruck aus der Festschrift zum XI. deutschen Neuphilologentage Pfingsten 1904 in Cöln. Cöln, Paul Neubner, 1904.

Weiteren Kreisen den Stoff der Hornsage näherzubringen und sie so zugleich bekanntzumachen mit der etwas unbeholfenen und doch eines gewissen Reizes nicht baren Art mittelenglischer Erzählungskunst, das ist der Hauptzweck der vorliegenden Arbeit. Etwas ähnliches hatte in seinem 'Kind Horn' schon Fr. Rückert unternommen und doch etwas anderes. War jenes eine freie Umdichtung, so hält Lindemann sich im Gegenteil absichtlich eng an das englische Gedicht (unter hauptsächlicher Zugrundelegung der Fassung des Cambridger Univ. Libr. Ms. und Zuziehung der Ausgaben von Wifsmann, Hall und Knight). Nicht nur in der Weise, dafs er, so weit wie angängig, Zeile für Zeile wortgetreu zu übersetzen versucht, sondern auch äufserlich, in der Form, unter möglichster Beibehaltung der metrischen Eigentümlichkeiten, ja Fehler seiner Vorlage. Bei der oben erwähnten Absicht des Verfassers wird man dieses Vorgehen auch durchaus billigen, ja anerkennen müssen, wenngleich Reime wie *Haushofmeister* : *gehn mich heifst er* (399/400), *Knechtesstamm* : *Land ich kam* (435/36), besonders aber *schmutzig* : *rufsig* (1087/88) wohl besser vermieden worden wären. Der Übersichtlichkeit halber hat Lindemann das Gedicht in vier Abschnitte zerlegt und dafür die von Wifsmann versuchte Gliederung in Strophen nicht übernommen. Die zum Schlufs gegebenen Anmerkungen dienen teils zur sachlichen Erläuterung, teils zur Begründung der Übersetzung. In Anm. 4 sagt Lindemann: 'Westernesse vermutlich = Irland (Hall)'. 'Was ist aber dann das 'Irenland', nach dem er (gemäfs

V. 775 ff.) bei günstigem Winde 'fort von Westerness' getrieben wird. Auch bezüglich des V. 1050 folgt Übersetzer der Hallschen Auslegung, so dafs er zu der Übersetzung kommt: 'Voraus ging er allein, als wäre er gezeugt von Stein!' Damit kann sich allerdings der Nichtfachmann wenigstens auch einmal etwas den Kopf zerbrechen, aber besser wäre es meines Erachtens gewesen, wenn Lindemann die andere, am Schlufs seiner Anmerkung erwähnte Ansicht zum Ausdruck gebracht hätte. Und so gibt es vielleicht noch die eine oder andere nicht einwandfreie Stelle — Übersetzung ist eben Auslegungssache —, ohne dafs aber das Ganze leidet, das sicher seinen guten Zweck erfüllen wird.

Elberfeld. M. Weyrauch.

Siburg, Bruno, Schicksal und Willensfreiheit bei Shakespeare. Dargelegt am 'Macbeth'. (Morsbachs Studien zur englischen Philologie, XXVII. Halle a. S., Niemeyer, 1906. XV, 128 S. M. 3,60.

Die Arbeit umfafst aufser dem Vorwort einen historischen und einen systematischen Teil. In dem Vorwort und dem ersten Kapitel des historischen Teiles unterrichtet uns Siburg über die Methode, die er bei Untersuchungen wie der vorliegenden für die richtige hält. Er betont, dafs es verkehrt sei, Fragen wie die nach der Willensfreiheit oder Unfreiheit dramatischer Helden nach allgemeinen ästhetischen Eindrücken zu beantworten, da die Subjektivität alles ästhetischen Urteilens den Wert des Ergebnisses von vornherein in Frage stelle. Den 'ästhetisierenden Glaubenseiferern' stellt Siburg die Interpretation als den Weg gegenüber, der vor allen andern den Vorzug der denkbar gröfsten Sicherheit habe. Diese Ausführungen sind vollkommen richtig: die exakte Interpretation ist nicht nur der sicherste, sondern der einzig mögliche Weg zum richtigen Verständnis eines Kunstwerkes. S. überschätzt nicht die Bedeutung der Interpretation, wohl aber überschätzt er sein eigenes Verdienst, wenn er behauptet, dafs er der erste sei, der diesen Weg eingeschlagen habe.

Das zweite Kapitel: 'Über die Freiheit im philosophischen, im psychologischen und im normativen Sinne', und das dritte Kapitel: 'Kritische Darstellung einer Geschichte der Meinungen über Schicksal und Willensfreiheit bei Shakespeare von Lessing bis zur Gegenwart', sind ganz interessante Essays und enthalten manches Gute; ihre Notwendigkeit für das Thema sehe ich nicht ein. Der Verfasser gesteht selbst, dafs seine Arbeit, welche die Frage nach der Willensfreiheit bei Shakspere nur an einem Drama untersuche, das Thema nicht erschöpfen könne, dafs dazu eine Untersuchung aller Tragödien nötig sei. Wozu dann solche Auslassungen genereller Natur, wenn es dem Verfasser nur darauf ankam, 'neue Wege zur Erlangung sicherer Resultate zu zeigen?' Ein Übermafs philosophischer Erörterungen ist bei der Betrachtung von dichterischen Werken ebensosehr von Gefahr als das von S. getadelte Schwelgen in Ästhetik. Lieber wäre es mir gewesen, der Verfasser hätte anstatt solcher Abschweifungen seine Untersuchung noch auf das eine oder andere von Shaksperes Dramen ausgedehnt.

Noch aus einem anderen Grunde waren diese Kapitel zu entbehren. Es ist überflüssig, ja bedenklich, wenn jemand ein Problem erörtern will, das für ihn längst gelöst ist, indem er die eine Seite des Problems zum Dogma erhoben hat, während er die andere a limine zurückweist. Das trifft aber auf Siburgs Stellung zur Titelfrage seines Buches zu. Nicht nur aus den beiden Mottos, die er seiner Arbeit vorangestellt hat: 'The fault, dear Brutus, is not in our stars, but in ourselves, that we are underlings' (Cæsar I, 2) und 'Die freie Wahl ist das Lebensprinzip der Tragik' (G. Günther), sondern auch aus vielen anderen Stellen des Buches geht es klar hervor, dafs S. die Willensfreiheit des Helden als notwendige Voraus-

setzung für ein Drama fordert. Bei solchen Ansichten aber, die ich durchaus unterschreibe, diskutiert man nicht mehr, sondern zeigt, dafs der echte Dichter dieser Voraussetzung in seinen Werken gerecht geworden ist. Die generellen Erörterungen haben keinen Wert; denn den einen sind sie im besten Falle Beweis für etwas, das ihnen auch ohne Beweis sicher ist; die anderen aber lehnen derartige Erörterungen ab, da sie ja den Grundsatz als solchen leugnen, er ihnen mithin nicht bewiesen werden kann.

In dem systematischen Teil (S. 69 ff.) untersucht S. das Drama 'Macbeth', genauer die Frage nach der Willensfreiheit des Helden. Ich kann mich hier kurz fassen: S. ist zu den gleichen Ergebnissen gelangt, wie ich sie seinerzeit niedergelegt habe. Der Kernpunkt dieser Ansicht ist, dafs die Hexen und die Lady den Helden nicht entlasten, dafs nichts von der vollen Verantwortlichkeit Macbeths zu subtrahieren und auf ihr Konto zu setzen ist. Dafs S. zu diesem Ergebnis gelangt ist, hat mich ebensosehr gefreut wie die Konsequenz seiner Beweisführung und die Entschiedenheit, mit der er seine Ansichten vertritt.

Noch ein paar Einzelheiten. Schnell fertig ist der Verfasser mit der Frage nach der Echtheit der Hexenszenen. Alles für Shaksperes Eigentum zu halten, geht wohl nicht an; mit der Gestalt der Hekate und dem Hexentanz in IV, 2 hat der Dichter schwerlich etwas zu tun. Ob es von Middleton herrührt, ist eine andere Frage; jedenfalls halte ich es für eine spätere Interpolation.

In der Auffassung des Banquo wendet sich Siburg gegen mich; er behauptet, dafs ich diesem Charakter nicht gerecht würde. Ich folge im wesentlichen der Argumentation Werders, Bulthaupts und F. A. Leos und behaupte, dafs wir um eine gewisse Zweideutigkeit in Banquos Charakter nicht herumkommen. Sie erklärt sich auch sehr leicht: die Banquo ungünstige Vorlage und die Rücksicht auf das regierende Haus Stuart brachten jenes Gemisch von Eigenschaften zustande, das mir verbietet, Banquo für eine ganz lautere Natur zu halten.

Berlin. Ernst Kröger.

W. Shakespeares dramatische Werke. Übersetzt von A. W. von Schlegel und L. Tieck. Im Auftrag der deutschen Shakespearegesellschaft herausgeg. und mit Einleitungen versehen von Wilhelm Oechelhäuser. 53. Auflage. Auf Veranlassung des Herausgebers revidiert von Hermann Conrad. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt, o. J. XV, 1032 S.

Auf die grofse fünfbändige Ausgabe der Conradschen Revision der Schlegel-Tieckschen Shakspereübersetzung (Preis geh. M. 10, geb. M. 15) hat die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart jetzt eine einbändige zu M. 4 folgen lassen, um die Anschaffung allen zugänglich zu machen. Dieses Vorgehen verdient an sich Anerkennung; die einbändige Volksausgabe, welche Oechelhäuser im Auftrage der Deutschen Shakspearegesellschaft herausgegeben hat, gehört zu den Ruhmestaten der Gesellschaft; und es ist nur folgerichtig, wenn die von Conrad auf Anregung Oechelhäusers und mit nachträglicher Genehmigung der Gesellschaft vorgenommene Revision sich auch auf die einbändige Volksausgabe erstreckt.

Die Kritiker der Conradschen Revision stehen vor einer unangenehmen Aufgabe. Es ist hart, da nicht loben zu dürfen, wo jahrelange fleifsige Gelehrtenarbeit am Werke war. Wir müssen Conrad hohe Anerkennung zollen für seinen Wagemut und seine Arbeitsfreudigkeit, die er bei dieser Aufgabe bewiesen hat, aber mit dem vorliegenden Resultat können wir uns nicht befreunden. Das liegt an der Undurchführbarkeit der Aufgabe; gerade die grofsen Mittel Conrads beweisen mir in Verbindung mit dem Resultat von neuem die Unlösbarkeit der Aufgabe.

Ich bin Gegner jeder Revision des Schlegel-Tieck. Nicht etwa, dafs ich diese Übersetzung für fehlerfrei oder unübertrefflich hielte. Keineswegs; aber ich glaube nicht, dafs wir jemals auf diesem Wege zu einer adäquaten Shakspereübersetzung kommen, auch nicht mit unserem fortgeschritteneren Wissen und unseren Hilfsmitteln. Übersetzungen revidieren, verbessern wollen ist eine zweischneidige Sache; der vorliegende Text irritiert immer; der Revisor, der fortwährend zum Vergleich gezwungen ist, besitzt nicht die ruhige Sicherheit und Unbefangenheit des Übersetzers. Besonders gerechtfertigt ist diese Befürchtung — die, wie ich zeigen werde, auf Conrads Revision zutrifft —, wenn die zu revidierende Übersetzung aus einer ganz bestimmten Zeit- und Gefühlsstimmung hervorgegangen ist, wie dies bei Schlegel-Tiecks Shakspereübersetzung der Fall ist. Die Romantiker sahen ja Shakspere nicht durch ein neutrales, indifferentes Glas, sondern durch ein Prisma, welches das Bild nicht unverändert wiedergab. Durch Retouchieren dieses Bildes das Original wiedergewinnen zu wollen, scheint mir ein von Beginn an verlorenes Unternehmen.

Ich sehe nur einen Weg zu einer adäquaten Übersetzung Shaksperes, und dieser Weg führt nicht über Schlegel-Tieck, sondern besteht in einer ganz neuen, von Schlegel-Tieck unabhängigen Übersetzung streng philologischen Charakters. Der Grundsatz, dafs jeder Übersetzer sich anlehne an seine Vorgänger, gilt nicht für die Übersetzung der Romantiker, die ein Werk sui generis darstellt, an dem nicht gerüttelt werden darf. Denn zu welchem Shakspere wollen wir zurück? Welchen Shakspere wollen wir durch eine neue Übersetzung gewinnen? Doch nur den wahren, historischen Shakspere, dessen Werke uns in der Folio von 1623 vorliegen, nicht den von irgendeiner Zeit irgendwie aufgefafsten und empfundenen Shakspere. So verlangt aber R. M. Meyer (Shak.-Jhb. Bd. 42, S. 263 f.), der meint, unser Shakspere sei der Goethes und Herders. Wie soll das sein? Stehen wir Shakspere mit denselben Empfindungen und Ansichten gegenüber wie sie oder die Romantiker? Das gilt ebensowenig wie das von R. M. Meyer angezogene Analogon mit Christus gilt, oder das von ihm aus Shakspere gebrachte Beispiel mit dem 'Merchant of Venice' zutrifft. Wir, wenn wir frei und natürlich empfinden, stehen dem Shylock heute noch nicht anders gegenüber, als ihn Shakspere gewollt hat, und können diese Figur unmöglich als tragisch auffassen. Soll etwa das Rechtsbewufstsein mancher Juristen, das über Porzias 'Kniff' aus dem Häuschen gerät, oder die fehlgreifende Darstellungsweise mancher Künstler, die sich und nicht Shakspere spielen, das Gegenteil beweisen?

Conrads Revision aber bringt uns nicht zurück zu Shakspere, d. h. zum Urshakspere, der allein für uns gilt, während die Auffassungen früherer Zeiten nur literarische Kuriositäten sind. Sie teilt das Schicksal aller Revisionen: neben den zahlreichen Verbesserungen stehen zahlreiche Stellen, in denen das Gute zu gunsten des minder Guten geopfert ist. Können wir aber unter solchen Umständen von einem Fortschritt sprechen?

Bei der Auswahl meiner Belegstellen habe ich mich weniger von dem Gedanken bestimmen lassen, die einzelnen Gattungen Shakspearescher Dramatik sprechen zu lassen, als vielmehr die drei Übersetzer, die verbessert werden sollten; und wir werden sehen, dafs sie alle drei gegen ihren Revisor bisweilen recht bekommen müssen. Mit besonderem Interesse las ich den 'Hamlet', weil Conrad kürzlich eine treffliche Ausgabe des Stückes im Weidmannschen Verlag hat erscheinen lassen, die ich in Bd. CXVII des *Archivs*, S. 422 ff., ausführlich besprochen habe. Auch hier ändert Conrad oft zu Unrecht.

Hamlet I, 4: Thou comest in such a *questionable* shape
Schlegel: Du kommst in so *fragwürdiger* Gestalt
Conrad 457: Du kommst in so *anheimelnder*(!) Gestalt.

Hamlet I, 5: ... won to his shameful lust
The will of my most seeming-virtuous queen
Schlegel: Gewann den *Willen*
Der scheinbar tugendsamen Königin
Zu schnöder Lust
Conrad 458: Gewann die *sinnliche*,
Nur scheinbar tugendsame Königin
Zu schnöder Lust.

In dem Bestreben, deutlicher zu werden, entfernt sich Conrad vom Original.

Hamlet ib.: *Unhousel'd*, dissappointed, unaneled
Schlegel: *Ohne Nachtmahl*, ungebeichtet, ohne Ölung
Conrad: *Ganz ungerüstet*, ohne Beicht' und Ölung.

Das kahle 'ungerüstet' ist gewifs keine Verbesserung neben Schlegels prägnanter Wiedergabe von 'housel'.

Am Schlufs des ersten Aktes hat Conrad einen berühmten Übersetzungsfehler Schlegels stehen lassen, wiewohl von der richtigen Wiedergabe der Stelle das Verständnis des Helden und des Stückes mit abhängt. Das *'O, cursed spite'* (drittletzte Zeile) ist mit *'Fluch und Gram'* so unrichtig wie möglich wiedergegeben. Die Seegersche Übersetzung *'Verflucht die Stunde'* trifft Sinn und Wort viel besser; vgl. Loenings 'Hamlet' S. 232 ff.

Die Übersetzung von *'The mobled queen'* (Hamlet II, 2) durch *'Die Königin im Pöbeltrofs'* scheint mir durch das, was Conrad in seiner Ausgabe (Teil II, 170 f.) über *mobled* sagt, nicht genug gestützt, um Schlegels *'schlotterichte Königin'* zu ändern. Wenn Conrad dort manche Deutungen als 'nichtssagende Wörter' abweist, so läfst sich das auch gegen seine Deutung wenden; warum sollte Hamlet über *'Pöbeltrofs'* stutzen?

Die irreführende Übersetzung 'das ist hier die Frage' von *that is the question* — irreführend, weil es nach Schlegel scheinen könnte, als spräche Hamlet hier von sich und seiner Aufgabe, während er ganz allgemein das pro et contra des Selbstmordes abwägt — ist auch von Conrad nicht beseitigt.

Ich wende mich zu Dorothea Tieck und lasse sie mit dem 'Macbeth' zu Worte kommen, dessen Übersetzung nach Conrad 'eine wirklich minderwertige Leistung' ist. Richtig ist, dafs dem Revisor dieses Stück am besten gelungen ist; doch auch hier finden sich unangebrachte Änderungen:

Macbeth I, 3: The greatest *is behind*
Dor. Tieck: Das Gröfste *ist noch nach*
Conrad 558: Das Gröfste *fehlt.*

Die alte Übersetzung ist trotz ihrer sprachlichen Unschönheit treffender als die Revision; das *'is behind'* drückt nicht das blofse Fehlen aus, sondern das *'noch Ausstehen'* dessen, was erwartet wird. Die beste Übersetzung wäre 'das Gröfste steht noch aus.'

Macbeth I, 5: He brings great *news*
Dor. Tieck: Er bringt uns grofse *Zeitung*
Conrad: Er bringt grofs *Glück*(!).

Der Monolog Macbeths I, 7 gehört mit zu dem Besten, was Conrad geleistet hat; er hat bedeutend gewonnen; ebenso ist das 'Thou marshall'st me the way that I was going' (II, 1) sehr gut wiedergegeben mit 'Du schreitest wie ein Marschall mir voran den angetretenen Weg'. Dagegen ist Dor. Tieck wieder im Recht, wenn sie

	II, 3:	The repetition in a woman's ear Would murder as it fell
wiedergibt mit:		Die Wiederholung würd' ein weiblich Ohr Töten mit ihrem Klang
gegen	Conrad 564:	Träf eines Weibes Ohr der Klang der Worte, Es wäre Mord.

Sehr bedenklich ist folgende Stelle:

Macbeth V, 4:	Cousins, I hope the days are near at hand That *chambers* will be safe
Dor. Tieck:	Ja, Vettern, noch sind hoffentlich die Tage, Wo *Kammern* sicher sind.
Conrad 576:	Vettern, die Tage, hoff' ich, sind uns nah, Wo man *zu Hause* wieder sicher ist.

Die in Malcolms Worten liegende Anspielung auf Duncans Ermordung geht bei Conrad vollständig verloren; Duncan ist doch nicht zu Hause, sondern in der Schlafkammer bei Macbeth ermordet worden.

Stellen, in denen Baudissin zu Unrecht verändert worden ist, sind

Othello I, 1:	A fellow *almost damned in a fair wife*
Baudissin:	Ein Wicht, *zum schmucken Weibe fast versündigt*
Conrad 489:	Ein Kerl, *der alles um ein schönes Weib vergifst.*
Othello I, 3:	*Of hair-breadth 'scapes* i' the imminent deadly breach
Baudissin:	Wie ich *ums Haar* dem drohenden Tod *entrann*
Conrad 493:	Von *knapper Rettung* aus toddrohn'der Brandung.

Die prägnante Wiedergabe von *hair-breadth* geht verloren. In den Reden der beiden Clowns Dogberry und Verges ('Much Ado') bedeuten eine Anzahl Veränderungen auch keine Verbesserungen. Conrad hat einen Teil der verunstalteten Fremdwörter, in denen Dogberry schwelgt, geändert und nicht immer das Bessere gegenüber Baudissin; teilweise hat er sie gestrichen und durch deutsche Ausdrücke ersetzt.

Much Ado III, 1:	For others say thou dost deserve, and I Believe it *better than reportingly*
Baudissin:	Man sagt, du bist es wert, und ich kann schwören, Ich wufst' es schon, und *besser als vom Hören*
Conrad 786:	Man sagt, du bist es wert, und ich kann schwören Das wufst' ich lang, *auch ohne es zu hören.*

Baudissin steht dem Original hier weit näher, ebenso in

Lear V, 3:	The weight of this sad time we must obey, Speak what we feel, not what we ought to say.
Baudissin:	Lafst uns, der trüben Zeit gehorchend, klagen, Nicht, was sich ziemt, nur was wir fühlen sagen.
Conrad:	Lafst unser trauernd Schweigen uns nicht brechen, Nicht unsern Mund, nur unsere Herzen sprechen.

Die ausgewählten Beispiele sollen zeigen, dafs alle drei Übersetzer bisweilen das Bessere haben als ihr Revisor. Das ist aber bei allen Verbesserungen Conrads das Entscheidende: seine Revision hat nicht alle Fehler getilgt und oft das weniger Gute an die Stelle des Guten gesetzt. Man wird daher häufig auf die alte Lesart zurückgreifen, und man wird es erklär-

lich finden, wenn ich die Verlagsbuchhandlung auffordere — bei aller Anerkennung dafür, dafs sie durch ihre wohlfeile Ausgabe die Conradsche Revision allen Kreisen zugänglich machte —, ihre treffliche Volksausgabe auch in der unrevidierten Schlegel-Tieckschen Übersetzung weiter zu verlegen für die meines Erachtens zahlreiche Schar derer, die den alten Text jeder Revision vorziehen.

Berlin. Ernst Kröger.

Albert Eichler, John Hookham Frere. Sein Leben und seine Werke. Sein Einflufs auf Lord Byron. Wien und Leipzig 1905. VIII, 192 S. (Wiener Beiträge zur engl. Philologie XX.)

Der Mann, dem die vorliegende Studie gilt, ist für uns nach verschiedenen Richtungen hin eine interessante Erscheinung. Einmal als Satiriker und Parodist, dann als Vertreter einer in neuerer Zeit wenig gepflegten Gattung, des komischen Heldengedichts; drittens als ein Übersetzer ersten Ranges; endlich als Vorgänger und Anreger eines Gröfseren, nämlich Byrons. An der Hand von Eichlers gründlichem und dankenswertem Buch wollen wir versuchen, ein Bild von Freres Wesen und literarischer Tätigkeit zu entwerfen.

Frere als Satiriker ist wesentlich aus seiner politischen Stellung zu verstehen. Er stammte aus einer wohlhabenden Gutsbesitzerfamilie und huldigte daher einer konservativen Richtung. Schon auf der Schule zu Eton, wo er eine gediegene klassische Bildung erhielt, hat er sich literarisch betätigt. Er beteiligt sich mit seinem Freunde Canning, der später als Staatsmann so berühmt werden sollte, an der Herausgabe einer Schulzeitschrift, *The Microcosm*, worin sein Interesse an der antiken Literatur wie auch seine satirische Begabung deutlich hervortritt. Sein Aufenthalt an der Universität Cambridge ist in literarischer Beziehung so gut wie ergebnislos; anders wurde es aber, als er gleich danach eine Stelle im Auswärtigen Amt erhielt, wo sein Herzensfreund Canning eine Stelle als Unterstaatssekretär bekleidete. Beide waren entschiedene Parteigänger des grofsen Ministers Pitt, und wieder ging aus ihrem Freundeskreise eine Zeitschrift hervor: *The Antijacobin Review*, die für ihre Zeit von grofser Bedeutung geworden ist. Sie richtete sich gegen die revolutionäre und radikale Strömung, die von Frankreich ausging und in England merklichen Widerhall fand. Männer wie Southey und Coleridge vertraten in ihren Jugendwerken diese Richtung und verfafsten Gedichte, die von den Antijakobinern ebenso witzig wie erbarmungslos verspottet wurden. Auch die absterbende didaktische Dichtung geht nicht leer aus, und so wird etwa Erasmus Darwin mit seinen 'Loves of the Plants' ebenso glücklich parodiert wie R. P. Knights langweiliges Lehrgedicht 'The Progress of Civil Society'. Am bekanntesten und gelungensten ist wohl die umfangreiche Satire auf das 'German Drama' unter dem Titel 'The Rovers or the Double Arrangement'. Sie wendet sich, wie allgemein bekannt ist, gegen die Räuber und Stella; aber auch Kabale und Liebe, sowie Kotzebues 'Menschenhafs und Reue' und sein 'Graf Benyowsky' werden aufs Korn genommen. Es mufs bemerkt werden, dafs im einzelnen der Anteil der Mitarbeiter nicht immer mit Sicherheit festzustellen ist. In erster Reihe waren George Ellis, Canning und Frere beteiligt; soviel steht z. B. fest, dafs die sehr witzige Schlufsszene der 'Rovers' auf Freres Rechnung kommt. Die Zeitschrift bestand nur acht Monate und ging dann, wie es heifst, auf Pitts eigenen Wunsch, ein. Eichler nennt das Ganze 'eine vorzügliche Kneipzeitung' (p. 33). Dies scheint mir ein verfehlter Ausdruck angesichts der Tatsache, dafs es sich hier doch um sehr ernste Dinge und grundlegende Prinzipien im Staatsleben handelt.

Diejenige poetische Leistung Freres, die allein für die Entwicklung

der englischen Literatur von Bedeutung geworden ist, sind seine 'Monks and Giants' (1817), zuerst 'Prospectus and Specimen of an intended national work etc.' betitelt, ein komisches Heldengedicht in vier Gesängen. Was er mit diesem Gedicht geben wollte, war nach seinen eigenen Worten 'the burlesque of ordinary rude unınstructed common sense'. Dieser Gattung stellt er 'The burlesque of imagination' gegenüber, als deren vollkommenstes Beispiel er Popes 'Lockenraub' ansieht. Als Verfasser wird ein gewisser Robert Whistlecraft, Sattlermeister in dem kleinen Ort Stowmarket in Suffolk, eingeführt. Indem nun Frere den romantisch-mittelalterlichen Stoff von einem prosaisch-philiströsen Handwerker darstellen läfst, wird der humoristische Kontrast kräftig herausgearbeitet. Zur Wahl dieses Stoffes, sowie zu dessen metrischer Einkleidung (Ottave rime) ist Frere unter italienischen Einflufs gelangt; seine Vorbilder sind Pulci, Berni und Casti, deren relative Bedeutung für den englischen Dichter von Eichler (p. 109 ff.) treffend dargelegt wird. Schon 1814 hatte John H. Merivale seinen 'Orlando in Roncesvalles', eine Bearbeitung des Morgante Maggiore in ottave rime, veröffentlicht (vgl. Byron, *Poems*, ed. Coleridge IV, 156). Die unmittelbare Anregung ging aber wohl von William Stewart Rose aus, der 1816 Castis 'Animali parlanti' ins Englische übertragen hatte, übrigens auch sonst mancherlei aus dem Italienischen übersetzte (Byron, *Letters* 4, 211). Freilich blieb der Erfolg, wie ihn sich Frere vorgestellt haben mochte, hinter seinen Erwartungen zurück. Der Grund dafür war wohl, dafs das Publikum für die etwas abgeblafsten Gestalten von Mönchen, Riesen und Rittern sich nicht mehr recht erwärmen konnte. Hauptsächlich aber kommt in Betracht, dafs ihn ein Gröfserer, nämlich Byron, mit einem ähnlich gearteten Werke auf dem Fufse folgte, wovon wir gleich zu sprechen haben werden. Dazu trat ein Umstand, der das Urteil der Zeitgenossen ungünstig beeinflufste; man suchte die Gestalten auf bestimmte Vorbilder zurückzuführen, ohne darüber ins Klare zu kommen, was eigentlich gemeint sei, und in der Tat kann man kaum die Charakterschilderung von Gawan oder Tristram lesen ohne die Vorstellung, dafs Frere bestimmte Personen als Vorbilder ins Auge gefafst hat. Ob dies nun Leute wie Nelson oder Wellington gewesen sind, scheint mir nicht so zweifellos wie es Eichler (p. 127) hinstellt; wenigstens hätte er dies im einzelnen näher begründen sollen.

Eine der eben besprochenen gleichwertige Leistung war seine Übersetzung von fünf Stücken des Aristophanes. Zu dem satirischen Komödiendichter zog ihn ein Gefühl der Wahlverwandtschaft. Auch er fühlte sich als Verfechter des Althergebrachten gegenüber der anstürmenden Demokratie. Schon vor 1820 hatte er sich mit Aristophanes in einem kritischen Aufsatz beschäftigt und dabei sein Ideal eines Übersetzers definiert. Er unterscheidet zwischen dem 'faithful translator', der am Original ängstlich klebt, und dem 'spirited translator', der seinen Autor modernisiert. Beiden stellt er den 'true translator' gegenüber, der nach seinen Worten 'reproduces both language and allusions in those permanent forms, which are connected with the universal and immutable habits of mankind and so make them a possession of his own and every age'.[1] Dafs Freres Übersetzung noch heute als mustergültig angesehen wird, dafür hat der Verfasser ein interessantes Beispiel beigebracht (p. 64, Anm.).

Von anderen Übersetzungen Freres wären kurz zu nennen: 1. sein 'Theognis restibutus', worin er die zahlreichen vorhandenen Fragmente des Dichters zu einem phantasievollen Bilde zusammensetzt, das freilich

[1] Es ist beachtenswert, dafs Tycho Mommsen in seiner Schrift: *Die Kunst des Übersetzens aus neueren Sprachen* (1858), unabhängig von Frere eine ganz ähnliche Unterscheidung macht.

vor der modernen Kritik nicht bestehen kann; 2. eine Übertragung des altenglischen Liedes auf die Schlacht bei Brunanburh im Stile von Rowley Chatterton (in Ellis' *Specimens of the Early Engl. Poets*); 3. ein gröfseres Stück aus dem 'Poema del Cid' (385 Verse, von Southey in seinem *Chronicle of the Cid* [1808] abgedruckt); 4. eine wenig gelungene Übersetzung von etwa 30 Versen aus dem *Faust* (I. Teil, Gartenszene). Freres Kenntnisse im Deutschen scheinen eben nicht bedeutend gewesen zu sein.

Im letzten Kapitel seiner Arbeit behandelt Eichler Freres Verhältnis zu Lord Byron. Dieser hatte sich über Frere in einer Strophe von Childe Harold (die später zum Glück unterdrückt wurde) recht unfreundlich ausgesprochen. Nachdem sie sich in der Gesellschaft begegnet waren, ändert Byron seine Ansicht über ihn und sein Verhalten zu ihm gänzlich. Im selben Jahre, in dem die 'Monks and Giants' erschienen waren, meldet er aus Venedig seinem Verleger Murray, er habe ein Gedicht 'in the excellent manner of Mr. Whistlecraft (whom I take to be Frere)' vollendet. Dies ist bekanntlich seine venetianische Verserzählung 'Beppo'. Dabei war er seinem Vorgänger gegenüber sehr im Vorteil. Sein Gedicht ist dem Leben abgelauscht, es sind warmblütige Menschen seiner Zeit, die er schildert, nicht mittelalterliche Schemen. Wenn er sich auch in metrischer Beziehung laxer und sorgloser zeigt als Frere, so fragt es sich noch, ob er schon die nötige Gewandtheit in der Handhabung des Versmafses erworben hatte. Offenbar hat er mehr von den Italienern entnommen als von seinem Landsmann; wobei daran zu erinnern ist, dafs er eben um dieselbe Zeit ein Stück aus Pulcis *Morgante Maggiore* übersetzt hatte. Ebenso verhält es sich in bezug auf seinen Don Juan. Es ist interessant, dafs gerade Frere zu der Gruppe von Freunden Byrons gehörte, die ein Gutachten abgeben sollten, ob der Don Juan zu veröffentlichen sei oder nicht. Trotz des Abratens dieses 'cursed puritanical committee' (*Lett. and Journ.* IV, 279) liefs Byron das Werk dennoch erscheinen. Hält man Freres Poem daneben, so hat man den Eindruck einer verblichenen Zeichnung gegenüber einem Gemälde von glühender Farbenpracht. Mit vollem Recht betont Eichler vor allem die grofse moralische Kraft des Gedichts, das die Heuchelei und Torheit in jeder Gestalt angreift: ebenso dafs Byron auch hier den Italienern weit näher steht als Frere, mit dem er sich nur in einigen nebensächlichen Punkten berührt.

Coleridge, der Frere manches verdankte, nannte ihn in seinem Testament, worin er das ihm geschenkte Aristophanesms. Dr. Gillman vermachte, *ὁ καλοκἀγαθος ὁ φιλοκαλός*. In einem Brief an Crabb Robinson (Juni 1817, vgl. dessen *Diary and Corresp.* I, 295) sagt er von Frere: 'he is the man among us in whom Taste at its Maximum has vitalized itself into productive power — Genius'. Geschmack in Produktionskraft umgesetzt — besser und kürzer kann Freres Wesen nicht bezeichnet werden.

Berlin. Georg Herzfeld.

John Ruskin, Gesammelte Werke. Band I: Die sieben Leuchter der Baukunst. Übersetzt von W. Schölermann. Mit 14 Tafeln. Brosch. M. 6, geb. M. 7. — Band II: Sesam und Lilien. Übersetzt von Hedwig Jahn. Brosch. M. 3, geb. M. 4. — Band III: Der Kranz von Olivenzweigen. Vier Vorträge über Industrie und Krieg. Übersetzt von Anna Henschke. Brosch. M. 3, geb. M. 4. — Band IV: Vorträge über Kunst. Übersetzt von W. Schölermann. Brosch. M. 3, geb. M. 4. — Band V: Diesem Letzten! Vier Abhandlungen über die ersten Grundsätze der Volkswirtschaft. Übersetzt von Anna von Przychowski. Brosch. M. 2,50, geb. M. 3,50. — Band VI VII: Praeterita. Übersetzt von Anna Henschke. 2 Bände je M. 4 brosch. — Band VIII X: Die Steine von Venedig. Übersetzt von Hedwig Jahn.

3 Bände mit vielen Illustrationen brosch. je 8 M. — Band XI XV: Moderne Maler. Übersetzt von Charlotte Broicher und W. Schölermann. Band I/II brosch. M. 5, geb. M. 6. Leipzig, Diederichs Verlag.

Born 1819 in London, Ruskin wrote 'Modern Painters', vols. 1 and 2, 1842—1845; 'The Seven Lamps of Architecture', 1848 (the year of his marriage); 'The Stones of Venice', vols. 1—3, 1850—1852; 'Modern Painters', vol. 5, and 'Unto this Last' at Chamounix, 1860; 'Praeterita' (his Wahrheit und Dichtung), 1886—1888. He died at Coniston, N. England, in 1900.

Ruskin's writings are unique both in style and content, and present to the translator a curiously interesting and instructive, albeit somewhat difficult, task. This welter of poetic imagery, the multitudes of diverse and puzzlingly interwoven motives in these writings, their fervid enthusiasms and fierce denunciations, their romantic turmoil and palpitating imagination, their mixture of truth and fallacy, their terseness and their loquacity, their naiveté and their rhetoric, place R.'s works in a domain apart in English prose and characterize them as one of the most potent social and aesthetic influences of the 19th century in England. But what a mass of distracting, contradictory statements and attitudes these volumes contain! The reader finds himself at one moment swept away with sympathy and admiration, at the next dismayed at the eccentricities, inconsequence and dogmatism of this great man: one comes to understand at last how Carlyle would at times sneer at Ruskin and call him a 'beautiful bottle of soda-water' and anon exalt him as a worthy compeer of the great prophets of old.

Here, then, is a problem. How shall a writer, apparently so unequal and inconsistent, whose attitude towards his subject so constantly changes, best be presented to the people of a foreign country? Obviously the publication of translations of mere fragments and extracts from such a man's books will not serve the purpose. For the single unity that runs through all these works is one of personality, and one of personality alone, and not of system or logic. Only when we read the whole of this man's works and survey them as a whole from beginning to end, do we discover in them that one pervading tendency which will give him his characteristic place forever in English culture, — the fierce and fanatical desire, firstly, to humanize and moralize art for the sake of life, and secondly to moralize life, too, and render it, according to his ideas, sane and healthy, that it may serve as a fit basis for pure and organic expression through art. The only way then to undertake the task of presenting an adequate impression of Ruskin to the German world (or to the English, either, for the matter of that) is to present him unabridged and in his entirety.

It is a matter for congratulation that a German publishing firm, Diederichs, of Leipzig, has been courageous enough to face such a financially unpromising enterprise as the publication of a complete translation of Ruskin's works into German.

Fifteen volumes are at present before me and more are to follow. The first question that arises with regard to a translation is, — what is the value of these books as translations? Are they an adequate interpretation of Ruskin's thoughts? Do they say what Ruskin said, and do they say it in their own idiom in any reasonable degree as well as he said it in his?

It seems to me that the very first thing a publisher undertaking such a task should do is to obtain a thoroughly competent English scholar as a general editor. In the present case the works have been 'edited' by Herr Schölermann, who, for the several years past, has devoted his whole

time to translating from English into German. It is a misfortune that this gentleman, in spite of a very wide, practical acquaintance with modern English, lacks just those rarer qualities of scholarship which are absolutely essential for such work, — a work that needed not only a subtle mastery of German but the knowledge of a trained 'Anglist'.

After perusing the first volume of this series, 'Die sieben Leuchter der Baukunst', translated by the editor himself, I confess to a feeling of deep disappointment. In the first place the translator betrays a very unliterary conscience in the arbitrariness with which he deals with Ruskin's text. The various prefaces so characteristic of Ruskin and his change of standpoint between 1848 and 1880, as well as a note to the last edition, are in the German all mutilated and jumbled together in an absolutely misleading and unscientific manner and given under the date 1880. Ruskin's notes at the foot of the pages are often omitted, nor are the author's notes distinguished by any sign or initial from the somewhat superfluous remarks of the translator (cf. p. 15). On page 410 the translator notes: Anhang Nr. 5 nicht übersetzt (enthält nur Auszüge aus Gedichten von Coleridge und George Herbert). '"Nur" is goot' as Fluellen would have said.

Mr. Schölermanns condescending apology for Ruskin p. 409 Vol. I is also remarkable, and the note of exclamation in the middle of it, meant to emphasise the translators shocked and wounded feelings, even belongs to the realm of pure comedy: Ruskins Ansichten über die Unreinheit der deutschen Gotik oder über die 'Renaissance-Entartung' (ferner über das Unerlaubte bei Rembrandts Malerei(!) oder gar über die Notwendigkeit der Festsetzung eines Bausystems für alle Architekten), wurden natürlich ohne Widerspruch, aber auch ohne 'Verantwortlichkeit' von seiten des Übersetzers, wiedergegeben!

I confess that I have not had patience to read right through these translations. I have merely taken chance passages here and there and compared them with the original. For instance I open vol. V of Modern Painters and find Ruskin begins with the words:

§ 1. 'To dress it and to keep it.'

That then was to be our work. Alas! what work have we set ourselves upon instead! How have we ravaged the garden instead of kept it!

With what amazement does one read Schölermann's rendering:

'Sie zu umhüllen und sie zu behüten.' Das also war unsere Pflicht. Ach, was haben wir statt dessen getan! Wie furchtbar haben wir den Garten verwüstet anstatt ihn zu behüten.

It is incredible that such words could be offered in Ruskins name. *Ah! traditore!* Why not look up the passage in the Bible which Ruskin here quotes? It is, of course, Genesis I, 12: Und Gott der Herr nahm den Menschen, und setzte ihn in den Garten Eden, *daſs er ihn bauete und bewahrete* (to dress it and to till it).

Even the painstaking use of a dictionary would have saved Mr. S. from many absurdities. Here another instance, The Seven Lamps § 15:

Ornament cannot be overcharged if it be good, and is always overcharged when it is bad ... Those very styles of haughty simplicity owe part of their pleasantness to contrast, and would be wearisome if universal. They are but the rests and monotones of the art; it is to far happier, far higher exaltation

Ornament kann nicht überladen sein, wenn es gut ist, doch stets überladen, sobald es nicht gut ist ... (Wir vergessen aber dabei häufig,) daſs diese selben Stile von so stolzer Einfachheit einen Teil ihrer Genieſsbarkeit dem Gegensatze verdanken, und langweilig würden, wenn sie allgemeingültig wären. Sie sind

that we owe those fair fronts of variegated mosaic charged with wild fancies and dark hosts of imagery, thicker and quainter than ever filled the depth of midsummer dream.

nur die Stützen und Grundtöne der Kunst; ihrem viel höheren herrlicheren Schwung verdanken wir diese bekränzten Stirnen vielfarbigen Mosaiks, geschmückt mit wildem Spuk und dunklen Heerscharen der Einbildungskraft dichter und seltsamer als die Gestalten des Mitsommernachtstraumes.

This is terrible. The slipshod syntax may be passed over, but the absolute failure to understand R's. meaning and the bold plunge into a maze of nonsense shows how much such a translator needs to submit his work to the criticism of a competent general editor. 'Rests' are not 'Stützen' but what musicians call 'Pausen', nor are monotones 'Grundtöne'; 'ihrem viel höheren' &c. is the very antithesis of what Ruskin is saying. 'Fronts' are not 'Stirnen' nor is 'imagery' Einbildungskraft. 'The art' is not 'die Kunst' but 'diese Kunst' d. h. 'die Baukunst'; and why 'des Mitsommernachttraums'; —the word 'any' is understood before R.'s Midsummer dream and there is no allusion whatever to Shakespeare's play. It is betraying Ruskin, not translating him, to publish such stuff in his name.

Vols. 2, 8, 9 and 10 are translated by a lady — Frl. Hedwig Jahn. Frl. Anna Henschke has translated vols. 3, 6, 7, and Frl. A. v. Przychowski, vol. 5. In their modest and patient industry I prefer these ladies' translations to those of their masculine colleague. Their work is careful and painstaking and one sees that they do not shun the labour of turning up the dictionary at need.

My impression is that this edition of Ruskin needs thorough revision at the hands of some skilful revisor. The revisor must be: 1. a German, 2. an English Scholar of academic standing and culture. Hundreds of such editors are to be found among the students turned out by the German Universities.

Berlin. F. Sefton Delmer.

Neuere Erscheinungen auf dem Gebiete des englischen Romans.

(Aus der Tauchnitz edition.)

Wells, H. G., Kipps (Tauchnitz edition, vol. 3857, 3858).

Wells, der grofszügige Phantast, ist kleiner Genremaler geworden. Aber er ist darum nicht kleiner geworden als Literat. In der stofflichen Beschränkung erweist er sich nun als Meister, und der Wandel überrascht nicht, sondern charakterisiert sich, wenn man ihn scharf ins Auge fafst, als organische Entwicklung. Die phantastischen Stoffe von früher waren ja auch nicht Selbstzweck. Wells bediente sich ihrer, um seine geistige Stellung zur Welt deutlicher zu verbildlichen: er war Satiriker in seinen jungen Jahren. Inzwischen ist seine Auffassung von der Welt milder geworden; er sieht das Übel nicht mehr so sehr in den schlimmen Folgen als vielmehr in dessen ursächlichen Anfängen, also in den Schwächen der menschlichen Natur. Er lächelt Verzeihung statt scheltend zu verdammen, er ist Humorist geworden. Hat er früher generalisiert in seinen Massenbildern, so individualisiert er jetzt in den kleinen Ausschnitten aus dem grofsen Leben. Doch es sind nicht zufällige Einzelerscheinungen, die er herausholt, sondern sie tragen bei aller Individualisierung typischen Charakter. Es sind repräsentative Beispiele aus der Masse, bezeichnend für die Masse. Es ist soziales Genre.

Dieses veristische Element in Wells Dichtung ist auch hier kein Novum. Er hat es schon früher verwendet. Damals freilich nur beiläufig zur Kontrastwirkung und um seine Phantasien durch diesen Einschlag von realen Elementen glaubhafter zu gestalten. Jetzt tritt er ausschliefslich den festen Boden der Wirklichkeit.

Hat sich so der Stoff verengt, so greift Wells als Problematiker immer noch weit aus. Das zeigt sein Kipps. Äufserlich besehen bietet der Roman die banale Ungewöhnlichkeit des Alltags. Kipps, ein armer, verwaister Junge, steht in der Lehre bei seinem Onkel, dem Kleinkrämer des Landnests, und kommt dann in das 'grofse' Geschäft eines besseren Krämers nach Folkstone und führt das geistig verödete Leben des weifsen Sklaven hinter dem Ladentisch. Da wird er als junger Mensch von etlichen Zwanzig plötzlich durch unvermutete Erbschaft reich. Und so beginnt für ihn ein neues Martyrium in der 'Gesellschaft', nach der er lechzt, in der er stöhnt. Nur eine scheinbare Befreiung bedeutet es, dafs er seine unfreiwillig überhastete Verlobung mit einer Vornehm-Armen löst und sich an die Brust seiner proletarischen, aber herzenswarmen Jugendgespielin flüchtet. Die junge Ehe bedrückt der Reichtum mit seinen dummen Reizungen und lästigen Verpflichtungeu, er verrammelt auch hier braven Leutchen das natürliche Leben. Da kommt's zum Verlust des Geldes. Kipps ist beschwindelt worden, fast um all sein Hab und Gut. Nun steht er vor einer bescheidenen Existenz, er mufs wieder arbeiten und wird schliefslich glücklich mit Weib und Kind in stiller Häuslichkeit. Diese Fabel ist also 'romanhaft' in üblem Sinne, der Zufall schafft dem Helden schreiendgrelle Schicksalswandlungen, und sie schmeckt 'lehrhaft' mit ihrer schalen Predigt über die Gefahren des Reichtums. Doch beides nur, wenn man sie auf ihre Grundzüge skelettiert. Der ausgeführte Roman lebt in Wahrheit und sprüht von Heiterkeit. Er unterhält nicht nur, sondern stimmt auch, ohne dafs man es recht gewahr wird, zu ernstem Mitfühlen. Was da vorgeht, ist Lebensunsinn, aber man lacht nicht, sondern lächelt nur, denn man spürt den Ernst durch. Die komischen Nichtigkeiten sind blofs Oberfläche eines bedeutsamen Untergrundes. Es ist humoristische Dichtung, naturwahre Spiegelung des krausen Lebens.

Dafs sich der Wert eines solchen Romans mit dem ethischen und ästhetischen Moment noch nicht erschöpft, ist klar. Er hat auch seine kulturhistorische Bedeutung. Ich kann mir nichts Englischeres vorstellen als die köstliche Reihe der Genrebilder, aus welchen sich Kipps zusammensetzt. Dafs man aber beim Lesen gar nichts als englisch empfindet (d. h. unsereiner, der fremde Ausländer), das bezeugt, wie tief Wells seinen Kipps im wahrhaft Menschlichen hat wurzeln lassen.

Doyle, A. Conan, The return of Sherlock Holmes (Tauchnitz edition, vol. 3796, 3797).

Sherlock Holmes ist also nicht tot, sondern lebt als Totgesagter nur um so kräftiger. Durch diese Zähigkeit wird er eigentlich erst interessant im literarischen Sinne. Die grofse Wirkung erweckt die Neugier nach ihrer Ursache. Massenlektüre (soweit es sich hierbei nicht um hinhuschende Modeerfolge handelt, und dazu gehört Sherlock Holmes nicht, denn er ist schon zu lange in Mode, um nur Mode zu sein) ist entweder wahre Kunst oder brillante Künstelei. Jene bietet jedem etwas aus ihrem tiefen Gehalt, verständlicht sich jedem in ihrer symbolisch verdeutlichenden Form, auch dem Naivsten, und diesem vielleicht mehr als dem Halbgebildeten, wenn er sich auch nicht klar wird über seine Eindrücke. Die Künstelei hinwiederum täuscht durch ihre glänzende Mache alle bis auf die 'Wissenden'. Doch auch diese fahren dabei ganz gut. Fesselt die Laien das Werk, so haben die Wissenden ihre Freude am Autor. Sie bewundern seine Technik.

Und ist das Werk ethisch einwandsfrei, so bleibt solch ästhetischer Genufs überdies noch ungetrübt. Das ist mein Verhältnis zu Holmes.

Dafs nun die Holmesgeschichten blofs Künsteleien sind, liegt auf der Hand: sie sind ja nach der Schablone gearbeitet. Dafs sie so stark und weithin wirken, danken sie der äufseren und inneren Biegsamkeit ihrer Schablone. Sie erzeugt keine Monotonie, trotzdem ihre geistigen und künstlerischen Grundzüge leicht festzulegen sind.

Das oberste Problem ist hier, dem Leser seltsame Geschichten zu bieten. Die Seltsamkeit liegt im stofflichen, nicht im geistigen Elemente, in den Vorfällen der krausen Fabel, nicht in einer feineren Psyche der Figuren. Das ist zwar derb und deutlich, aber auch anziehend und genieſsbar für den Massenleser. Jedoch selbst der mufs mit Vorsicht behandelt werden. Um eine solche Geschichte eindrücklich zu machen, ist zweierlei nötig: sie mufs kurz sein, sonst stumpft man sich an ihrem Exotismus ab, und sie mufs in des Lesers Lebenskreis rücken, um glaubwürdig zu erscheinen trotz ihrer Unglaublichkeiten. Diese Forderungen zeitigen zwei Erfüllungen. Die erste schafft die Form der Detektivskizze, die zweite das genrehafte Kolorit.

Die Detektivskizze behandelt ihren Stoff wie eine griechische Tragödie: inszeniert diese blofs die lösende Katastrophe, so führt jene nur die abschliefsende Aufklärung direkt vor. Ihr Kern ist diese eine Hauptszene. Die lange Vorgeschichte wird in indirekter Verkürzung gearbeitet, es wird eine rätselhafte Eingangssituation schrittweise entschleiert. Diese Schablone gewährt dem Autor zweierlei Vorteile: die nötige Kürze des Ganzen und einen anreizenden Gegensatz der beiden Hälften, der Vorgeschichte und Hauptszene. Die Unklarheit der Vorgeschichte erzeugt Spannung, und die steigert sich mit der im verwirrenden Zickzack vorschreitenden, halben Aufklärung, worauf dann die grofse Schlufsszene mit der Wucht der völligen Klärung wirkt. Dort reizt der Autor Verstand und Phantasie seines Lesers, hier rückt er ihm ans Gemüt. Zu diesem psychologischen Kontrast gesellt sich ein materieller. Die Vorgeschichte bringt Alltagsleben, unser Leben, nur dafs ab und zu ein paar Absonderlichkeiten auftauchen, die dann fast unmerklich zahlreicher werden, so dafs wir uns an sie gewöhnen, d. h. sie glauben, wodurch wir innerlich für den vollen Exotismus der Hauptszene präpariert werden.

Die Wirksamkeit dieser Schablone wird erhöht durch den fein berechneten Stimmungswechsel, den der Autor für die beiden Hälften eintreten läfst: der grausige oder melancholische Grundton der Hauptszene, also der Grundfabel des Ganzen schlägt bereits in die noch verschleierte Vorgeschichte herein. Aber er wird hier gemildert, oft gebrochen durch komische Lichter, die da aufgesetzt werden. So wird etwa der findige Holmes eingangs seiner Forschung düpiert, oder es gerät der minder schlaue Freund und Helfer Watson auf falsche Wege, oder die mithelfende Polizei blamiert sich in ihrer selbstsicheren Aufgeblasenheit. Das ist dann organische Komik, die aus der Fabelführung entspringt. Zur deduktiven Darstellung kommt das Zickzack der Entwicklung. Aufserdem wird auch freie Komik verwendet, wenn eine Figur oder Situation in dieser Art gefärbt wird, um die Farbenskala des Ganzen zu bereichern. Mit solch genrehafter Ausführung sichert sich der Autor die Empfänglichkeit des Lesers.

Wenn nun Doyle dieser geschickt erfundenen und virtuos verwendeten Schablone den Haupterfolg seiner Holmesgeschichten verdankt, so darf darüber nicht vergessen werden, dafs er noch über andere als solch technische Mittel gebietet, um seinen Leser zu gewinnen und festzuhalten. Sie liegen an den beiden Endpunkten schriftstellerischen Wirkens: Doyle ist blendender Stilist und gesunder Problematiker. Als Stilist schreibt er einen natürlichen Dialog, zeichnet er Figuren bis zu lebendiger Anschau-

lichkeit, malt er Situationen in dramatischer Klarheit. Auch ist er ein Meister stimmungsvoller Schilderung in allen Noten von komischer Banalität bis zu grausiger Bizarrerie. Seine Szenen haben immer individuelle Farbe wie die der modernen Bühne. Anderseits stellt und löst er seine Probleme in befriedigender Art. Dieser schulmeisterliche Ausdruck hat hier seine Berechtigung. Die Ethik der Holmesgeschichten ist brave Biedermeiermoral: sie erfreut den Philister und bleibt erträglich für den Ästheten. Die literarische Konstitution von Sherlock Holmes ist kräftig und gesund, sie verbürgt ihm auch weiterhin ein langes Leben.

The fool errant by Maurice Hewlett (Tauchnitz edition, vol. 3864, 3865).

Ich weifs nicht, in welcher Verfassung man diesen Roman lesen soll. Als guter Leser mufs man ja zum Stimmungsabbild des schaffenden Autors werden. War nun Hewlett naiv oder humoristisch oder zynisch, als er das Buch geschrieben? Oder stand er philosophisch oder ironisch über seinem Stoff? Die Lektüre hat mich im unklaren gelassen, denn sie hat mich zwischen all diesen Stimmungen und Standpunkten hin- und hergehetzt und schliefslich in eine leere Müde niedergebrochen. Eins wurde mir im Hinblick auf den Autor auch bei diesem Buche wiederum zur empirisch gefundenen Gewifsheit: er ist ein starker Stilkünstler, er hat die suggestive Gewalt über seinen Leser. Er ist ein Meister in den Mitteln. Ob auch im Ziel?

Naiv setzt er im 'Fool errant' ein. Man liest naive Selbstbekenntnisse, denn das Buch gibt sich als die Autobiographie des Helden und der ist der 'reine Tor'. Ein English boy im Italien des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts. So stehen sich Held und Welt als naiv und raffiniert gegenüber. Der fast noch knabenhafte Held, ein Aristokratensohn aus Englands katholischem Norden kommt nach Padua, um bei einem alten, bärbeifsigen Professor zu studieren, und verliebt sich in dessen junge, hübsche Frau. Diese seine erste Liebe ist ebenso tief wie rein, bleibt ungestanden und wohl unerwidert. Da kommt endlich die verführerische Situation und siegt über den rückhaltenden Willen, erzwingt das zarte, wunschlose Geständnis. Dem folgt unmittelbar die edelsinnige Selbstentdeckung: der Held offenbart dem Gatten seine 'Schuld' und beteuert die Unschuld der Frau. Damit bricht das Unheil herein. Er findet keinen Glauben, die Frau flieht aus dem Haus, der Professor wird brutal, der Held ... Doch hier mufs man halten. Bis hierher wirkt die naive Erzählung rein und fein, nicht zum wenigsten durch die Darstellung des Autors, der schon mit der treuherzigen Note in seinem Stil überzeugt. Nun aber wendet sich das Blatt. Der Held wird übernaiv. Er beschliefst, arm und halbnackt auf die Bufswanderschaft zu gehen, um seine geflüchtete Aurelia zu suchen und ihr Abbitte zu leisten. Einzig Verzeihung will er. So zieht er hinaus in die fremde Welt. Es ist das romantische Land des abenteuernden Vagabunden. Da begegnen ihm die wunderlichsten Gestalten, er gerät in die sonderlichsten Situationen. Die Handlung hastet in wirrem Zickzack dahin — der reine Abenteuerroman. Man überläfst sich unwillkürlich dem fabulistischen Zauber. So merkt man kaum die innere Bedeutsamkeit einer neuen Figur. In Virginia Strozzi, dem schönen Bauernmädchen, ersteht der unfindbaren Aurelia eine Rivalin. Das Naturkind weiht dem Helden seine erste, reine Liebe. Der aber hat für sie nur Dankbarkeit, er schwärmt für die engelreine Aurelia. Endlich findet er sie. Und so ganz anders, als er gedacht. Aber seine Phantasie siegt vorerst noch über die Wirklichkeit. Der humoristische Autor wird zum Satiriker und verschmäht es nicht, seinen Helden mit kaltherzigem Spott zu überschütten. Es ist die dritte Stilphase des Buches. Zum Schlufs wird die Fabel hyperromantisch, der Held philosophisch, der Autor ein Tausend-

künstler, der alles kann, dessen Gaukelspiel der Leser aber nicht mehr zu folgen vermag. Trotz äufserer Geschlossenheit zerfasert sich der Roman wie manche der Komödien von Shaw. Wenn Hewlett mit seinem 'Fool errant' zeigen wollte, dafs er vielerlei kann, so ist ihm seine Absicht glänzend gelungen. Aber der Beweis war überflüssig. Das hat er ja schon mit seinen verschiedenen und verschiedenartigen früheren Werken erwiesen. Leider hat er hier in einem Werk den Beweis wiederholt, sehr zum Schaden seines Werkes.

The prodigal son by Hall Caine (Tauchnitz edition, vol. 3789, 3790).

Hall Caine ist der Romantiker unter den Romanciés. Er sucht gewaltsame Konflikte, entfacht und genährt von mächtigen Leidenschaften; er engt den geistigen Schauplatz seiner Tragödien oft in den Bannkreis der Familie, um seine Konflikte zu verschärfen; er greift gern in die greller scheinende Vergangenheit zurück und weicht meist den Kulturzentren aus, um im ursprünglicheren Grenzlande den stärkeren und auch wilderen Menschen zu finden; er liebt es, Menschenschicksal auf grandiosen Naturszenen sich abspielen zu lassen. Mit der Stärke der Sünde wetteifert die Hoheit der Tugend; Entsagung oder Sühne sind gleichermafsen überlebensgrofs. Hall Caine drängt nach dem Gigantischen. Leider erreicht er nicht die entsprechende Wirkung, denn in der Darstellung wird er theatralisch. Er ist nicht so sehr Tragöde als Melodramatiker.

Das gilt zum Teil noch von seinem 'Prodigal son'. Island ist vorwiegend die Szene — fesselnd in seiner altersstarren Kultur, hinreifsend in der Wildheit seiner Natur. Im Kampf zweier Brüder um ein Weib, zweier Schwestern um einen Mann angelt die Handlung derart, dafs Magnus seine Braut Thora zugunsten Oskars aufgibt, dafs dann Thoras Schwester Helga die junge Ehe zerstört, indem sie Oskar mit ihrer Leidenschaft überwältigt. Sie verbleibt aber auch weiterhin sein böser Genius: für sie fälscht er seines Vaters Unterschrift und bringt die Seinen fast an den Bettelstab, so dafs nur durch des grofsherzigen Magnus Verzicht auf sein Erbteil das ärgste vorerst verhütet wird; für sie wird er endlich zum Falschspieler, und blofs durch einen fingierten Selbstmord kann er sich vor der tiefsten Schmach der Verurteilung retten — durch die Flucht in das Nichts eines anonymen Lebens. Nun der Wendepunkt: zehn Jahre sind verstrichen und Oskar Stephenson ist fern von der Heimat als Christian Christianson zum gefeierten und reichen Künstler geworden. Er kehrt unter diesem Namen heim, um zu helfen. Dem Unerkannten wird die Ehrung in der Vaterstadt zum Martyrium, der innere Verlust der Seinen zur schmerzhaften Bufse. Er nimmt seine Schuld voll auf sich und unerkannt wie er gekommen geht er zur letzten Sühne freiwillig in den Tod.

Schauplatz und Fabel, die Konflikte und ihre Lösung tragen auch hier deutlich den Stempel 'Hall Caine', wie er gewesen. Doch darüber hinaus finden sich in diesem derbgefügten Roman auch feinere Elemente. Der Gegensatz der Brüder wird charakteristisch vertieft. Ihr Kampf ist nicht ein zufälliger — hervorgerufen durch das Dazwischentreten der Schwestern, sondern ein notwendiger; denn nicht episodische Leidenschaften, sondern die lebensdauernden Temperamente geraten mit diesen Männern in Streit, und der wird verhärtet durch gegensätzliche Anlage und Ausbildung der Kämpfer. Dem puritanisch versonnenen Magnus steht der katholisch schwärmende Oskar gegenüber, dem Philosophen der Phantast; mit dem gefestigten Mann der Tat wird die schwankende Künstlernatur kontrastiert, mit dem Charakter das Genie. Ähnlich tief erscheint auch der Gegensatz der feindlichen Schwestern verankert: neben der häuslichen Thora steht die mondäne Helga; Weib und Dame führen hier den Kampf.

Um dieses zentrale Quartett herum gruppiert der Autor auch die übrigen Figuren in klarer Beziehung auf das Grundproblem — in geschickter und äufserlich wirksamer Art. Leider aber überdeutlich.

Darum gewinnt das Ganze einen unangenehmen Zug von bewufster Konstruktion, gerät mechanisch statt organisch und läfst kalt. Der Fehler sitzt so tief, dafs er überall im Werk zutage tritt. Auch in der Darstellung. Im Streben nach Verdeutlichung und Verlebendigung der Vorgänge wird der Roman über Gebühr dramatisiert. Das zeigt sich nicht blofs darin, dafs die Figuren überoft dialogisieren. Sogar der Monolog ist gar nicht selten und wird reich ausgebaut. Doch das wären Äufserlichkeiten. Die schädigende Wirkung dringt tiefer. Der Roman zerfällt fast nur in dramatische Einzelbilder, die selbstverständlich Aktionen vorführen. Darüber wird die Darstellung von Zuständen stark vernachlässigt, das ureigene Gebiet epischer Darstellung liegt fast brach, so dafs der Romancier gerade auf die feineren Ausdrucksmittel der Gattung verzichtet. Die epische Klein- und Feinmalerei geht verloren zugunsten robusten, dramatischen Alfrescos. Es ersteht ein Gattungszwitter, der Szenenroman. Das ist aber eine bedenkliche Mischung. Die Elemente sind gut, doch am falschen Platz. Vom Roman die Breite ohne die Detaillierung, vom Drama die Kraft ohne die Konzentration.

The black spaniel and other stories by Robert Hichens (Tauchnitz edition, vol. 3851).

Ex ungue leonem gilt auch für den Romancier Hichens im Hinblick auf seine Novellen und Skizzen, die in einer reichhaltigen und ebenso bunten Sammlung geboten werden. Freilich soll mit dem obigen Zitat nicht so sehr die kraftvolle Art als die besondere Eigenart gemeint sein, die sich auch in diesen literarischen Spänen aus des Autors Werkstatt deutlich zu erkennen gibt. Meist sind es Skizzen, die mehr in bezug auf Stoff (nordafrikanischer Orient) und Problematik ('curiöse Geschichten') sich individualisieren. Novellistisch ausgearbeitet sind blofs die ersten zwei Erzählungen. Sie tragen auch ästhetische Signatur im strengeren Sinn. Die Elemente, aus welchen Hichens seine grofsen Romane aufbaut, treten hier gesondert heraus. Die erste Novelle, 'The black spaniel', ist moderne Phantastik, die zweite, 'The mission of Mr. Eustace Greyne', genrehafte Humoreske.

In der ersten Novelle beruht alle Wirkung auf der Fabel. Sie setzt scheinbar banal ein, aber bald merkt man Absonderliches, vorerst noch in verschleierter Unergründlichkeit. Man wird gespannt und dann durch die mähliche Entschleierung nervös. Der Autor möchte — wie die fabulistische Anlage deutlich zeigt — diese Nervosität seines Lesers steigern bis zum abgerissenen Schlufs der Geschichte. Das aber mifslingt ihm. Aus zwei Gründen. Einmal weil ein so krankhafter Erregungszustand beim gesunden Leser auf die Dauer nicht vorhalten kann, die natürliche Abspannung eilt der künstlerischen voraus. Und dann, weil nicht geschickt genug entschleiert wird, man errät vorzeitig den Trick des Ganzen. Müd und wissend geworden erscheint einem nun die ganze Geschichte schal. Der Autor gleicht dem Taschenspieler, dessen Kniffe man bald durchschaut. Die fabulistische Einseitigkeit rächt sich. Die Personen sind eben hier blofs Figuren, nicht Charaktere, es sind Dutzendmenschen ohne Interesse, dazwischen der absonderliche Held, aber von rätselhafter Unerklärbarkeit, also wiederum ohne Interesse.

Das Gegenbild bietet die zweite Novelle. Hier ist die Fabel nichts als ein unglaubhafter Scherz, aber man nimmt ihn gern in Kauf, denn die Personen entschädigen. Im Wortsinn: sie machen den Schaden, den die unlebendig konstruierte Fabel im Leser angerichtet hat, wieder gut durch

ihre Lebendigkeit. Sie sind wahr und frisch. Sie überzeugen im Typus und erheitern (man hat es hier eben mit komischen Figuren zu tun) durch die individuelle Ausgestaltung des Typus. So erzeugen sie zwar nicht die Handlung in den Grofszügen — die sind von Autors Gnaden gezogen, aber sie schaffen die Kleinhandlung in den unterschiedlichen Szenen. Die strotzen von lebentäuschenden Einzelzügen, die die lebendig geschauten Figuren — hier Charaktere im Sinne des Genres — mitbedingt und mitgeschaffen haben.

Wer Hichens, den Romanschreiber, sozusagen elementar studieren will, der greife nach diesem Bande seiner Novellen und Skizzen. Er findet da in ungebundener Isoliertheit Stoffe und Kräfte, woraus und wodurch des Autors grofse Romane sich aufbauen.

Innsbruck. R. Fischer.

Thomas R. Lounsbury, The standard of pronunciation in English. New York and London, Harper, 1904. 285 S. 8. 1 doll. 50 c.

Der amerikanische Verfasser sucht die Frage nach der besten englischen Aussprache für den *general reader* zu beantworten. Soweit die heutigen Verhältnisse in Frage kommen, gehen die fast gleichzeitigen Ausführungen von O. Jespersen, *Phonetische Grundfragen* (Leipzig 1904), Kap. 3 tiefer. Doch scheint mir das Buch Lounsburys um deswillen beachtenswert, weil es eine Reihe von Tatsachen aus der Geschichte der englischen Aussprache während der letzten anderthalb Jahrhunderte zur Sprache bringt.

L. beleuchtet unter anderem die Mannigfaltigkeit der Aussprache älterer und neuerer Zeit; den Kampf zwischen alter und neuer Aussprache; den Einfluſs des Schriftbildes auf die Aussprache; die Tatsache, daſs manches, was früher 'hochenglisch' war, heute nur noch 'vulgär' ist.

Willkommen ist der Überblick über die bedeutenderen Aussprachewörterbücher mit guter Kennzeichnung der Stellung, die die älteren Orthoepisten der Aussprache gegenüber einnahmen. Beachtenswert ist der Hinweis, daſs die ersten gröſseren Aussprachewörterbücher von Schotten (Buchanan, Kenrick) und Iren (Sheridan) stammten: sie fühlten zuerst das Bedürfnis, eine Musteraussprache festzustellen. Auf den Irländer Sheridan, dessen Vater mit dem auf die Aussprache groſses Gewicht legenden Swift[1] verkehrte, folgt Walker, der einflufsreiche Orthoepist, der nach seiner eigenen Angabe in der Nähe von London geboren war und den gröſsten Teil seines Lebens in der Hauptstadt zubrachte.

Der Verfasser weist gelegentlich darauf hin, daſs zeitgenössische Rezensenten häufig die Aufstellungen der Orthoepisten angreifen. Der Hinweis scheint Beachtung zu verdienen: aus diesen Rezensionen liefse sich wohl einiges für die Geschichte der englischen Aussprache herausholen.

Die Bemerkungen über den Einfluſs des Schriftbildes (S. 167 ff.) bieten nichts wesentlich Neues. Richtig ist, daſs *dixnary* (*dictionary*) unter dem Einfluſs der Schreibung durch *diksənəri* verdrängt wurde (In this particular instance the multiplication of dictionaries, which went on after the middle of the eighteenth century, brought this word constantly and prominently before the eyes of readers. The not unusual result followed. S. 171).

[1] Über Swift vgl. S. 62: Dr. Delany ['*Observations Upon Lord Orrery's Remarks on the Life and Writings of Dr. Jonathan Swift*' (1754), p. 206] relates, for instance, that when any one of the clergy came to occupy his pulpit, the Dean would pull out his pencil and a piece of paper the moment the man began the delivery of his sermon. He thus got himself ready to pounce upon any deviations the speaker made from the orthodox orthoepy. After the services were finished, he never failed to admonish the culprit of his errors.

Auch bei der Verdrängung von *ketš* durch *kætš* (*catch*)[1] wird das Schriftbild beteiligt sein; sicher ist dies der Fall, wenn *konstər* (*construe*) durch *konstrū* ersetzt wird, oder *þausən* (thousand) durch *þausənd* (vgl. dazu Ref., *QF.* XCVIII, S. 73). Als neue Schriftaussprache nennt der amerikanische Verfasser *prēti* für *priti* (*pretty*). Dagegen ist er im Unrecht, wenn er *ingliš* (English) für Schriftaussprache hält: *ingliš* und *inliš* gehören vielmehr verschiedenen Dialektgebieten an (Wright, *English Dialect Grammar* § 272). Wohl aber hätte der Verfasser unter anderem den an anderer Stelle (S. 73) erwähnten Ersatz der älteren Partizipialendung *-in* durch *-iŋ* hierher stellen können (vgl. *QF.* XCVIII, 90). Die Regelung Walkers — er lehrt *sinning, beginning,* aber *singin, ringin* — ist natürlich ganz künstlich: er will nur 'the disgusting repetition' derselben Lautgruppe vermeiden.

Gießen. Wilhelm Horn.

1) Gustav Krueger, Englisches Unterrichtswerk für höhere Schulen, unter Mitwirkung von William Wright. 2. Teil. Grammatik. Leipzig, G. Freytag, 1906. 375 S. Geb. 4 M.

2) Dasselbe, 3. Teil: Lesebuch. Mit acht farbigen Karten und Tafeln. Wien, F. Tempsky, Leipzig, G. Freytag, 1906. 400 S. Geb. M. 3,60.

3) Rudolph Degenhardt, Lehrgang der englischen Sprache. I. Grundlegender Teil. 60., der neuen Bearbeitung 11. Auflage, besorgt von Dr. Karl Münster, Oberlehrer an der 7. Realschule zu Berlin. Leipzig, L. Ehlermann, 1906. 288 S. Geb. M. 2,50.

4) Sophie Hamburger, English lessons after S. Alge's method for the first instruction in foreign languages. With Ed. Hölzel's pictures. 5th edition. St. Gallen, Fehrsche Buchhandlung, 1905 (für das Deutsche Reich, Österreich-Ungarn, Skandinavien, Rußland: Leipzig, F. Brandstetter). 246 S. Geb. M. 2,40.

5) K. Heine, Rektor der Mädchen-Mittelschule in Nordhausen, Einführung in die englische Konversation auf Grund der Anschauung nach den Bildertafeln von Ed. Hölzel. Mit einer kurzgefaßten Grammatik als Anhang. 3. Stereotypaufl. Hannover u. Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior), 1905. 150 S. Geh. M. 1,40, geb. M. 1,80.

6) Ferdinand Borgmann, Oberlehrer an der Realschule zu Geestemünde, Leitfaden für den englischen Anfangsunterricht, 2. Teil: Erweiterung der Formenlehre und Syntax. 3. Schuljahr. Bremerhaven, L. v. Vangerow, 1906. 167 S.

7) Dr. Oskar Thiergen, Prof. am Königl. Kadettenkorps zu Dresden, Lehrbuch der englischen Sprache. Mit besonderer Berücksichtigung der Übungen im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch der Sprache. Dreibändige Ausgabe B für höhere Mädchenschulen. III. Teil (verkürzte Oberstufe), bearbeitet von Prof. Dr. O. Thiergen und Prof. Dr. E. Döhler. Mit einem Plan von London. Hierzu in Tasche: Vokabeln. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1906. 192 S. Geb. M. 3,20.

8) Prof. Dr. Emil Döhler, Direktor der städtischen höheren Töchterschule zu Dresden-N., Grammatik für die Oberstufe der dreibändigen Ausgabe B für höhere Mädchenschulen des Lehr-

[1] Vgl. *Archiv* CXVII, 143.

buchs der englischen Sprache. Im Anschluſs an Thiergens 'Hauptregeln der englischen Syntax' bearbeitet. Leipzig, Teubner, 1906. 88 S. Geb. M. 1,20.

9) Dr. Johann Ellinger, Prof. a. d. K. K. Franz-Joseph-Realschule in Wien, und A. J. Percival Butler, English Master at the Deutsches Mädchen-Lyzeum and at the Graf Strakasche Akademie in Prag, Lehrbuch der englischen Sprache, Ausg. A (für Realschulen, Gymnasien und verwandte höhere Lehranstalten). 1. Teil (Elementarbuch). Mit zehn Abbildungen und einer Münztafel. Wien, F. Tempsky, 1905. 165 S. Geb. 1 K 75 h, geb. 2 K 25 h.

10) J. (oder I.?) Pünjer, Rektor der III. Knaben-Mittelschule in Altona, und F. F. Hodgkinson, ehem. British Vice-Consul in Bremerhaven, Lehr- und Lesebuch der englischen Sprache. Ausg. B in zwei Teilen. 1. Teil. 3. verbesserte und vermehrte Auflage, besorgt von J. (oder I.?) Pünjer. Hannover u. Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior), 1905. 149 S. Geb. M. 1,80.

11) Prof. Wilh. Swoboda, ehem. Lehrer der englischen Sprache an der Handelsakademie in Graz, und Karl Kaiser, Professor of German and Commercial Correspondence at the School of Commerce, University, Liverpool, Lehrbuch der englischen Sprache für höhere Handelsschulen. II. Teil: 'Senior book'; Part I: Lehr- und Lesebuch für den zweiten Jahrgang des englischen Unterrichts. Mit einem Wörterbuch, einem 'Pictorial plan of London' und mehreren in den Text gedruckten Abbildungen. Wien u. Leipzig, Franz Deuticke, 1906. 186 S. Geh. 3 K, geb. 3 K 60 h.

12) Swoboda, Dasselbe. IV. Teil: Schulgrammatik der modernen englischen Sprache, mit besonderer Berücksichtigung der Geschäftssprache. Wien u. Leipzig, Franz Deuticke, 1906. 125 S. Geh. 1 K 60 h, geb. 2 K 20 h.

13) Haberlands Unterrichtsbriefe für das Selbststudium lebender Fremdsprachen mit der Aussprachebezeichnung des Weltlautschriftvereins (Association phonétique internationale). Ein zuverlässiger Führer zur vollständigen Beherrschung der Sprache im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauch. Englisch von Prof. Dr. Thiergen in Dresden, unter Mitwirkung von Alexander Clay, M. A. in Dorchester. Kursus I. Leipzig-R., E. Haberland. 409 S. Jeder Kursus in Mappe 15 M. Beide Kurse einer Sprache, zusammen bestellt, in Mappe 20 M. Probebrief M. 0,75.

14) C. T. Onians, M. A. Lond., of the Staff of the Oxford English Dictionary, An advanced English syntax, based on the principles and requirements of the Grammatical Society. London, Swan Sonnenschein & Co., Ltd., 1904. 166 S.

15) Wilhelm Franz, Orthographie, Lautgebung und Wortbildung in den Werken Shakespeares, mit Aussprachepoben. Heidelberg, Carl Winter, 1905. 125 S.

Es liegt mir wieder eine Anzahl von Grammatiken des Englischen vor, die zum gröſsten Teil in der Absicht entstanden sind, eine brauchbare Hilfe für die Schule zu sein. Sorgsam sind die Verfasser mit sich zu Rate gegangen, wie diesem Ziel am bequemsten nahe zu kommen sei, wie sich der Unterricht natürlich und interessant gestalten lasse, damit

die Aneignung der fremden Sprache statt einer Pein eitel Lust werde. Es steckt viel Arbeit und Kopfzerbrechen in diesen Werken, Mühe, die zwiefach rührend und heilig ist, weil sie sich selbst zum Opfer bringt, damit die Jugend es leichter habe, als einst die Alten von heut es hatten. Gänzlich abzulehnen ist keins davon; jeder Autor hat getan, was er vermochte, und hat es mit Fleifs getan. Die Sonderbesprechung wird dies im einzelnen dartun. Zum allgemeinen Zustand aber möchte ich sagen, dafs es mir scheint, als habe nachgerade eine Überproduktion an Schulgrammatiken Platz gegriffen, die um so bedenklicher ist, als wesentlich Neues und Förderliches in ihnen nicht zum Ausdruck kommt. Das Prinzip, nach dem die meisten geschaffen wurden, ist die moderne Methode mit ihrem Ausgang von der Anschauung, mit ihrem Kultus der Sprechfertigkeit. Erstaunlich und befremdlich ist es da zu sehen, wie diese Methode, zu deren Zielen auch die Emanzipation vom Buchstaben, von der Grammatik gehört, eine solche Unmenge von Grammatiken zutage gefördert hat und noch immer zutage fördert. Ich meine, hier müfste man sich einer strengeren Konsequenz befleifsigen. Ist es die Absicht neueren Unterrichtsverfahrens — wie es ja wohl in der Tat ist —, dem Lehrer gröfsere Freiheit in der Darstellung seines Gegenstandes als früher zu gewähren, so soll man ihm diese Freiheit nicht von vornherein mit Musterbeispielen, Bildern, Regeln und ähnlichen Fesseln beschränken. Da die Methode feststeht und die Lehrer im Hinblick darauf vorgebildet werden, so bleibt einer Schulgrammatik nichts anderes übrig, als das Allernotwendigste, d. h. ein Abrifs der Formenlehre und die unentbehrlichsten Regeln der Syntax, die dem Lehrenden die Mühe sparen, jede einzelne Verb- oder Pronominalform an die Tafel zu schreiben. Alles übrige, Anschauliche, mufs er selbsttätig aus sich und den Umständen schaffen. Kann er das nicht und mufs an der Hand einer Grammatik, die jeder seiner Schüler besitzt, üben: *That is a door, a book* etc. — *What is that?* usf., so bleibt es bei Ablesen und Wortübersetzung, wie es früher war, und die Verwirklichung des an sich guten Gedankens: Übe dein Ohr, fremde Laute zu erfassen, und versuche wenigstens, in fremder Sprache zu denken, wird damit von Anfang an vereitelt. Neben solchem Abrifs wäre unentbehrlich ein gutes Lesebuch, das von den simpelsten Sätzchen, die jedoch miteinander in Zusammenhang stehen und ein Ganzes umschliefsen müfsten, aufwärts führe zu gröfseren und schwereren Übungen. Auf dem Gebiete des Lesebuches — ich spreche vom englischen Lesebuch — ist meiner Ansicht nach das Ziel noch zu finden; hinsichtlich der Schulgrammatik scheint es mir, für den Augenblick wenigstens, erreicht.

Ich komme zur Besprechung der einzelnen Werke.

Herr Krueger hat seinem *Elementarbuch* (besprochen im *Archiv*, CXIV. Bd. 1. u. 2. Heft S. 210 ff.) eine ausführliche Grammatik und ein Lesebuch folgen lassen. Ein 4. Teil, der deutsche Sätze zur Übertragung ins Englische enthalten soll, wird demnächst erscheinen. Die Zusammenstellung dieser Grammatik ist keine leichte Arbeit gewesen. Sie ist in grofsem Stil unter häufiger Berücksichtigung abseits vom Schulwege liegender Erscheinungen ausgeführt, übersichtlich geordnet in fortlaufende Paragraphen, welche die stattliche Zahl von 728 erreichen, vermehrt um einen Anhang, der nach J. Schmidts Vorbild eine Liste von Haupt-, Eigenschafts- und Zeitwörtern mit den zugehörigen Präpositionen enthält, ferner die historische Entwicklung der heutigen Plurale auf -s darstellt, den Imperativ, die Betonung der Wörter, den Gebrauch des Bindestrichs, die Trennung der Silben und die Interpunktionslehre eingehend behandelt. Ein 'Inhaltsverzeichnis nach Punkten' (d. h. nach Stichworten) schliefst den Band ab, der für eine Schulgrammatik nur allzuviel enthält. Herr Krueger ist deshalb bemüht gewesen, das nach seiner Meinung Entbehrliche durch Einrahmung vom Notwendigen zu sondern. Auch darin

wird, je nach Zeit und Umständen, noch manches übergangen werden müssen. Das ist Sache des Lehrers. Jedenfalls wird ihn diese Grammatik nicht leicht im Stich lassen, falls einmal seine Schüler eine im gewöhnlichen Pensum nicht einbegriffene Erscheinung mit gröfserer Genauigkeit kennen lernen sollen. Sie weist, und das ist gut so, über die Schulgrenzen hinaus, zu welchem Ziel nicht wenig das englische Milieu beiträgt, das die Beispiele in idiomatischer Redeweise, Zitate aus Dichtern des Landes, historische Tatsachen seines Volkes schaffen. Es zeugt dieses Werk nicht allein von der grofsen Kenntnis des Englischen, die auch andere Werke des Verfassers bekunden, es verrät zugleich das ernsteste Bestreben, diese Kenntnis in klare, durchsichtige Form zu schliefsen, damit sie auch anderen könne zugänglich werden. Ich glaube, dafs an der Hand dieser Grammatik das Studium des Englischen in der Schule wohl gedeihen kann.

Wenn ich trotz aller Anerkennung der Gesamtleistung ein paar Ausstellungen zu machen habe, so geschieht es in der Absicht, dem Werke, das ich schätze, seine Flecken, die ich mir nicht verhehlen kann, sorgsam abzuwischen, damit es noch vollkommener werde als es ist. Manches Wesentliche, denke ich, wird leicht zu bessern sein, wenn der Verfasser gewisse Prinzipien, die er sich gebildet hat, weniger starr verfolgen möchte. Eine Grammatik wie diese ist eine wissenschaftliche Tat und verdient, dafs man sie genau betrachte.

Herr Krueger hat, wie ich schon einmal festgestellt habe, Abneigung gegen den Gebrauch der Fremdwörter. Dagegen ist an sich Nachteiliges nicht zu sagen, besonders dann nicht, wenn sie in einem Werk auftritt, zu dessen Zielen absolute Verständlichkeit des Ausdrucks gehört. Wenn aber diese Abneigung auf die termini technici der Grammatik ausgedehnt wird, so ist dabei zu erinnern, dafs diese so allgemeine Geltung erlangt haben und mit so bestimmten Vorstellungen verbunden werden, dafs ein Namenswechsel nicht unerhebliche und obendrein fruchtlose Schwierigkeiten besonders für den Schüler zur Folge hat. So spricht Herr Krueger §§ 240—248 vom 'hinzeigenden Fürwort' und meint damit einmal das Demonstrativpronomen, ein andermal das Determinativpronomen. § 260 ff. handelt vom 'bezüglichen Fürwort' (d. i. Relativpronomen); auch dieser Ausdruck ist nicht einwandfrei. So geht es öfter; denn, wo noch kein passendes deutsches Wort geprägt ist, mufs es gefunden werden, ohne dafs der Verfasser immer glücklich wäre in seiner Wahl. § 216 trägt den Titel: 'Die zusammengesetzten persönlichen Fürwörter.' Gemeint sind die Reflexivpronomen. Jene Bezeichnung ist doch wohl nur für *himself, herself, itself* und *themselves* zulässig; für *myself* und die übrigen pafst sie gar nicht. Weshalb, wie die Anmerkung (§ 216) sagt, die Bezeichnung 'rückbezügliche' zu eng sein soll, verstehe ich nicht. Sie ist im Gegenteil zu weit; denn sie schliefst die Relativpronomen mit ein. Die sogenannte Progressive Form heifst S. 253: 'Die Fortschritt beschreibende Form.' Der englische Name ist nichts weniger als glücklich — das gleiche gilt von manchen der lateinischen termini —, aber darum kümmert sich keiner mehr, sobald er versteht, was gesagt werden soll. Der deutsche Name klingt seltsam; weil er neu ist, fällt er sofort auf und erregt aufserdem Bedenken. Nicht von einem 'Fortschritt' will der Verfasser in dem Satz: *I am writing a letter* reden, sondern von dem Fortschreiten der Handlung, d. h. von ihrer Dauer. Es soll doch ausgedrückt werden, dafs der Vorgang, wie er einmal ist, in der Schwebe bleibt, als hätte er nie einen Anfang gehabt und würde nie ein Ende nehmen. Wenn ein deutscher Name notwendig ist, so schlage ich vor: Die Form der dauernden Handlung. — Die Indefinitpronomen heifsen (§ 278 ff.) 'zählende Fürwörter', das logische Subjekt (§ 205) 'genaueres Subjekt', dem das grammatische als 'vorläufiges Subjekt' ent-

gegensteht. Wie oberflächlich ist hier die Wiedergabe, verglichen mit dem Original. Dazu kommt der Übelstand, dafs Fremdwörter häufig genug in dieser Grammatik sind (Subjekt, Prädikat, Plural, selbst Relativ u. a.) und bisweilen die Vorstellung verkannt wird, die wir mit ihnen verbinden. Herr Krueger hat gewifs nicht völlig unrecht, wenn er im Hinblick auf Sätze wie: *I have not been in London for three years* sagt (§ 482, Anm.): 'Der Name 'Perfektum' stellt den Sachverhalt für das Englische genau auf den Kopf; dieses Perfektum ist tatsächlich ein Imperfektum.' Wer aber an dieser Stelle vom Perfektum redet, denkt an nichts anderes als an das Tempus, das sich als Verbindung von *to have* mit einem Ptc. perf. darstellt: *I have been*, und es liegt ihm die Absicht fern, eine Erklärung dafür zu geben, wie der Engländer gewisse Vorgänge auffafst. Von 'unvollendeter Vergangenheit' zu sprechen, ist doch reichlich schief, und Herrn Kruegers heftiger Ausfall gegen die Grammatiker, die hier anders gedacht haben als er, nicht ganz berechtigt (Vorrede S. 7). Bei jener Anmerkung zu § 482 ist übrigens zu erinnern, dafs, mit gleicher Inkongruenz zwischen Sein und Form, Vergangenes bisweilen im Präsens berichtet wird.

Auf S. 4 der Vorrede stellt Herr Krueger das weitere Prinzip auf, 'die Regeln zunächst so zu geben, wie sie sich vom Standpunkte der englischen Sprache ergeben, ohne Rücksicht auf die des Lernenden.' 'Unglücklicherweise', fährt er fort, 'wird dieser Grundsatz in vielen Schulgrammatiken verletzt, so dafs es bei ihnen scheint, als ob der Engländer oder Franzose zunächst das Deutsche nimmt und dieses kunstvoll in seine Sprache überträgt.' — Es ist natürlich jedem Grammatiker möglich, auch wenn er der besten Methode folgt, in Ungeschicklichkeiten zu verfallen; aber ich kann nicht einsehen, dafs jene, an die Herr Krueger denkt, von einem so ganz falschen Grundsatz ausgegangen wären. Wie soll man auch anders verfahren? Wenn man es unternimmt, den Schüler das Englische mit Hilfe seiner Muttersprache zu lehren, so mufs man doch wohl von dieser ausgehen und ihm zeigen, wie ihre Verhältnisse sich in jener gestalten. Wer das nicht will, darf sich nur des fremden Idioms bedienen und kommt gewifs auch da nicht ohne jede Übersetzung aus. Übrigens verläfst Herr Krueger selbst hin und wieder sein Prinzip. Wenn er z. B. (§ 216) *myself* mit ich selbst, mir selbst, mich selbst, *thyself* mit du selbst usw. übersetzt und diese Pronomen 'zusammengesetzte persönliche Fürwörter' nennt, so hat er sicherlich nicht auf dem Standpunkt der englischen Sprache gestanden. Heifst es S. 6 der Vorrede: 'Was soll absolute Partizipialkonstruktion? Abgesehen, dafs absolut ein ganz unbestimmtes (?) Fremdwort ist, ist es schief, denn die in Rede stehende Fügung ist nicht losgelöst, sondern steht in engem Zusammenhang mit dem regierenden Satz,' und fügt § 561 Anm. hinzu: sie 'steht zu ihm im Verhältnis eines Nebensatzes', so drängt sich auch hier die Frage auf: Ist das vom englischen oder nicht vielmehr vom deutschen Standpunkte gedacht? Solche Inkonsequenzen sind natürlich geeignet, Unklarheit und Verwirrung in die Materie zu tragen, so wenn — § 561 — das absolute Partizipium das 'Partizip mit eigenem Subjekt' genannt wird, womit doch im Gegensatz zu oben ausgesprochen ist, dafs sein Zusammenhang mit dem regierenden Satz nicht allzu eng sein kann.

Zur Fassung der Regeln möchte ich ein paar Besserungsvorschläge machen.

§ 214 a) Bezeichnet im deutschen unpersönlichen Satz das Prädikatsnomen eine männliche oder eine weibliche Person, so steht für 'es' *he* oder *she* (vgl. auch Borgmann, *Leitfaden*, S. 123 § 33).

§ 234 Schlufs: Üblicher aber ist der bestimmte Artikel mit dem Dativ des persönlichen oder Reflexivpronomens, das die Beziehung angibt. — Die Anmerkung kann dann fortbleiben.

§ 238) Dasselbe (st. das) besitzanzeigende Fürwort braucht nicht wiederholt zu werden ...

§ 241 ist sehr umständlich gefafst. Vielleicht so zu ändern: *This* (Pl. *these*) geht auf das, was dem Sprechenden naheliegt, *that* (Pl. *those*) auf das ihm Fernere.

§ 319 b) Mit Attribut haben sie ihn (den Artikel); er kann jedoch fehlen, wenn das Attribut ein Adjektiv ist, das zum Substantivbegriff nichts Neues hinzuträgt.

§ 323) Die Regel ist unklar. Es will mir folgende Fassung als ausreichend erscheinen: Ist von dem Mahl die Rede, so steht der Artikel, wird die Zeit des Mahles betont, so fehlt er. In nachlässiger Rede fehlt er auch im ersten Fall. Vgl. § 329: *Tell cook to prepare dinner.*

§ 340) Vgl. die Fassung bei J. Schmidt § 236.

§ 342) Der Artikel fehlt nach *all* vor dem Substantiv, wenn dies die ganze Gattung bezeichnet, er steht, wenn nur ein Teil davon gedacht ist.

§ 390) 1. 'Der Infinitiv lautet wie das Präsens mit Ausnahme der 3. Person der Einzahl' (??). — 2. 'Der Imperativ desgleichen' (??).

§ 430) *must* bezeichnet die von aufsen an jemanden (an etwas) herantretende Notwendigkeit oder Vermutung.

§ 431) *to have to* kennzeichnet die aus innerer Veranlagung sich ergebende Pflicht oder Obliegenheit.

Herrn Kruegers Englisches Lesebuch ist wie die Grammatik ein umfangreiches, brauchbares Werk. Es zerfällt in zehn grofse Abschnitte, von denen der erste allerlei Anekdoten, Märchen und Sagen enthält. Bald geringen, bald weiteren Umfangs, bieten sie Passendes für leichte und anspruchsvollere Lektüre. Nr. 2 gibt eine teilweise recht ausführliche Darstellung englischer Geschichte von den Zeiten der Briten bis auf die Regierung der Königin Viktoria. Nr. 3 behandelt Amerika. Teil 4 ist naturwissenschaftlichen Inhalts, Teil 5 schildert Kultureinrichtungen: Penny, Postage, Electric Street-Cars, Town etc., Teil 6 handelt vom Briefschreiben. Auf Nr. 7, eine geschickte Auswahl englischer Gedichte, folgen (Nr. 8) biographische Notizen über ihre Dichter, Sprichwörter in Nr. 9 und in Nr. 10 eine Anzahl Lieder mit ihren Melodien. Ein Anhang mit Rätseln, einer Tafel der englischen Herrscher, des englischen Geldes, Mafses und Gewichts, phonetische Umschreibung der Gedichte, Vokabularium, Abbildungen der Münzen, der englischen und amerikanischen Flaggen, Karten von Grofsbritannien und Amerika schliefsen diese reiche Sammlung ab. Die Anmerkungen am Fufse der Seiten sind zuerst in deutscher Sprache, danach fast durchgängig englisch abgefafst. *stringed-instrument* würde ich mit 'Saitenspiel' (statt 'Saitentonwerkzeug') verdeutschen. Das Buch scheint mir in seiner Art durchaus gelungen und einer Empfehlung wohl wert zu sein.

Degenhardts Lehrgang der englischen Sprache, der aus Anlafs der 50. Auflage eine zeitgemäfse Umarbeitung — wie die Herausgeber sagen — erfuhr, liegt, von Karl Münster neu gesichtet, nunmehr in 60. Auflage vor. Die Neuerungen haben, wie es scheint, Wesentliches nicht berührt. Die Rechtschreibung deutscher Wörter hat sich der heutigen anpassen müssen, einige Stücke des Lesebuches sind geändert worden, an die Stelle des einen (*The miraculous transformation*) ist ein anderes getreten (*Death of King Richard the First of England* aus Dickens' *A Child's History of England*), die Aussprachebezeichnung ist den Vorschlägen Tangers gefolgt.

Das Lehrbuch Degenhardts ist zu einer Zeit entstanden, wo die heute geltenden Ansichten über Sprachunterweisung in der Schule noch nicht in Übung waren und Grammatiken wie die von Plœtz und B. Schmitz

als einzige Muster galten. In ihrem Sinn ist auch diese abgefafst worden und geblieben, so dafs sie trotz aller Neubearbeitungen veraltet erscheint. Sie zerfällt an sich in zwei gröfsere Abteilungen. Die erste, die 'Leseschule', gibt überaus sorgfältige, bis ins kleinste gehende Bemerkungen über die Aussprache der einzelnen englischen Laute, denen sich Sätze zur Übung anschliefsen, ferner (Lektion 1—34) eine 'Stufenweise Einführung in die Sprache'. Die zweite Abteilung (Lektion 35—75) enthält die 'Elementar-Grammatik'. Gewöhnlich wird von der Regel ausgegangen, die durch zahlreiche englische Beispiele erläutert wird, denen wiederum deutsche Sätze folgen zu weiterer Übung. Dazwischen stehen die zum Übersetzen aus einer in die andere Sprache notwendigen Vokabeln, bequem für die Benutzung, aber störend für den Überblick. Was ferner die Sätze betrifft, so ist von dem heute so nachdrücklich geforderten Zusammenhang des Sinnes bei ihnen keine Rede. Sätze wie: Einige Fische haben Flügel. — Meine Base hat zwei neue weifse Kleider. — Ein Schmetterling ist ein Insekt mit sechs Beinen und vier Flügeln (S. 23) — stehen in demselben Absatz unvermittelt nacheinander. Nur hin und wieder findet sich Zusammenhängendes gewöhnlich mit moralisierender Tendenz: *Child's Confidence* (S. 67), *The Cat, the Cock, and the young Mouse* (S. 109) u. ä. Dieses unmoderne Gepräge dürfte der Einführung des Werkes in die Schulen mancherlei Hindernisse bereiten. Man täte ihm aber Unrecht, wenn man es einseitig nach Forderungen wertete, die bereits ihre Starrheit abzulegen beginnen, und darüber verkennen wollte, was Tüchtiges und Bleibendes an dieser Arbeit ist. Es hiefse Überflüssiges tun, die Solidität der darin niedergelegten Kenntnisse und die gefällige Art ihrer Darstellung im einzelnen hervorzuheben. Wer ein gutes, wenn auch nicht ganz zeitgemäfses englisches Lehrbuch benutzen will, der nehme dieses unbesorgt.

Der Grammatik folgt ein Lesebuch, das ebenso wenig modern ist wie sie. Englische Stimmung offenbart sich kaum darin. Stücke wie: *The boy and the starling, The wolf and the lamb* scheinen eigens aus dem Deutschen übersetzt zu sein. Auch die Auswahl der vierzehn Gedichte ist dürftig geraten. Aufser Jagos kurzer Betrachtung über den Wert des guten Rufes wüfste ich nichts von Bedeutung darin zu nennen. Dieser Mangel mufs von seiten des Lehrers durch andere Lektüre ausgeglichen werden; es ist schliefslich von einer Grammatik nicht alles zu verlangen. Sehr brauchbar erscheint dagegen die knappe Zusammenstellung 'syntaktischer Regeln in Beispielen des Lesebuches'. Ein Verzeichnis von Vokabeln und Redensarten beschliefsen das Buch, das neu herauszugeben ein dankenswertes Unternehmen war.

Eine Grammatik strengst moderner Observanz ist die von S. Hamburger. Auf ihren 246 Seiten steht kein einzig deutsches Wort. Die Erläuterung der Begriffe erfolgt durch die an Hölzels Bildern gewonnenen Anschauungen. Die Durchführung des Prinzips ist nicht ungeschickt. Nur ist mir nicht klar geworden, wie ein Schüler für sich diese Angaben gebrauchen soll. Ihre Benutzung setzt bereits nicht geringe Kenntnis mindestens an Vokabeln voraus. Gleich die erste Regel sagt ihm: *The is the definite article for all three genders*, die zweite: *Proper nouns begin with a capital letter.* Und gar die Grammatik (S. 161 ff.) bietet ihm Sätze, wenn er die versteht, braucht er die ganze Grammatik nicht mehr. Ein Vocabulary erschliefst ihm den Sinn unbekannter Worte. S. 238. *soap: you use it when you wash yourself; wit: quick understanding* (S. 246), *to accept an invitation, go and see the person who sent it* (S. 205), etc. Die Verfasserin mufs eine tüchtige Lehrerin sein, wenn sie mit ihrer Art, Englisch allein durch Englisch zu lehren, zum Ziele kommt. An sich bestätigt gerade dieses Werk, was ich in der Einleitung

erwähnte, dafs solche Methode nur unmittelbar aus der Persönlichkeit des Lehrenden geschaffen werden kann und nur wirkt durch das lebendige Wort. Zu lehren ist sie nicht, und auf dem Papier erscheint sie wie eine Phantasterei. Es nimmt ein leidenschaftlich Stammeln geschrieben sich stets seltsam aus.

Wie die Grammatik der Hamburger lehnt sich die von Heine an Hölzels Wandbilder an, von denen 'Frühling', 'Herbst', 'Gebirgslandschaft' und 'Die Stadt' ausgewählt sind. Wer aber die beiden Werke vergleicht, wird keinen Augenblick im Zweifel sein, dafs dieses bei weitem den Vorzug verdient. Die Art und Weise, wie der Verfasser seine jungen Anglisten in die Sprache und das Sprechen einführt, wie er die Anforderungen allmählich steigert und was er darbietet stets interessant zu machen weifs, kann als musterhaft bezeichnet werden. Aufserordentlich geschickt auch ist die Ausnutzung der Bilder (eine Vergleichung mit der Hamburgerschen Grammatik wird auch hier lehrreich sein). Sie kommen von der 12. Lektion an zur Verwendung. Zuvor haben die Kinder bereits an der Betrachtung ihrer selbst und des Klassenzimmers einige Vokabeln und Redewendungen gesammelt. Von den einzelnen Personen, Tieren oder Gegenständen des Bildes werden sie nach und nach auf Dinge oder Verhältnisse geführt, die mit jenen zusammenhängen. Die Grofsmutter mit dem Kinde wird der Anlafs zum Wiegenlied in Wort und Weise, der Anblick des Storches führt zur Beschreibung seines Äufseren und seiner Lebensgewohnheiten, der Flufs zieht die Betrachtung von Schiff und Schiffahrt herbei, so dafs der Gesichtskreis des Kindes sich ständig erweitert. Da dieser Vorgang einfach und naturgemäfs verläuft, die Lesestücke aufserdem in schlichtester Form gehalten sind, so mag es lernen, ohne sich der Mühe bewufst zu werden, zumal Rätsel, Sprichwörter, Gedichte, Melodien und andere kleine Hilfsmittel die angenehme Seite der Beschäftigung in den Vordergrund drängen und ihre Kenntnis ihm ein erfreulicher Mafsstab seines Fortschreitens wird. Dafs aber unter diesem Spiel der Ernst und die Gründlichkeit nicht leiden sollen, offenbaren die zahlreichen Exercices, worin der Schüler zeigen mufs, dafs er den dargebotenen Stoff wohl erfafst hat und wiederzugeben im stande ist, sowie die Hinweise auf die Kapitel der Elementargrammatik (S. 127—150), die bei aller Kürze der Sorgfalt und Brauchbarkeit nichts vergibt. Es fehlt dem Buch, und das ist mir aufgefallen, jegliche Angabe englischer Aussprache und Betonung. Der Verfasser hat es wohl dem einzelnen Lehrer überlassen wollen, sie an der Hand der Lesestücke zu üben. Ohnehin hätte ihre Darstellung nicht geringen Raum und, um einigermafsen klar zu werden, zahlreiche deutsche Worte verlangt, die das Buch, in anbetracht seines Zweckes, in die englische Konversation einzuführen, nicht ganz, aber nach Möglichkeit meidet. Eine Liste von Redensarten, wie das Schulleben sie mit sich bringt, wird eine nicht unwillkommene Zugabe sein. Es ist ein liebenswürdiges Werk, diese Grammatik, und ich denke, es mufs nett sein, danach zu unterrichten und zu lernen.

F. Borgmanns Leitfaden stellt sich nach dem Ton, der darin herrscht, der Heineschen Grammatik an die Seite. Er beginnt mit einer Anzahl Lesestücke, die in schlichter Sprache vom alten England bis zur Schlacht bei Hastings, den Briten, ihren Einrichtungen und Gebräuchen erzählen. Fabeln, Anekdoten schliefsen sich ihnen an, ebenso Gedichte, unter denen ich bei einer Neuauflage die schwache Übersetzung: *Execution of Hofer* ausscheiden würde. Der 2. Abschnitt liefert die Vokabeln zum Verständnis des ersten. Die Darstellung der grammatischen Erscheinungen (3. Abschnitt) beginnt mit Beispielen, in denen das wesentliche durch den Druck hervorgehoben ist. Die Regeln zeichnen sich aus durch grofse

Knappheit und durchsichtige, zutreffende Form. Sehr praktisch geschieht die Verteilung des Stoffes auf möglichst kleine Portionen, leicht für Überblick und Aneignung. Es wird dabei nur das Wesentlichste besprochen, dies aber vortrefflich. Nur weniges möchte ich geändert wissen:

S. 7. *you will easily guess that the Saxons and Angles were our forefathers, and not the Ancient Britons:* Das heifst zu weit gegangen in der Anglisierung deutscher Jungen.

S. 116, § 9 wäre der scharfe Hinweis am Platze, dafs der Akkusativ der Regel nach dem Verbum unmittelbar folgt.

S. 117, § 11, 3. Es ist die Rede von der Inversion zwischen Subjekt und Verb. Sie findet statt, heifst es ungenau, 'gewöhnlich in Zwischensätzen, die in die direkte Rede eingeschoben sind.' Füge hinzu: und sie charakterisieren.

Unverständlich erscheint mir S. 129, § 53 B, 2.

Zur Wiederholung des Lesestoffes und der Regeln dient (4. Abschnitt) eine Sammlung deutscher Übungssätze, denen die zur Übertragung ins Englische notwendigen Vokabeln am Fufse der Seiten beigegeben sind.

Ein ebenfalls recht brauchbares Lesebuch haben O. Thiergen und E. Döhler herausgegeben. Zu jedem in der Überschrift namhaft gemachten Kapitel der Grammatik gehört ein englisches Lesestück, dem unmittelbar ein deutsches folgt. Es bliebe zu wünschen, dafs das Deutsch in letzterem mitunter etwas idiomatischer wäre. Die englischen Stücke, die nur auf das Bezug nehmen, was zur englischen Sphäre gehört, sind geschickt ausgewählt und in ihrer wechselnden Form dem Kapitel der Grammatik angepafst, das sie erläutern sollen. Erzählungen englischer Grofstaten (*Conquest of Bengal* etc.), Schilderungen des Landes und seiner Sitten (*A Walk through Hyde Park, A trip to the Isle of Wight, Christmas in England,* Englische Schulen), Lebensbeschreibungen seiner Heroen (W. Scott, Clive), fortlaufende Rede derselben Person, woran sich leicht der Bau ganzer Sätze dartun läfst, wechselt ab mit Stücken in Dialogform, die ihrerseits besser die Konstruktion einzelner Satzteile blofslegt wie des Verbums im fragenden und verneinten Satz und die Anwendung der Pronomen.

Wenn im ersten Teil des Werkes englisch redende Schriftsteller nur durch den Mund der Herausgeber zu Worte kommen (Shaksperes *Henry the Fifth*, Dickens' *A Christmas Carol*), so gibt der Anhang A vier längere Prosastücke in ursprünglicher Fassung wieder: Macaulay und George Eliot sind mit Auszügen aus *Oliver Goldsmith* und *Adam Bede* vertreten, Irving mit *Rip van Winkle* aus dem *Sketch Book* und Mark Twain mit seiner charakteristischen Studie *The £ 1000000 Bank-Note.* Daran schliefst sich eine Auswahl Gedichte, neben manchen Kleinigkeiten, die aus dem 1. und 2. Teil des Lehrbuches wieder abgedruckt sind, gehaltvolle Proben aus Byron (*Before Waterloo, The Drachenfels*), Thomas Hood (*Song of the Shirt*) u. a. sowie die zweite Szene des 3. Aktes aus *Julius Caesar* und der 1. Akt von Bulwers *Money.* Andere Stücke (*The town, The house, Human body*) sind dazu berechnet, Stoff für Konversationsübungen und Aufsätze zu liefern. Neben einfacher Wiedergabe des Gelesenen: *My native town, The furniture of a sitting-room* verlangen andere Themata nicht eben geringes Nachdenken: *What art do you like best? The question of emancipation* etc. Anhang B bietet deutsche Sätze vorwiegend zur Übung des Präpositionsgebrauchs. Dem Buch ist eine Karte von London und ein Vokabular gesondert beigegeben.

Döhlers Grammatik schliefst sich an Boerner-Thiergens Lehrbuch für höhere Mädchenschulen an und ist bedingt durch die Einschränkung,

welche dieses Werk von vier Bänden auf drei erfahren hat. Sie ist daher als 'Beibuch' zu dem 3. Teil der dreibändigen Ausgabe gedacht, dessen Kenntnis sie im ganzen voraussetzt und nur repetieren will. Darum ist sie so wenig umfangreich wie möglich gehalten mit ein paar Musterbeispielen und den zusammenfassenden Regeln in knappster, wenn auch klarer Form. Eine recht ausführliche Behandlung dagegen hat das Kapitel der Präpositionen erfahren; ferner ist jedem Kapitel, wo es anging, eine Liste angehängt, in denen die gerade behandelte Erscheinung in landläufigen Redensarten zutage tritt. Etwas Verwirrendes haben die wagerechten Striche zwischen Regel und Beispiel. Sie scheinen eine Trennung der beiden anzudeuten, während sie doch nach des Verfassers Absicht ihre Zusammengehörigkeit kennzeichnen sollen. Für die nächste Auflage empfehle ich § 1, 4 und § 28, 1 und 2 einer nochmaligen Überlegung.

Auf gemäfsigt modernem Standpunkt wie die von Heine steht die Grammatik von Ellinger-Butler, die ihren Ausgang von der sinnlichen Umgebung des Schülers nimmt und diese durch Bilder im Text, wozu auch Hölzels Vorlagen gehören, Darstellungen englischer Häuser und Wohnräume erweitert. Ein farbiger Abdruck englischer Münzen, wie in G. Kruegers Lesebuch, fehlt nicht. Der Bewältigung des Stoffes dienen Geschichten, Dialoge, Exercises, alles in englischer Sprache. Später (S. 62 ff.) sind die englischen Sätze dieser Übungen übersetzt und mit Erläuterungen versehen, weiterhin werden nur die neuen Vokabeln und Wendungen mitgeteilt. Lektion 1—10 findet sich auch in phonetischer Umschrift. Die Grammatik geht bei ihrer eingehenden Lautbetrachtung von der Darstellung der Sprechorgane und ihrer besonderen Verwendung im Englischen aus. Mit gleicher Sorgfalt, wenn auch kürzer, werden Bindung, Betonung, Rechtschreibung und Silbenbrechung behandelt, während § 23, der von den Interpunktionszeichen handelt, sich mit der Angabe ihrer englischen Namen begnügt. Die Syntax hält sich in den Grenzen des Elementarsten, genügt aber für den Anfang und läfst der Formenlehre den breiten Raum, der ihr auf dieser Stufe gebührt. Zum Schlufs folgt ein Verzeichnis von Vokabeln mit phonetischer Umschrift und deutsche Übungsstücke, die sich an die englischen anlehnen. Es ist diese Grammatik alles in allem ein sorgfältiges und brauchbares Werk. — Nicht verfehlen möchte ich, auf die lächerliche Signatur des englischen Mitarbeiters hinzuweisen, wie das Titelblatt sie angibt: P. Butler, *English Master at the Deutsches Mädchen-Lyzeum and at the Graf Strakasche Akademie in Prag.*

Nach einem einleitenden Kapitel: *Reading-Exercises*, worin die englischen Laute an Beispielen erklärt werden, führt das Buch von Pünjer-Hodgkinson den Schüler energisch in medias res. Gleich in der 1. Lektion wird angewandt das Verb in Präsens und zusammengesetzten Formen, das Zahlwort, die Frageform, wobei, wenn möglich, auf doppelte Konstruktionen verwiesen wird: *Of what is the blackboard made? — What is the blackboard made of?* — In demselben schnellen Tempo wird die Grammatik weiter getrieben; doch helfen Übungsaufgaben mannigfacher Art zu gründlicher Aneignung des Gelehrten. Dabei wird Sorge getragen, dafs die Wiedergabe der Erzählungen jedesmal von anderem Standpunkt aus erfolgt. Diese, wenn sie auf Vorgänge englischer Geschichte Bezug nehmen, sind stets im Hinblick auf eine Schar zuhörender Kinder abgefafst. Es ist wohl die Meinung des Herausgebers, der Lehrer möge sie ihnen zuerst vortragen, ohne dafs sie das Buch vor Augen haben. Redensarten aus dem Schulleben schliefsen sich an die Lektüre an. Die Grammatik beschränkt sich auf das Notwendigste, ohne doch gelegentlichen

syntaktischen Bemerkungen, wie über den Unterschied zwischen Perfekt und Imperfekt, aus dem Wege zu gehen. Der Appendix wiederholt die zuvor in deutscher Sprache gegebenen Regeln in englischer Fassung. Auch dieses Buch enthält des Interessanten und Sinnreichen genug, um seine Empfehlung leicht zu machen.

Was die Grammatik für höhere Handelsschulen von Swoboda und das dazugehörige Lesebuch (Senior Book) betrifft, so möchte ich mich darauf beschränken, zu sagen, dafs sie im wesentlichen eine Verarbeitung des im *Archiv* (CXV. Bd., 3. u. 4. Heft, S. 427 ff.) besprochenen *Lehrbuches der englischen Sprache für Realschulen* sind mit entschiedenem Hinblick natürlich auf die Bedürfnisse des Handels und Verkehrs, denen Lesestücke, ferner *Business Letters and Exercises* Rechnung tragen. Was ich in jener Besprechung Lobendes über den Verfasser und sein Werk gesagt habe, müfste ich hier zum gröfsten Teil wiederholen; und das scheint mir überflüssig.

Im Gegensatz zu den bisher gedachten Werken wenden sich Haberlands Unterrichtsbriefe nicht an die Schule, sondern an den Autodidakten in einer Form, die aus den Veröffentlichungen des Langenscheidtschen Verlages bekannt und geschätzt ist. Der erste Kursus umfafst die Zahl von 20 Briefen, jeder in einer Stärke von etwa 20 Seiten gr. 8°. Ein zweiter Kursus, der die Besprechung von Dickens' *Cricket on the Hearth* zugrunde legt, schliefst sich dem ersten an. Nur dieser liegt mir vor. Da das Werk Lernende im Auge hat, denen kein Lehrer helfend zur Seite steht, so mufs es selbst jede Auskunft geben, die sonst jenem zufällt. Es sei von vornherein gesagt, dafs es dieser Aufgabe mit aller Umsicht und wünschenswerten Sorgfalt gerecht wird. Die grofse Schwierigkeit der Einführung in die englische Aussprache wird, so weit dies mit Hilfe der Augen geschehen kann, durch phonetische Umschreibung überwunden. Diese Umschreibung ist verhältnismäfsig einfach, weil sie reine Lettern benutzt ohne die störenden Punkte darüber oder darunter. Um den Lernenden an die Bedeutung der Zeichen zu gewöhnen, werden sie zuerst auf die Wiedergabe eines deutschen Textes (Uhland, 'Der gute Kamerad') angewandt, dessen Laute bekannt sind. Dann folgt, noch im ersten Brief, ein englisches Stück mit möglichst wörtlicher Übersetzung, beide Teile phonetisch transkribiert; später, wenn die Beherrschung der Zeichen vorausgesetzt werden darf, fällt die Umschreibung des deutschen Textes fort. Dieses Stück — *The British Isles* — gibt die erste Vorstellung vom Bau englischer Sätze, zugleich einen Einblick in Englands Aussehen und Schaffen. Weiter versorgen *Talks on every day life* in idiomatischem Englisch mit landläufigen Redewendungen und führen in Gebräuche und Zustände Londons und der englischen Häuslichkeit ein. Fragen über das Gebotene wollen den Lernenden zur Wiederholung und zum Nachdenken darüber anregen. Jeder nächste Brief gibt ihm die Antworten, an denen er die Richtigkeit seiner eigenen kontrollieren kann. Ehe das Werk zu wesentlichen Kapiteln der Sprache wie Deklination oder Konjugation weitergeht, erfolgt eine grammatische Unterweisung über den einfachen Satz und seine Teile, dem sich die Erläuterung des zusammengesetzten Satzes mit seinen Schwierigkeiten anschliefst. Auch diese Ausführungen sind für den Laien gedacht und in entsprechende Form gekleidet. Nicht zutreffend ist, wie ich bemerken mufs, beim Kapitel über grammatisches und logisches Subjekt (S. 44, Anm. 1) die Angabe, in dem Satze 'Die Feinde werden vom Könige geschlagen', sei vom Könige logisches Subjekt. Ferner wird der englischen Sprachentwicklung gedacht und im Anschlufs daran das Gesetz der Lautverschiebung erörtert, nicht um dem Werke den Anstrich der Wissenschaftlichkeit zu sichern, sondern aus der

praktischen Erwägung, mit seiner Kenntnis dem Lernenden ein Hilfsmittel mehr zur Bewältigung der englischen Rechtschreibung an die Hand zu geben. Listen von Vokabeln, phonetisch umschrieben, bei Synonymen Hinweise auf die Bedeutungsunterschiede, Beispiele zur Erkenntnis der Wortbildungsregeln, Fragen und Antworten über den Lesestoff, Aufgaben, die wiederum im nächsten Brief ihre Lösung finden, führen allmählich immer tiefer in das Verständnis der Sprache ein. Auch an Gedichten und Melodien fehlt es nicht, um des Volkes Seele zu enthüllen.

Wer dieses Werk gebrauchen wollte und brächte nicht eine grofse Geduld mit, dem wäre es nichts nütze. Dem aber, der Fleifs, Ausdauer und Ordnungsliebe besitzt, kann es ein zuverlässiger Führer werden. Ihn in diesen Eigenschaften zu kräftigen und zu erhalten, ist neben seinem wissenschaftlichen der moralische Zweck des Buches. Es wendet sich an Menschen, denen etwa ein Examen bevorsteht, an solche also, die da wissen, warum sie Englisch treiben. Ihnen, aber auch nur ihnen, wird diese mühevolle und gehaltreiche Arbeit des Verfassers den Segen bringen, den er selbst von ihr erhofft.

Onians *Advanced English Syntax* ist, wie der Titel erraten läfst, ein durchaus wissenschaftliches Buch, das die Erscheinungen des heutigen Englisch nicht nur aus sich, sondern aus ihrer historischen Entwicklung zu begreifen strebt. Dieser Absicht entsprechend ist das Werk mit all der Sorgfalt und Sachkenntnis durchgeführt, die man bei jemandem vom *Staff of the Oxford English Dictionary* wohl erwarten darf. Zugleich ist es interessant wegen seiner Auffassung im einzelnen und der Anordnung im ganzen, wobei, besonders im ersten Fall, mancherlei von der bei uns geltenden Meinung abweicht. Das Buch gibt in seinem ersten Teil die Analysis des Satzes, der als zweiter Teil die Syntax folgt. Bei der Zergliederung kennt der Verfasser nur zwei Bestandteile im Satze: das Subjekt und das Prädikat. Alles, was nicht Subjekt ist, gehört zum Prädikat. Je nachdem dieses einfach oder erweitert auftritt, unterscheidet er fünf Formen, wie folgende Sätze sie erläutern: 1) *Day dawns. — My hour is come.* 2) *Croesus was rich* (*or: a king*). *— Many lay dead.* 3) *Cats catch mice. — Nobody wishes to know. — He can tell.* 4) *We taught the dog tricks. — Conscience bids me speak.* 5) *They elected him Consul. — It drove him mad.* Daneben sind Verb, Object, Indirect Object, Predicate, Adjective wohl genannt, spielen aber nur die Rolle von Unterbegriffen. Es folgt dieser Erörterung die des einfachen und des zusammengesetzten Satzes.

Aufgabe der Syntax ist es, zwei Fragen zu beantworten: 1) *How are meanings expressed in sentences and parts of sentences?* 2) *What are the various meanings of words and their forms?* (§ 16). Zum Verhalten der einzelnen Satzteile zu einander ist manche Erklärung auffällig. In dem Satze z. B. *They seem clever* (§ 24) ist *clever* unserer Auffassung entsprechend als Predicate Adjective bezeichnet. Nimmt der Satz die Form an: *They seem to be clever*, so gehört *clever* nicht mehr zu *seem*, sondern zu *to be*. *'The Infinitive is Adverbial'*, meint der Verfasser, worin ich ihm nicht zu folgen vermag, will ich den Begriff 'Adverbial' nicht in seinem blofsen Wortsinn fassen. Interessant sind Einzelanmerkungen, z. B. zur Passivkonstruktion (§ 32). Bildungen wie: *The boy was given the money. — He was written a long letter* bezeichnet der Verfasser als *'either awkward or quite impossible'*, während er zuvor Mustersätze gegeben hat, wie etwa diese: *He was offered the post. — My father was told the whole story.* Interessant sind auch folgende Fälle von Attraktion oder Ad sensum-Konstruktionen: *Thou and I am one* (aus Tennyson; § 22). — *These kind of things* (§ 36, 1). — *Whom do men say that I am?* (aus der Bibel; § 79) gebildet nach dem Hintergedanken: *Whom do men declare me to*

be? — Ein sehr ausführliches Kapitel ist dem '*Subjunctive Mood*' gewidmet (§ 138 ff.), der erklärt wird als '*a Mood of Will*'. Vielleicht entspräche englischer Verwendung mehr die Bezeichnung 'Optative', wie sie in Grammatiken des Altenglischen üblich ist. Was der Verfasser über den Gebrauch des Konjunktivs in der heutigen Sprache sagt, ist sehr fein empfunden, will mir aber scheinen, als sei es mehr aus der Betrachtung griechischer, lateinischer und deutscher Sprachverhältnisse gewonnen und etwas künstlich auf das Englische übertragen.

Ein paar Irrtümer im Druck sind mir aufgefallen. An einem trefflichen Werk ist auch ein geringer Fehler peinlich. § 9: *believing* (statt *believing*). — § 30: *There* (st. *these*) *is no longer* ... § 189: *indiscriminately* (st. *indiscriminately*).

Die Forschungen, die August Lummert an der ersten Folioausgabe der Dramen Shaksperes vorgenommen hatte, um ihre Orthographie zu ermitteln, hat Wilh. Franz auf die Quartos vor 1616 ausgedehnt und gesucht, daraus ein Bild der Sprache jener Zeit im ganzen zu gewinnen. Die Anglisten werden ihm für seine Arbeit, die den Gesichtskreis jener Vorstudie wesentlich erweitert, um so mehr zu Dank verpflichtet sein, als er ein grofses Material mit Fleifs gesammelt und mit Sorgfalt gesichtet hat. Erleichtert wurde ihm seine Aufgabe u. a. durch die von Jiriczek veröffentlichte *Logonomia Anglica* Alexander Gills, dessen Bemerkungen Lummert nur aus Ellis, *On early English pronunciation* zugänglich waren. — In dem einleitenden Kapitel legt Franz die Gesetze — soweit man davon reden kann — der Elisabethanischen Rechtschreibung dar und sucht sie aus den verflossenen Perioden des Englischen historisch zu begründen. Das 2. Kapitel, von der Lautgebung, will den Klang der Sprache zu Anfang des 17. Jahrhunderts feststellen. Gestützt auf die Phonetiker jener Zeit, soweit ihre Berichte vorliegen, und andere Erscheinungen, die sich aus Shaksperes Werken selbst ergeben, wie Reim, Wortspiel, Verspottung einer besonders geziert klingenden Form, sucht der Verfasser sein Bild zu entwerfen so zutreffend, wie das eben möglich ist beim gegenwärtigen Stand unserer Kenntnisse. Sehr hindern die Ausführung jener Absicht die Nachlässigkeiten des Foliodrucks. Franz erweist einleuchtend, dafs für diese Mängel kein Vorwurf die Herausgeber Heminge und Condell trifft, dafs sie eher der gewissenlosen Druckerei zur Last fallen. Es ergibt sich ihm die traurige Gewifsheit, dafs auf die Hoffnung, die Urfassung der Shakspereschen Dramen kennen zu lernen, wird ein für allemal verzichtet werden müssen. Shakspere selbst hat den Druck von keinem überwacht; aufserdem war die Stenographie, mit der die Raubausgaben gewonnen wurden, so unvollkommen, dafs sie für Synonyme nur ein Zeichen verwandte. Der Willkür also des Abschreibers oder Druckers blieb es überlassen, das passende Dichterwort zu finden. — In dem 3. Kapitel, von der Wortbildung, erfahren die Präfixe und Suffixe eine eingehende Erörterung nach der Seite ihrer historischen Entwicklung und Bedeutung. Hierbei zeichnet den Verfasser die Klarheit seiner Auffassung und die leichte, bestimmte Art seiner Wiedergabe des Erkannten aus. Zur besseren Übersicht über die gewonnenen Ergebnisse ist eine Versstelle (aus 'Julius Cäsar') in der Gelehrtensprache nach Gills Angaben und eine Prosastelle (aus *Much Ado about Nothing*) in der Verkehrssprache der Gebildeten jener Zeit phonetisch umschrieben worden.

Berlin. Willi Splettstöfser.

Voretzsch, C., Einführung in das Studium der altfranzösischen Literatur, im Anschlufs an die Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache (Sammlung kurzer Lehrbücher der romanischen

Sprachen und Literaturen II). Halle, M. Niemeyer, 1905. XVII, 573 S. M. 9, geb. M. 10.

Wer es heutzutage unternimmt, eine Geschichte der altfranzösischen Literatur zu schreiben, welche den Anspruch erhebt, dem jetzigen Stande der Forschung angemessen zu sein, der mufs es sich gefallen lassen, dafs man ihn zunächst, ganz unwillkürlich, an denjenigen mifst, die vor ihm das gleiche Gebiet darstellend bearbeitet haben. Wir können nicht mehr von einem fühlbaren Mangel derartiger Bücher sprechen, wie vor zwanzig Jahren, wo man geradezu in Verlegenheit beim Suchen nach einem handlichen und zuverlässigen Werke geriet; eher wäre nach den Büchern von G. Paris, den ersten Bänden von Petit de Julleville nach Gröber und Suchier-Birch-Hirschfeld von einem 'embarras du choix' zu sprechen. Jedes von diesen besitzt seine ihm eigenen Vorzüge. Das des unvergefslichen Meisters verbindet — neben dem Verdienst, zuerst Bresche geschossen zu haben — Knappheit und Klarheit der Darstellung mit Übersichtlichkeit des Stoffgebietes. Wie fördernd sein Büchlein zudem gewirkt hat, dafür legen die Schilderungen der einzelnen Literaturgattungen aus der Feder französischer Fachgenossen, die in der grofs angelegten *Histoire de la langue et de la littérature française* vereinigt sind, sprechendes Zeugnis ab. Gröbers unermüdlicher Fleifs, seine weitreichende und tiefe Sachkenntnis drängen den Lernenden immer wieder zu ehrlicher Bewunderung und dankbarer Anerkennung, wenn er den betreffenden Teil in seinem *Grundrifs* zu Rate zieht. Suchier bietet, wenngleich die von ihm gewählte Form für weitere Kreise berechnet ist, durch die vielen, neu entwickelten Gesichtspunkte, durch die Klarheit und gleichmäfsige Wärme der Darstellung im ganzen, wie feine und treffende, auf wirklichem Nachempfinden der poetischen Elemente beruhende Charakterisierung im einzelnen auch dem Fachmann reichen Genufs neben gründlicher Belehrung.

Von dem neuen Buche von Voretzsch über den gleichen Gegenstand darf gesagt werden, dafs es auch neben den genannten sich sehen lassen, ja seinen eigenen Platz einnehmen kann, da in ihm ebenso ausgesprochen wie hervorragend ein Gesichtspunkt verfolgt ist, den die Vorgänger nicht in gleichem Mafse betonten, auch nicht betonen wollten: der pädagogische. Es bietet sich als fester und kritischer Führer zunächst dem Studenten, namentlich, wenn es diesem an Gelegenheit zum Hören einschlägiger Vorlesungen fehlt, dann aber auch solchen, denen bei besonderer Beschäftigung mit Nachbarfächern, Germanistik, Anglistik, mittelalterlicher Geschichte, ja selbst der alten Philologie Bekanntschaft mit einem umfangreichen, schwer übersichtlichen, ja teilweise noch recht unebenen Gebiete wünschenswert erscheint. Zur Erreichung dieses seines Zweckes mufste es sich für den Verfasser darum handeln, aus dem gewaltigen Stoffe, den die eifrig betriebene Einzelforschung fast zu überwuchern drohte, das Unerhebliche auszuscheiden, das Wichtige aber übersichtlich zu gruppieren, dabei Schwerfälligkeit wie Breite der Darstellung und stärkeres subjektives Hervortreten tunlichst zu vermeiden. Das ist sehr viel, namentlich in Verbindung mit der erforderlichen Vertrautheit mit der überreichen Materie, und es hiefse zuviel verlangen, wollte man nun gleich auf den ersten Wurf ein Buch erwarten, das alle diese erhobenen Ansprüche gleichmäfsig befriedigte. Es darf getrost anerkannt werden, dafs das vorliegende im wesentlichen schon die erwünschten Eigenschaften birgt. Ob ihm freilich noch die Bezeichnung eines 'kurzen Lehrbuches' — entsprechend dem Kollektivtitel der Sammlung — zukomme, das möchte ich bei seinem Umfange von mehr als 500 Seiten, ohne das Wörterbuch, recht sehr in Zweifel ziehen.

Gewifs, es ist nicht ganz ausschliefslich literarhistorische Schilderung darin. Die Einleitung erwähnt geschichtliche und kulturgeschichtliche

Vorgänge mit Rücksichtnahme auch sprachlicher Erscheinungen; die allgemeine Bibliographie ist sehr reichlich gegeben; jeden einzelnen Abschnitt leiten wiederum allgemeinere Betrachtungen ein und allen folgen kritische Zusätze über den Gang und Stand der Forschung der behandelten Zeiträume oder Gattungen. Es fehlt nicht an Hinweisen auf die Einwirkungen fremder und auf fremde Literaturen; ferner hat Voretzsch, in der wohlerwogenen und richtigen Absicht, 'von allem eine möglichst konkrete Vorstellung zu geben' (Vorwort), eine Reihe von Textproben, etwa zwei Dutzend, eingeschaltet, die kritischen Ausgaben entnommen, jedoch von ihm noch besonders durchgesehen sind, und hat zu diesen ein eigenes Wörterbuch hergestellt; endlich wird man weder ein Namenverzeichnis noch Nachträge vermissen. All das kann als zu einer 'Einführung' geeignet angesehen werden und gewährt in seiner Vereinigung den Vorzug grofser Bequemlichkeit. Denkt man sich jedoch dieses Verfahren in gleichem Verhältnis auf eine Gesamtgeschichte der französischen Literatur angewendet, so würden etwa fünf, vielleicht gar sechs Bände gleicher Stärke dazu nötig sein, und vor der Bewältigung einer solchen Aufgabe würden gar viele von tiefen Bedenken ergriffen werden. Anderseits würde die Neigung für literarhistorische Vorlesungen eher eine Minderung als Steigerung erfahren, manche Studenten vielleicht gar denken, solcher Vorlesungen nun überhaupt entraten zu können, selbst wenn die Gelegenheit dazu geboten wird. Sollte ich mich irren — ich würde mich freuen! Aber man darf auf diese Art von 'Feuerprobe im praktischen Gebrauch' einigermafsen gespannt sein, die doch wohl völlig aufserhalb der Absicht des Verfassers lag. Nun verfügt Voretzsch unleugbar über eine recht flüssige, meist anschauliche Form der Darstellung, die an einigen Stellen, wie bei Chrestien, sogar warme Töne anzuschlagen weifs, das Interesse für den Stoff rege hält und eine Aufnahme desselben gewifs erleichtert. Dafür jedoch steht man hier durchaus nicht selten unter dem Eindruck, als höre man einen Vortrag vom Katheder herab, wo eine gewisse Behaglichkeit der Darstellung freilich am Platze ist und Wiederholungen nicht nur erlaubt, sondern mitunter sogar geboten sind. Vielleicht griff der Verfasser zu einer so gearteten Darstellung, um Mifsverständnissen vorzubeugen, hinwiederum begab er sich des Vorteils, durch knappe aber weitblickende, scharf umrissene Andeutungen zum Nachdenken anzuregen (s. z. B. S. 67). Die Notwendigkeit, einen Unterschied anzustreben zwischen dem, was man sprechen kann und dem, wie man zu schreiben hat, ist mir seit langem nicht so sinnfällig geworden und so zwingend erschienen, wie bei der Lektüre dieses Buches!

Voretzsch hat gleichwohl verstanden, des Stoffes Herr zu bleiben und — wenn auch an einigen Stellen eine Trennung von Gleichgeartetem nicht hätte vorgenommen werden sollen, wie es aus Gründen für die Chronologie geschehen ist — die Übersichtlichkeit zu wahren. Namentlich ist es ihm geglückt, auf denjenigen Seiten, wo die literarhistorische Darstellung oder die Wiedergabe des Inhalts wichtiger Dichtwerke durch das Eingehen auf die Probleme der Forschung und das Fortschreiten der wissenschaftlichen Erkenntnis unterbrochen wird, den Standpunkt nüchterner Objektivität zu wahren und den Strudel der Polemik zu meiden, sogar auf dem Gebiete, wo er selbst forschend vorgegangen. Jedenfalls ist allen hauptsächlichen Forderungen entsprochen worden, die man an ein Buch, wie der Verfasser es bezweckte, und wie es von Seiten der Studenten und der Freunde altfranzösischer Literatur benötigt wird, stellen kann.

Es liegt beim erstmaligen Erscheinen eines solchen Werkes allzusehr in der Natur der Sache, dafs man noch auf allerlei Ungenauigkeiten stöfst, dafs an einer Reihe von Stellen geändert werden kann oder gebessert werden mufs, ja, dafs manches ohne Schaden später wegbleibt

oder zum wenigsten in Anmerkungen verwiesen wird. Das wäre auch ohne Zweifel geschehen, und jetzt schon könnte manches anders dastehen, wenn der Verfasser nicht mit einer gewissen Hast gearbeitet hätte, deren Spuren gar nicht selten deutlich erkennbar sind. Ich will im Folgenden hinweisen auf das, was mir beim Durchlesen des Buches Bedenken erregt hat; vielleicht kommt die eine oder die andere meiner Bemerkungen einer künftigen Auflage zugute.

In der Einleitung (S. 1—54 bezw. 65) wird dem ethnographischen Gesichtspunkte mit Recht grofse Berücksichtigung zuteil. Verdienten aber die Ligurer S. 3—4 bei dem Wenigen, was wir über sie wissen, und bei ihrer geringen Bedeutung für das historische südliche Gallien mehr als vier Zeilen? Gehörte die ebenda erwähnte Verspottung des Männerkindbettes im Aucassin nicht besser in eine Anmerkung zu dessen Besprechung? S. 6 unten schreibt Voretzsch, dafs 'die Romanisierung Galliens durch die Römer (streiche diese drei Worte!) nicht so schnell vonstatten gegangen sei, als es bei oberflächlicher Betrachtung scheinen möchte,' und fährt sodann gleich fort: 'was uns billig in Erstaunen setzen darf, ist nicht so sehr die Schnelligkeit als die Intensität der Romanisierung Galliens.' Was soll man nun glauben? — S. 7 Mitte streiche als unwesentlich von 'Massilia ... bis ... Alpen'; ebenda setze *Italia verius quam provincia* statt *magis qu.*, s. Budinszky, *Ausbr. d. Lat.* S. 104. Eb. könnten fehlen die Sätze: 'Eine Erhebung ...' und 'Während der Wirren ...' S. 8. Der sehr richtige Satz, dafs die Romanisierung Galliens von den Städten ausging, verdiente gesperrten Druck. S. 9 Z. 5 v. u. setze besser: 'so gut als ausgestorben.' S. 13 o. kann fallen der Satz: 'In zwei Kommentaren ...', ebenda Mitte streiche: (409—31). S. 14 kann fallen: 'andere Geistliche ...', S. 15 Mitte: 'anderthalb Jhh.', so genau umschrieben? S. 17 die Bemerkung über die Herkunft der Franken gehört, wenn überhaupt an diese Stelle, in Anm. S. 19. Betr. die Normanneneinfälle s. jetzt das Buch von Vogel in den *Heidelberger Abh. zur Gesch.* 11, 1906. — S. 20 Z. 2 v. o. 'völlig', vorsichtiger 'fast ganz'; in der Bibl. konnte die *Histoire générale* (für französische Geschichte, jetzt völlig ersetzt durch Lavisse, *Hist. de France*) fehlen, die sehr übersichtliche kleine Geschichte Frankreichs von Sternfeld (Sammlung Göschen Nr. 85) angefügt werden. S. 21 Z. 1 v. u.: *mantî* gilt mir gar nicht als keltisch; ich gedenke bald darauf zurückzukommen. S. 24 bezeichnet Voretzsch es als nicht angängig, 'die Verschiedenheit der Entwicklung in den verschiedenen römischen Provinzen in Bausch und Bogen auf verschiedene Aussprache des Latein durch vorrömische oder auch nachrömische Bevölkerung zurückzuführen', streift diesen Fehler selbst aber schon S. 25 mit dem Satze: 'schon die Ausbreitung des Lateinischen über ein so ausgedehntes ... Gebiet mufste notwendig zur Differenzierung der sprachlichen Entwicklung führen' usw. S. 25 Z. 3 v. u. setze vor 'zitierten': '(S. 7)'. S. 26 u. der Satz: 'Im Osten der Pyrenäen ...' will mich etwas kühn bedünken. Voretzsch gebraucht S. 28 (aber auch sonst gern, z. B. S. 171) das Wort 'organisch', das wirkt mehr wie ein Schlagwort als erklärend. Zu S. 28 Anm. füge hinzu: Brunot, *Hist. d. l. langue frçe.* ... Vol. I, Paris 1906. S. 31 u. setze 'etwa' vor '40 Jahre'. S. 32: Beim Texte der Eide, der, streng genommen, mit einem so eingehenden Kommentar nicht in eine Einleitung pafst, genügte die hergestellte Form. Und warum hier für die Eulalia, Passion, Leodegar, Jonas-Fragment mehr als eine Seite, da sie doch später eingehend behandelt werden? — Das S. 38 ff. über den Rhythmus Mitgeteilte ist, weil es leicht verwirren kann, mindestens einzuschränken. Dafs dieser in dem frz. Verse ein jambischer ist, wird bedingt durch die sprachliche Entwicklung und die durch sie bewirkten Akzentverhältnisse; Voretzsch steht offenbar — wie namentlich S. 40 zeigt — noch allzusehr unter dem Eindruck des Saranschen Buches und

hat sich durch dessen 'alternierendes Prinzip' imponieren lassen. Dafür ist scharf zu betonen, dafs das Prinzip des frz. Verses die Zählung der Silben, nicht die der Versfüfse ist. S. 39: 'Dafs (also) der Rhythmus des gesprochenen Verses in viel höherem Mafse als jetzt von der Musik abhängig ist', wird wohl etwas viel gesagt sein. Voretzsch wird gewifs nicht für direkt melodramatischen Vortrag bei den epischen Gedichten der älteren Zeit eintreten wollen, dazu war doch die Musikbegleitung viel zu primitiv! S. 40 u. streiche, um Mifsverständnis zu meiden, Audigier, den ja auch der Index übergeht. S. 42 o. hinter *laisse* füge etwa ein: [Waisenvers, *vers orphelin*], ebenda Mitte kann der Satz: 'In der Lyrik ...' entweder fallen, oder später, im speziellen Teil, in Anmerkung gebracht werden. S. 46 o. bin ich mir nicht klar darüber, was Verfasser unter 'lat. Motive' versteht. Für Anm. 1 eb. genügten vollauf: Teuffel, Schanz, Joachim, Ribbeck. S. 47 u.: Die Zeit der 'mittellat. Literatur' konnte, ja mufste näher bestimmt werden, vielleicht (?) genügte schon der Name Isidor. S. 49 Anm. 2 erwähnt Voretzsch die einzelnen Teile von Pauls *Grundrifs* mit dem Zusatze, 'daselbst weitere Bibliographie'; wozu dann noch zehn Zeilen Büchertitel? S. 51 o. wird bei der Anführung der *matière de Bretagne* erwähnt, sie sei 'schon oben' charakterisiert worden, — füge hinzu S. 45; dort Z. 3 steht dasselbe 'schon oben' in gleichem Zusammenhange vom keltischen Elemente (s. näml. S. 6). Genügte nicht zweimal? — Beim provenzalisierenden Einflusse, den ich auch an anderer Stelle gern stärker hätte hervorgehoben sehen, durfte vor dem Einflufs des Vasallitätsverhältnisses auf den Minnedienst auch der des Kultus der Jungfrau Maria berührt werden. S. 53 wäre — weil später ausführlich behandelt — weniger breit auszuspinnen gewesen; eb. könnte leicht Anm. 1 entbehrt werden, solche allgemeinen bibl. Angaben hat z. B. auch der kleine Brockhaus. Ich habe mich gefragt, ob S. 54 Abs. 2 nicht ein sehr viel besserer Anfang als Schlufs der Einleitung gewesen wäre, die eine Zusammenziehung und Kürzung vertragen kann. Für die Bibliographie — und nicht nur auf S. 55 bis 65 — eine grundsätzliche Bemerkung: es sind solche Zitate zu bevorzugen, die möglichst viele andere decken (einer, der das stets aufs trefflichste durchführte, war Friedrich Zarnke), so genügte schon für die ältesten Denkmäler S. 30 bis 31, 68, 81, 86, 91 die Anführung des Foerster-Koschwitzschen afr. Übungsbuches, auf das ja auch gelegentlich 'für weitere Lit.' verwiesen wird, so genügt für die Lyrik im kritischen Teile Jeanroys *Origines* (in zweiter Ausgabe) und Gast. Paris (J. d. Sav), so würden für Tristan Murets und namentlich Bédiers nunmehr vollständig vorliegende Ausgaben in der *S. A. T.* genügen. S. 56 Z. 5 v. o. l. 'fast alles' statt 'zu viel', eb. Mitte streiche getrost 'Gidel' und 'Albert'. Gern aber sähe ich — oder sollte diese Dankbarkeit zu subjektiv sein? — hier oder doch an anderer Stelle Ten Brink, *Englische Literaturgesch.* I S. 149 ff. erwähnt. S. 57 Mitte: Die 'new edition' von Dunlops *History of fiction* ist nur unwesentlich verbessert. S. 60 hinter *Annales du midi* (in Deutschland nur auf wenigen Bibliotheken!) wäre vielleicht die Bemerkung nicht unangebracht: 'bevorzugt neben der Geschichte naturgemäfs das Provenzalische'. S. 62 Constans' *Chrestomathie* jetzt 2e édit. 1905/6. Lidforss ist entbehrlich, ebenso S. 68 die Angabe der Neudrucke durch den herzlich unbedeutenden Krafft (vgl. dazu das eben betr. d. Bibl. Gesagte). — S. 68 u. 'nach Rom verlegt erscheint' die Szene im Eulalialiede direkt nicht, das ist hineingedeutet. Der Abschnitt A über die Eulaliasequenz läfst sich ohne Wiederholungen viel knapper, klarer und schärfer ausdrücken. S. 69 Mitte streiche 'lebte', und lies eb. (wie die Überschrift lehrt Rithmus ...). S. 70 Abs. 3 macht sich, nicht zum Vorteil, der Einflufs der Schrift von Enneccerus mit ihren keineswegs sehr sicheren Resultaten geltend. Nur den Naiven führt die Angabe, dafs 'die musikalische Textgliederung den rhythmischen

Ausgleich brachte', glatt über die noch unbeseitigten Schwierigkeiten hinweg. Der Abdruck des Textes selbst in handschriftlich getreuer Form war, wenn überhaupt, nur einmal, bei der Eulalia oder einem der anderen ältesten Stücke vonnöten. Es genügte wieder ein nachdrücklicher Verweis auf Foerster-Koschwitz. Der einleitende Abschnitt zur Passion, S. 76—77, ist ein drastisches Beispiel für die Behaglichkeit der Schilderung. S. 77 Abs. 2 liefse sich meines Erachtens ebenso deutlich und vollständig mit den Worten wiedergeben: 'Der Hinweis auf den nahe bevorstehenden, fürs Jahr 1000 erwarteten Weltuntergang gestattet, die Abfassungszeit in die zweite Hälfte des 10. Jahrhunderts zu setzen', solcher Beispiele finden sich Dutzende. — Es klingt widerspruchsvoll, wenn man S. 87 liest, dafs das Gedicht (Alexius) 'nach der Definition von G. Paris verfafst wurde, *"probablement" dans la partie*' etc. S. 88 Mitte besser: 'das einzige Kind' statt 'Sohn' (vgl. Str. VIII). S. 89 Mitte: 'nur dafs die Tiraden hier ...', besser 'dort'; eb. unt. Wenn Voretzsch den Prosaeingang der Lambspringer Hs. mit deren ausdrücklicher Nennung erwähnte, so wären hier die unübertragenen Sprachformen desselben *cumencet, canun* etc. am Platze gewesen. S. 96—97 konnten sämtliche Zeugnisse in Anm. gesetzt werden. S. 99 u.: 'Hierfür ist' usw. bessere: 'Dafür spricht.' S. 100 setze hinter 'keine Kenntnis' vielleicht hinzu: 'weil sie meist improvisiert wurden.' S. 105 'Erst in späteren Überlieferungen ...' bis Schlufs des Satzes gehört in eine Anmerkung; eb. unt. 'Während er so in der deutschen Sage zum Wolfdietrich wird', tilge 'so'. S. 107 o.: 'derselbe Verfasser ...' usw. stände meines Erachtens besser in Anm.[1] S. 112—13: Das Farolied ist nicht nur in einer, sondern in fünf Hss. überliefert. S. 113 u. bessere vielleicht: 'Held eines Liedes.' S. 117 füge jetzt hinzu: *Gormunt et Isembart, reprod. photocoll. av. transcr. litt.* p. A. Bayot, Bruxelles 1906. S. 120 würde zum Ausdruck zu bringen sein, dafs die Worte *et Hruodlandus* usw. als späterer Einschub gelten. S. 121 sieht Voretzsch gelegentlich der Entstehungsgeschichte des Rolandsliedes in der Ersetzung der Basken durch die Sarazenen in demselben einen 'Gedächtnisfehler der Überlieferung'. Eher möchte ich darin ein, zum sonstigen Charakter des Rolandsliedes stimmendes Streben erblicken, die Darstellung einfacher und einheitlicher zu gestalten, in diesem Falle: an die Stelle zweier Gegner des fränkischen Heeres lediglich den einen, hauptsächlichen und allgemein bekannten treten zu lassen. Eine Seite vorher spricht übrigens Voretzsch von einem solchen (s. 'wesentliche Vereinfachung'). In entsprechendem Zusammenhange erscheinen ja auch die Normannen als Sarazenen im Gormunt (s. S. 209—10). Zu S. 122 würde ich eine Bemerkung über die Baligantepisode nicht unangebracht finden, zu der ja in der Bibliographie (S. 129) eine Angabe vorhanden ist, und die S. 197 und 204 nur ganz nebenher berührt wird. S. 126 Z. 3 v. u. bessere etwa: 'schwankt im Oxf. Rol. zwischen 5 und 30 Versen'. S. 135 Abs. 2 'Das Chlotarlied usw. bietet' füge hinzu: 'in der uns überlieferten Gestalt'. S. 136 Abschn. 5: 'ist die Sage', vielleicht besser: 'hat die Sage zu gelten als'. Nach der Angabe auf S. 141, dafs ... 'Hartmann von Aue seinen "Gregorius auf dem Steine" gedichtet hat', sähe es aus, als wenn Hartmann selbst dem Gedichte diesen Titel gegeben, er spricht aber V. 175 und V. 4001 nur von 'der seltenen Märe von einem guten Sünder'. — S. 142 Abschn. 4 statt

[1] Zu S. 109 — oder etwa S. 200 — sei die Bemerkung gestattet, dafs es in Karls weitem Reiche gewifs germanische Stämme gab, die, in sehr verschiedenem Grade romanisiert, infolge alten, völkerschaftlichen Zusammenhanges noch manche halbverklungene, leicht zu weckende Erinnerungen besafsen. Daher waren wohl auch schon in dieser Zeit in Frankreich und seinen Grenzgebieten zweisprachige Spielleute, entsprechend den späteren *jongleurs bretons,* vorhanden.

'zwischen 1174 und 1176' lies: 1172 und 76, denn Garnier sagt selbst (vgl. S. 146 V. 5821—2): *l'an secont que li sainz fu en s'iglise ocis* — und das war 1170 — *començai cest romanz*, und da König Heinrich öffentlich Buſse für die Ermordung des heiligen Thomas tat, durfte Voretzsch S. 143 auch schreiben: 'nicht ohne Schuld' Heinrichs II.; eb. verdiente Garnier, der so energisch im Ausdruck und so lebensvoll in der Darstellung ist, eine kurze Charakteristik als Dichter. S. 147 konnten die agn. und kontinent-frz. Heiligenleben leicht von einander getrennt werden. [S. 150 zur Bibl. füge hinzu: P. Schlösser, *Die Lautverhältnisse der 4 livres des rois*, Bonner Diss. 1886.] S. 152: Da von Marie de Champagne seit hundert Seiten nicht mehr gesprochen worden, sie aber gleich nochmal genannt wird, füge hinzu: 's. o. S. 52'. S. 155 u.: 'Mitten in seiner Rede bricht das Stück ab'; der wichtige Zusatz: 'das mit einer Reihe mehr oder minder ausführlicher Regiebemerkungen versehen ist', stände besser hier, als auf S. 430, wo er ganz beiläufig gegeben wird. S. 156 Mitte bessere Mult statt Molt. S. 158 o. füge etwa hinzu: 'das Versliche betr. s. S. 40'; eb. ist nachzutragen die Ausg. des *Jus de St. Nicholai* von G. Manz, Erlangen 1904 (Heidelb. Diss.). S. 162 u. könnte event. der Satz fehlen: 'aus welcher auch eine norwegische Bearbeitung hervorgegangen ist'. S. 163 Abschn. 2 liefse sich schöner sagen. S. 164 (Bibl.) Rom. XIV, 146 steht nur die Besprechung von Feilitzens *Ver del jüise*, das Gedicht selbst: Upsala 1883. S. 165 A. Abs. 2 kann ich mir kürzer vorstellen. S. 167 Z. 4 v. o.: hinter Ludw. Fritze füge hinzu: Leipzig 1884. S. 172 Abschn. 1 Z. 2 v. u. füge ein: *Rom. de Guill. de Dôle* (S. A. T.), *Introd.* p. 89—121 (G. Paris). S. 169 Z. 2 v. u.: jüdische Bearbeitungen? Nur eine. Eb. Z. 6 v. u. bedient sich Voretzsch des Ausdrucks: 'worauf die Mutter diesen besendet', was zum mindesten höchst ungewöhnlich (dialektisch?) ist. S. 173 Z. 12 v. u. bessere: 'genügt noch häufig die blofse Assonanz. Eb. Z. 5 v. u.: statt 'einigen wenigen' lies 'ungefähr 20'. S. 175 Abs. 1: 'Mit ihrer einfachen und kunstlosen Form' soll wohl 'ungekünstelt' heifsen? Eb. Mitte bessere vielleicht: 'Die eigentliche Romanzendichtung scheint mit dem 12. Jahrhundert zu endigen.' In Abschn. 2 dieses Kap. V hätte es sich meines Erachtens empfohlen, die Gattung der 'Reverdies' gleich hinter die allgemeinen Bemerkungen zu stellen, weil sich für sie älterer Ursprung vermuten läfst. Das würde ja auch zu den Entwicklungsstufen der Pastourelle und, wenn man G. Paris' Hypothese vom Einfluls der Maifeiern gelten lassen will, auch zur Entstehung des Débat (S. 187) stimmen. Die Rotrouenge konnte, wegen der Unbestimmtheit ihres Gattungscharakters, am Schluls des Abschnittes zu stehen kommen. S. 178 könnte hinter '... Bedeutung des Wortes ist nicht völlig klar', hinzugefügt werden: 'auch die spätere ist schwankend.' S. 179 verstehe ich V. 29—33 nur mit folgender Interpunktion: *disoit — par un pou* etc. ... *que vilains l'avoit oï —: saderala don* etc. S. 183 Z. 10 v. o. setze zur Vermeidung eines Mifsverständnisses: 'einen inhaltlich verhältnismäfsig'. — S. 187 Z. 5 v. o.: Der Zusatz 'kurz als Soldatenlied' ist allzu bestimmt; diese Deutung der Benennung *sirventes* von P. Meyer scheint recht wenig glücklich und entbehrt mit Recht noch weiterer Zustimmung (vgl. Jeanroy, *Hist. Lg. L. Fr.* I 317, Anm. 2); eb. füge zur Bibl. des Kreuzzugsliedes hinzu K. Lewent, *Das aprov. Kreuzzugslied; Rom. Forsch.* XXI, 321 ff. (auch Berl. Diss.). — S. 189 Z. 7—8 v. o.: Die professionelle (!) volkstümliche Lyrik ist doch nur ein — und zwar kleiner — Teil der Jongleurpoesie. — Den Ursprungsfragen der afr. Lyrik sind mehr als sieben enggedruckte Seiten gewidmet (S. 189 bis 196), das ist sicher zu gut gemeint. S. 195 Z. 12 v. o. bessere Jeble von Poitou. Eine Zeile weiter setze etwa: auch in den rein lyrischen Gattungen. — Kap. VI: 'Die Blütezeit des Heldenepos' wäre vielleicht besser schon früher angeschlossen gewesen und dadurch die Vereinzelung des

Rolandsliedes (S. 120 ff.) vermieden worden. S. 197 Anfang kann, mit dem geringfügigen Einschub eines Wortes in den zweiten Satz, der erste fehlen; eb. Z. 12 v. u. statt 'z. T.' setze: 'ja, wohl in noch höherem Mafse'. S. 198—99: Dieser Absatz setzt teilweise schon eine Kenntnis dessen voraus, was Voretzsch erst ausführen will. S. 199 Mitte spricht sich Voretzsch gegen Einteilung der Epen nach Zyklen bezw. Gesten aus und geht der Zeit nach vor. Er bleibt dabei aber nicht konsequent, sondern kehrt im Laufe der Darstellung (S. 213—51) zu jener anderen, alten Einteilung zurück, wahrscheinlich aus praktischen Gründen. Der Abschnitt 3 mit dem Hinweis auf das Folgende kann entbehrt werden. S. 200 Z. 6 v. o. bessere etwa: 'einen Teil der geschichtlichen Überlieferung des Volkes.' S. 201 Z. 6 v. o. fehlt dem Satze: 'dafs der Ritterroman tatsächlich für den höfischen Geschmack mehr oder weniger ausschliefslich berechnet war' die wünschenswerte Bestimmtheit; eb. Z. 2 v. u. füge vielleicht vor 'als Kennzeichen' 'wohl' ein. S. 203: Die dreimal wiederholte Schilderung einer Handlung — ich bevorzuge diese Fassung — ist auch als ein beabsichtigtes Kunstmittel anzusehen. S. 204 Z. 8 v. o. bessere etwa: 'in drei grofsen' statt 'in mehreren Akten'. S. 206 Mitte setze König Hugo statt Kaiser Hugo; eb. S. 206 u. und 207 o.: Hugo wird in der Karlsreise, mit Ausnahme von V. 47, wo emperere die Bedeutung 'Beherrscher' zukommt, stets König genannt; eb. Z. 4 v. u. hinter Hugo: 'der sie belauschen läfst'. S. 207 Z. 5 v. u. setze hinter Parodie vielleicht '(Stengel)'. S. 208 sagt Voretzsch, der Dichter des Gormont stehe dem des Roland 'in keiner Weise' nach; das ist schwer zu sagen, namentlich bei dem geringen Umfang des ersteren Gedichtes. Der Abschnitt über dies Epos[1] ist etwas ausführlich ausgefallen und, bei aller Kritik, dem Anschein nach unter dem unmittelbaren Eindruck der Ausführungen Zenkers entstanden. Dieser wird vorher gar nicht erwähnt und sein Name erscheint unvermittelt am Schlufs. — S. 215 Mitte: Vor Braïmant setze etwa das Wort 'Sarazenenführer'; eb. Mitte etwa vor Plektrud 'Pipins Gattin'; eb. u.: Mit der Einwirkung der Wolfdietrichsage meint Voretzsch doch wohl deren merowingische Vorstufe. S. 217 nennt Voretzsch an dem Schlufs der Besprechung der Haimonskinder als Stelle von wahrhaft epischem Gehalt 'die Begegnungen (?) der vier Brüder mit der Mutter' und fügt plötzlich hinzu: '(danach Goethes Mutter "Frau Aja")'. Man wird diesen im übrigen nicht gerade notwendigen Hinweis nur verstehen, wenn der Name der Mutter Aïe in seiner aprov. Form 'Aja' gegeben wird. Aber auch so fehlt dem unbefangenen Leser noch immer das erklärende Zwischenglied, nämlich die Gleichheit der Situation, wie sie im *Volksbuch* (Ausg. von Pfaff, S. 62) und im 18. Buche von *Dichtung und Wahrheit* geschildert wird.[2] — S. 220 o. erinnert der Name 'Braïmant' an den Sarazenenführer 'Abderrahman', nach S. 235 u. lebt der Name des letzteren vielleicht in dem des Sarazenenkönigs 'Desramé' fort. Quo me vertam? — S. 220 steht der Schlufs von Abs. 1 schon S. 215 o., es genügt also ein Verweis. S. 229 V. 7 setze *dus* st. *dux*, V. 20 Komma hinter *fain*. — S. 230 V. 40 bessere *Dreche 'l amont*, eb. V. 50 setze lieber *plenier* (?). S. 233 Mitte genügte, statt einer Wiederholung, ein Verweis auf S. 211—12 (Ausübung der Regierung durch Wilh. v. Toulouse). S. 236 Mitte hinter 'getreuen Johannes' füge etwa hinzu: '(s. S. 250)', meines Wissens gibt es auch ein Märchen gleichen Titels in denen von Andersen. S. 238 Mitte setze

[1] Ich bin gar nicht abgeneigt, in Ganelon und Isembart schon weitere Ausbildungen eines Verrätertypus zu sehen, der bereits in einer Vorstufe der uns erhaltenen epischen Dichtungen in nuce vorhanden war.

[2] Letzteren freundlichen Hinweis verdanke ich dem Herrn Kollegen Franz Schultz.

'Larchant', wenn nicht sogar besser 'Larcchant'.[1] — S. 241 Z. 6 v. u. setze 'nur durch zwei Privatdrucke'. S. 243 Mitte liegt in den Worten: 'welches inhaltlich dem ersten Teil des uns überlieferten (Gedichtes) entsprochen haben mufs, und auch im übrigen manches anders darstellte', ein Widerspruch; soll wohl heifsen: 'aber im übrigen'. Gehören S. 225 Aiquin und S. 247 Aye d'Avignon noch zur Blütezeit? Eb. ergänze ich hinter Abschn. C. in Gedanken die Worte: 'so sicher?' S. 250 Z. 7 v. u. setze vielleicht ein: 'hier namentlich das Motiv der Aussetzung der Totkranken durch Schiffer, damit Trennung der Gatten und späteres Wiederfinden von Vater, Tochter und Mutter'; eb. Z. 6 hinter Girart, setze besser: 'des Sohnes von Amis'. Das Gedicht erwähnt ihn mit Namen, nicht so Voretzsch. S. 252 Mitte hinter Suchier setze '(Lit. 39)', unten ist nämlich kein diesbezüglicher Literaturverweis. S. 253 unt. konnten die Namen der sieben Söhne, mit Ausnahme von etwa G. d'Orange und Bovon fehlen. S. 256 Schlufs von Abschn. 2 l. Orable von Orange (s. S. 236), Oriabel steht im Jourdain (s. S. 251). S. 260 gehört das kursivgedruckte Zitat mit dem Eingangssatze besser in eine Anmerkung. S. 264 sagt Voretzsch sehr vorsichtig von Gaimars Chronik, dafs der erste Teil des Werkes verloren scheint. Letzteres ist zu betonen in Ansehung der von Rud. Imelmann, *Layamon, Versuch über seine Quellen* (Berlin 1906), S. 111 ff. veröffentlichten Brut-Fragmente. Übrigens ist das — auch von Voretzsch wiedergegebene — Urteil von G. Paris: *'a peu près dénué de valeur littéraire,'* und nicht allein in Ansehung des mitgeteilten Haveloc-Stoffes zu herbe. S. 265 Z. 6 v. o. setze etwa hinter 'rasch bekannt' 'und berühmt gewordene' Werk. S. 266 wäre der Bibl. wohl noch die Schrift von Heeger, *Über die Trojanersage der Briten*, München 1886, anzufügen. Zur Bibl. von Wace auf S. 267 setze hinzu (!) G. Paris, *Rom. IX* 594 ff. S. 268 Mitte: *Garnier de Pont Sainte-Maxence.* S. 269 Z. 3 v. u. l. *de Mas Latrie.* S. 270 oder 71 sähe ich gern eine kurze Andeutung über die Veränderung der Geschmacksrichtung, die zum Teil bedingt war durch den infolge der Kreuzzüge erweiterten Gesichtskreis. S. 271 Mitte bessere wohl hinter 'Crestiens von Troyes', der wohl schon in den fünfziger Jahren ... Abschn. 3 romanz als frz. Subst. m. W. zuerst Löwr 5366—67. — Die blofse Anführung des *'Merveille del tertre'* (S. 274) läfst Schwierigkeiten für das Verständnis des Inhalts aufkommen, zumal Voretzsch im *Wb.* das problematische **termitem = terminum* gibt, wogegen ich *τέρθρον*, das Höchste, der Berg (s. Michel S. 70, *montaigne*) annehme. Am Ende der gleichen Seite heifst es, dafs Alexander 'den Herzog von Palatina für die Entführung der Königin Candace (Candale ist Druckfehler) bestraft, die Alexander ihre Liebe weiht.' Nicht die Königin selbst, sondern die junge Gattin ihres Sohnes Candeolus wird entführt (s. Ausgabe von Michel S. 373). — S. 278: Nicht nur an ähnliche Szenen der *Chansons de geste*, sondern auch an den Eingangsteil des *Roman de Troie* erinnert die Botschaft des Tydeus. Dafs der *Rom. de Thèbes* 'in seinem Hauptteil auffällige Übereinstimmungen mit der *Thebaïs* des Statius' zeige, steht nicht im Einklang zu der von Constans neuerdings wieder kurz begründeten Ansicht (*Hist. Lg. L. Fr.* 1, 182). S. 279 Mitte: 'eine weitgehende Bekanntschaft', Voretzsch meint wohl 'Ruf'?! — Dafs der frz. Dichter des Eneas-Romans 'die antike Mythologie nicht so konsequent zu beseitigen versuchte' (S. 281), ist wohl darin begründet, dafs er dies nicht vermochte, weil er sich enger an eine ausgearbeitete und vor allem weitbekannte Vorlage zu halten hatte. S. 284: Der Inhalt des Satzes 'auf die Einnahme Trojas ... bis zum Ende des Pyrrhus' steht schon in der lat. Vorlage, nämlich im Dictys (Lib. VI). S. 284: Warum schreibt Voretzsch stets

[1] Oder führt der Verfasser Archant etwa auf Arleschamp zurück?

Troylus? Von Beschreibungen macht Beneeit noch mehr Gebrauch als der Eneas-Dichter. S. 285 Z. 5 v. o. kann 'cythäreisch' ohne Schaden wegbleiben. Z. 6 nach der Ausgabe von Constans (S. A. T.) V. 4637 ff., deren Text ja wohl Voretzsch später zugrunde legen wird. — Das VIII. Kap. schliefst Voretzsch: 'Möglicherweise ist der Eracle auch nicht ohne Einfluls auf Crestien gewesen.' Ich meinerseits halte einen solchen Einfluls bei der um 1165 schon zu weit fortgeschrittenen Dichterlaufbahn Chrestiens für so gut wie ausgeschlossen und eher das Gegenteil für möglich. Zur Bibl. S. 287 füge hinzu: Rud. Witte, *Der Einfluls von Benoits Rom. de Troie auf die afr. Lit.* (Gött. Diss.) Göttingen 1904. Nach dem IX., Chrestien behandelnden Kapitel habe ich mich, weil der Tristanstoff doch schon früh nach Frankreich gekommen und dort bald sehr beliebt gewesen, auch der junge Chrestien bereits an ihn herangetreten ist, gefragt, ob nicht folgende Anordnung zweckdienlicher gewesen wäre: Entwicklung des Tristanstoffes bis zu den Lais, die Lais in Verbindung mit sonstigen keltischen Stoffen (Artus); deren Verbreitung und vermutlicher Einfluls in Frankreich; Chrestiens Bekanntschaft damit. Schon S. 295, 296 ö. und auch später 316, 11 usw. schreibe Cligés — wie ja auch im Text S. 306 angegeben —, sonst hört man immer wieder die falsche Betonung. S. 296 Z. 6 v. u. l. *an romanz*. S. 297 Abs. 5 kann recht gut in Form einer Anm. stehen. S. 298 streiche Z. 4 v. u. S. 300 Z. 7 v. o. ist 'Schema' wohl zu viel gesagt. Warum nicht etwa 'Muster'? Gleich darauf wird der Lancelot 'in seiner Handlung nicht überall sehr durchsichtig' genannt. Wie stimmt dazu S. 316 u, dafs 'der leitende Grundgedanke ... ebenso wie die trotz allen Beiwerks straffe Gliederung und Entwicklung der Handlung deutlich zur Geltung kommt.'?! S. 302 hinter den sehr ausführlich (!) wiedergegebenen Worten des Artikels von G. Paris konnte deren Ort, Journ. d. sav. 1902, S. 290 ff. stehen; eb. Z. 1 v. u. setze statt 'jedenfalls': 'wahrscheinlich'. S. 304 Z. 2 v. o. 'unter der Auflage', soll wohl heifsen 'mit dem Gebot'; eb. könnte Z. 5 ff. geändert werden in: 'auf allerlei Wegelagerer, Strauchritter und Abenteurer'.[1] S. 305 Mitte st. 'sogenannten', setze etwa 'römischen'. Warum die 'Bemerkung' auf S. 308? S. 315 bei Abschn. 6 Z. 1 würde meines Erachtens ein bezeichnendes Beiwort zu 'Geist' am Platze sein. Die Textprobe aus dem Löwr. (S. 319—27) ist sehr reichlich bemessen! S. 328 Mitte streiche event. den Satz 'besiegt den Grafen Alier und seine Leute', auch könnte event. später fehlen: 'nachdem er vorher usw. ... bis besiegt'. Gleiches gilt von S. 330 u. betreffs der Dehnung des Wilhelmslebens. S. 332 Abschn. 3 hinter 'Witwe' setze 'Gamurets'. S. 339 Z. 1 setze wohl Kyot le Provençal. S. 346 füge zur Bibl. hinzu: L. A. Paton, *Studies in the fairy mythology of arthurian Romance*, Boston 1903 (vgl. *Rom.* XXXIV, 117). S. 347 Abs. 1 füge hinter '(wie z. B. im Ivain)' 'und Perceval'; eb. ist der Satz, dafs die Lais 'im wesentlichen die Überlieferung wiedergeben', weil zu allgemein gehalten, leicht Mifsdeutungen ausgesetzt. Betr. S. 348 Abschn. 3 s. die obige Bemerkung über die Stoffanordnung; eb. Mitte setze hinter 'Erklärung' 'aber mit gröfster Vorsicht'; eb. Z. 2 v. u. würde ich 'und' ebenso unterstreichen, wie es Voretzsch zwei Seiten weiter Z. 6 v. u. mit dem 'vielleicht' getan hat. S. 349 Z. 1—3 setze in Anmerkung, ebenso S. 350 Mitte die drei bibl. Anführungen betr. Nennius. S. 349 Mitte etwa: 'den Tristan auf insulare Überlieferung zurückführen mufs'. S. 351 Mitte schreibt Voretzsch: 'Für unsere Betrachtung ist es überhaupt gleichgültig, ob die etwa anzunehmenden Romane agn. oder kontinentalfrz. waren.' Oho! — Die zwei Sätze betr. die Kampfszene am

[1] Eb. unt. Das Thema des Erec ist meines Erachtens: Bestrafung der Frau für ihre unberufene Einmischung in die Angelegenheiten des Mannes.

Dom zu Modena setze in Anm. S. 352 Mitte: 'sie sind von seinen Werken übertroffen ... und demgemäfs vergessen worden'; Voretzsch hätte etwa einfügen können: 'auch von seinen eigenen späteren'. Eb. Z. 6 v. u.: 'bahnt er ...', vorsichtiger 'hilft er ... anbahnen', vgl. eine Seite weiter: 'neben den sich alsbald ...'. S. 353: 'Diese Lyrik ist als etwas Fertiges ... übernommen worden.' In allen ihren Teilen? Voretzsch sagt ja selbst S. 356, dafs 'die älteren, einheimischen Gattungen ... modernisiert wurden', woran die höfischen Dichter jedenfalls ihren Anteil haben. S. 354 Mitte: 'angelsächsischer Herkunft' kann, weil zu eng, mifsverstanden werden, vielleicht 'frühenglischer'. Die Unterscheidung der Artusromane durch G. Paris und was sich daran schliefst, stände besser in Anmerkung. Betr. die Ordnung der Materie vgl. das oben Gesagte. S. 356 Z. 5 v. u. setze statt 'meist' 'mitunter'; eb. Schlufs von Abschn. 2 setze statt 'metrische' 'versliche'. — S. 358 Str. I V. 7 ist das *Se li cors* des Wallensköldschen Textes[1] vorzuziehen. *Si* (falls nicht blofs Druckfehler) hat keine Hs.; eb. II 4, warum *greignour* gegen W.s *graignour?* S. 358 Anm. 2 kann ich mir ohne jeden Schaden wegdenken. S. 349 V 4—5 wird wohl, weil die Verse den Nachsatz bilden, *ki* in *ei* zu bessern sein: 'alle werden abreisen, die Damen aber hier züchtig leben und Treue halten ...' VI, 3 setze mit W. *le prison* (vgl. III 3 *le honte*), wenn nicht nur Druckfehler; VI 6 *vielleche* Druckfehler statt W.s *vieilleche?* Für falsch halte ich allerdings mit Voretzsch W.s *puent* (Voretzsch richtig *pueent*) in VI 8; setze an den Seitenschlufs: *Con. de Béthune ed. Wallensköld* S. 224 ff. S. 360: Wenn im *jeu parti* fingierte Personen auftreten — die Fälle sind nicht häufig — so haben wir es wohl nicht mehr mit dem *jeu parti* im eigentlichen Sinne zu tun; Z. 6 v. u. setze Richart. S. 363 Abschn. C. kann sehr wohl zusammengedrängt und sein Schlufssatz in Anmerkung gesetzt werden. Die Heranziehung des Unterschiedes 'der höfischen von den volkstümlichen Abschiedsliedern, die sich allerorten, in China so gut wie in Montenegro, finden', erweckt die Meinung, als besäfse die afr. Lit. welche davon, was leider nicht der Fall. — S. 364 Z. 1: Mit dem Satze, dafs in dieser Zeit noch andere Dichtgattungen aus der Musik hervorgehen, will Voretzsch wohl sagen, dafs sie unter dem Einflufs musikalischer (kirchlicher) Gattungen entstehen, zu denen mehr oder minder lat. Texte dawaren bezw. noch sind; eb. Bibl. Z. 3 v. u. füge hinzu: G. Steffens, *Die afr. Liederhs. von Siena, Herr. Archiv* Bd. 88, S. 391—60. S. 365 füge hinzu: F. Fiset, *Das afr. jeu parti, Rom. Forsch.* XIX, 405 ff. Zu S. 366 Abschn. 2 hinter 'romanischer' setze etwa ein 'insbesondere provenzalischer' und füge hinzu: A. Lüderitz, *Die Liebestheorie der Provenzalen bei den Minnesängern der Stauferzeit.* S. 367 Z. 5 v. o.: 'teilweise'. Voretzsch hätte getrost schreiben können: 'zum grofsen Teil'; eb. Manie? soll wohl heifsen 'Manier'?. Eb. Abs. 2: Ich vertrete entschieden die Ansicht, dafs Hugo von Oisi der Verfasser des bekannten scharfen Rügeliedes gegen Kuno von Béthune ist. S. 368: Als Mitstreiter im *Jeu parti* gegen Gautier von Dargies kann Richart von Semilli nicht in Betracht kommen, der Betreffende ist Richart de Fournival, s. d. Diss. von Zarifopol S. 9 und Ltblgrph. 1906 Sp. 112. Im Absatz über den Schmachtlappen Blondel kann dem 'konventionell' getrost 'höchst' vorgesetzt werden: eb. Z. 6 v. u. hinter 'Herzmaere' setze, weil es im Index fehlt, (s. S. 403); eb. Z. 4 v. u. setze statt '(vgl. Kap. XII)' lieber 'S. 452', denn im Kap. XII sind so ziemlich alle Gattungen vertreten! S. 369 Z. 2 v. o.: Abschieds'lied' ist mifsverständlich, besser vielleicht Abschieds'grufs'; eb. Mitte, der Nachsatz 'und bei zwei Dutzend anderen' kann ohne Schaden fehlen. Mitte Z. 4 v. u.: 'neue Gedankeneinkleidungen gelingen' auch den mittel-

[1] Der sicher zu sehr pikardisiert ist.

mäfsigen Troveors. S. 370: 'in flotter Form' soll wohl heifsen 'in flottem Tone'. —

Der Abschnitt über den Tristanroman S. 371 ff. ist recht nüchtern ausgefallen. In richtiger Mitte zwischen ihm und dem Dithyrambus von G. Paris (*Tristan et Yseut*) halten sich meines Erachtens die schönen Seiten W. Golthers in seiner *Gesch. d. deutschen Lit.* (Kürschners Nat.-Lit.) S. 170 ff. — S. 371: Warum Mark? Entweder wie 373 ff.: Marc oder Marke. Eb. Z. 3 v. u. hinter Gormunt füge etwa ein: 'auch Roalt = Rodwalt'. S. 372 Z. 5 v. o. gehört in Anm. S. 373 Mitte lies: 'von Isolts (st. Morholts) heilkundiger Mutter'. S. 374: Die Bezeichnung 'unmoralisch' in Verbindung mit dem Tristanstoffe sollte als engbrüstig verboten sein. Die Anm. zu S. 375 Z. 3 v. o. würde ich streichen, unsere Studenten neigen ohnehin zu derartigen Parallelen! Eb. Z. 6 v. o. setze hinter 'französische' etwa ein 'wahrscheinlich ältere'; eb. Z. 6 v. u. (Berol) 'mit feinem Gefühl'. Na, na! Jedenfalls selten und nicht mit Hinblick auf Thomas. S. 376—77: Die ganze Tristan-Lit. jetzt in der Ausg. von Bédier S. A. T. — S. 379 Z. 2—5 v. o. kürzer und in Anm.; eb. Z. 4 v. u. streiche 'ziemlich'. S. 381 Z. 9 v. u. Der Unbefangene steht dem *fier baisier* hier kopfschüttelnd gegenüber. Wechsle die Stelle des Ausdrucks mit S. 382 Z. 4 v. o. 'furchtlosen Kufs'. Diese ganze S. 382 läfst sich ohne Schwierigkeit fast auf den halben Umfang bringen. Auch S. 383 ist kürzungsfähig (streiche z. B. Mitte 'ein kurzes Ged.' und eine Zeile darauf 'über'). Zu intim ist S. 384 o. das über Wigalois und Biaus Desconeüs Vorgebrachte. Eb. dafs sich 'so gerade hier ... leicht der höfische Roman herausbildet' (im Eingang von Abschn. 6) ist keine glückliche Wendung. S. 385: Warum in einem Buche, wie dem vorliegenden, den noch gar nicht herausgegebenen *Prothesilaus* mit mehr als drei Zeilen berücksichtigen? Entschiedene Kürzung verträgt der Abschnitt über *Floire et Blancheflor* auf S. 387/8. Bl.s Freundin heifst, nach Bekkers Abdruck wenigstens, Gloris. S. 388. Der 'Die Erzählung' beginnende Absatz würde nach Voretzschs sonstiger Gepflogenheit unter das Kleingedruckte gehören. S. 391 Mitte gehört der Satz 'Dafs der Dichter' usw. in Anm.; eb. Z. 6 v. u. hinter 'Guingamor' setze: '(s. u. S. 402)'. S. 392 Z. 1 v. o. hinter 'Guigemar' setze: '(s. u. S. 400). Eb. Z. 5 v. o. streiche: 'miteinander kombiniert'. S. 393 Mitte streiche: 'der Gesellschaft' und setze dafür: 'ja der Kaiser selbst', worauf der Schlufs des Satzes fallen kann. Was S. 395 ob. Voretzsch unter 'zusammenhängenden Kompilationen' verstanden wissen möchte, ist mir nicht völlig klar, meint er gestenartige Zyklen? Eb. Mitte 'Originale', genauer: 'Vorlagen'. S. 398 Z. 4 v. o. setze etwa: 'nicht direkt'. S. 399: Der Einflufs der keltischen Lais auf ihre frz. Nachbildungen nicht nur, sondern auch ihre Stellung zum Abenteuerroman wäre durch zusammenhängende Behandlung mit dem höfischen Roman nachdrücklicher hervorgetreten, denn die Entwicklungsfolge ist doch: Keltische Materie in irgendwelcher — halb poetischer oder poetischer — Form, die durch Beifügung musikalischen Elements gehoben wird; Umgiefsen in die Erzählungsform des frz. conte (in seiner ersten Gestalt) unter Hintansetzung lyrischer zugunsten epischer Züge; Ausspinnung zum Abenteuerroman durch Verbindung mit neuen Stoffen und Einschub solcher. S. 400 Mitte: 'um 1165', in so gedrängter Genauigkeit? S. 402: Vor 'Hornlai' etwa einzufügen: '— nicht genügend sicher um 1150 gesetzten —'. S. 403: Statt 'Gurun' setze 'Guirun' (eb. S. 452 Mitte) wie meist und zuletzt auch Bédier. S. 406: Der Satz 'In dieser Richtung' usw. sowie der Schlufssatz des Abschnittes gehören in Anmerkung, oder Voretzschs sonstiger Gewohnheit entsprechend in das Kleingedruckte S. 412, ebenso, wenn überhaupt vonnöten, das lat. Zitat am Schlufs der Seite. S. 409 bringe die zwei ersten Sätze in Anm. S. 413 unt. sagt Voretzsch vom Fabliel es ... 'betont aber gegenüber

dem märchenhaften Element und idealen Charakter des Lais in erster Linie die reale Seite des menschlichen Lebens', vgl. jedoch dazu S. 401 Mitte: 'Sehr nahe stehen dieser Gruppe die übrigen Lais, nur dafs sie noch mehr als jene auf realer Grundlage sich bewegen.' Wie verträgt sich das miteinander? — S. 422 sagt Voretzsch, 'dafs das 13. Jahrhundert dem 12. an Massenhaftigkeit der Produktion nicht nachsteht'. Gewifs nicht, die Produktion ist sogar wirklich massenhaft, aber Voretzsch wird unter dem Worte hier jedenfalls 'selbstschöpferische Tätigkeit' verstanden wissen wollen. Die beiden Eingangsabschnitte lassen sich unschwer auf den halben Umfang bringen. S. 423 Z. 1 v. u. setze Girart. S. 425 Ende von Abs. 1: 'Fel. Liebrecht' usw. setze in Anm. — S. 427 Mitte, hinter 'Fürstin' setze etwa: 'Griseldismotiv', ebenso stelle, der Chronologie halber, Gaudy und Mérimée um. S. 429 in Z. 3 v. u. des bibl. Abschn. setze: 'weitere dits bei Scheler, *Trouv. belges* I 164 ff. — S. 434: Bibl. Anm. betr. *Vers de le mort* füge an: 'jetzt p. p. Fr. Wulff et E. Walberg (S. A. T.), Paris 1905; ein anderer artesischer *Vers de le mort* p. p. C. A. Windahl, Lund 1887. S. 436 hat Voretzsch, um die weitere Darstellung des Heldenepos nicht zu sehr zu zersplittern, eine Reihe von Epen, die teils der *geste du roi* zugehören, teils Verherrlichung einzelstehender Helden bezwecken (Bœve, Horn), u. d. T. 'Epen mit traditioneller Grundlage' zusammengefafst, ein Ausdruck, der für den Kundigen wohl durchsichtig, für den Unbefangenen aber nicht gleich verständlich ist; er meint natürlich solche, die auf ältere, verlorene Originale von Ruf und Bedeutung zurückgehen. Zu S. 444 Z. 3 v. o. setze etwa hinzu: '(s. S. 437)'. S. 447 Z. 6 v. u. würde ich statt 'mit nur wenigen Denkmälern' setzen: 'mit Denkmälern in ziemlicher Anzahl', denn S. 449 Mitte steht: 'Überhaupt ist das 13. Jahrhundert reich an Gauvainromanen'. S. 490: Der *Atre perillos* (Voretzsch zitiert S. 449 *Cimetière périlleux*) in *Herr. Arch.* Bd. 42 S. 135—212, vgl. Kurt Wachsmuth, *Untersuchung der Reime des A. p.*, Diss. Bonn 1905; eb. Humbaut, doch wohl Gumbaut. S. 452: Zu Girbert de Montreuil vgl. D. L. Buffum, *Le roman de la Violette, a study of the mss. and dialect*, Baltimore 1904.[1] Zu S. 453 füge hinzu: *La chastelaine de Vergi trad. en angl. p. A. Kemp-Welch, p. p. L. Brandin*, Paris u. London 1903. S. 455 Mitte: st. 'metrisch' setze 'verslich'. S. 457 Mitte st. 'jüngst neu herausgegeben' setze 'jüngst erst herausgegeben'; hinter 'fortlaufenden' setze 'vielfach unflätigen'. S. 459 o. st. 'höfischen Dichtern' setze 'Lyrikern'. Z. 6 v. u.: 'im Palast' ist mifsverständlich, setze 'an den Wänden des Palastes ... aufzeichnen lassen'. S. 462 Z. 2 v. u.: 'Wenn man gesagt hat', soll wohl heifsen '... gesehen hat'. S. 466: Dafs sich die 'Kriegskunst vorläufig noch mit Übersetzungen lat. Werke behülfe', ist nicht ganz wörtlich zu nehmen, denn Jean Priorats *Abréjance* (s. S. 482 o.) ist schon eine, auf Übersetzung beruhende Bearbeitung. Zudem ist die Kriegskunst ein so selten behandeltes Gebiet — ihre Vertreter wufsten ja besser mit dem Degen als mit der Feder umzugehen —, dafs die Übertragung des Vegetius geradezu als Ausnahme zu gelten hat. S. 469: Dafs auf die Wahl der Tiradenform im Aucassin vielleicht das Vorbild des inhaltsverwandten Jourdain eingewirkt hat, will mir gar nicht recht eingehen, jedenfalls nicht dieser allein. S. 473 Z. 6 v. ob.: Die Opern von Sedaine und Koreff kennt kein Mensch! Z. 11 v. o.: Zu Fulke Fitz Warin füge jetzt hinzu: Übers. von Leo Jordan, mit Einl. Leipzig 1906 (*Roman. Meistererzähler* Bd. 7). S. 476 Mitte: statt Amor setze Amors; eb. S. 482 Mitte. S. 477: Zum Text des Rosenromans war Verszählung erwünscht. Bessere darin S. 478 Z. 18 v. o.: *si* statt *sie* (falls nicht nur Druckfehler); eb.: Falls die Lesart *s'esfroie* die richtige,

[1] Seelheim, *Die Mundart des afr. Veilchenromans*, Diss. Leipzig 1902.

so wäre im *Wb.* s. v. *esfreer* hinzuzufügen die Bedeutung etwa: sich rühren, sich stetig regen. S. 480 Mitte: 'als auch gegen das schöne Geschlecht' füge vielleicht hinzu: '... besonders gegen ...'. S. 482: Hinter 'Hss.' setze etwa '(gegen hundert)'. S. 483 Mitte: Den Satz 'Die Bezeichnung Crestien le Gouays' usw. höchstens in Anm. S. 489 vermisse ich das zwar inzwischen überholte, aber immer noch recht beachtenswerte Buch von A. Ebert, *Entwicklungsgeschichte der französischen Tragödie*, Gotha 1856.

Das XIV. Kapitel, enthaltend eine Übersicht über die frz. Lit. des 14.—16. Jahrhunderts, S. 491—509 ist nach Voretzschs Angabe nur ein vorläufiger Ersatz für eine ausführlichere Darstellung aus der Feder von Ferd. Heuckenkamp, daher nur wenige kurze Bemerkungen. S. 494 ob. setze etwa 'neuesten' statt 'neuen' Zeit, den betr. Satz höchstens in Anm. S. 498: Wohin eine 'Weiterbildung der Prosanovelle in der Richtung ihrer Anfänge als Liebesnovelle geführt' haben würde, ist post eventum leicht zu sagen. S. 500 Z. 12 v. o. setze besser: von privaten Vereinigungen, Puis. Eb. Z. 3 v. u. setze vor 'juristische': 'wahrscheinlich'. S. 502 Z. 6 v. u.: 'die Fülle'? Voretzsch meint wohl 'das Füllsel?!' S. 506: Die Fassung des Schlusses von Abs. 1 ist nicht glücklich und zudem mifsverständlich. S. 507 Mitte: 'Metrum und Stil' bessere etwa 'Stil und Versbau'. — Beim *Wb.* habe ich mich auf einige Stichproben beschränkt, dabei ist mir aufgefallen: *adonques* (*a tunc*?) bestimmter *ad tunc*; bei *paindre* setze hinzu > *pangere; portrait* (part.) steht unter *purtrait*, es fehlt aber damit der Verweis; bei *retor* würde ich 'Heilung' — welche Bedeutung wohl im Hinblick auf die Wendung *cuers pris sans retor* angegeben worden — streichen; es fehlt *tres* (= *trans*), das zudem S. 478 Sp. 2 V. 14 v. ob. in der Bedeutung 'bis' vorkommt. Welche Grundsätze Voretzsch bei der Zusammenstellung seines *Wb.* geleitet haben, weifs ich nicht, doch schienen mir folgende Worte aus den Buchstaben p, q, r, die ich daraufhin durchsah, weil auch in nfrz. Schulwbb. vorkommend, entbehrlich: *pain, palefroi, palir, pardon, parer,* [*parler*], *partie,* [*pas*], *paume, pelerinage, perdre, perte,* [*petit*], *pin, plainte, plaisant, plaisir,* [*planche*], *planter, plat, plain, pluie,* [*plume*], *poil, poindre, point* (= *punctu*), *poisson, premier, presenter, promesse, puissance* (oder *poissance* geben), *quartier, quatorze, quatre, racine, ravir, refuser, regreter, relever, remetre* (?), *repos, reposer, retenir, rimer, rire,* [*rivage*], *robe, rose, rossignolet, rue, ruer.* Vermutlich wird also bei einer weiteren Durchsicht noch mancher Abstrich geschehen können.[1]

[1] Auch ohne ein grimmiger Sprachreiniger zu sein, würde man wohl die folgenden Fremdwörter in dem Buche lieber nicht finden: S. 24 Differenzierung; S. 26 M. kumulieren; S. 49 M. proponieren; [S. 153 farciturен]; S. 171 M. und 390 M. Provenienz; S. 173 M. deskriptiv; S. 206 o. tangiert; S. 299 deportiert; S. 311 u. 448 o. dominierend; S. 316 o. Glorifizierung, S. 355 o. präponderierend; S. 369 o. Leprose; S. 383 Deuteragonist; S. 384 retardieren; S. 397 Anthropomorphisierung (dagegen S. 405 'Vermenschlichung'); S. 422 Adaptierung; S. 423 modifizieren; S. 508 protegieren.

Folgende Druckfehler — zum Teil einem nicht ganz geordneten Setzkasten entstammend — sind mir aufgefallen: S. 12 Z. 5 l. mit dem Leben. S. 44 o. l. *monta* st. *mouta*. S. 89 M. l. Foerster st. Förster (eb. S. 139 u., 141 o. u. ö. u. ö.). S. 96 o. l. *rustici, quam* st. *r. qu.* S. 101 o. l. und will st. , will S. 112 M. drucke gesperrt *Ordericus Vitalis*. S. 119 M. l. unbedenklich. S. 122 Anm. 1 l. Th. Müller st. Ch. M. S. 133 o. l. Bedeutung; M. l. französische. S. 135 M. l. Überblickt. S. 138 o. l. Stopfepisteln. S. 139 M. l. P. 1899 st. 1889, eb. u. l. Mariae; eb. l. anciennes. S. 140 M. l. Mönchsodysseen. S. 141 o. l. provenzalisch st. provzenzalisch. S. 141 M. l. wiederum, desgl. S. 153 Z. 2 v. u. S. 148 Z. 12 v. u. l. *Poésies* st. *Poèsies*. S. 155 Z. 9 v. o. l. limousinisch.

Mögen auch aufser den vorbezeichneten noch andere Ausstellungen zu machen oder Ungenauigkeiten richtigzustellen sein — den günstigen Gesamteindruck des Buches wird das kaum beeinträchtigen. Und freudig würde es gewifs auch derjenige begrüfst haben, dessen Namen man häufiger als jedem anderen, sei's als Kenner, als Kritiker oder Schilderer auf seinen Blättern begegnet, und dessen Andenken es in schöner Pietät gewidmet ist: Gaston Paris. Wie man weifs, ist sein auf vier Bände berechnetes *Manuel d'ancien français* nicht über die afrz. Literaturgeschichte[1] hinausgediehen. Die noch beabsichtigten drei, enthaltend die Grammatik des Altfranzösischen, eine sorgsame Auswahl von passenden Texten und ein kurzes Wörterbuch des Altfranzösischen entbehren wir trotz Schwan-Behrens, Bonnard-Salmon, Bartsch-Horning, Constans und dem sogenannten kleinen Godefroy. Wenn es mit der Anlage der Sammlung sich vereinigen läfst, so könnte Voretzsch, bei einiger erforderlicher Zusammenziehung des Stoffes, und indem er sich hier und da Beschränkung auferlegt, ein Werk schaffen, das wohlgegründete Aussicht hat, ein standard-work zu werden, nicht blofs für den Studenten, der ihm auch für dieses dankbar sein mufs. Ein gut Teil des Weges zu solchem Ziele hat ja der Verfasser

---

S. 160 M. l. namentlich, eb. charakteristischen; S. 162 Z. 4 v. u. l. Deguilleville. S. 164 M. u. ö. u. ö. liest Voretzsch francisch. S. 167 Z. 7 l. *siècle*. S. 172 l. *moyen-âge*. S. 183 V. 34 l *En non Deu* etc. S. 184 M. l. dafs nahe Beziehungen. S. 185 Z. 6 v. u. l. neben den. Voretzsch schreibt S. 194 M. und noch ein paarmal Chrestien sonst Crestien. S. 199 Z. 8 v. o. l. entlehnt. S. 200 M. l. Fragment. S. 202 M. l. (V. 62—77) und eb. (V. 78—88). S. 207 Z. 8 v. o. l. tatsächlich. S. 209 Z. 12 v. u. l. Hennegau. S. 210 Z. 8 v. o. l. dafs. S. 211 M. l. Papst. S. 218 Z. 16 und 20 v. o., Z. 10 und 14 v. u. l. Girart st. Girard. S. 223 Z. 3 v. u. l. Jehan. S. 226 M. l. spanischem. S. 229 V. 27 l. *hauberc* st. *haubere*; eb. Z. 4 v. u. l. Archetypus. S. 231 V. 102 l. *ou* st. *on*. S 244 M. l. Grafen. S. 245 M. l. *qu'une*. S. 247 Z. 1 v. u. l. sind. S. 250 M. l. Karl dem Grofsen. S. 255 Z. 8 v. o. l. Narbonais. S. 257 Z. 10 v. o. l. Agolant. S. 272 Z. 3 v. o. l. Birch-Hirschfeld. S. 289 Z. 4 und 5 v. o. l. Cosdroës. S. 297 M. l. kritischen Ausg. S. 302 Z. 7 v. u. l. Philomele st. Philolemele; eb. Z. 6 v. u. l. Crestïens. S. 303 Z. 3 v. o. l. Tereus' st. Tereus,. S. 312 Abschn. 5 Komma vor Crestien; eb. drei Zeilen weiter *français*. S. 340 M. l. zu tun. S. 346 M. streiche ein 'ergibt'. S. 351 Z. 12 v. o. l. angenommen; eb. Z. 12 v. u. l. Percyvalle. S. 366 Z. 2 v. u. l. um. S. 375 M l. umgedeutet. S. 377 l. Quellen. S. 390 Abschn. 8 Z. 2 l. lassen st. läfst. S. 405 Z. 2 v. u. l. Äsopiker. S. 407 Z. 10 v. o. l. Isengrimus. S. 410 Z. 1 v. u. l. *diex* st. *Dix*. S. 419 M. l. (zweimal) Vespasianus st. Vaspasianus. S. 420 l. Darstellung. S. 425 Abs. 3 tilge ein 'welcher'. S. 428 M. l. (s. 331) st. (s. 330). S. 433 M. l. *disme* st. *dime*. S. 438 Z. 2 v. u. l. französischen sind. S. 442 M. l. einen neuen. S. 444 M. st. ebendenselben l. demselben. S. 446 Z. 11 v. u. l. entstandene. S. 453 Z. 5 v. o. l. *chastelaine;* Z. 10 v. o. l. *Cligés*. S. 458 Z. 10 v. l. l. *Condé* st. *Condet*. S. 459 Z. 9 v. o. l. *puis* st. *puys*, M. l. *blasmer* st. *blamer*. S. 470 M. l. *au piler* st. *au p.;* u. l. *le face* st. *la f.;* l. *cerisse* st. *cerise*. S. 471 l. mit dem Texte: *ne li plurers*. S. 476 Z. 1 v. u. l. *deesse d'amor*. S. 479 M. l. Jalousie st. Jalousic. S. 480 M. l. Castoiments (wie o. S. 420). S. 483 Z. 10 v. o. setze das 'und' eine Zeile tiefer vor 'in'. S. 491 Z. 6 v. o. l. Vergangenheit. S. 495 v. o. l. hineinragen. S. 496 Z. 13 v. o. l. erkennen st. kennen. S. 497 Z. 9 v. o. l. zu machen st. machen. S. 498 Z. 5 v. u. l. Jahrhunderts st. Jahrhundert. S. 499 Z. 11 v. o. l. aufs st. auf. S. 502 Z. 1 v. u. l. hergebrachten. S. 503 M. l. *puis*. S. 558 Z. 10 v. u. l. G. (nicht R) Steffens. Im Index vermifste ich das Adumspiel; bei Guill. de Deguilleville S. 162; Jendeu de Brie S. 241. Marie de Champagne 152.

[1] Über sein letztes Buch, die *Esq. hist. d. l. fr. au m. âge*, s. *Arch.* CXVII S. 472.

schon zurückgelegt, und bei seiner rüstigen Art zu schreiten, würden wir auf die Fortsetzungen nicht gar lange zu warten haben. Dafs er diese Aufgabe auch im Sinne desjenigen, der sie einst unternahm, zu Ende führen würde, darüber besteht für mich kein Zweifel.

Bonn. Georg Steffens.

Rudolf Zenker, Boeve-Amlethus. Das altfranzösische Epos von Boeve de Hanstone und der Ursprung der Hamletsage (Literarhistorische Forschungen, hg. von Schick und v. Waldberg, XXXII). Berlin und Leipzig, Emil Felber, 1905. XX, 418 S. 8.

Es ist äufserst schwierig, sich von den Fragen, die Zenker in diesem Buche berührt, eine feste Überzeugung zu bilden. Sie können nur in den seltensten Fällen auf Grund beweiskräftiger Fakta gelöst werden, die Behandlung, die ihnen zuteil wird, besteht also hauptsächlich in Zusammenstellungen und Gleichnissen, die teils mit mehr oder weniger Geschicklichkeit angelegt werden können, teils auf verschiedene Charaktere je nach dem Grade der Subjektivität verschieden wirken müssen. Dazu kommt, dafs es hier der Zusammenstellungen so aufserordentlich viel gibt, dafs man in Verlegenheit ist, um alle recht zu verwerten, geschweige denn zu kontrollieren.

Zenker geht von der 'Beobachtung' (richtiger Vorstellung) aus, das Epos von Boeve de Hamtone sei identisch mit der Hamletsage bei Saxo Grammaticus. Nachdem er dies zu erhärten gesucht hat, verfolgt er die Genesis der (Boeve-)Hamletsage in einer ligne ascendante, bis er deren ersten Keim im fernen Orient findet. Darauf fafst er in einem Schlufskapitel (S. 355 ff.) seine Ergebnisse zusammen und gibt dabei teilweise die Geschichte der Sage in ligne descendante wieder (S. 365 ff.).

Ich stelle mir vor, dafs auf der letzteren Linie ein übersichtlicheres Referat des reichlichen und äufserst komplizierten Inhalts gewonnen werden wird.

Wir haben von der (ursprünglich lykischen) Sage von Bellerophon oder Bellerophontes auszugehen. B. befindet sich bei Proitos, König von Tiryns, dessen Gemahlin Anteia (oder Stheneboia) sich in ihn verliebt; B. weist aber ihre Verführungsversuche zurück. Um sich zu rächen, verleumdet Anteia B. bei Proitos und verlangt seinen Tod. Proitos wagt es nicht, sich an B. zu vergreifen, aber er sendet ihn an seinen Schwiegervater, den Lykierkönig Jobates, und gibt ihm ein Schreiben mit, worin er diesen auffordert, den Überbringer zu töten. Aber auch Jobates wagt nicht, selbst den B. zu töten; er beauftragt ihn deshalb, die Chimaira zu erlegen. Aber B. ist in den Besitz des geflügelten Rosses Pegasos gelangt und besiegt mit dessen Hilfe das Ungeheuer. Jobates stellt ihm neue gefährliche Aufgaben, die B. jedoch alle siegreich löst. Da gibt Jobates ihm seine Tochter zur Frau und die Hälfte seines Königreichs. Nachdem B. so sein Lebenswerk vollbracht hat, versinkt er in Schwermut, und seine letzten Lebensjahre werden von Widerwärtigkeiten erfüllt.

Diese Sage findet sich, natürlich mit Varianten, bei Homer und in Fragmenten von Sophokles und Euripides. Sie hat verschiedene Ableger (wie z. B. das Goldenermärchen) hervorgebracht; unter diese ist auch die römische Sage von Servius Tullius zu rechnen (S. 311), die wir besonders durch Dionys von Halikarnass kennen.

Mit der Bellerophon-Servius-Tullius-Sage wurden Motive aus der Brutus-Sage verschmolzen (S. 328), besonders: der Oheim des Helden usurpiert die Herrschaft, tötet dessen älteren Bruder, während der jüngere sich wahnsinnig stellt, auf Reisen mit Gold in hohlen Stäben geht und endlich die Rache vollzieht (S. 79 ff.). Diese Verschmelzung zeigt sich zuerst in der Gestalt des Chosrosage, die sich in Firdosis iranischem

Nationalepos *Schahname* ('Königsbuch') findet. Firdosi dichtete dieses Epos um 995, aber er entnahm den Stoff 'einem Buch über die alten Zeiten', das ein Sammelwerk von Sagen und Geschichten war.

Auf die Chosrosage geht die Hamletsage direkt zurück (S. 254), doch nicht auf die Version Firdosis, sondern auf eine ältere, aus derselben Quelle fliefsende (S. 261 ff.); und möglicherweise ist somit ein griechischer Name *Ἀμβλύς* (stumpfsinnig = Brutus) mitgebracht und zu Ambales umgeformt worden (S. 343), woraus auf eine nicht recht klar dargestellte Weise Hamlet hat entstehen können (S. 128, 191, 356, 364, 373, 376).

Wie kam nun die persische Sage nach dem Nordwesten Europas, um dort zu einer skandinavisch-britannischen Sage umgedichtet zu werden? Vermutlich durch die lebhafte Berührung, die skandinavische Vikinger oder Waräger mit Byzanz hatten (S. 349). 'Ich denke mir,' sagt Zenker S. 365, 'dafs vielleicht ein nordischer Skalde des 11. Jhs. von seinen Fahrten nach dem griechischen Osten, sei es aus Byzanz selbst, sei es aus einem Lande griechischer Zunge, die in prosaische oder poetische Form gekleidete Geschichte von Amblys mitbrachte, die entstanden war durch eine Verknüpfung der Bellerophon- und der Brutussage und später mit Motiven der Heraklessage ausgeschmückt worden war.' (Über die sekundäre Hinzuziehung der Heraklessage, die hier vorbeigegangen worden ist, siehe Zenker S. 155 ff.)

Indes, während Zenker sich dies denkt, bemerkt er, dafs gewisse Elemente der Sage sich auch in der arabischen Literatur wiederfinden, und er kann nicht umhin, noch auf eine arabische Zwischenstufe hinzudeuten (S. 366 ff.). Diese wäre erklärlich durch die Vikingerzüge nach Spanien und Portugal.

Weiter nimmt nun Zenker an (S. 372 f.): 'Der Dichter nun, der die Sage, sei es aus griechischer, sei es aus arabischer Quelle entlehnte, kam nach Irland an den Hof eines mit den Wikingern in guten Beziehungen lebenden irischen Königs ... und hier hörte er nun erzählen von den wechselvollen Schicksalen Amlaibh (Anlaf) Cuarans, der 945—80 König von Dublin gewesen, im Jahre 980 bei Tara geschlagen und im Kloster zu Jona gestorben war. Die Schicksale Amlaibhs wiesen gewisse Analogien mit der dem Dichter vorliegenden Sage auf: Amlaibh war in früher Jugend von einem Könige seines Erbes beraubt worden, war an den Hof eines anderen Königs (nach Schottland) gekommen, dessen Tochter er heiratete, er hatte sich in Kriegen vielfach ausgezeichnet, war als König des Wikingerstaates in Irland auf den Gipfel der Macht gelangt, aber zu Ende seines Lebens vom Glück verlassen worden und bald nach seiner Niederlage als Mönch im Kloster gestorben (s. wegen dieser Tatsachen oben S. 99 f.).

Einerseits diese Analogien sowie die Ähnlichkeit der beiden Namen Amlaibh und Amblys — wenn letzteres wirklich der Name des Helden war, was freilich nur eine Vermutung ist —, andererseits der Wunsch, seinen Stoff aktuell zu gestalten, veranlafsten den Dichter, die ganze Geschichte auf Amlaibh zu übertragen, ihn zum Helden derselben zu machen und zu dem Behuf aus Amlaibhs Leben einzufügen, was etwa pafste. ... Auf diese Weise entstand die älteste Form der nordischen Hamletsage, die also dann ursprünglich eine Amlaibh-(Anlaf- oder Olaf-) Sage war. Aus ihr, so nehme ich an, sind durch Umbildung, Eliminierung, Neueinfügung von Motiven, zum Teil geschichtlichen Ursprunges, die verschiedenen Fassungen der nordischen Sage hervorgegangen.'

Bis hier bewegt sich also die Untersuchung hauptsächlich auf dem Gebiete der allgemeinen Sageforschung und hat kaum ein die romanische Literatur interessierendes Resultat gegeben. Auch ist hier nicht für eine Detailkritik von dieser Untersuchung der Platz. Es mag nur im allgemeinen gesagt werden, dafs die hier mitgeteilte Filiation als plausibel er-

scheint, wie denn Zenker auch für einen guten Teil derselben ältere Gewährsmänner hat. So ist Jirizek für die Verwandtschaft der Chosrosage und der Hamletsage, Detter für die Umbildung der Brutussage zur Hamletsage eingetreten.

Auch können hier die übrigen nach Zenker verwandten nordischen Sagen, wie die Hrolfssage Kraka und die Ambalessage, beiseite gelassen werden.

Nur von der Geschichte Anlaf Cuarans ist hier ein Wort zu sagen, weil sie in den französischen *Lai d'Havelok* gipfelt (Anlaf = Olaf = Havelok, S. 101). Schon Ward hatte in seinem *Catalogue* I, 423 auf die Übereinstimmung, die sich zwischen wesentlichen Elementen dieses Lais und der Servius-Tullius-Sage vorfinden, hingewiesen. Das Wichtigste ist die ominöse Flamme, die vom Haupte des Knaben ausgeht. Zenker findet nun neue Ähnlichkeiten (er zählt deren sieben) und schliefst daraus, 'dafs einige der wesentlichsten Momente der Haveloksage aus der römischen Sage von Servius Tullius stammen' (S. 77). Weiter schliefst Zenker (S. 104), dafs die Haveloksage durch Verknüpfung der Servius-Tullius-Sage mit der Brutussage und Übertragung dieser neuen Mischsage auf den historischen Olaf Cuaran entstanden ist. In der Tat scheint wenigstens das ganz spezifische Motiv von der ominösen Flamme der römischen Sage entlehnt zu sein; ob auf gelehrtem Wege, wie Zenker später (S. 377) hinzufügt, sei dahingestellt.

Die Weiterentwicklung nun, die die Hamletsage erfahren hat, geht den Romanisten nicht speziell an. Es mag in Kürze gesagt werden, dafs, nach Zenker, Saxo Grammaticus seine Version aus England bekommen hat (was schon früher nachgewiesen war), und dafs 'eine in Spanien oder Portugal lebendige Form der alten Bellerophon-Brutus-Sage, welche noch alle diejenigen Momente der griechischen Bellerophonsage intakt aufwies, die uns bei Shakespeare entgegentreten' (S. 398), die Vorlage Kyds war, um durch ihn in Shakespeares Hände zu kommen.

Wir kommen schliefslich zu der Hauptfrage in Zenkers Untersuchung, der Frage, die er sich zuerst gemacht, und die seine ganze ausführliche Studie veranlafst hat: in welchem Verhältnis steht die Boevesage zur Hamletsage? Zenker gibt auf diese Frage folgende Antwort: Im BvH (anglonorm. Epos Boeve von Hamtone) und in der Saxoschen Hamletsage liegt die nämliche Sage in verschiedener Einkleidung und einer durch mündliche Tradition differenzierten Form vor (S. 32); und weiter (S. 53): 'Der BvH und der Bericht Saxos gehen auf die gleiche Quelle zurück, die gleiche alte Sage, welche bereits alle diejenigen Elemente enthielt, bezüglich deren beide übereinstimmen.'

Zu dieser Auffassung ist Zenker hauptsächlich durch zwei den beiden Sagen gemeinsame Motive geführt worden: die Doppelehe Hamlets und Boeves und der den beiden Helden mitgesandte Uriasbrief. Aber die auf diese Motive erbauten Episoden sind in den beiden Sagen völlig grundverschieden, was übrigens Zenker selbst bemerkt (S. 38). Er sagt unter anderem betreffs der Doppelheirat: 'In beiden Fällen wird die Trennung sofort vollzogen, jedoch im Epos handelt es sich zunächst um eine blofse Scheinehe, indem Boeve zur Bedingung gemacht hat, dafs er 7 Jahre lang keine Gemeinschaft mit der Herzogin haben und erst, wenn nach Ablauf dieses Zeitraums seine Gattin nicht zurückgekehrt ist, faktisch ihr Mann werden will; bei Saxo hingegen ist von einer solchen Beschränkung nicht die Rede.' Also in der Hamletsage ist die Auffassung der Ehe eine völlig heidnische, sagen wir keltische,[1] wie in Tristan; in BvH dagegen ist sie eine

[1] Vgl. Bédier in *Tristan* II; Zenker selbst nennt diese Auffassung keltisch (S. 53), obwohl er dieselbe später auf antiken Ursprung zurückführt.

streng christlich-ethische, und es ist kaum anzunehmen, dafs der Verfasser des Epos oder einer älteren Version desselben sich von der Ehegeschichte Hamlets hat inspirieren lassen.

Auch die Episode vom Uriasbrief ist, wie Zenker ausführlich zeigt (S. 35 f.), in der Hamletsage und im BvH verschieden gestaltet. Aber sogar eine gröfsere Übereinstimmung in dieser Hinsicht wäre nur ein schwacher Beweis für gemeinsamen Ursprung gewesen; denn der Uriasbrief mufste doch schon durch die Bibel allgemein bekannt sein und ist wohl in der Geschichte vieler Romanhelden vorgekommen.

Es fehlt nicht an anderen Ähnlichkeiten zwischen BvH und der Hamletsage oder den Sagen, die nach Zenker mit dieser nahe verwandt sind, und Zenker verweist im Gange der Untersuchung öfters darauf; z. B. S. 95 Sabot in BvH = Saburc in Havelok; S. 96 die Körperkraft Boeves und Haveloks; S. 105 ff. verschiedene Zusammenstellungen; S. 153 das Auftreten Amlodis (in der Ambalessaga) = dasjenige Boeves bei einem Hoffeste; usw. Diese Ähnlichkeiten fallen doch kaum ins Gewicht, denn sie können sehr wohl Gemeinplätze sein oder auf Zufälligkeiten beruhen. Auf der anderen Seite gibt es so viele Verschiedenheiten zwischen BvH und der Hamletsage, aufser der schon berührten Darstellung von der Doppelehe und dem Uriasbriefe, dafs sie die Ähnlichkeiten vollständig aufwögen. Zenker hat dieselben mit seiner gewöhnlichen Gewissenhaftigkeit hervorgehoben (vgl. S. 34). Unter diesen Verschiedenheiten gibt es besonders eine, die von gröfster Bedeutung ist: Hamlets verstellter Wahnsinn, der so genau ein Motiv der Brutus-Chosro-Sage wiedergibt und das Zentrale in der Sage ist, fehlt dem BvH gänzlich. Diese Diskrepanz ist für Zenker nicht schwerwiegend genug, um seine Gleichstellung: BvH = Hamletsage aufzureiben. Ich fürchte, dafs man im allgemeinen anders urteilen wird. Für mich liegt hier eine sehr grofse Schwierigkeit, Zenkers Resultat anzunehmen; und da noch auch die positiven Gründe für die fragliche Gleichstellung schwach erscheinen, mufs ich bekennen, dafs ich ihm in diesem seinem Hauptpunkte nicht beistimmen kann.

Dafs BvH in irgendeiner Verbindung mit der orientalischen Sagenliteratur steht, ist schon früher angenommen worden (Settegast in *Gallorom. Epik*), und neuerdings hat sich Deutschbein als dieser Hypothese nicht abhold erzeigt (*Studien zur Sagengeschichte Englands* S. 174 ff.). Als nun Zenker sich nach dem speziellen Weg umsieht, worauf diese Verbindung vorgegangen ist, kommt er zu dem Resultat, 'dafs der BvH einen dem Digenis Akritas und den zugehörigen Akritendichtungen eng verwandten epischen Typus darstellt' (S. 387; vgl. S. 382 f.). Und er fährt fort: 'Im Hinblick darauf und in Anbetracht des Umstandes, dafs auch der Schauplatz der Handlung teilweise der gleiche ist, nämlich Armenien und Syrien, möchte ich denn also vermuten, die Quelle des BvH sei gewesen ein im Stile der Akritenlieder, speziell des Digenis Akritas gehaltenes mittelgriechisches Volksepos des 10. oder 11. Jhs., in das die Bellerophon-Brutussage eingeführt worden war, und das durch eine altnordische Zwischenstufe — s. die altnordischen Eigennamen Ivori, Bradmund, Rudefon — auf dem Wege des Handelsverkehrs über Rufsland und die Ostsee nach Britannien gelangte.' Es ist wahr, dafs das Epos von Digenis Akritas eine auffallende Ähnlichkeit mit BvH aufweist; und soll man die Quelle der Boevesage im Orient suchen, was wahrscheinlich ist, so dürfte man am besten auf dieses Epos hinweisen. Aber man sollte darin nicht die Brutussage hineinmengen, welche ja als Hauptelement den verstellten Wahnsinn des Helden hat, während sowohl dem Digenis als dem Boeve dieser Zug abgeht.

Man wundert sich während der Lesung von Zenkers Buche, das eine so erstaunenswerte Menge von Sagen in den Kreis der Untersuchung hineingezogen hat, dafs dabei die Sagen von Horn und Tristan ganz

aufser acht geblieben sind. Der BvH hat doch mit diesen Sagen wenigstens ebensoviel gemeinsam als mit dem *Lai d'Havelok*, und Prentiss C. Hoyt hat sogar in Horn die Quelle des BvH sehen wollen (*Publications of the Mod. Lang. Ass.* XVII, 257 ff.). Alle die vier genannten Sagen sind Vikingersagen, die auf den britischen Inseln entstanden sind, wobei mehr oder weniger exotisches Abenteuermaterial in die Geschichte hineingewoben worden ist. Jenem Sagenkreise gehört noch ohne Zweifel die Sage von Guy von Warwick an, und mit richtiger Auffassung hat Deutschbein diese fünf Sagen zusammen behandelt: *Studien zur Sagengeschichte Englands. I. Teil. Die Wikingersagen* (Köthen, Schulze, 1906). Ebenso gehört ohne Zweifel der lange Roman von Waldef zu den skandinavisch-britischen Vikingersagen, obwohl das Urteil darüber, solange er nur in Handschrift existiert, mit Vorbehalt ausgesprochen werden mufs. Die Verfasser dieser Sagen haben offenbar ein skandinavisch-britisches commune bonum von Situationen (besonders Seefahrten an den Küsten Englands) und Vikingertaten benutzt, das verdiente, aus den verschiedenen Behandlungen ausgezogen zu werden.

Göteborg. Johan Vising.

Paul Hagen, Wolfram und Kiot (S.-A. aus der Zeitschr. f. deutsche Philologie, 38). Halle 1906. 78 S.

Die Ansicht, dafs Wolfram, sei es neben Chrétiens Perceval, sei es als einzige Quelle, das Werk eines Kiot benutzt hat, stützt sich auf folgende zwei Punkte: 1) Wolfram selbst nennt einen Gewährsmann Kiot; 2) der Parzivalroman bleibt inhaltlich unerklärt, wenn man nur Chrétien als Quelle annimmt. Letzterer Punkt sagt natürlich nicht direkt, dafs Kiot Wolframs Quelle war; aber, wenn man schon eine andere Quelle als Chrétien postulieren mufs, so ist es fast selbstredend, dafs diese Quelle die von Wolfram genannte ist. Früher haben die reinen Germanisten auf den ersten Punkt das Hauptgewicht gelegt. Sie wufsten zwar auch, dafs die von den Dichtern über ihre Quellen gemachten Angaben häufig trügerisch sind; aber sie behaupteten, dafs ein Mann wie Wolfram wissentlich keine Unwahrheit sagen konnte. Anderseits machten die reinen Romanisten gewöhnlich kurzen Prozefs mit Wolframs Angaben; sie liefsen den *bon Bavarois* (so nannte ihn G. Paris) einfach mit dem grofsen Haufen gehen. Dies scheint mir eine ungerechte und oberflächliche Beurteilung, und es ist bezeichnend, dafs sie fast nur von reinen Romanisten ausging, die den deutschen Dichter offenbar nicht mit der nötigen Sorgfalt und Liebe studierten. Wolfram unterscheidet sich tatsächlich von allen anderen Arthurdichtern (französischen und ausländischen) durch das Hervorkehren einer charakterfesten, den geraden Weg gehenden, vertrauenswürdigen Persönlichkeit. Durchaus ein Kind seiner Zeit, steht er doch geistig und sittlich hoch über seinen Kollegen. Man darf ihn nicht mit den leichtfertigen, niedrig denkenden, gründlich charakterlosen Jongleurs und clercs déclassés auf eine Stufe stellen. Das schlimmste aber ist, dafs, wenn man Wolframs Angaben über seine Quelle als erfunden erklärt, man ihn damit zum abgefeimtesten und frechsten Lügner unter allen Dichtern stempelt; denn kein anderer macht so bestimmte, ausführliche und komplizierte Angaben wie er. Unter diesen Angaben ist allerdings einiges etwas wunderbar und Mifstrauen erregend; aber es ist nur das, was über die Quellen der Quelle gesagt wird; und dies fällt natürlich Kiot zur Last. Wenn auch Wolframs Angaben sehr für die Existenz des Kiotschen Romans sprechen, so wird doch eine eigentlich wissenschaftliche Basis für die Hypothese, ein objektiver Beweis, nur durch stoffgeschichtliche Untersuchungen geliefert werden können, und nur solche werden uns etwa darüber Aufschlufs zu geben vermögen, was man sich unter Kiots Werk vor-

zustellen hat, in welcher Weise Wolfram ihm gegenüberstand, was Wolframs, was Kiots Eigentum ist. Mit dieser Frage beschäftigt sich P. Hagen, der auf dem Gebiete der Parzivalforschung kein Unbekannter mehr ist, im ersten Kapitel der oben genannten Arbeit. Er kommt zu dem Schlufs, dafs Wolfram nicht nur 'für alle Bücher des Gedichts eine einheitliche unmittelbare Vorlage gehabt hat, sondern auch ... bestrebt war, sie mit möglichster Treue, wenigstens in allem Tatsächlichen, wiederzugeben' (p. 1). Die Stellen, die H. bespricht, erklärt er im allgemeinen in ansprechender, wenn auch nicht überzeugender Weise; aber zu den weitgehenden Schlüssen berechtigen diese wenigen Details keineswegs.[1] Man bekommt allerdings bei der Lektüre des Parzival den Eindruck, dafs Wolfram zuungunsten des Gesamteindrucks auf seine Quelle zu viel Rücksicht genommen hat, und zwar speziell im Tatsächlichen. Auch die kleinsten Details derselben mag er manchmal getreu wiedergegeben haben, wie es seine Zeitgenossen Hartmann und Gottfried (über diesen vgl. nun Bédier, Ausgabe von *Thomas' Tristan* II p. 77 ff.) taten. Aber nichts spricht dafür, dafs er gar nichts Tatsächliches erfand. Für H. ist jede Bezugnahme auf die Quelle, auch so allgemeiner Art wie z. B. *den nennet d'âventiure alsus*, 'ein Zeugnis, das einen Zweifel an der Wahrheit ausschliefst' (p. 1). 'Der offene und freimütige Wolfram' hätte sich nicht eine solche 'minder verzeihliche Unwahrheit' zuschulden kommen lassen (ibid.). Derartige Berufungen auf die Quelle lieben die mittelalterlichen Dichter besonders in Detailschilderungen, zumal bei Übertreibungen, also gerade da, wo sie ihrer Phantasie gern die Zügel schiefsen lassen; Wolframs Berufungen auf die Quelle sind ganz derselben Art (man vgl. nur die Zitate bei H. p. 6—9). Warum sollte Wolfram, der stets zum Scherz aufgelegt ist und es liebt, seinen Zuhörern oder Lesern ein Schnippchen zu schlagen, in einem Roman nicht auch von den gäng und gäbe gewordenen Redewendungen Gebrauch machen? Dies tat seinem Charakter keinen Abbruch. Die Berufungen auf die Quelle mit Bezug auf einzelne Stellen können also nicht als Kriterien dienen.

Vergleicht man Wolframs Parzival mit Chrétiens Perceval, so fällt gleich die 'Namenfülle' und die Verwandtschaft aller personae dramatis bei ersterem auf. H. scheint beides als etwas 'Tatsächliches' Wolframs Quelle zuschreiben zu wollen. Was die 'Namenfülle' betrifft (p. 18), so möchte ich ihm im allgemeinen beistimmen. Dennoch sehe ich nicht ein, warum man alle Namen ausschliefslich auf die Quelle zurückzuführen hätte. So ist es z. B. für mich selbstverständlich, dafs Wolframs Bemerkung *Als uns diu âventiure gieht, von Kölne noch von Mâstrieht kein schiltære entwürfe'n baz denn alser ûfem orse saz* seine eigene Erfindung ist (ebenso wie die Erwähnung von *Abenberg, Swarzwalt, Lechvelt* etc.). Aber nach H. (p. 12, 41—42) müfste der Verfasser von Wolframs Quelle ein Mann gewesen sein, der mit Köln und Mastricht in Berührung kam. Es ist auch schon darauf aufmerksam gemacht worden (z. B. von Martin), dafs Wolfram Eigennamen aus dem Parzival in den Willehalm einführt, es also in dieser Beziehung mit der Überlieferung nicht so genau nahm. Was die Verwandtschaftsverhältnisse betrifft, schien es mir immer, dafs die Vereinigung aller personae dramatis zu einer einzigen grofsen Familie, wodurch dem Leser auch die unbedeutenderen und seltener genannten sogleich näher gebracht werden, dem deutschen Charakter angemessener wäre als dem französischen, also hauptsächlich, wenn auch nicht notwendig ausschliefslich, Wolframs Zugabe war. Die deutschen Kunst-

[1] Denselben Gedanken hat schon G. Böttticher (*Das hohe Lied vom Rittertum*, 1886, z. B. p. 64) ausgesprochen, mit besseren Gründen (die sich auf Hauptsachen, nicht auf Details beziehen) gestützt und weniger pedantisch aufgefafst.

epiker, namentlich die drei gröfsten, Hartmann, Wolfram und Gottfried, unterscheiden sich besonders darin von ihren französischen Vorbildern und anderen Übersetzern der Franzosen, dafs sie ein intimeres Verhältnis zwischen den Lesern und den auftretenden Personen und zwischen den Lesern und sich selbst herstellen wollen.[1] Nach H. müfsten aber auch jene Verwandtschaftsverhältnisse als etwas 'Tatsächliches' auf Kiot zurückgehen (vgl. speziell p. 4—5). Ich glaube, dafs, wenn Wolfram die komplizierte Verwandtschaft in seiner Quelle gefunden hätte, er daraus überhaupt nicht klug geworden wäre; sogar dem Kritiker macht es nicht wenig Mühe, zu folgen. So etwas ist leichter zu konstruieren als zu reproduzieren (vgl. auch Heinzel, *Wolfram v. Esch.* p. 26).

Es wird keinem Leser von Wolframs Parzival entgehen, dafs einerseits das Bestreben vorhanden war, die künstlerische Einheit (die man bei Chrétien so sehr vermifst) etwas mehr zu betonen, anderseits aber auch die Scheu, von der Überlieferung zu sehr abzuweichen. Auch jenes 'künstlerische Prinzip' ist nach H.s Meinung (p. 6, 78) ein Charakteristikum Kiots. Was aber die Einheit des Romans vor allem stört, sind die grofsen Gauvain-Abenteuerkomplexe. Ein Bearbeiter, der sich vor radikalen Änderungen nicht scheute, mufste entweder, wie der kymrische Verfasser des Peredur, diese Komplexe auslassen, oder, wie Robert von Borron resp. der Überarbeiter seines Perceval, die Gauvain-Abenteuer unter Percevals Hut bringen. Aber in Wolframs Parzival wurde von einer solchen radikalen Änderung Abstand genommen. Dafs jedoch das Mifsliche gefühlt wurde, geht daraus hervor, dafs im Unterschied zu Chrétien innerhalb der Gauvain-Abenteuerkomplexe auf Perceval verwiesen wird, dieser sogar einmal handelnd auftritt. Wer das 'künstlerische Prinzip' hatte, hatte auch die Scheu vor starken Änderungen. Wer aber bezeugte wohl mehr Pietät gegenüber seiner Quelle, Kiot, der nach H.s Ansicht (p. 15)[2] Chrétien benutzte, ihn aber beschuldigte, dem mære 'Unrecht getan', d. h. wohl es entstellt zu haben, oder Wolfram, der nach H.s im ganzen richtiger Hypothese seiner Quelle in allem 'Tatsächlichen' folgte? Die Antwort ist klar. Und von wem stammt die lange Gahmuretgeschichte, eine der Einheit des Ganzen sehr schadende Zutat? Doch offenbar nicht von Wolfram, der nach H. nicht einmal in Details etwas 'Tatsächliches' zu seiner Quelle hinzufügte. So ist auch fast alles, was der Titurel enthält, ein Plus gegenüber Chrétien, geht aber auf Kiot zurück. Nach H. (p. 78) hätte es der künstlerisch veranlagte Kiot aus dem Perceval ausgeschieden, weil es 'von dem geraden Wege der Erzählung' abwich. Wolfram hätte dann beide Werke des Kiot wörtlich übersetzt! Dies ist sehr plausibel! Da bleiben wir doch lieber bei der alten Ansicht, wonach Wolfram es war, der den Parzival entlastete. Kiot hat es gerade an jenem 'künstlerischen Prinzip', an der von Wolfram und Walther von der Vogelweide gepriesenen *mâze*, mangeln lassen; er hat den Roman mit zum Teil sehr unnötigem Ballast beschwert und dadurch den Mangel an Einheit und Übersichtlichkeit noch stärker fühlbar gemacht. Wolfram suchte diesem Übelstand, soweit es ihm die Pietät gegenüber seiner Quelle erlaubte, abzuhelfen. Die Herstellung von verwandtschaftlichen und anderen Beziehungen zwischen den Personen, die Einführung Parzivals in die Gawan-Abenteuer, die Ausscheidung des Materials für den sog. Titurel, die Schaffung von Leitmotiven (namentlich *zwîvel* und *triwe*) gingen wohl alle aus jenem Bestreben hervor. Wenn man Kiot auf Chrétien fufsen läfst, so braucht man offenbar für Wolfram nicht mehr als eine Quelle anzunehmen.

[1] Dasselbe zeichnet übrigens auch die deutsche Kunstlyrik aus.

[2] Übrigens auch nach allgemeiner Ansicht; die Frage sollte zwar noch genauer untersucht werden.

In seinem zweiten und dritten Kapitel will uns H. sagen, wer Kiot war. Früher, als man noch nicht auf Spitzfindigkeiten ausging, sondern zu denjenigen Erklärungen griff, die sich auf natürliche Weise zunächst präsentierten, dachte man, dafs *Kiot der Provenzal* kein anderer sein könne als der bekannte *Guiot de Provins*. Man hielt es für ganz plausibel, dafs Wolfram, der so viele Namen gänzlich mifsverstand, statt des Wortes *Provins*, das ihm sein Amanuensis vorlas, das bekanntere *Provence* (das vor Vokal auch zweisilbig ausgesprochen wurde) zu hören glaubte.[1] Wackernagel und San Marte (A. Schulz), zwei Gelehrte, die die germanische und romanische Philologie gründlich beherrschten und für ihre Zeit sehr viel leisteten, waren die Hauptvertreter jener Hypothese. Guiot von Provins war Wolframs älterer Zeitgenosse; er war bekannt als lyrischer Dichter, wie auch Kiot nach Wolfram *La schantiure* hiefs. Er zeigt in seiner *Bible* eine ausgedehnte Gelehrsamkeit, gerade von derselben konfusen und oberflächlichen Art, wie sie sich im Parzival breit macht. Nach den dort enthaltenen Angaben konnte er auf eine bedeutende literarische Vergangenheit zurückblicken; er mufs viel mehr geschaffen haben als die paar Lieder, die uns zufällig (und nur in zwei nahe verwandten Handschriften) noch erhalten geblieben sind. Man kennt auch aus der *Bible* seine besonders guten Beziehungen zu dem ganzen Haus *Anjou*, das im Parzival so sichtlich verherrlicht wird. Man weifs auch, dafs die höfische Lyrik und die höfische Epik, in denen ganz dieselben Anschauungen zum Ausdruck kommen, gern von denselben Dichtern gepflegt wurden (Chrétien, La Chievre, Robert de Blois, Wolfram). Und ist jener *'menestrel'* Guiot, der in einem *miracle* mit fünf anderen Dichtern, die alle Kunstepiker des 12. Jahrhunderts sind, zusammen genannt wird (zuletzt zitiert von Förster im grofsen *Erec* p. XIII) nicht auch ein Kunstepiker, ist er nicht Guiot de Provins?[2] Ein gewöhnlicher Dichter kann dieser Guiot nicht gewesen sein; sonst hätte ihn der Mirakeldichter nicht kurzweg Guiot genannt und hätte ihn nicht höher als alle anderen (auch Chrétien) gestellt.[3] Manche berühmte höfische Dichter namens Guiot wird es wohl gleichzeitig nicht gegeben haben. Guiot wird deshalb den anderen vorgezogen, *Por ce c'aine ne vol[t] rimer mot Por qu'il i eust fausseté*, d. h. wahrscheinlich, weil er die *contes* seiner Rivalen für gefälscht erklärte, ebenso wie auch Wolframs *meister wol bekant* seinem Rivalen Chrétien Fälschung vorwarf.

[1] Dafs Wolfram den Namen *Provins* im Willehalm durch *Provîs* wiedergab, hat natürlich nichts zu sagen; der Willehalm wurde ja nach dem Parzival verfafst. Auch kann man natürlich das eine Mal richtig verstehen, das andere Mal nicht.

[2] Was von Guiot erwähnt wird (*qui maint bel miracle Traita de cele damoisele Qui sen[z] pere enfenta pucele*), ist allerdings eher eine geistliche Erzählung als ein weltliches Kunstepos, wenn auch einerseits das mit dem pluralischen *maint* verbundene *miracle* kaum Mirakel als literarische Gattung, sondern nur allgemein Wunder bezeichnen kann, anderseits solche Wunder auch in der Arthurdichtung (vgl. Merlins Geburt) vorkommen konnten. Der universelle Guiot de Provins kann sehr wohl auch geistliche Erzählungen gedichtet haben; und dafs der anonyme Mirakeldichter diese am ehesten erwähnen zu müssen glaubte, ist begreiflich. Auch von den anderen Dichtern erwähnt er nur einzelne Werke, von Gautier d'Arras nur den *Eracle*, von Chrétien nur *Cliget* und *Perceval*. Es ist aber kaum glaublich, dafs, wenn Guiot nur Mirakel gedichtet hätte, er in dieser Gesellschaft figurieren würde. Ein anderer Arthurdichter, der sich der religiösen Epik widmete, ist Gaucher de Denain.

[3] Ein Mirakeldichter liefs sich überhaupt nicht mit Kunstepikern vergleichen. Und es ist sehr zweifelhaft, ob ein Dichter durch Mirakel allein zu Ruhm gelangen konnte.

Der durch so viele Argumente gestützten Hypothese, dafs Guiot de Provins Wolframs *Kiot der Provenzal* ist, treten endlich, was ja auch wichtig ist, keinerlei Hemmnisse in den Weg, abgesehen von der kleinen Differenz zwischen *Provins* und *Provence*, die um so weniger ins Gewicht fällt, als Wolframs Bezeichnung *'Provenzal'* irrtümlich sein mufs, indem Kiot *en franzoys* dichtete und sein Name nicht provenzalisch sein kann.[1] Doch heute ist man im allgemeinen über diese natürliche Hypothese hinaus. Sie ist zu simpel. Ohne die umfassenden Kenntnisse Wackernagels und San Martes zu besitzen, glaubt man ihren Standpunkt als überwunden betrachten zu dürfen. Heute hat man es glücklich so weit gebracht, dafs man Kiot überhaupt nicht mehr für einen ursprünglichen Namen hält, sondern (in sehr geistreicher Weise!) für ein mifsverstandenes (also Mifsverständnis wird doch auch zugelassen!) *ki ot*. 'Wenn Wolframs Quelle,' sagt schon Heinzel (*Über Wolfram von Eschenbachs Parzival* p. 15—16), etwa von sich sprechend sagte, *ki ot reprise l'œvre, reprinse l'estoire* oder ähnlich, so konnte Wolfram einmal in dem *ki ot* den nordfranzösischen Namen *Guiot* zu hören glauben, den er für den Verfasser des Werkes und für dieselbe Person wie den bekannten Dichter Guiot de Provins hielt, ... dessen Beinamen er aber auf die Provence bezog.'[2] Ein Romanist wäre jedenfalls nicht auf eine solche Erklärung verfallen.[3] Wolframs Gewährsmann hätte eben nie von sich selbst sagen können: *ki ot reprise*, sondern nur, wie der von Heinzel zitierte Gerbert, *ki a reprise* oder *ki reprist*. Und welches war das Beziehungswort zu *ki*? Offenbar der Name des Dichters, sagen wir einmal *Phelipes*. Und diesen hätte Wolfram überhört und dafür *ki ot* als Namen aufgefafst? Kann man sich eine unnatürlichere Erklärung aushecken? Aber H. scheint sie für die 'wahrscheinlichste' zu halten (p. 39—40, 53). In einer Anmerkung zieht er zwar noch andere Möglichkeiten in Betracht; sie sind alle ebenso 'wahrscheinlich'.[4] Für keine einzige unter denselben, namentlich auch nicht für die allgemeine These, dafs Kiot nicht der Name des Verfassers von Wolframs Quelle war, wird ein wirkliches Argument beigebracht. Auf einer so spitzigen Basis steht oder besser schwebt und dreht sich nun das ganze von H. aufgerichtete Gebäude. Die neue Hypothese, die er bringt, postuliert eben, dafs der Verfasser von Wolframs Quelle ein Anonymus war. H. weist nun auf folgende Punkte hin: Wolframs Gewährsmann knüpft an die französische gelehrte Epik an, an den *Eneas*, die *Estoire de Thebes*, die *Estoire de Troie*, vielleicht an den *Ipomedon* und den *Protesilas*, alles

[1] Bartsch' Versuch, provenzalischen Ursprung des Parzival nachzuweisen, ist denn auch vollständig ins Wasser gefallen.

[2] Es ist sehr bemerkenswert, dafs Heinzel das Mifsverständnis *Provins — Provence* auch noch zuläfst.

[3] Heinzel ist zwar mit der französischen Literatur sehr gut vertraut; aber auf dem Gebiete der französischen Linguistik begegnen ihm auch elementare Fehler (ein Beispiel erwähnte ich in *Zs. f. frz. Spr.* XXIX 64 A. 13). Was sich die Germanisten in der Erklärung französischer Namen und solcher, die sie für französisch halten, leisten, zeigt z. B. Singers Erklärung von *Quioques Gomeret, von Quinoqvoys Gomeret* in Türlins Krone als *Gomeret qui n'ot quoi, qui non habuit quietum* (*Zs. f. d. Alt.* 44 p. 325), eine Hypothese, die auch H.s Beifall gefunden hat (p. 70, aber *quietem* statt *quietum*!). Derartige Dinge können wohl unter reinen Germanisten zirkulieren, aber bei Romanisten machen sie Halt. Über den betr. Namen vgl. meinen *Alain de Gomeret* (Beitrag zur *Festschrift für H. Morf* p. 3); er kann nichts anderes als eine starke Entstellung von Chrétiens *Li rois Bans* (*Brauz*) *de Gomeret* (zu *au* > *oi* vgl. *Baudegamus* > *Poydiconjunz*) sein; das Namenverzeichnis der Krone ist nämlich nur eine Wiedergabe der Fürstenliste des (französischen!) Erec.

[4] Da sie H. selbst in die Anmerkung verwiesen hat, werde ich sie hier nicht einzeln widerlegen müssen.

westfranzösische und anglonormannische Werke; Wolframs *Jerneganz* ist der in Anjou vorkommende Name *Jerneganus*; ähnliches gilt von anderen Namen; die Dichtung war zur Verherrlichung des Hauses Anjou bestimmt; einer Heiratsverbindung zwischen Angehörigen der Häuser von Anjou und Brabant entspricht die Verwandtschaft des Schwanritters mit dem Angevin Parzival; und noch anderes derselben Art. Namentlich wird hervorgehoben, dafs 'die steirische Turnierfahrt Trevrizents' im Parzival 'nichts anderes als ein dichterisches Abbild der geschichtlichen steirischen Kampfesfahrt von Richard Löwenherz' sei (p. 20, 31—32). Diese mit viel Gelehrsamkeit ausgeführte Hypothese ist in der Tat ansprechend, wenn auch keineswegs überzeugend. Nun aber die Folgerung: Nur 'unter den Begleitern Richards auf jener Kampfesfahrt' ist 'Wolframs Gewährsmann zu suchen', 'weil sie allein die Kenntnis der erwähnten Orte haben konnten und den Anlafs, sie dichterisch zu verwenden'. Dieser Schlufs soll unmittelbar aus jener Prämisse hervorgehen! Unter jenen Begleitern müsse in erster Linie Philipp von Poitou in Betracht kommen, der wenige Jahre nach seiner Rückkehr nach England zum Priester gemacht und dann schnell zum Bischof (von Durham) befördert wurde; der Historiker William of Newburgh bezeichne ihn einmal als *genere Aquitanus*, was Wolframs *Provenzal* entspreche; Philipp sei zur Königswahl nach Köln entsandt worden und 'möge unterwegs oder bei der Rückfahrt auch in Mastricht verweilt haben' (p. 42). Diese Hypothese nur zu erwähnen heifst sie in ihrer ganzen Nichtigkeit blofsstellen. Ich will hier nicht auf einzelnes eintreten. Alle wirklich triftigen Argumente, die H. anführt, passen vorzüglich auf Guiot de Provins. Und warum mufs denn einer der Teilnehmer jener Kampfesfahrt selbst der Autor des Perceval gewesen sein? Können jene nicht auch anderen davon Mitteilung gemacht haben? Guiot de Provins, der jedenfalls viel an den Höfen der angevinischen Fürsten, auch König Richards, verkehrte, mag dort alles Nötige erfahren haben, vielleicht von Richard selbst; und die von H. zugegebenen, nicht unbedeutenden Abweichungen der Romanschilderung von der Wirklichkeit, die nicht auf poetische Motive zurückzuführen sind, erklären sich sogar besser bei einem, der nach dem Hörensagen erzählt, als bei einem, der seine eigenen Erlebnisse schildert. Früher glaubte man, der ungelehrte Wolfram habe das gelehrte Zeug selbst in den Parzival eingeführt; jetzt meint man schon, der Verfasser dieses Mischmaschs müsse mindestens ein Bischof gewesen sein. Ja, als Bischof soll Philipp den Perceval und den Tidorel geschrieben haben (p. 46), als bei einer politischen Mission in Schottland auch keltisches Sagengut 'in reichem Mafse' ihm zufliefsen und auch einige nordische Sagenzüge 'zu ihm dringen' konnten! Genug davon! Gedenken wir bei dieser Gelegenheit des gelehrten Reichskanzlers Lord Bacon of Verulam, der 'Shakespeares Werke' verfafste und ebenfalls wegen 'seiner exponierten Stellung ... seinen Namen ... nicht genannt' hat (p. 52—53)!

Das vierte Kapitel von H.s Arbeit bringt eine 'Nachlese': einen Abschnitt über den Gral, der zur Abwechslung wieder einmal arabisch sein soll, sodann Erklärungen griechisch-lateinischer, keltischer, englischer und französischer Namen, die im Parzival vorkommen: die einen sind schon dagewesen, andere sogar schon widerlegt, unter den neuen sind nur wenige beachtenswert.

Was der zukünftigen Forschung vor allem noch zu tun bleibt, sind stoffgeschichtliche Untersuchungen an dem von Wolfram überlieferten Material. Wenn aber da die reinen Germanisten auch mitreden wollen, so müssen sie das gesammte französische Quellenmaterial studieren und nicht, wie H. es tat, sich mit der Lektüre von Gröbers *Französischer Literaturgeschichte* und Constans' *Chrestomathie* begnügen.

Zürich. E. Brugger.

Die Werke Maistre François Villons. Mit Einleitung und Anmerkungen hg. von Dr. Wolfg. v. Wurzbach. Erlangen, Junge, 1903. 186 S. 8. 3 M. (zugleich im 16. Bd. der Roman. Forschungen).[1]

Die neue Villonausgabe, die erste in Deutschland, ist nicht bestimmt, den Spezialstudien irgendeine ähnlich intensive Erneuerung zu bringen wie elf Jahre vorher jene Longnons, die G. Paris noch zuletzt (in der Monographie von 1901, S. 189) für die 'einzige derzeit brauchbare' erklärte.[2] Nichtsdestoweniger erkennen wir dem von dem neuen Herausgeber erwählten Ziele gern Berechtigung zu: er geht darauf aus, 'den vielgenannten aber wenig verstandenen Dichter dem deutschen Leser (junge Philologen einschliefsend, doch nicht ausschliefslich ihnen allein) zugänglich zu machen.' Naturgemäfs hat er in seinen Plan zunächst einen bequem zu benutzenden, unter dem Striche nach den einzelnen Versen fortlaufenden Kommentar aufnehmen müssen, worin die Ergebnisse der neuesten Spezialforschungen verarbeitet sind. Es ist offenbar, dafs schon dieser Umstand, die zu der derzeit giltigen Normalausgabe verschiedentlich nachgetragenen Korrekturen und Erklärungen in einem natürlichen System registriert zu finden, auch den Fachmann an dem Unternehmen interessieren kann; aber darüber hinaus werden — vornehmlich im Kommentar — einzelne Züge als Originalbeiträge jedenfalls seine Beachtung erzwingen, zum Teil wohl auch seine Anerkennung verdienen.

In der grundsätzlich chronologischen (in Einzelheiten dennoch nicht mit G. Paris' Anordnung, *Romania* 30, 355, identischen) Reihenfolge der Texte läfst sich die abgesonderte Voranstellung der beiden gröfseren Dichtungen ohne Störung vertragen, und was T[3] betrifft, noch damit rechtfertigen, dafs seine Einreihung unter die übrigen, einerseits älteren, anderseits neueren Gedichte mit Rücksicht auf seine besonderen Kompositionsverhältnisse (Einlagen verschiedener Daten) immer doch nur zur Hälfte richtig sein könnte. Durch Auflösen des *Codicille* (vgl. G. Paris l. c. 351; doch hatte Lacroix es gleich schon in seiner ersten Ausgabe von 1854 aufgestellt), sowie durch einseitige Bestimmung (Zuweisung bezw. Absprechung) der *Poésies attribuées à Villon* ist die Longnonsche Dreiteilung der kleineren Lyrik zum Zitieren praktisch vereinfacht worden. Ausgemerzt sind die im *Jardin de plaisance* erhaltenen Stücke: die *Ballade des housseurs* (vgl. Bijvanck, *Spécimen* 210 f., Anm. 2, Longnon selbst in ed. LXXVII, LXXXIX) und das Rondeau *Jenin l'avenu* (vgl. Piaget in *Ro-*

[1] Für die *Forsch.* rechne man zu den hier nach der Sonderausgabe angegebenen Seitenzahlen jedesmal 400 hinzu. — Bis zum Abschlufs des vorliegenden Referates, das sich durch die im Zusammenhange mit ihm gearbeitete Miszelle (*Ztschr. f. frz. Spr. u. Lit.* 30 II [1906] 83—87) naturgemäfs ergänzt, waren mir an Besprechungen obengenannter Publikation folgende zu Gesicht gekommen: von F. Ed. Schneegans im *Literaturbl. f. germ. u. rom. Phil.* 25 (1904) Sp. 238—242 (vorher summarisch im *Literar. Zentralbl f. Deutschland* 55 [1904] Sp. 304—305), von M. J. Minckwitz in *Zeitschr. f. franz. Sprache u. Lit.* 28 II (1905), 191—193. Ich habe selbstverständlich bei Redaktion meines Manuskriptes alle Einzelheiten, die dort schon einmal angeführt waren, unterdrückt; in der Schneegansschen Anzeige bessere ich aus Sp. 239 Z. 12: 1418 st. 148, Z. 15: 1606 st. 626; Sp. 240 Z. 3: 244 st. 245, Z. 4: XVII st. 132; die Sp. 239 anempfohlene Einsetzung von *venir* in D 60 (von Longnon 360 korrigiert) mufs auf einem Versehen beruhen.

[2] Mit diesem autoritativen Ausspruch, den seinerseits wieder auch in voller Kenntnis der Sache Wurzbach (S. 26) bekräftigt, tröste ich mich über die Unmöglichkeit, die vorhandenen Ausgaben vollständig und gleichmäfsig zu berücksichtigen; einzelne waren überhaupt nicht, andere doch nicht rechtzeitig aufzutreiben.

[3] T — (Grant) Testament, L — Lais (Petit T.), D — Poésies diverses.

mania 21, 427 u.; mitgerechnet von G. Paris l. c. 355 Anm. 3); die *Ballade contre les mesdisans de la France* wurde beibehalten (s. G. Paris ibd.). Wegen unbefriedigender Überlieferung und rein speziellen Interesses blieben die Jargonballaden von der Ausgabe weg.

Zu begrüfsen ist, dafs nun nach dem Vorgange G. Paris' für das Kleine Testament der schon vom Dichter (T 755 ff.) reklamierte Originaltitel 'Lais' in seine Rechte eingesetzt wird; seine Kürze wird ihn wohl auch weiterhin befestigen helfen. Ich hätte übrigens die Gelegenheit einer Neuausgabe ergriffen, um folgerichtig die Autorität auch anderer apokryphen, in ihrer Suggestivität immerhin nicht gleichgültigen Überschriften auf das richtige Mafs zu führen[1] und gleich von sämtlichen — unter Beibehaltung des brauchbaren traditionellen Gutes — kritisch und sachlich genaue, zugleich bündige Versionen festzusetzen, beispielsweise: *Ballade à Nostre-Dame* statt *Ballade que Villon feit* usw., *Ballade Cotart* statt *Ballade et oroison, Ballade Estouteville, Ballade contre les ennemis de la France* (G. Paris l. c. 355, Anm. 3), *Ballade des pendus* ('épitaphe' liefse sich von einem Unachtsamen leicht auf die Schlufsballade T 1996 ff. beziehen) u. dgl.

Für den Text, der in erster Linie auf Wiedergabe der Longnonschen Redaktion gegründet sein will,[2] hat sich W. Aufnahme der Parisschen Korrekturen zur Regel gemacht (S. 29; an mehreren Stellen fehlt aus Versehen der betreffende Hinweis); da er übrigens auch jene wenigen nicht durchgeführten in den Anmerkungen dennoch registriert, so scheint es erlaubt, überall da, wo sie oberhalb wie auch unterhalb des Striches gleich ignoriert werden, ein unwillkürliches Versehen seitens des Herausgebers anzunehmen, und ich stelle eine Anzahl solcher Fälle, denen einige Bedeutung zuerkannt werden darf, zur Ergänzung hier zusammen (eingeklammert das Zitat aus *Romania* 30): L 147 *Pesches* (369), 165 *Et la Vache: qui p. p.* (369 f.), 208 *quant ie seray vieulx* (370); 245 und 247 Interpunktion zu tilgen (371 n. 2),[3] 308 *trouuay gelé* (371); — T 411 *attainez* (386, wo 44 verdruckt ist), 593 *H. si f. vraiement* (359 n.), 809, 812 *vous* und 811 *n'estes* (360), 819 *N'au bout d'un de s. d. a.* (374), 960 das zweite (?) Komma zu streichen (381 n. 2), 1041 *grefue* und 1044 *leue* (367), 1244 *qu'o vous v. p.* (379), 1260 *qu. vous l'orrez h.* (379), 1462 Interpunktion zu tilgen (381 n. 2, 382 n.), 1486 *N'acontassent* (380), 1560 *ne me nuyt* (380), 1606 *c'est Antecrist.* (380), 1651 *A menue g. menue m.* (358), 1792 *deuie* und *devier* in der Anmerkung (387); — D 140 *foin* (363), 378 *moy* (364 n. 3).[4] Neben G. Paris haben, so viel ich weifs, je eine Lesart beigesteuert Bijvanck (T 1327) und Piaget (D 9); nach Gröbers Biblio-

[1] Dies tut auch W. auf S. 30 allgemein bezüglich der Einlagen von T, sonst wohl nur noch zu der *Double ballade de la naiss. Marie d'Orléans;* an letzterer Stelle hätte eigentlich ein anderer Umstand der Überlieferung eher der Erwähnung bedürfen können: s. Longnon in ed. XCVI u. 256 unter VII.

[2] Folgende von Longnon noch im Vocabulaire nachgetragenen Korrekturen sind nicht berücksichtigt: L 174 *Lanterne* in liegender Schrift (Interpretation!); T 625 *amez*, 1970 *cliquepatins*. D 193 *bourdant; empetre*, als Indikativ bezeichnet, war offenbar auf T 555 zu beziehen.

[3] Doch halte ich bis auf weiteres den Text auch nach Longnons Interpunktion für verständlich (vielleicht 245 lieber einen Strichpunkt): *tieulx* = eben solche, d. h. '*vieulx*' (vgl. *tant* T 1366, etwa auch 1404).

[4] In seiner Monographie zitiert G. Paris nach einer Textredaktion (?), die aufser den nachher in der *Romania* zur Diskussion gebrachten Verbesserungen noch andere Abweichungen von Longnon aufweist, darunter bedeutendere etwa folgende: T 180 *Qui n'ai ne cens. r. n'a.* (144), 315 *Telle que p.* (141), 325 *qui t. es t.* (142), 666 Fragezeichen (145), 722 *entente* (146), 1546 *et si ne hobes* (139), 1951 *A leur seul b. p.* (129); — D 593 *Si a.* (72).

graphie (*Grundrifs d. rom. Phil.* II, 1, 1159 Anm. 2 wäre zu L 308 (*ancrë estoit*) noch Piaget aus *Romania* 27, 605 nachzutragen. Korrekturnote: Bei Abfassung dieser Anzeige hatte ich keine Kenntnis von den beiden in *Ztschr. f. frz. Sprache u. Lit.* 16 II 126—134 bzw. 18 II 59—62 (1894 bzw. 1896) veröffentlichten Beiträgen Stimmings (Ref. ü. Longnons Ausg.) und Frieslands (Misz. 'Zu Villon'), die freilich auch W. nirgends anführt; aus ihnen liefse sich hier sowie auch weiter einiges in meinen Ausführungen ergänzen.[1]

Eigener Konjekturen und Änderungsvorschläge hat sich W., wie er auch S. 29 erklärt, enthalten. Ich finde diesen Standpunkt, dessen etwa mögliche prinzipielle Bedeutung durch einige, wenn auch wenig bedeutende Ausnahmen[2] doch schon einmal durchbrochen ist, damit nicht genügend begründet, dafs dem weiteren Publikum ein 'möglichst definitiver' (d. h. relativ fertiger?) Text geboten werden sollte, sondern halte dafür, dafs jede Emendation, die der Herausgeber mit den gehörigen Gründen aus handschriftlichen Lesarten oder eigener Reflexion abzuleiten gewufst hätte, unbedenklich hätte vorgebracht bezw. auch durchgeführt werden sollen: den Lesern konnte sie besonders dort, wo ihnen gerade der jetzige Text Verlegenheiten bereitet, auf keinen Fall ungelegen kommen. Dem sei, wie ihm wolle, W. durfte von seinem Standpunkte, den wir nun einmal in seiner bestimmten Formulation zur Kenntnis nehmen müssen, der ganze Variantenapparat, wie ihn Longnon bringt, weiterhin für négligeable gelten; er hat ihn denn auch einer systematischen Durchsicht wahrscheinlich nicht unterzogen[3] — wenigstens sind ihm zwei Berichtigungen, die

[1] Auf Stimming bin ich durch ein Zitat des erst nachträglich eingesehenen Friesland gewiesen worden, während er sämtlichen hier auf S. 245 aufgeführten Bibliographien fehlt; und so sind sie beide auch G. Paris' Aufmerksamkeit entgangen, da sich einige seiner *Villoniana* mit ihren Bemerkungen decken: zu L 31 *complant* Paris 387 = Friesland 61 f.; 44 *el* P 369 = St 133; 50 Punkt P 371 n. 2 = St 132; 71 Beistrich P ebd. (verdruckt: 7, 10) = St 132; — T 61 *ci* P 371 = St 128; 70 und 532 *en p.* P 387 (u. *emprendre*) = St 128; 160 *Valere* P 385 (u. *Diomedès*) und Fr 61; 679 Interpunktion P 381 n. 2 = St 132; 761 *di* P 367 u. = St 128 u.; 819, allerdings verschieden, P 374 (verdruckt 879) u. St 129; 1470 Interpunktion P 381 n. 2 = St 132; 1574 Beistrich P 380 = St 132; 1782 Interpunktion P 381 n. 2 = St 132; 2014 Interp. P 381 n. 1 = St 132; — D 32 [Wurzbach 368] Interp. P 383 n. 1 = St 132; 67 [W 197] *verté, tout un* P 382 = St 131; 163 [W 164] Fragezeichen P 383 n. 1 = St 132. Von den in meiner Miszelle vorgebrachten Besserungsvorschlägen waren bei Stimming bereits ausgesprochen jene zu L 43 (l. c. 84 Z. 26; St 132), zu T 632 (St 133), 822 (St 129), 858 (133), 936 (129), 958 (133), 1444 (130), zu D 435, 486 (130), 581, 591 (131); auch hätte ich ihn (131) neben Lacroix zu der Interpretation von D 598 nennen müssen.

[2] Über die eine, bedeutsamste, von T 108 siehe Schneegans' Anzeige (Sp. 238); sonst findet sich — aufser ziemlich gleichgültigen Interpunktionsänderungen (falsch ist der Beistrich T 1939) und Berichtigungen orthographischer Inkonsequenzen (sowie natürlich von Druckfehlern) — etwa: T 292 *congnoistras* (nach Bijvanck 45, Prompsault's Fufsnote?) st. *congnoistra*, 789 *Prens* st. *Pren*, 1560 *riens* st. *rien*, 2009 und D 447 *ce* st. *se;* ohne Notwendigkeit, vielleicht auch gar nicht passend (samt der Begründung unter T 2002) wurde (T 853, 855, 2002, 2005; D 468, 480) *-ouillon* für *-oullon* eingeführt, da *boullant* T 1424, *andoulles* 1123, *coulles* 1125, *broulle* 1702 daneben bestehen dürfen.

[3] Vereinzelt sind die daraus mitgeteilten Proben (übrigens sämtlich belanglos) unter L 110, T 276, D 47, 71, 502 (in dem Quatrain stammen aus gleicher Quelle noch *Françoys* 500, *Sçaura* 503); auch die in obiger Anmerkung 2 aufgeführte Konjektur über T 108 stützt sich auf Handschriften.

Longnon daselbst eingeschaltet hat, entgangen: T 290 *las, et ne,* D 146 *d'homme.*

Als Quellen des Kommentars haben wir in der Regel (ohne Verweis) Longnons Vocabulaire und G. Paris' *Villoniana*, auch Bijvancks Kommentar zu verstehen; der Herausgeber hat aber sonst noch andere, ältere Spezialliteratur (bis auf Marot hinauf) herangezogen, und es wird nicht viel des Wesentlichen sein, was er seinen Lesern hätte entgehen lassen. Aus dem biographischen Essay Schwobs, der wohl gar vielen erst durch Schneegans l. c. 241 Anm. bekannt geworden sein dürfte,[1] wären noch zu gewinnen: zu S. 77 ein historisches Detail für die Gestalt der Belle Heaulmière (Schwob 18), zu T 1214 der auch von Longnon, *Etude* 58 Anm. angedeutete Hinweis auf Fr. de la Vacqueries Intervention in dem Verhör Tabaries (Schw. 72), zu T 860 (858) eine eigene Erklärung von Tabaries Bezeichnung als *homs veritable* (id. 72; anders *Romania* 16, 577). Von sonstigen Kommentaren, deren Mangel man als Lücke empfinden kann, sei hingewiesen auf G. Paris l. c. 384 zu L 92 *Asne Royé* (daselbst verdruckt 45 st. 115), zu T 1271 *en ce voyage* doch auch auf G. Paris o. c. 64 (etwas anders als in *Rom.* 16, 575); aus Schwob, *Comptes rendus* 1898 hätte zu L XXVIII auch der mutmafsliche Grund der Angriffe Villons interessiert. Dafs in dem alten, kindischen Prompsault doch noch Gutes nachzulesen geblieben ist, hat sich in meiner zitierten Miszelle öfters zeigen lassen.

Zu dem anderswoher mehr oder weniger fertig übernommenen Material kommt hinzu, was W. seinerseits selbst neu oder besser zu finden gewufst hat, woneben er zu gröfserer Erleichterung des Verständnisses nicht ansteht, auch ziemlich elementare Erklärungen mit einzuschalten, geschöpft aus dem allgemeinen philologischen Fond, wie das weitere Publikum über einen solchen allerdings nicht verfügt oder ihn doch nicht schlagfertig und sicher genug zu gebrauchen pflegt. Was zur Förderung der Fachforschung W. als eigenen Beitrag neu beisteuert, verdankt sich vornehmlich intimerer Beschäftigung mit jenen Gebieten, zu welchen die Villonsche Poesie in engerer Beziehung steht: mit der Literatur der mittelfranzösischen Periode sowie der volkstümlichen Redeweise, das *argot* inbegriffen; aus diesen (und wahrscheinlich wird man in dieser Richtung noch auf die Möglichkeit weiterer Funde hoffen dürfen) haben sich öfters anscheinend neue Parallelen und Belege zu des Dichters Gedanken und Formen ergeben. Eine allgemeine Erscheinung, die ich hier gleich hervorheben will, ist es dabei, dafs W., von einer gegebenen Tatsache des Textes ausgehend, zu derselben mitunter innerlich auch so ganz heterogenes Material zusammenträgt, dafs es für ihre Interpretation absolut schon keine Bedeutung mehr haben kann; es sei denn, dafs W. ihm eine solche dadurch gewaltsam zu verleihen sucht, dafs er einen Nebensinn (Doppelsinn, wie Villon mit solchen allerdings zu spielen liebt) annehmen möchte, wo dafür neben dem eigentlichen durchaus kein Platz ist. Dafs z. B. *embrocher* einen obszönen Sinn entwickelt hat, ist für die Stelle T 249, wo es in der ursprünglichen Bedeutung auf *vin* bezogen wird, offenbar belanglos; in dem gleichen Zusammenhange (251), wo Villon die Tafelgenüsse der Klosterbrüder aufzählt, können *flaons* (desgleichen 1163, übrigens aber bereits L 252 vorgekommen), *oefz* nur die übliche Küchenbedeutung haben, würden, auf Ironie gedeutet, geradezu falsch klingen; der Umstand, dafs auf Villons Lage etwa auch die Redensarten *jeter un vilain coton, filer un mauvais c.* Anwendung finden könnten, ist dennoch kein genügender Grund, unter dem Gebrauch des Wortes *coton* T 730, wo es im Vergleiche zur Kennzeichnung der weifsen Farbe dienen soll, ein

[1] Er erschien zuerst in der *Revue des deux mondes* 1892 t. 112 (15 Juillet).

Wortspiel zu suchen; T 1119 f. macht nicht nur das Legat von Ingwer schon die ganze Moquerie aus, sondern durch das Attribut *de gingembre* erscheint die Deutung *clou* = Penis (für diesen Begriff steht ein anderer Ausdruck 1123) direkt ausgeschlossen; wo endlich die Vorzüge einer neugeborenen Prinzessin über Rubin und Ballas erhoben werden, D 258, braucht man da wirklich sich sagen zu lassen, dafs *rubin* (l. *rubis*) *balais* auch — die Nase eines Trinkers darstellen kann?

In seinem Eifer, es dem Leser recht bequem zu machen, hat W. dessen Interesse und die Forderungen seiner Aufgabe im allgemeinen gerade in dem Sinne mifsverstanden, dafs er im Kommentar des Guten zu viel bieten will. Man wird sich natürlich auch ziemlich umfangreiche Digressionen sehr gern gefallen lassen, wenn mehr oder weniger bedeutende Originalfunde mitgeteilt werden sollen; wo es sich jedoch um Wiedergabe fremder Ausführungen handelt, würde den meisten gröfsere Kürze wohl vorteilhafter scheinen und direkt erwünscht sein. Leser, die Villon vom Grunde aus und kritisch studieren wollen, können sich auch mit ausführlichen Auszügen nicht zufrieden geben (ihnen sind eher innerhalb bestimmter Abgrenzung zuverlässig vollständige Literaturnachweise schätzenswert); jene hinwieder, die vor allem nur zu lesen und zu verstehen wünschen, werden der Einzelheiten zu viele finden, die, ohne direkt etwas zu erklären, den gewissenhaften Leser, der da glaubt, sich ja nichts entgehen lassen zu dürfen, blofs aufhalten und stören können. Weil z. B. Schwob die richtige Deutung von *souppe jacoppine* T 1162 seinerzeit auf ein altes Kochbuch gegründet hatte, darum hätte ihm W. doch nicht mehr das Rezept in extenso nachdrucken müssen; oder während es wohl angebracht sein mag, zu L 6 die weite Verbreitung Vegez' festzustellen, scheint es, zumal derselbe hier vielleicht gar nur 'plaisamment' zitiert wird (G. Paris o. c. 46), schon überflüssig, die betreffenden afrz. Autoren auch namentlich anzuführen; ähnliches mag von Macrobius gelten, dessen Nennung T 1547 sich nur dem Reimbedürfnis verdankt; auch die worterklärenden Zitate aus Cotgrave, sonst lehrreich und interessant nachzulesen, hätten doch mäfsiger bemessen werden können; in den zahlreichen Notizen über Villons Legatare liefsen sich ohne Schaden weniger charakteristische Data ersparen u. dergl. m.

Wieder andere Anmerkungen, die eine unnütze Belastung des Kommentars darstellen, erscheinen in dem Sinne müfsig, dafs sie nur Elementares und allgemein Bekanntes besagen. Man kann da nicht schlechterdings erwidern, gewissen Lesern könne nach ihrem individuellen Mafs Erklärung doch not tun, wo sie anderen freilich nicht erforderlich ist. Denn es ist in dem konkreten Falle mit Sicherheit anzunehmen, dafs sich für Villon überhaupt nur solche Interessenten finden werden, die sich — wenn sonst nicht — aus anderweitiger, näher liegender belletristischer und französischer Lektüre jedenfalls einige allgemeine Vorbildung und vielleicht auch spezielle Kenntnisse angeeignet haben. Die sollten nun wahrlich nicht angehalten werden, unter dem Striche nachzulesen, wer Methusalem sei T 64, wer Paris und Helena 313, Orpheus 633 (der vierköpfige Cerberus war hier bemerkenswerter) u. a.

Einen besonderen Fall bildet die Vokabelerklärung, und ich stimme W. grundsätzlich bei, dafs der Kommentator darin eine seiner Aufgaben erblicken kann, da ja die gröfsten Lexika, vollends altfranzösische, nicht jedesmal bei der Hand sein dürften. Dennoch glaube ich aus den eben angeführten Gründen, dafs auch hier ein gewisses Mafs hätte eingehalten werden sollen, indem Wörter, deren Form und Bedeutung in den landläufigen neufranzösischen Handwörterbüchern unverändert verzeichnet werden, ohne weiteres wegbleiben durften; wo sodann die Villonsche Schreibung nicht unmittelbar durchsichtig ist, schiene es mir besonders zweckmäfsig, zunächst — wie einigemal geschehen — unter allen

Umständen zur Erklärung die moderne heranzuziehen, was dem Leser, wenn er sich um die Sprache auch nur als Laie interessiert (von Studierenden der Philologie nicht zu sprechen), ein Behelf wäre, gelegentlich gleichsam spielend im Vorbeigehen auch seine Kenntnis des lebenden Wortschatzes um ein neues zu bereichern. Hier folgt zu allfälligem Gebrauch bei eventueller Neuauflage eine Sammlung von Fällen, wo sich diesen Grundsätzen gemäfs jegliche Erklärung schlechterdings ersparen bezw. durch neufranzösische Umschrift (die ich unten auch gleich einführe) ersetzen liefse: L 127 *muid*, 168 *licou*, 205 *faisceau*, 237 *renfrogné*, 238 *velu*, *morfondu*; — T 179 *mûre*, 221 *nul*, p. 70 *antan*, V. 334 *étang*, 397 *adorer*, 446 *avoir de quoi*, 766 *natte*, 999 *manche*, *houe*, 1025 *fourreau*, 1031 *corvée*, 1058 *échevin*, 1104 *broc*, 1125 *couille*, 1130 *mâtin*, 1144 *caille*, 1147 *jatte*, 1193 *salade*, 1201 *seau*, 1208 *rogneux*, 1232 *patard*, 1254 *trépigner*, 1324 *loir*, 1342 *basane*, 1373 *ébahir*, 1378 *épervier*, 1425 *suif*, 1430 *blaireau*, 1436 *poussif*, 1438 *groin*, 1453 *étamine*, *bluteau*, 1474 *natter*, 1485 *oignon*, 1486 *bis*, 1605 *écot*, 1608 *éclat* (G. Paris l. c. 387), 1618 *ais*, 1670 *glu*, 1705 *brelan*, *quille*, 1710 *panser* ('bürsten, striegeln'), 1807 *bénitier* (unter 1809), 1809 *goupillon*, 1881 *entamer*, 1890 *tréteau*, *corbillon*, 1895 *brin*, *persil*, 1904 *branle*, 1905 *verre*, 1912 *miche*, 1985 *croûte*, 2017 *baudrier*; — D 49, 50 *butor*, *vivier*, 110 *raviser*, 137 *blême*, 361 *ceinture*, 392 *chaudeau*, 394 *épais*, 416 *tapir*, 434 *couleur*, 436 *galet*, 474 *donjon*, 496 *rien*, 520 *tarir*, 526 *pie*, 530 *charrier*.

In Anbetracht des in allen solchen Fällen beobachteten Verfahrens wird man überrascht sein, zu erfahren, dafs in anderen, ähnlich zahlreichen Fällen der Kommentar wieder Wörter und Dinge mit Stillschweigen übergeht, die auch ziemlich ungeläufig und mitunter spezifisch altfranzösisch sind, so dafs deren Kenntnis auch jedem französischen Leser nicht zugetraut werden dürfte. Dieses Verhalten — sofern nicht durch tatsächliche Lücken der Forschung bedingt — ist wohl gewifs nicht vorsätzlich, stellt auch wirklich in der Ausführung des Werkes einen Fehler dar. Diesem hätte nach meiner Ansicht durch eine gründliche Durcharbeitung des Longnonschen Vocabulaire-Index,[1] der allgemein und für die neue Ausgabe auch besonders grundlegenden Vorarbeit, begegnet werden sollen, wenigstens bis zu einem gewissen Grade (da einzelne unstreitig bemerkenswerte Vokabeln wieder auch Longnon vernachlässigt hat); von seinen Erklärungen ist manche brauchbare wohl nur darum von W. nicht verwertet worden, weil er geglaubt hat, von dem Nachsehen eines Schlagwortes, das — doch nur scheinbar banal — ihm eines Kommentars nicht bedürftig schien, Umgang nehmen zu können. Von den einschlägigen Fällen verzeichne ich einige wichtigere, wobei die von Longnon l. c. erhobenen durch ein nachgesetztes † kenntlich gemacht sind: L 30 *faillir* † (auch T 1077, 1742, D 96), 35 *méprendre* †, 47 *au fort* (auch T 198, 1326, 1650, 1919, 1990), 73 f. verschränkter Relativsatz (Toblers *Verm. Beiträge* I 105 unter *d*), 82 *tenu* (auch T 1731), 159 *eordouannier* †, 193 *dercchef* (auch T 1094), 253 Aussprache von *-gn-* (auch T 416; wie über *-oy-* unter T 338, 414 und schon S. 27), 289 *mêmement* (auch T 1171, 1518); — T 103 *ville* †, 190 *médire*, 191 *revancher* †, 225 *galant* †, 277 *tracer* †, 295 *theologiens* prosodisch (auch *theologie* 811: Longnon in ed. 205 und G. Paris l. c. 360), 346 *seraine* †, 389 *mal talant* †, 402 *senex* †, 482 *entechié* † ('entiché'), 518 *contrait* † (Godefroy!), 571 *laidanger* †, 639 *amourettes* (wohl konkret wie *amours* 975, 2006), 684 *qui plus* (auch 2014; 357, 1394), 701 *ort* (*ord*) †, 712 *regnyer* †, 724 *entente* † (auch 1844, D 369), 782 *ordonnance* (auch 1949), 824 *gard* morphologisch, 884 *abolux* dto. †, 916 *que je soye* (Tobler

[1] Darüber vgl. hier schon S. 237 Anm. 2.

o. c. 101 f.), 939 *demoiselle* †, 954 *mineur* † ('grands et petits' Prompsault), 974 *lux* (auch 896) †, 1002 *cloue* (G. Paris l. c. 387), 1008 *combien* (auch 1056, 1825), 1100 *vess-er* und *poirre* †, 1105 *houstilz*, 1114 *chien couchant* †, 1178 Jean de Meuns Satire, 1199 *étron* (auch 1426), 1391 *vueil*, 1421 *récipé* † (nfrz.), 1445 medizin. Aberglaube,[1] 1448 *drapeau* †, 1466 *hérité* †, 1501 *laboureux* † ('de laboureur' G. Paris l. c. 388), 1546 *hober* †, *hobes* für Imperativ † (auch *pilles* 1697, *luttes* 1700, *reculles* 1708), 1612 *venimeux* metrisch † (G. Paris l. c. 381: *vlimeux*), 1641 *âme* (auch D 522), 1669 *vo*, 1717 *drappilles* †, 1726 *record* (nfrz.), 1833 *maréchaux* †, 1835 *déchaux* † (nfrz.), 1877 *histoire* †, 1907 *erre* †, 1950 *contrerolleur* †; — D 10 *demaine* †, 34 *licitement*, 67 *soulas* †, 82 *dépriser* †, 202 *parcial* ('un être à part' Prompsault), 235 *enclos* †, 238 *confit* (nfrz.), 251 *guerdonné* †, 282 *aînçoys* †, 304 *bestourner* †, 352 *prêt* Adv. †, 390 *entandix* †, 393 *éclair*, 416 *reculet* †, 433 *feusse-s* metrisch (G. Paris l. c. 362 n. 3), 542 *endroit*.

Ich verlasse nun, für weitere Diskussion der Einzelheiten auf meine Miszelle verweisend, die sachliche Seite des Kommentars; nur glaube ich noch in Übereinstimmung mit den pädagogischen Intentionen des Herausgebers äufsern zu dürfen, dafs zur Demonstrierung der kritischen Zurückhaltung, die der in den wissenschaftlichen Methoden unerfahrene Leser als den Anfang der Weisheit schätzen lernen soll, noch öfter und recht nachdrücklich hätten solche Fälle angeführt werden können, wo berufene Autoritäten offen ihr bestes Wissen und Können für unzureichend erklärt haben, wie G. Paris zu T 448 (l. c. 373), 1121 (377 n. 1), 1648 (381), 1985 (ebd., verdruckt 1898).

Die Anlage eines fortlaufenden Kommentars wird endlich, sofern dem Verfasser die Übersicht darüber nicht durch einen Behelf systematischer Art (alphabet. Index) gesichert wird, leicht die Quelle gewisser formaler Fehler, von denen sich eben auch W. nicht freigehalten hat. Ein solcher ist es einmal, wenn ein zu kommentierendes Wort (allgemein: Tatsache des Textes) erst bei seinem zweiten Vorkommen auffällt und kommentiert wird; die Nützlichkeit solcher Erklärung ist, wenn sich der Leser mit der ersten Belegstelle schon selber hat helfen müssen, offenbar in Frage gestellt. Ich habe mir diesbezüglich angemerkt: *avoir de quoi*, kommentiert T 446, findet sich vorher 245, *a*-Perfektum in *-é* 1307 bereits L 281, *escot* 1605 — 1496, *brain* 1895 — 1808, *donjon* D 474 — L 140. — Öfter noch geschieht es, dafs die einmal gegebene Erklärung beim zweiten Vorkommen des Schlagwortes nicht erinnerlich ist und nun wie etwas Neues nochmals erfolgt; lästig ist auch hier die dadurch entstehende unnütze Überladung des Kommentars, übrigens natürlich vom Verfasser nicht beabsichtigt, da dafür andere Male passender ein einfacher Hinweis genügend erscheint (mitunter auch dieser ganz fortbleibt). So wiederholt sich T 426 die Anmerkung über *bruit* aus L 71, *musser* T 1117 aus 947, *fetart* 1251—36, *serchier* 1258—950, *pion* 1259—821, *groing* 1438—L 236, *loppin* 1572—L 148, *bourde* 1646—824, *Rueil* 1672—1365, *chevance* 1737—184, *devier* 1792—986; — *mesprison* D 11—T 1787, *pipeur* 124—T 1693, *lex* 173—T 1474, *Lys* 338—207, *Lombart* 358—T 752, *sainture* 361—T 1210, *corbillon* 408—T 1890, *peser* (streiche *poiser!*) 500—T 1500, *bis* 551—T 1486; die Wiederholung ist doppelt in den Fällen: *a*-Perfektum in *-é* T 1307 und 1556, D 480, *mastin* T 1130 und 1434, 1984, *ancien* 893 und 1518, D 406; die Erklärung *sur* 'chez', zuerst unter L 110, findet sich noch an allen den fünf von Longnon erhobenen Stellen aus T.

Zur Einführung in die Lektüre schickt W. auf 26 Seiten voraus, was über den Dichter, über seine Werke sowie über Einrichtung der Ausgabe

[1] Vgl. bei K. Sprengel, *Versuch e. pragm. Gesch. d. Arzneykunde*[3] II (1823) S. 574, Jos. Bauer, *Gesch. d. Aderlässe* (1870) S. 118 die Lehre des Peter von Abano.

zunächst zu wissen von Nutzen ist; auf weiteren 4 Seiten folgt noch eine recht brauchbare alte und neue Bibliographie. Die Einleitung faßt die bisherigen Erforschungen im ganzen richtig und in Einzelheiten nicht ganz ohne eigene Kritik zusammen. Es erklärt und rechtfertigt sich aus der ganzen Anlage der Ausgabe, daß die sprachliche Charakteristik, im allgemeinen zutreffend, doch nur recht flüchtig skizziert werden konnte; ich wollte übrigens gar nicht so bestimmt, wie es W. auf S. 26 tut, behaupten, daß deren Ausarbeitung durch die Longnonsche Ausgabe allein schon abschließend vorbereitet sein sollte. Nun zu Einzelheiten! Durch ein Versehen, da er ja sonst (S. 10) zitiert wird, ist der vornehmste Beleg zu 7 Anm. 1 ausgefallen, nämlich der Oheim von Angers. Die stilistische Fassung der Z. 8—9 könnte zu verstehen geben, daß der Kaplan Guillaume gar nicht des Dichters Verwandter gewesen wäre; eine solche Behauptung wird oben auf S. 8 dementiert und ließe sich tatsächlich wenigstens nicht ansprechender erweisen als das Gegenteil mit L 72 (G. Paris o. c. 15 f.). Das Zitat D 133 in Anm. 6 dürfte sich etwa der Erwähnung in G. Paris' Buche 44 verdanken; natürlich war es aber, wie man sehen kann, nur die andere Stelle, womit dieser Autor in jenem Zusammenhange seine Hypothese v. Villons Rechtsstudien belegt wissen wollte. Gegen die auf S. 9 vorgebrachte Ansicht, Villon habe mit den Coquillards zur Zeit seiner ersten Verbannung angeknüpft, würde man wohl kaum irgend ernste Bedenken geltend machen wollen (zu Weihnachten 1456 finden wir ihn schon mit Colin des Cayeux bei gemeinsamen Unternehmungen, und er war um gleiche Zeit mit Regnier de Montigny genug gut Freund, um seiner L 130 unter den Legataren zu gedenken); daneben muß man aber desto nachdrücklicher betonen, daß nach dem einen in der 2. Ballade enthaltenen zeitlichen Hinweise die Komposition des Jargons nicht vor 1461 anzusetzen ist (G. Paris o. c. 67). Weiter unten hätte auch schon hinzugefügt werden können, daß die Beteilung Tabaries mit 10 Talern durch dessen Beteiligung an dem Diebstahle bedingt war. Genauer war zu sagen, daß die 'Lais' zunächst natürlich auf 'Testament' — ohne Attribut — umgetauft wurden; das etymologische Verhältnis von *lais* und *legs* hatte richtig umgekehrt wie 9 Anm. 4 Petit de Julleville angegeben (*La langue et la littér. française* I/2, 388 n. 2).[1] Bezüglich des auf S. 12 genannten Ferrebouc ist das Detail (angezeigt von Schwob o. c. 72) nicht ohne Interesse, daß er 1458 bei Tabaries Verhör mit interveniert hatte; auch war es nicht überflüssig, anzudeuten, daß Hutin du Moustier erst ziemlich später unter den sergents à verge begegnet (Longnon in der Ausgabe LXXII Anm.). Die Beweiskraft des unter S. 13 Anm. 3 angerufenen Verses scheint W. selbst nachher im Kommentar (T 1078 'vielleicht') preisgeben zu wollen; ähnlich verhält es sich mit T 1824 (unter 1820 Schluß) als Beleg zu S. 23 Z. 1. Ich finde es ferner (S. 15 unten, 17), wie schon Schneegans Sp. 242, verkehrt, Villon literarische Ansichten und Absichten zu unterlegen, die ihn in bewußten Gegensatz zu den Manieren der gleichzeitigen offiziellen Poesie stellen sollten;[2] dagegen steht ja fest, daß Villon selbst, 'sobald er feierlich sein will', allen Ernstes denselben Manieren huldigt (und zwar nicht, wie W. auf S. 16 vorgeben will, nur in Jugendwerken; zuletzt noch in der *Requeste au Parlement*), während er offenbar in der freimütigen, innigen Art seiner Poesie des Alltagslebens, deren Verschiedenheit allerdings instinktiv und praktisch auch für ihn klar liegen mußte, kein neues und höheres Prinzip des dichterischen Schaffens zu erkennen vermochte. Um nun doch, wie billig, seiner Nachahmung

[1] Auch schon Stimming l. c. 127.

[2] Die ursprüngliche Darlegung dieser Theorie ist von Bijvanck; im einzelnen ist auch die Fiktion des Einschlafens in L in demselben Sinne bei ihm (*Spécimen* 129 f.) gedeutet wie von W. S. 17 oben.

Chartierscher Poesie einen bestimmten humoristischen Sinn zuzuerkennen, genügt es meines Erachtens, zu bedenken, dafs feierliche Redeweise durch blofse Anwendung auf unangemessen kleinliche Vorwürfe zur Erzielung komischer Wirkungen zu dienen pflegt, auch wo die ernsten Originale sehr wohl geschätzt und nicht im entferntesten ein Gegenstand des Spottes sein sollen, daher ja z. B. auch gut gläubige Christen jederzeit an burlesken Predigten, Litaneien u. ä. herzlich zu lachen gefunden haben. S. 17 war nicht zu verschweigen, dafs der 'um 40 Jahre ältere' Chartier 1456 wohl seit mehreren Jahren aus den Reihen der Lebenden geschieden war; daselbst ist das Datum seines Traktates anders angegeben als im Kommentar zu L XXXVI. Mit einiger Überstürzung ist wohl der metrische Abschnitt auf S. 18 f. gearbeitet. Es war nicht passend, die Aufklärungen über die Ballade S. 18 mit ausschliefslicher Beziehung auf die in T eingeflochtenen vorwegzunehmen: auf diese Weise bleibt auf S. 19 schon ganz unerwähnt, wie die *Ballade des Proverbes* und der *Débat du cuer et du corps* (zu je vier Strophen) oder wie die *Ballade contre les ennemis de la France* (in elfzeiligen Strophen; die zwölfzeilige der *Ballade de la Fortune* ist angeführt) von ihrer Norm abweichen. Noch zur S. 18: die Verse der Balladen sind nicht zu 8 bis 11 Silben, sondern nach der bekannten Zählung nur zu 8 oder 10. Als die Ausnahme unter 18 Anm. 2 mufs die *Ballade contre les folles amours* gemeint sein, die übrigens als *Double ballade* richtig noch im folgenden Absatz zur Sprache kommt; hier ist freilich wieder (aufser der irrtümlichen Bezeichnung 'de la belle heaulmière'; vgl. T 657 ff.) nur nicht wahr, dafs sie keinen Refrain hätte. Die folgende Beschreibung des Rondeaus hätte, wenn anders sie nützen sollte, genauer sein müssen; der Name (von ronde abgeleitet, wie bott., cuv., plum., fabl.) heifst 'eine kleine Runde, ein Reigenliedchen' (Stengel). S. 20 wird die Alchemie der *Ballade des langues envieuses* zu einem Zeugnisse für Villons Aberglauben erhoben; wohl doch irrtümlich, sie hat absolut nur die Bedeutung grotesker Ausdrucksweise. Die 1. Anm. daselbst pafst nicht zum Texte, wo vom Alten Testamente die Rede ist. Die Lacroixsche Ausgabe vom Jahre 1866 kann ich nicht einsehen; nach den in dem bibliographischen Abschnitte gemachten Angaben zu urteilen, mufs ihre Erwähnung auf S. 25 unrichtig sein. S. 26: die Erscheinung, dafs Hiatusvokale durch lautliche Entwicklung zu einem verschmelzen, ist etwas mehr als nur eine 'Regel der französischen Prosodie' und geradezu falsch dafür der Ausdruck 'den Hiatus vermeiden'. Den mit *-ar* reimenden *-er* ist Stellung vor Konsonant eigentümlich (G. Paris l. c. 362).[1]

[1] In Erwägung der dem Autor und der Stelle eigentümlichen Bedeutung ergreife ich diese Gelegenheit, um einige Irrtümer, die sich in den betreffenden Paragraph von Gröbers *Grundrifs d. rom. Philologie* (II/1, 1159 ff.) eingeschlichen haben, richtig zu stellen oder wenigstens doch nachzuweisen. Zu 1159 Anm. 2: gegen die sonst denkbare Lizenz ungenügenden Reimes scheint in dem gegebenen Falle Villons Vorliebe für reiche Reime eigentlich schwerer ins Gewicht fallen zu müssen; im übrigen aber waren die Argumente für die mouillierte Aussprache schon zusammengestellt bei Longnon, *Etude* 21 n. 2; 'Bibl(iophile)' ist zweimal irrtümlich mit liegenden Lettern gedruckt. Es gibt keinen Anhaltspunkt für die Annahme, dafs Villon vor 1461 von seinen Wanderungen in Paris eingekehrt wäre, mit der Meuner Haft und der Begnadigung von 1461 verhielt es sich in Wirklichkeit chronologisch umgekehrt und ist nichts davon bekannt, dafs das Urteil damals sukzessive auf Galgen und auf Verbannung gelautet hätte; solchen Verlauf nahm vielmehr die poetisch denkwürdige Affaire vom folgenden Jahre, die Gröber nicht mehr erwähnt. Es sollten naturgemäfs zusammengehalten werden: die Beobachtung (S. 1160 oben), dafs unter Villons Gedichten sich keine echten 'lais' vorfinden, wie er solche angeblich geschrieben zu haben andeutet (voraus-

Der bibliographische Abschnitt *b I* hätte sich ebenso dankenswert wie mühelos durch einen Hinweis auf sonstige Literaturverzeichnisse ergänzen lassen, in denen auch noch mehr als nur altes und veraltetes zu finden bleibt: Stimming in dem zitierten Artikel S. 242 Anm., Gröber (oben S. 237 f.), G. Paris o. c. 189, Junkers *Grundr. d. Gesch. d. frz. Lit.* (nun 5. Aufl. 1905). Praktisch mag unter Umständen von Belang sein, zu wissen, dafs Bijvancks *'Spécimen'* (mit Sonder-Titel und -Pagination) einem Schulprogramm angehängt war: *Gymnasium met zesjarigen cursus te Leiden, jaarcursus 1880—1881.* Die *'Bemerkungen'* Tamms erschienen im *5. Jahresbericht ü. die höh. Bürgerschule zu Freiburg i. Schl.* (nicht: i. B.); auf S. 3 ist daselbst ein in keiner der obgenannten Bibliographien angeführtes Villonianum verzeichnet: von Dr. H. Rose *'Der Einfluſs Villon's auf Marot'* (*Programm d. Gymn. zu Glückstadt*, Ostern 1878). Der Dissertation Stimmings war nicht die Prompsaultsche Ausgabe zugrunde gelegen (vielmehr nach S. 40 Anm. der Text Lacroix' von 1854, S. 4 Anm. noch 'la plus récente édition' genannt), sondern es richtet sich nach ihr 'als der am häufigsten vorkommenden' nur die Bezeichnung (Numerierung) der Stücke (S. 5 Anm.; spezifiziert im *'Archiv'* 245). Aus der Darstellung auf S. 19 f. ergibt sich, dafs der relative Ausdruck auf S. 36/33 'von welchen vier' hätte heifsen sollen. — Für die Rubrik *b III* finden sich ganz fragmentarische 'Übersetzungen aus Fr. V.'[1] in K. Schirmachers *'Aus aller Herren Länder'* (1897) S. 124 f. (auch Sonderausgabe *'Literarische Studien u. Kritiken'* 1897); böhmische Umdichtungen der *Ballade à N. Dame* sowie der *Ballade des pendus* aus der Feder Jar. Vrchlickýs hat — nebst eigener prosaischer, übrigens minderwertiger Version der *Ballade des menus propos* — F. V. Jeřábek mitgeteilt in seiner *'Stará doba romantického básnictví'* (Prag 1883) S. 90—92. Gegenstand poetischer Bearbeitung bildet Villons Leben in einem Roman von Pierre d'Alheim: *La Passion de M. Fr. V.*, 2e édn 1900 (Paris, Ollendorff).[2]

Über die Orts- und Personennamen der Texte ist ein sehr übersichtlich angeordnetes Register beigefügt, für das gewöhnliche Nachschlagen vermutlich gut brauchbar. Da unter *Col. Galerne* (T 1653) auch der ungenannte *barbier* von L 241 subsumiert ist, sicherer unter *Villon* auch *Françoys* von D 284, 500, unter *Perr. Marchant* der *bastard de la Barre*, so sollte vom *seigneur de Grigny* auf *Brunel* wenigstens verwiesen sein. Die *Egipcienne* (T 885) konnte bei aller Kürze als 'Marie' (die heilige) spezifiziert werden, *Franc-Gontier* würde besser unter *Gontier* (T 1465) stehen. Fehlen: *Aulnis* T 1016, *Donat* 1284, unter *Echo* T 333 (andere, wie *Arragon* T 360, *Behaigne* 378, *Cecille* 1375, etwa absichtlich).

Einzelnes ad formalia. Von den L 84, T 1073 notierten 'Einschüben' sollte auf den ersten Blick bestimmter durchleuchten, dafs sie syntaktisch (nicht als Interpolation) aufzufassen sind. Unter L 151 ist die Ableitung des Namens *jacoppin* von dem 'in der rue Saint-Jaques gelegenen Kloster' nicht unzweideutig, wahrscheinlich in Anlehnung an Longnon

gesetzt eine Konjektur D 391: *Faiseur?*), und etwas weiter unten die Tatsache, dafs er mit dem Namen *lay* eines von den drei Rondeaux des T belegt (973; nach Longnon nicht mehr 1768). Ein kleines Versehen enthält die Angabe über die Zueignung der *Double ballade de la naissance Marie d'Orléans* ['mit weitern drei Strophen'?], ein gröberes die entsprechende über das gleichnamige Dit. Die Balladen *de bon conseil* und *des contrevérités* sowie das Quatrain fehlen in dem Verzeichnis der Werke (Villons Autorschaft der *Ballade des housseurs* gilt Gr. für 'nicht sicher'). Es fehlt der Originaltitel der *Lais*, und zu ihrer Datierung ist T LXV zitiert anstatt L 1.

[1] und zwar T 225—228; 169—180, 201—208; 433—436; 2020—2023.

[2] Die neuere Literatur seit 1903, hier grundsätzlich ausgeschlossen, spare ich mir für ein anderes Mal.

(ed. p. 316), dem gegenüber a priori die Darstellung Littrés das richtige treffen dürfte. S. 35/23 ist 1867 kein 'mittlerweile' für 1869—1871. Für die Gewifsheit, dafs die *Requeste* ans Parlament nach dessen erfolgter Urteilsprechung verfafst sein mufs, scheint 'wohl', S. 175*a*, kaum zulässige Abschwächung; anderseits erscheint S. 19 fälschlich auf sämtliche Stücke des '*Codicille*' v. J. 1462—3 die Angabe erstreckt, sie seien 'im Stolz über den Erfolg' entstanden.[1] Die Anmerkung zu T 1899 bringt nicht unzweideutig zum Ausdruck, was in der Einleitung richtig dargelegt ist: Villons Exil 1457—1461 war nicht schon durch Chermoyes Totschlag (1455) bedingt. In der Erklärung von *pieds blancs* L 29 würde engerer Anschlufs an Bijvanck (S. 24) der Villonschen Stelle sowohl als auch Cotgraves Interpretation besser entsprechen: e. falschen Schein erwecken, im Stiche lassen; ähnlich ist T 663 die Paraphrase aus Le Duchat etwas ungenau (zit. von Prompsault): '*Quand une noce bourgeoise se séparoit, les conviés mettoient leurs mitaines*' etc.; 'trouvères' bei Longnon sind nicht 'Troubadours', zu T 347. Bei Erwähnung der Heirat des Louis von Bourbon zu T 1820 brauchte man das Wörtchen 'nachher' (1466) nicht wegzulassen. Von Legataren des T (gedichtet 1461—2) sollte das blofse Faktum, sie hätten 1453 bzw. 1461 'noch gelebt', nicht eigens konstatiert werden: T 1845, 1955 (Longnons urkundliche Belege sollen eben auch noch anderes nachweisen). Für D 477 sind auch nicht so sehr die Kriegstaten wie vielmehr der Untergang Scipios von Wichtigkeit. D 557 (unter 555) handelt es sich in erster Reihe um die altfranz. Form von 'empyreum' (im Reime mit *aspire* bei Littré; neufrz. aber *empyrée*). Der Hinweis auf Piagét zum Schlusse der einleitenden Notiz S. 151 ist insofern irreführend, als nicht ersichtlich wird, dafs derselbe a. a. O. die Textüberlieferung (ausschliefslich) behandelt. Anstatt einer Stelle aus Coquillart war über *faffée* T 1802 gleich die Notiz G. Paris' (*Rom.* 16, 423 f.) zu zitieren. Eine Stilblüte auf S. 20: Pegasus, der 'den Dichter bisweilen verläfst'.

Zuletzt setze ich eine Auslese der im vorhergehenden noch nicht angemerkten Druck- und wohl auch Schreibfehler, allgemein Buchstabenfehler; im Bereiche des Textes will ich meine Beobachtungen vollzählig mitteilen. Text: L 73 *Celle* (wie 18, 33); 143 *eſcourgon*; 208 *quant* (auch sonst: T 871, 1255, 1260, 1599, 1616); 319 *de* (*b.*); — T 433 *qu'il*; 457 *vielleſſe*; 580 streiche *ne*; 607 *eſlongne*; 758 *plaiſir*; 771 *treſpas*; 940 *Il*; 953 *m'en*; 1066 *où* (Gravis); 1067 *Yquelles*; nach 1185 Punkt, desgleichen 1213; nach 1300 Beistrich; 1326 u. 1328 Reim *-ier* (wie in der ersten Strophenhälfte berichtigt); 1600 *noſtre* (wie 1610 etc.); 1986 *mains*; — D 4 *deſcongn.*; 84 *ſe*; 196 *Et qui me*; nach 520 ergänze (521) *Nous preſeruant de l'infernale fouldre.* Mehrere Male hat W. in der Anwendung der *ſ*- und *v*-Typen für *s* und *u* (inlaut.), welche abgesehen von archaischer Charakterisierung immerhin den Wert beanspruchen kann, den Leser an die verschiedenen Möglichkeiten der Lese- und Schreibfehler anschaulich zu erinnern, danebengegriffen: so *mastin(s)* T 1130, 1139, 1434 (Longnon: *matin-s*), ferner T CLXV passim, D 207 *syon* in Transkription Longnonscher Majuskel; *s'vne f.* D 365, *s'attendant* im Titel des '*Epitaphe*' (S. 173) reproduzieren das Versehen aus Longnon; neu erscheint es T 738 *magni-*

[1] Nur kurz sei hier darauf hingewiesen, dafs über den der *Ballade de l'appel* zugrunde liegenden Sachverhalt die Ansichten entzweit sind: nach den Einen (Longnon in ed. XVII; Schwob o. c. 35 f. und in der Ausgabe *Le P. et le Gr. Test. de Fr. Villon*, 1905, 22; vor allen G. Paris o. c. 72) wäre darin der rettende Urteilsspruch wirklich schon vorausgesetzt; Anhänger der umgekehrten Anschauung scheinen im letzten Grunde besondere Bedeutung dem einen Verse D 594 *Combien que point trop ne m'y fie* zu verleihen, wo *y* angeblich auf *appel* zu interpretieren wäre (Prompsault 311 V. 21, Campaux 101, Stimming l. c. 246, auch wohl Gröber l. c. 1160).

fester, D 372—375 (*s* an- und iulautend). Kommentar: L 54 *altéré*; 90 de Navarre; 150 (auch T 1038, 1943, 1944) Jacques; 169 Kommandant; 205 streiche 'à chacun'; 259 — so st. 249; — T 1 vintiesme an; 12 on vous dompte; 13 — so st. 33; 45 *ê. à même*; XXI — so st. XVI; 239 huître; 276 Meaux; XXXIX Danse Macabré (nach dem von G. Paris auch o. c. 32 Anm. zitierten Nachweise; dazu *Revue des deux mondes* 1906 t. 32, 657 f. Anm.); 341 Ockams; 363 Karl (wie 67); zuletzt 'on'; 696 croyre de quines que s.; 829 éphémère; 1024 (Ythier M.!) l.: vgl. L 81—83 und T 970; 1038 *Rom.* XXI. 270; 1166 nach *Rom.* XXX. 377 f.; 1188 l. 378; 1553 l. 1640; 1612 l. 380 f.; 1668 votre; 1716 aiguillettes; 1734 — so st. 1724; 1827 *Rom. de R.* (auch D 115); — D 1 bersaudez; S. 160 Clèves; V. 423 C'est; 501 Pontoise; 510 l. 350; S. 175*a* l. Mutter der Guten. Einleitung: 9/17, 12/4 u. 24 rémission; 12/16 Jacques; 13 n. 6 Débrouiller; 14/8 Remy; 14/28 streiche de (Jean M.); 14/38 Ballade, (des etc.); 14/38 f. Chant-royal; 15/9 Zeiten; 16/33 so ist es jenes; 18/13 u. 16 Macabré (ut s.); 18/37 Pui; 22/10 à Paris; 22/24 Lieutenant; 23/28 welchen; 25/30 l. 1879 (wie auf S. 34); 27 n. 7 l. 658; n. 15 l. 1223; 28/1 *honnestes*; n. 14 l. 830; n. 16 l. 1297; 33/3 Mallepaye; 33/27 Cerceau; 34/19 l. 1459 (st. 1458 ff.); 34/21 préparée; 34/33 f. publiées a. préface, notices, notes; 34/41 1884 (diese Jahreszahl auch G. Paris o. c. 167); 35/26 sur; 35/36 Belles-Lettres; 36/10 Julleville, L.; 36/25 l. XVe; streiche 36/27 discours — 28 d'un; 36/35 théâtre; 37/3 st. Revue l. Mémoires de la Société. Register: *Asne* heifst 'royé' L 92; l. Aussigny st. Aussizug; Lombart l. D 358 (22 nach Longnon!); Paris T 313 ist der Gatte Helenas; Victry l. 218.

Mit der breiten Ausführung meiner Bemerkungen habe ich unmittelbar bezweckt, allen jenen, die Villon jetzt nach W. werden lesen wollen, ein annähernd systematisches 'Durchkorrigieren' ihres Exemplars bequem zu ermöglichen, weiter aber gewünscht, meinerseits zur Vervollkommnung einer eventuellen Neuauflage beizusteuern, die dem eine gute Idee glücklich verkörpernden Werkchen in einer nicht zu fernen Zukunft sehr wohl beschieden sein könnte. Für diesen Fall möchte ich dem Herausgeber — nur mehr ganz kurz — noch folgendes zu erwägen geben. Wenn er auch fürderhin — was ich ihm durchaus nicht abraten will — Liebhabern und Jüngern der Wissenschaft besondere Rücksichten schenken wollte, so wäre es, wenn ich nicht irre, angezeigt, die vom Standpunkte des Neufranzösischen, den man da folgerichtig einnehmen müfste, eigentümlich erscheinenden sprachlichen Züge in einer besonderen grammatischen Einleitung systematisch darzulegen: morphologische Archaismen, veraltete Freiheiten der Wortfolge, spezielle Verwendung von *se* und *si*, *ne* (wie T 329, 331, 450, 1320) — alles das und so manches andere sollte schon im Interesse des künstlerischen Genusses dem Leser im Laufe der Lektüre nicht zuerst noch als etwas Fremdes begegnen; unter einem wären auch einige Winke über die Orthographie zu geben, die man vielleicht doch auch nicht ad usum delphini gleich modernisieren möchte. Die Vokabelerklärungen wären am liebsten — grundsätzlich, ohne berücksichtigungswürdige Ausnahmen auszuschliefsen — in einem kleinen Glossar-Index abzusondern.

Brünn. H. Jarník.

Choix de Poésies françaises. Sammlung französischer Gedichte von Dr. Th. Engwer. Mit 17 Porträts (Velhagen & Klasings Sammlung französischer u. englischer Schulausgaben, Poètes français, Lief. 6). Bielefeld und Leipzig, 1905. XVIII, 310 S. 8. Geb. M. 2. Dazu ein Ergänzungsband: Anmerkungen und Wörterbuch. 144, 68 S. 1906.

Auf dem Gebiete der Geschichte und Literatur wird die Schule immer etwas hinter dem Leben zurückbleiben. Das Leben flutet weiter, die

Schule macht irgendwo und irgendwann Halt, besonders aber nach Höhe- und Wendepunkten in der Entwicklung der Völker, und es dauert oft geraume Zeit, ehe das neue Leben, das jenseits der künstlichen Schranken sich vollzogen hat, Eingang in die Schule findet. Kotzebue und E. Th. A. Hoffmann haben ein langes Leben in den französischen Gymnasien gefristet, und es bedurfte der Erschütterung des grofsen Krieges und weiterhin der Neuordnung des französischen höheren Schulwesens um die Wende des Jahrhunderts, um die Pforten der Schule für das zeitgenössische deutsche Schrifttum zu öffnen. Es mutet einen aber auch wie frisches Leben an, wenn man sieht, welche deutschen Schriftsteller in den *Nouveaux Programmes Officiels de l'Enseignement secondaire* von 1902 den Lehrern zur Berücksichtigung empfohlen werden. — Und wie lange ist es denn her, dafs unsere Schüler meinen konnten, unsere politische Geschichte habe mit 1813 ein Ende genommen und unser geistiges Leben sei seit 1832 erstarrt? dafs sie fernerhin meinen konnten, Frankreich habe seit den *Aventures de Télémaque* von Fénelon, der *Histoire d'Alexandre le Grand* von Rollin und dem *Charles XII* von Voltaire keine namhaften Prosadenkmäler mehr hervorgebracht, eine wertvolle französische Lyrik gebe es überhaupt nicht. Das ist ja nun seit einiger Zeit anders geworden. Was im besonderen die französische Lyrik anbetrifft, so ist sie namentlich dank der Auswahl französischer Gedichte von Gropp und Hausknecht auch in der Schule immer mehr zur Geltung und Würdigung gelangt.

Th. Engwers' *Choix de Poésies françaises* bedeutet ohne Frage einen weiteren Schritt nach vorwärts. Dieser Fortschritt beruht zu einem Teile darauf, dafs der Leser einen Einblick in die Entwicklung der französischen Lyrik bis in die allerneueste Zeit erhält, zu einem anderen Teile darauf, dafs das epische Element, ohne dafs es vernachlässigt würde, mehr hinter dem rein lyrischen Element zurücktritt, so dafs uns ausgiebiger das Gemüts- und Stimmungsleben unseres Nachbarvolkes offenbart wird. Konnten Gropp und Hausknecht rühmend hervorheben, sie hätten Heredia der Schule zugeführt, so darf Engwer darauf hinweisen, dafs er seinem Leserkreise wertvolle Erzeugnisse von mehr denn einem Dutzend von bisher in Deutschland fast unbekannter oder doch als Lyriker nicht bekannter Dichter vorgeführt hat. Ich nenne nur Georges Lafenestre (*Les sapins*!), Charles Baudelaire (*L'homme et la mer*!), Paul Verlaine, Léonce Depont, Henri de Régnier (*Les livres*!), Georges Rodenbach (*L'Ame sous-marine*!), Fernand Gregh und nicht zuletzt Albert Samain (Alphonse Daudet, Jules Lemaître, Edmond Rostand). Eine höchst dankenswerte Bereicherung den früheren Anthologien gegenüber liegt auch darin, dafs charakteristische Proben aus der so reichen französischen Volkslyrik geistlicher und weltlicher Art der Sammlung einverleibt sind. Wir freuen uns aufrichtig, dafs H. Morfs feinsinnige Ausführungen (*Archiv* CXI, S. 122 ff.) so schnell auch für die Schule fruchtbar geworden sind. Würde es sich übrigens nicht empfehlen, bei einer Neuausgabe auch das in allen Ländern französischer Zunge so gern gesungene

Il était un petit navire
Qui n'avait ja ... ja ... jamais navigué

aufzunehmen?

Was aber die grölsere Betonung des rein Lyrischen anbetrifft, so hat Engwer vollauf bewiesen, was er in seiner Besprechung von E. Engels *Psychologie der französischen Literatur* (*Monatsschrift für höhere Schulen*, 1905, S. 347) behauptet hatte, dafs nämlich Engel wie viele andere der französischen Kunstlyrik mit Unrecht die 'tiefen Herzenstöne' absprechen. Er hat eine Reihe von Gedichten veröffentlicht, die es an Gemütstiefe mit den besten auch unserer lyrischen Schöpfungen aufnehmen. Ich wüfste nicht, wer dankbarer seines Vaters gedacht habe als François Fabié in

A mon père (S. 243), eindrucksvoller die Mutterliebe gepriesen habe als Sully Prudhomme in *L'Amour maternel* (S. 182), inniger Heimat und Elternhaus besungen habe als Léonce Depont in *La maison* (S. 252), kraftvoller der Vaterlandsliebe Ausdruck gegeben habe als Sully Prudhomme in *La Patrie* (S. 186), herzlicher als Victor de Laprade in *Le petit soldat* (S. 154), schlichter die Seele des Kindes belauscht habe als A. Daudet in *Aux petits enfants* (S. 203). Ganz besonders hat es mir noch Eugène Manuels *Vision* (S. 237) angetan. Wenn doch solche Gedichte auch einmal von den vielen gelesen würden, die das moderne französische Schriftwesen nur aus den reichlich gelesenen Übersetzungen Maupassantscher Novellen und aus den Theaterstücken des Residenztheaters kennen und beurteilen!

Es erhellt aus dem Vorhergehenden zur Genüge, dafs von der Engwerschen Anthologie gesagt werden kann, was auch von seiner Sammlung französischer Briefe gesagt werden mufste: sie trägt den Stempel grofser Selbständigkeit und Eigenart. Sie beruht auf einer langjährigen, emsigen, sympathischen Beschäftigung mit der französischen Literatur, sie konnte in dieser Form überhaupt nur von einem so gründlichen Kenner des Französischen veranstaltet werden, wie Engwer es ist. Die selbständige Arbeit des Herausgebers zeigt sich schon in den Streichungen oder Bereicherungen, welche die in Deutschland schon seit langem bekannten französischen Dichter erfahren haben. Béranger und Coppée sind auf das Pflichtteil gesetzt; der eiserne Bestand z. B. der La Fontaineschen Fabeln aber ist um *Les deux pigeons* vermehrt, und bei Alfred de Vigny ist *La mort du loup* hinzugefügt worden, zwei Dichtungen also, die Art und Gesinnung der Dichter in vollstem Mafse widerspiegeln. Und so tritt überhaupt bei der ganzen Auswahl das erfolgreiche Streben zutage, Dichtungen auszuwählen, die die Eigenart des Dichters in möglichst helles Licht setzen. Dabei läfst Engwer andere wichtige Gesichtspunkte durchaus nicht aufser acht. Für den Anfänger ist reichlich gesorgt, und der Fortgeschrittenste wird Dichtungen finden, die ihm nach Form und Inhalt zu schaffen machen. Die einzelnen Landschaften in Ost und West und Süd kommen hinreichend zu Wort, und Gedichte, die wohl geeignet sind, den Unterricht in der Lektüre der Prosaschriftsteller und der Geschichte Frankreichs zu beleben, sind reichlich vertreten. Es mufs eine Freude sein, die Entwicklung und Zerstörung der légende napoléonienne an der Hand der Sammlung zu verfolgen und sich die Aufregungen von 1840 mit Hilfe der *Marseillaise de la paix* zu vergegenwärtigen. Aber ich vermisse die wirkliche *Marseillaise* und Nadauds *Chauvin*, das ich für eine bekannte Skizze von Daudet gern herangezogen habe. Dafür könnten Mussets *Stances à la Malibran* meines Erachtens sehr wohl wegbleiben.

Von der Auswahl komme ich zur Anordnung der Gedichte. Es ist die chronologische gewählt, d. h. die allein vernünftige. Engwer teilt seine Auswahl in folgende Abschnitte: I. *Poètes antérieurs au XIXe Siècle.* Hier werden auch gut ausgewählte Proben der Lyrik des 15., 16. und 17. Jahrhunderts gegeben. II. *Le XIXe Siècle.* a. *La première Génération* (die Romantiker). b. *La deuxième Génération* (die Parnassiens). c. *La troisième Génération.* d. *Poètes d'hier et d'aujourd'hui* (Neuromantiker und Symbolisten). Dank dieser Einteilung und mit Hilfe der musterhaften Einleitung am Anfang und der bei aller Kürze sehr inhaltreichen *Notes Biographiques* am Schlusse (beide in gutem Französisch geschrieben) erhält der Leser ein klares Bild von der Geschichte und Entwicklung der gesamten französischen Lyrik. Es ist sehr zu begrüfsen, dafs es dem Verfasser nunmehr gelungen ist, auch einige für die Schule geeignete Stücke von Baudelaire und Verlaine herauszufinden. Ihr Fehlen in der Erstausgabe der Sammlung bedeutete eine Lücke in der 'Evolution' der lyrischen Dichtung in Frankreich.

Diese Erstausgabe vom Jahre 1903 trug den Titel: *Anthologie des poètes français*, also denselben Titel, den die ältere Sammlung Beneckes geführt hatte, als deren Neubearbeitung sie sich bescheiden ausgab. Die neue Ausgabe trägt einen anderen Titel und fährt unter eigenem Namen und eigener Verantwortlichkeit. Sie tut das mit dem vollsten Recht. Dafür mag schon die äufsere Tatsache sprechen, dafs von den 248 Gedichten der Engwerschen Sammlung (die Beneckesche zählte deren 151) sich nur etwa 60 auch bei Benecke finden.

Der Ergänzungsband enthält folgende vier Abschnitte: 1) Abrifs der Verslehre; 2) Anmerkungen; 3) Übersetzungen; 4) Wörterbuch. Verslehre, Anmerkungen und Wörterbuch sind mit grofser Sorgfalt angefertigt und können als Muster für derartige Arbeiten dienen. Ich habe an den Anmerkungen nur eine Ausstellung zu machen: sie sind zuweilen doch wohl etwas knapp. Nicht als ob der Verfasser irgendwelchen Schwierigkeiten aus dem Wege ginge — ganz im Gegenteil; aber er setzt beim Leser manchmal wohl zu viel voraus. Ich finde den Ausdruck einer Erläuterung bedürftig z. B. an folgenden Stellen: 91, 23, Alfred de Vigny, *La mort du loup*: *La girouette en deuil criait au firmament*; 270, 1, Fernand Gregh, *Matins d'avril*:

Eblouis, le front tiède et la tête sonore,
Nous écoutions monter la rumeur de l'aurore.

189, 24, José-Maria de Heredia, *Soleil couchant*:

Seul, l'Angélus du soir, ébranlé dans la brume,
A la vaste rumeur de l'Océan s'unit.

Und wäre es ganz überflüssig gewesen, darauf hinzuweisen, dafs in den Versen V. Hugos 98, 15 f.

Tout ce que j'ai souffert, tout ce que j'ai tenté,
Tout ce qui m'a menti comme un fruit avorté

tout ce que, tout ce qui nicht unserem 'alles, was', sondern unserem 'was alles' entspricht? Beiläufig: die Anmerkungen zu den Versen 185, 25 und 32 des Gedichtes *Le missel* von S. Prudhomme lassen nicht erkennen, dafs das Angelus- und das Ave Maria-Gebet und -Geläute dasselbe sind.

Den Sinn finde ich einer aufklärenden Erläuterung bedürftig z. B. an folgenden Stellen: 145, 13 f., A. de Musset, *Le Souvenir du Bonheur*:

S'il n'est joie ou douleur si juste et si certaine,
Dont quelqu'un n'ait douté;

153, 22, Hégésippe Moreau, *La Voulxie*:

Espère et chante, enfant dont le berceau trembla;

261, 30, E. Verhaeren, *Les Meules qui brûlent*:

Emporte avec un tel élan
La mort passagère du firmament;

265, 18, G. Rodenbach, *L'Ame Sous-Marine*:

Il suit au loin, dans la brume qui les élague,
Les vaisseaux que tantôt leur ombre devançait.

Ich finde es sehr hübsch, dafs Engwer in den Anmerkungen zu dem V. Hugoschen Gedicht *'Saison des semailles. Le soir'* an Jean-François Millets Gemälde erinnert hat. Aber wäre es nicht angebracht gewesen, dem Dichter und dem Maler noch den Bildhauer Constantin Meunier zuzugesellen, dessen Säemann geradezu als Illustration zu dem Gedichte Hugos dienen könnte? Ich meine auch, Greghs Gedicht *'Matins d'avril'* wäre für uns Deutsche mit einem Schlage in eine andere Gefühlswelt ge-

hoben worden, wenn der Verfasser angemerkt hätte, dafs in der französischen Dichtung *avril* oft die Stelle unseres Mai einnimmt (vgl. auch 138, 19 f.). Einer vertiefteren Erfassung hätte es auch wohl gedient, wenn Engwer zu Alfred de Vignys bekanntem Gedicht *'Le cor'* darauf hingewiesen hätte, dafs das Waldhorn, das 'so fern und nah klingt', den Romantikern als ein Symbol der Sehnsucht überhaupt ein Lieblingsinstrument war. Wollte man auf diesem Pfade weiterschreiten, so könnte man noch sagen, dafs die Jüngsten, die Symbolisten, die ja die 'Sehnsucht nach Verklärung' mit den Romantikern gemeinsam haben, auch in ihren Ausdrucksmitteln sich den Romantikern nähern und ebenso gern wie diese von dem Fernen (*le lointain*), dem Unbestimmten (*le vague*), der Himmelsbläue (*l'azur*), der Dämmerung und dem Nebeldunst (*le crépuscule, la brume*), dem Zuge der Wolken u. s. f. sprechen.

Das wichtigste, was zu sagen bleibt, ist aber der Wunsch, Th. Engwers *Choix de Poésies françaises* möge sich viele Schulen und auch aufserhalb der Schulen einen grofsen Leserkreis erobern.

Steglitz. E. Mackel.

Jean Finot, Français et Anglais. L'Angleterre malade. Médecins et remèdes. Le peuple anglo-français. Paris, F. Juven [1904]. 308 S. 8.

Dieses Buch erschien als ein Vorbote der in den letzten Monaten so oft besprochenen Annäherung Frankreichs an England, von der die durch Rufslands Niederlagen so stark niedergedrückten Franzosen jetzt ihr Heil erhoffen (nach der leider jenseit des Rheins häufigen Unsitte ohne Jahreszahl, es ist aber 1904, vgl. p. 98). Der Verfasser hat schon mehrere oft aufgelegte Werke ediert, wie *Philosophie de la Longévité, La France devant la lutte des langues, La Phonétique expérimentale*, und *Le génie et l'esprit français* wie die *Philosophie des races* werden als bald erscheinend angekündigt. In der Vorrede tadelt er die Manie, auf England zu schimpfen, dessen Vorzüge er anerkennt, dessen jetzigen Zustand er aber auf Grund genauer statistischer Quellen als krank nachzuweisen versucht. Er bespricht die traurige Tatsache, dafs von über 32 Millionen der Bewohner Englands mehr als 7 physisch und in geistiger Beziehung sehr jämmerlich daran sind, und dafs das Land ökonomisch sich in grofsem Niedergange befindet, wozu wesentlich auch die amerikanische, stets wachsende Invasion beiträgt, ferner was er *Mirage historique et passé réel des Indes* nennt. Die p. 73 ff. besprochene russische Gefahr ist seit der Veröffentlichung des Werkes freilich auf lange Zeit zurückgedrängt, nicht aber die ihm von Irland und verschiedenen Kolonien drohenden Bedrängnisse und die Sorgen um das niedergeworfene Transvaal. Im zweiten Teile (p. 101) redet er von der Heilung dieser Verhältnisse, zu welcher er nicht ein englisch-amerikanisches, sondern ein englisch-französisches Bündnis in erster Linie zählt, wenn auch in den Vereinigten Staaten hauptsächlich englisch gesprochen wird. Er sucht dies auch durch wesentliche Verschiedenheit der zwei Länder eingehend zu begründen. Nach einer gröfseren Zahl von Kapiteln, die für ein englisches Reallexikon sehr wichtige Beiträge liefern können, geht er alsdann (p. 157) über zum Kapitel *Le Peuple anglo-français*, das mit dem wenigstens in dieser Form sehr fragwürdigen Satze beginnt: *La formation du peuple anglais, son sang, son âme collective, sa civilisation, de même que ses intérêts le tient d'une façon indiscolable à la race française.* Nach allerhand schiefen Urteilen über die Angelsachsen und ihren Besieger, z. B. *l'invasion de Guillaume prit le caractère d'une croisade sainte* (p. 171, vgl. 173); *la langue anglaise, greffée sur celle du français, repand sans le vouloir à travers le monde la gloire du parler gaulois* (p. 179), setzt er im Kapitel *L'Evolution du génie anglais* diese parteiischen Ansichten weiter fort, was sich sogar noch in dem Abschnitte

Ce que la France doit à l'Angleterre weiter zeigt. Von derselben zu weit gehenden Voreingenommenheit bei manchen geistreichen Bemerkungen zeugen auch die folgenden Abschnitte. Unter dem irreführenden Titel *La Grande-Bretagne est la meilleure colonie anglaise* setzt er auseinander, wie viel die Engländer in Frankreich und für dorther kommende Produkte Geld ausgeben, und stellt dem gegenüber den Schaden, den Frankreich wie England von Amerika erleidet. Über den seit Jahrhunderten eingewurzelten Hafs zwischen den beiden Völkern, der noch bis kurz vor und selbst nach dem Bündnisse im Krimkriege sonderbare Blüten trieb, anderseits über die Invasion von tausend englischen Wörtern in die französische Sprache, besonders seit dem 19. Jahrhundert, schweigt er, redet dann aber ausführlich vom gröfsten Feinde Englands, Deutschland, und seinen nicht blofs durch made in Germany vermeintlich Grofsbritannien gegenüber hochgefährlichen Bestrebungen. Nach verschiedenen, durch die Ereignisse der letzten Zeit hinfällig gewordenen Phrasen über das russische Bündnis und seine Folgen kommt er zu dem Schlufs, dafs England und Frankreich sich noch mehr einander nähern müssen. Das Buch bietet trotz alledem doch auch für den Philologen viele sehr interessante Momente, weshalb wir eine Besprechung in diesen Blättern für angezeigt gehalten haben.

Brandenburg a. H. K. Sachs.

Eco de Madrid. Conversación española moderna (Paliques). Unterhaltungen über alle Gebiete des modernen Verkehrs in spanischer Sprache von Pedro de Mugica y Ortiz de Zárate. Achte, völlig neu geschriebene Auflage. Stuttgart, W. Violet. VIII, 175 S.

Der durch verschiedene Publikationen bereits bekannt gewordene Lektor des Spanischen am Seminar für orientalische Sprachen in Berlin hat das seit 1860 siebenmal aufgelegte *Eco de Madrid* von Hartzenbusch und Lemming auf Wunsch des Verlegers einer Umgestaltung unterzogen, aus der ein ganz neues Buch hervorgegangen ist. Von den 173 Dialogen usw. des Buches hat M. selbst etwa ein Dutzend geschrieben, während die übrigen modernen Schriftstellern entnommen sind. Soweit das Buch, das stellenweise recht amüsant ist, zur Unterhaltung derjenigen dienen soll, die mit der spanischen Sprache schon gründlich vertraut sind und nun noch familiäre Wendungen, sprichwörtliche Redensarten und Neologismen studieren wollen, wird es seinen Zweck erfüllen, namentlich da der Verf. durch Hinzufügung eines ca. 40 Seiten fassenden Wörterbüchleins die Benutzung des Buches erleichtert hat. Für Unterrichtszwecke kann es weniger in Betracht kommen. In ein Lehrbuch passen Angriffe, wie sie M. gegen sein Heimatland und besonders gegen die spanische Akademie richtet, schlecht hinein. Die Ausdrücke, die der Verf. gebraucht, wenn er von der Akademie spricht (S. 160 ff.), verraten einen grimmigen Hafs gegen diese Körperschaft. Um so mehr mufs es befremden, dafs M. das Spanische die Sprache von Galdós und Palacio de Valdés nennt, und dafs er nicht nur bei diesen beiden Akademikern, sondern auch bei Valera und Pereda Anleihen für sein Buch gemacht hat. In dem *Eco de Madrid* kommen recht drastische Stellen vor, manche überschreiten sogar die Grenze des Zulässigen (S. 148 gegen Ende; S. 174 oben). Die Neologismen, auf die M. so stolz ist, entstammen, wie mir während meines jüngsten Aufenthaltes in Madrid versichert worden ist, teilweise der Sprache der *chulos* und *golfos*, und der Deutsche, der sie in Spanien gebraucht, wird zu guten spanischen Häusern schwerlich Zugang finden. — Dem strengen Richter der Akademie sind selbst einige Entgleisungen untergelaufen, die zum Teil auf seine lange Abwesenheit von Spanien zurückzuführen sind. So sollte es S. 33 heifsen: *Quitémonos el sombrero,*

nicht *Quitemos* ...; S. 173: *Hacía un gran bochorno,* nicht *Habia* ...; S. 52 *El tiempo estuvo malo,* statt *fué*; S. 31: *Me estoy muriendo de hambre canina,* denn *canina* als Substantiv (ohne *hambre*) bezeichnet die Exkremente des Hundes. *Testiga* (S. 144 u. a.) an Stelle des für beide Geschlechter gebräuchlichen *testigo* kommt in den Wörterbüchern nicht vor und scheint auch den Kastiliern fremd zu sein. *Idioma* (S. 166) ist männlich; statt *en el mismo España* sollte es korrekt *en la misma España* heifsen (vgl. Bello 851) u. dgl. m. Der Verf. tut schliefslich der Akademie unrecht, wenn er unter den Berichtigungen auf S. 176 zwei offenkundige Druckfehler (*estraído* statt *extraído, delicia* statt *delicia*) gegenüber der eingeführten Schreibweise in Schutz nimmt und den Fehler auf das Konto der Akademie setzen will. Dieses Vorgehen ist um so weniger verständlich, als M. sonst der üblichen Orthographie folgt und dementsprechend z. B. S. 50 *explota,* S. 63 *expresiones* mit *x* und S. 50 *Galicia* und *provincia* ohne Akzent schreibt. — Bei einer Neuauflage des *Eco de Madrid* dürfte M. auf den lehrhaften Zweck des Buches etwas mehr Rücksicht nehmen. Zwischen der von ihm gefürchteten Pedanterie und allzu grofser Ungezwungenheit bleibt noch ein weiter Spielraum.

Frankfurt a. M. S. Gräfenberg.

Mario Rossi, Contro la stilistica. Florenz, B. Seeber, 1906. 32 S. 8.

Was dieses lebhafte Schriftchen bekämpft, ist weder die psychologische Entwicklungsgeschichte des Stils, noch dessen ästhetische Wertung, sondern im Grunde nur die schulmäfsige und naturalistische Zerpflückung und Einteilung literarischer Kunstwerke in gewisse Stilgattungen, Stilarten und Redefiguren, kurz: der pseudo-wissenschaftliche Formalismus oder die Rhetorik. Wie ich in meinem Schriftchen über *'Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft'* (Heidelberg 1904) den Formalismus der Grammatik bekämpfte, so wendet sich Rossi, indem er sich mehrfach auf mich und vorzugsweise auf Croces *Ästhetik* beruft, gegen den Formalismus der Ästhetik.[1]

Mit raschem und sicherem Griff enthüllt er die Hohlheit und Ungenauigkeit der wichtigsten rhetorischen Begriffe: Parataxe, Hypotaxe, Metapher, Hyperbel, logischer Stil, affektischer Stil, Inversion usw. Er zeigt, dafs über die Geistesart eines Schriftstellers und über den Kunstwert seiner Werke nichts Tatsächliches, nichts Fafsbares, nichts Konkretes ausgesagt wird durch Urteile wie: A hat eine ausgesprochene Neigung zur Metapher, B bevorzugt die Inversion u. dgl. Im Munde eines Literarhistorikers wäre dieses Urteil etwa geradeso äufserlich und oberflächlich, wie wenn ein Historiker der Philosophie die einzelnen Denker nach den syllogistischen Schlufsformen, deren sie sich vorzugsweise bedienen, beurteilen und klassifizieren wollte.

So klar der formalistische Irrtum zutage liegt und so leicht er immer zu widerlegen ist, so wäre man sehr übel berichtet, wenn man glaubte, der Feldzug Rossis gehe gegen einen längst geschlagenen und begrabenen Feind. Erst dieser Tage wieder haben wir gesehen, wie einer unserer feinsinnigsten Literarhistoriker und kein geringerer als Richard M. Meyer das Gold seiner psychologischen und ästhetischen Stilforschung in die löcherige Papiertüte einer scholastisch angelegten *'Deutschen Stilistik'* (München 1906) gewickelt hat. Nachdem man erkannt hat, dafs den Stilformen nicht anders

[1] Hätte sich Rossi auch mit meinem zweiten Schriftchen *'Sprache als Schöpfung und Entwicklung'* (Heidelberg 1905) bekannt gemacht, so hätte er die Gegenstandslosigkeit seines auf S. 25 erhobenen Einwandes ohne weiteres einsehen und die Berechtigung entwicklungsgeschichtlicher Sprachbetrachtung anerkennen müssen.

als genetisch beizukommen ist, warum behält man dann ein Schema, das man tatsächlich überwunden hat, gerade im Schulunterricht bei, gerade in der Schule, wo mehr als irgendwo die Klarheit und Einheit der Begriffe uns am Herzen liegen sollte?

Aber nicht nur dem Formalismus der Rhetoriker, sondern auch einer gewissen Art von Sprachphilosophie gegenüber, die sich für etwas Besseres gibt, haben solche Streitschriften ihren Wert und ihre Berechtigung. Ich meine die psychologistische, insbesondere die Wundtsche Sprachwissenschaft, mit der sich Rossi freilich nicht auseinandergesetzt hat.

Der schönste Ruhmestitel des Sprachforschers Wundt und seiner Gefolgsleute ist zweifellos die Überwindung der formalistischen Grammatik. Unter dem Banner der Psychologie haben sie über das pedantische Ungeheuer gesiegt. Rossi bekämpft es unter dem Banner der Ästhetik. In gewissem Sinne also darf die psychologistische Sprachwissenschaft als die beste Bundesgenossin der ästhetisch-historischen gelten. Allein, der Bund kann nicht von Dauer sein; denn jede der beiden rühmt sich, die Grundlage zu der geschichtlichen Sprachforschung gelegt zu haben. Um den Streit zu entscheiden, mufs man sich über die Grenzen der Geschichte klar sein.

Für den Psychologisten ist jede 'aufsenbezügliche zeiträumliche Bestimmung' bereits Geschichtschreibung.[1] Karl der Grofse wurde im Dezember 800 in Rom zum Kaiser gekrönt, und zu derselben Zeit wurde in Hinterpommern von einer Dienstmagd die Treppe geputzt — ist echte und gerechte Geschichtschreibung. Freilich, meint der Psychologist, wäre diese rudimentäre Geschichte einer bedeutenden Verfeinerung fähig und bedürftig. Man verfeinert sie, indem man anstelle der 'aufsenbezüglichen' eine 'innenbezügliche', aber immerhin 'zeiträumliche' Bestimmung treten läfst. Die höhere Form der Geschichtschreibung hätte sich also in unserem Fall etwa folgendermafsen zu gestalten: Anläfslich ..., oder mit Rücksicht auf ..., oder zu Ehren der Kaiserkrönung in Rom usw. wurde in Hinterpommern die Treppe geputzt. So ungefähr sieht die Geschichtschreibung der Psychologisten aus. Ich habe absichtlich ein krasses Beispiel gewählt, um zu zeigen, wie wenig für die Geschichte dadurch gewonnen wird, dafs man anstelle eines 'aufsenbezüglichen zeiträumlichen' Neben- oder Nacheinanders ein 'innenbezügliches zeiträumliches', d. h. kausal bestimmtes Hintereinander setzt.

Für uns Ästhetiker fängt Geschichtschreibung erst dort an, wo der Forscher aus der Unendlichkeit zeiträumlicher Ereignisse diejenigen auswählt und in kausale Beziehungen zueinander bringt, deren kulturelle Bedeutungen homogen sind. Unsere Geschichte hätte etwa zu lauten: Die Kaiserkrönung Karls des Grofsen hatte die folgenden politischen — kirchenpolitischen — wirtschaftlichen — religiösen — literarischen usw. Bedeutungen. In solche und ähnliche Bedeutungskategorien wären die einzelnen auf die Krönung folgenden Ereignisse, soweit sich ihr Zusammenhang überhaupt noch erweisen läfst, einzureihen. Unsere Geschichte setzt also ein klares System von Bedeutungskategorien oder Begriffen wie Politik, Wirtschaft, Literatur, Religion usw. voraus. Eine bedeutungs- und sinnlose Chronik aber ist gerade so wenig Geschichte als Magie oder Astrologie Naturwissenschaft sind. Zeiträumliche Bestimmungen machen nur die Szenerie, aber nicht den Charakter der Geschichte. Unternehmen wir es z. B., die Geschichte der Logik oder der Kunst zu schreiben, so werden wir doch

[1] Ich halte mich im folgenden an den einfachen, klaren und jedermann zugänglichen 'programmatischen Versuch' von Ottmar Dittrich: *Die Grenzen der Sprachwissenschaft* in den *Neuen Jahrbüchern für d. klass. Altertum* etc. Leipzig 1905, S. 81—92.

im Ernste nicht der Meinung sein, dafs die chronologische oder gar geographische Anordnung der geistigen Gebilde, die man Logik oder Kunst nennt, unsere Aufgabe ausmache. In Wahrheit ereignen sich solch geistige Gebilde weder in Zeit noch in Raum. Jodls *'Geschichte der Ethik'* ist gewifs ein treffliches Buch. Der Psychologist kann dort zu seinem Schrecken gewahren, dafs Aristoteles im zweiten, Platon aber, der Vorgänger des Aristoteles, im dritten Kapitel, aller Chronologie zum Trotz, behandelt wird. Und warum? Weil die von Platon geschaffene 'metaphysiche Ethik' zufolge der idealen, d. h. logischen Entwicklung später ist als die von Aristoteles ausgebaute 'empirische Ethik'. Man sieht, das wesentliche Regulativ der Geschichte liegt in der philosophisch zu ergründenden Eigenart ihres Gegenstandes und nicht im Kalender, nicht in der Wandkarte. Ja, man könnte sogar behaupten: die Geschichte hat es in letzter Instanz nur mit den Übergriffen der geistigen Entwicklung über die chronologischen und topologischen Grenzen hinweg zu tun. Wenn der Historiker den Kalender konsultiert, so geschieht es, um ihn desto sicherer ignorieren zu können. Die Kurven der Geschichte verlaufen nicht innerhalb, sondern überhalb des Kalenders.

Wie also jede Geschichte, so hat auch die Sprachgeschichte eine Philosophie, d. h. einen klaren Begriff vom Wesen der Sprache, zur Voraussetzung. Freilich wird sich dieser Begriff selbst wieder verschieben, je nachdem sich unsere sprachgeschichtlichen Erfahrungen bereichern. Die philosophische Voraussetzung ändert sich nach Mafsgabe der historischen Ergebnisse. Daher der Name Voraussetzung. Es wird im voraus gesetzt, was die Geschichte nachträglich zu erhärten oder umzustofsen hat. Eben deshalb, weil die Ergebnisse der Geschichte auf die Philosophie zurückwirken, gebührt dieser letzteren die logische Priorität, ja sogar die Apriorität.

Nach dieser Seite hin ist also die Philosophie Grenze und Grundlage der Geschichte.

Nach jeder anderen Seite hin trägt die Geschichte ihre Grenze in sich selbst. Dort hört sie auf, wo das geschichtliche Interesse aufhört, und nicht etwa dort, wo dem Historiker die Kraft oder die Zeit oder der Atem ausgeht. Das Interesse aber hört erst auf, nachdem sämtliche konkreten, d. h. anschaulichen und nicht zeiträumlichen Beziehungen zu den Begriffen der Philosophie erschöpft sind — also niemals. Immerhin, je einförmiger diese Beziehungen sich gestalten, desto mehr erlahmt das historische Interesse. Ein Geldbriefträger, der mir jeden Tag, jahraus, jahrein, punkt zehn Uhr einen Hundertmarkschein bringt, gewinnt für die Wirtschaftsgeschichte meines Haushalts erst dadurch wieder erneute Bedeutung, dafs er eines Tages entweder ausbleibt, oder mir zu wenig, oder zuviel verabreicht.

Je gewohnheitsmäfsiger, je gesetzmäfsiger die Ereignisse werden, desto mehr entschwinden sie dem anschauenden Auge des Historikers. Wenn es also tatsächlich etwas durchaus Gesetzmäfsiges, Stabiles und immer Wiederkehrendes im Leben der Sprache gibt, so mufs auch dem Sprachhistoriker irgendwo das Interesse nachlassen und die Grenze der Sprachgeschichte zu finden sein.

Eine solche Gesetzmäfsigkeit, meint nun der Psychologist, haben wir in der Tatsache, dafs 'eine Lautung erst dadurch sprachlich brauchbar wird, dafs sie eine Bedeutung erhält'.[1] Dagegen läfst sich nichts einwenden. In der Tat gehört dieses Gesetz nicht in die Geschichte, sondern in die Philosophie der Sprache. Diese hat es mit den prinzipiellen Verhältnissen von Laut und Bedeutung, Form und Inhalt, Sprechen und Denken etc. zu tun. Dittrich aber möchte, wenn ich ihn recht verstehe, dieses Gesetz

[1] O. Dittrich, a. a. O.

nicht der Philosophie, sondern der Psychologie zuweisen. Freilich, für ihn ist Psychologie nicht nur die Wissenschaft von den Bedingungen, sondern auch von den Prinzipien des geistigen Lebens. Grundsatz und Bedingung ist den Psychologisten ein und dasselbe. Wer einen primären Unterschied zwischen dem was gilt und dem was geschieht nicht anerkennt, mit dem werden wir uns weder verständigen können, noch wollen. Hier liegt die letzte Wurzel unseres Gegensatzes; wer ihn ergründet hat, wird nicht versuchen ihn zu überbrücken und wird für Dittrichs Bemühungen, die Ästhetik Croces zum Psychologismus herüberzuziehen,[1] nur ein skeptisches Lächeln haben.

Aber es gibt, könnte man einwenden, auch andere Gesetzmäfsigkeiten in der Sprache, Gesetzmäfsigkeiten, die sich mit dem besten Willen nicht in den Bereich der Sprachphilosophie verweisen lassen. Z. B. die Tatsache, dafs die Laute *a, r, l, p* usw. immer nur durch gewisse mehr oder weniger konstante Funktionen der Sprachwerkzeuge hervorgebracht werden. Ja, wenn nur eine einzige Artikulationsweise dieser Laute mafsgebend wäre, ja, wenn es ein Gesetz des a- oder r-Sagens gäbe, dann freilich müfsten wir der Mechanik oder irgendeiner anderen Naturwissenschaft die Erforschung dieses Gesetzes abtreten. — Sind aber die verschiedenen Arten von *a, r, l* usw. und die jeweilige Verschiedenheit ihrer Erzeugung oder Artikulation von einer irgendwie nachweisbaren Bedeutung für die historischen Wandlungen der Sprache, nun, so gibt es, wohl oder übel, neben einer naturwissenschaftlichen auch eine historische Akustik und Phonetik. Das historische Interesse bemächtigt sich dann dieser physikalischen und physiologischen Disziplinen und macht eine geschichtliche Wissenschaft, meinethalb Hilfswissenschaft aus ihnen. Ebenso schafft sich das sprachhistorische Interesse auch eine historische Psychologie; indem es nicht nach den Gesetzen, sondern nach den Schicksalen und Wandlungen der Gedankenzusammenhänge fragt.

Kurz, so oft immer die Sprachgeschichte sich bei den Naturwissenschaften Rat oder Aufklärung zu holen scheint, tut sie es lediglich im Geiste und im Interesse historischer Forschung. Nicht der Gegenstand, sondern das Interesse entscheidet in der Methodologie. Freilich, das Wundtsche System der Wissenschaften präsentiert sich als ein hübsch geordnetes Kolumbarium von Gegenständen. Darum sieht es auch eher einem Apothekerkasten als einem logischen Organismus gleich.

Ich bin weit entfernt, zu leugnen, dafs die Sprachwissenschaft sich weder um Zunge, Kehlkopf, Ohr, noch um den Apparat der physiologischen Innervationen zu kümmern habe. Aber ich leugne aufs bestimmteste, dafs sie es mit naturwissenschaftlicher Problemstellung tut. Sie will nicht wissen, nach welchen Gesetzen das Sprechen erfolgt, denn darum kümmert sich — soweit es ihr dienlich sein kann — die Sprachphilosophie. Sie will erfahren, wie sich im einzelnen die anschaulichen Sprachformen, und die sprachlichen Individualitäten (Völker, Gruppen, Familien, Geschlechter und Einzelwesen) bedingen und entwickeln.

Diesem zentralsten und kardinalsten Interesse unserer Wissenschaft steht die psychologistische Sprachphilosophie von Wundt und Dittrich verständnislos gegenüber. Sie vermag unseren Durst nach Erkenntnis des Individuellen nur dadurch zu löschen, dafs sie uns über das Wesen des Individuellen täuscht. Sie spiegelt uns vor, das menschliche Individuum sei nichts anderes als 'ein die Eigenschaft als Vertreter und als Teil der Menschheit in sich vereinigendes Lebewesen'.[2] Das, wodurch das Individuum zum Vertreter der Menschheit gemacht werde, sagt sie, erscheine

[1] *Zeitschrift für rom. Phil.* 1906, S. 472 ff.
[2] Dittrich, *Neue Jahrb.* a. a. O.

als seine 'generelle Eigentümlichkeit'. Als ob das Individuum als solches überhaupt etwas Generelles an sich haben und etwas anderes vertreten könnte als sich selbst! — Das, wodurch es zum Teil der Menschheit gemacht werde, sagt sie weiter, erscheine als seine 'spezielle' Eigentümlichkeit. Als ob das Individuum überhaupt zum Teil von etwas gemacht werden könnte, ohne im selben Augenblick aufzuhören, Individuum zu sein!

Wollt ihr also das Individuelle erkennen, so studiert erstens das Normale und zweitens das Abnorme am Menschen und an seiner Sprache, mit anderen Worten: studiert alles, nur gerade das Individuelle nicht! Zerreifst das Individuum und betrachtet es so, wie der Zoologe einen Affen: erstens als Vertreter der Gattung und zweitens als abnorme oder pathologische Kuriosität.

Kein Wunder, dafs mir Dittrich Vorwürfe macht, wenn ich in meinen sprachphilosophischen Arbeiten mir erlaubte, die sachliche Beweisführung durch Argumenta ad hominem, durch Appell an das Wahrheitsgefühl zu kräftigen. Jede gute Philosophie beginnt oder endigt mit diesem Argumentum ad hominem. Nur denjenigen, der seinem eigenen Ich nicht anders als der Zoologe dem Affen gegenüberzutreten gewöhnt ist, nur denjenigen, dem alle Grundsätze bedingt und alle Bedingungen grundsätzlich sind, kann ein solches Argumentum mifstrauisch machen. Kein Wunder auch, dafs Dittrich meine Gedanken dadurch zu entwerten glaubt, dafs er sie auf ihre Bedingtheit, d. h. auf ihre historischen Quellen zurückführt und als eine Mischung von Windelband, Rickert und insbesondere Croce erklärt. Dafs ich diese Abhängigkeit, insbesondere die Abhängigkeit von Croce, in nachdrücklichster, patentester und loyalster Weise selbst zutage gelegt habe, wird verschwiegen. Eine diesbezügliche öffentliche Berichtigung, die mir Dittrich aufs liebenswürdigste angeboten hat, hielt ich selbst für überflüssig. Denn ich bin überzeugt, dafs die Gültigkeit einer Theorie nicht das Geringste mit ihren Quellen zu tun hat, und dafs der Weg, den ich gehe, dadurch, dafs er mir von Croce, Rickert und Windelband gewiesen wurde, noch lange kein Holzweg geworden ist. Ich schmeichle mir sogar, dafs die Gedanken dieser Vorgänger durch meine Arbeiten, d. h. dadurch, dafs ich sie auf die Probleme der Sprachwissenschaft, soweit ich vermochte, angewandt habe, nichts von ihrer Lebenskraft einbüfsen, sondern im Gegenteil an Tragweite gewinnen und neue Gebiete erobern werden.

Der schwächste Punkt meines Schriftchens über '*Sprache als Schöpfung und Entwicklung*', der von Dittrich richtig erfafst und blofsgestellt worden ist, die mangelhafte Formulierung des Begriffs der Geschichte, dürfte in den obigen Ausführungen, soweit es in dem Rahmen einer Rezension möglich ist, geklärt sein. Es hat sich glücklich gefügt, und ich mufs meinem Gegner Dank wissen, dafs die Mängel seiner Geschichtsphilosophie mir Gelegenheit und Stützpunkte boten, um die Mängel der meinigen auszubessern.

Heidelberg. Karl Vofsler.

Verzeichnis

der von Anfang Dezember 1906 bis Mitte März 1907 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

American journal of philology. XXVII, 4 [W. Churchill, Root reducibility in Polynesian. — M. Bloomfield, Corrections and conjectural emendations of Vedic texts. — R. S. Redford, The prosody of Ille. — J. M. Linforth, Notes on the pseudo-Vergilian Ciris. — D. M. Robinson, New inscriptions from Sinope].

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. XII, 6 [Sikora, Der Kampf um die Passionsspiele in Tirol im 18. Jahrhundert. — Eder, Volkstümliche Überlieferungen aus Nordböhmen].

Tumlirz, Karl, Poetik. I. Teil: Die Sprache der Dichtkunst. Der Lehre von den Tropen und Figuren desselben Verfassers 5. erweiterte Auflage. Wien, Tempsky, 1907. 147 S. M. 2,20.

Spruchwörterbuch, hg. von Franz Freiherrn von Lipperheide. Lieferung 12—18.

Tonger, P. J., Lebensfreude. Sprüche und Gedichte, gesammelt vom Hrsg. Köln, Tonger, o. J. 160 S.

Masing, Oskar, Serbische Trochäen. Probefahrten X. Leipzig, Voigtländer, 1907. 50 S. M. 1,80.

Literaturblatt für germanische und romanische Philologie. XXVII, 12 (Dezember 1906) mit Inhaltsverzeichnis zum 27. Jahrgang. XXVIII, 1 (Januar 1907).

Modern language notes. XXI, 8 [Sommer, An unknown manuscript and two early printed editions of the prose-Percival. — Fr. Wood, Etymological notes. — Morton, The stanza of In memoriam. — Warren, A possible refrain of a lost mediæval French poem. — Baker, Graf Friedrich von Stolberg in England. — Bödtker, Partenopeus in Catalonia and Spain. — Schlutter, Anglo-Saxonica. — Mackall, St. Hubertus in Goethe's St. Rochusfest zu Bingen. — Tatlock, Milton's Sin and Death. — Adams, Christ (?) 1665—93. — Morrison, The French novel of intrigue from 1150 to 1300. — Richards, Der Teufel ist los by Christian Felix Weifse. — Fraser, A study in literary genealogy. — Cook, Shakespeare, Oth. III, 4, 74. — Lévi, Mon Habit]. XXII, 1 [Broadus, Addison's discourse on ancient and modern learning. — Gebber, All of the five fictitious Italian editions of writings of Macchiavelli and three of those of P. Aretino printed by John Wolfe of London (1581—88). — Morrison, The French novel of intrigue from 1150—1300. II. — Bruner, The subsequent union of dying dramatic lovers. — Klein, A rabbinical analogue to Patelin. — Beam, Richard Straufs' Salome and Heine's Atta Troll]. XXII, 2 [Cook, The Concordance Society; Marlowe, Faustus 13, 91—2. — Fay, Ancient words with living cognates. — Richards, Some Faustus notes. — Buck, Add. MS. 34064 and Spenser's Ruins of time and Mother Hubberd's tale. — Benham, Two notes on Dante. — Tupper, Samson Agonistes 1665/6. —

Livingstone, Grifon Greek; Grifaigne, Greek. — Hammond, Two Chaucer cruces. — Crawford, A rare collection of Spanish entremeses. — Lancaster, The date of *ai* in *connaître* and *paraître*].

Die neuern Sprachen ... hg. von W. Vietor. XIV, 8 [F. Dörr, Die praktische Ausbildung der Neuphilologen, Münchener Vortrag. — R. Volbeda, The place of the subject in English. — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes]. XIV, 9 [M. Walter, Ancignung und Verarbeitung des Wortschatzes im neusprachlichen Unterricht. — H. Smith, English boy's fiction. — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes]. XIV, 10 [P. Sakmann, Charakterbilder aus Voltaires Weltgeschichte. — Ch. Eidam, Über Kordelias Antwort (*King Lear*, 1, 97—100) sowie über die Neubearbeitung des Schlegel-Tieck. — Berichte. — Besprechungen. — Vermischtes].

Publications of the Modern Language Association of America. XXI, 4, new series XIV, 4 [W. Morris Hart, Professor Child and the ballad. — A. E. Richards, A literary link between Thomas Shadwell and Christian Felix Weifse. — O. F. Emerson, Legends of Cain, especially in Old and Middle English. — W. Guild Howard, Goethe's essay über Laokoon].

Journal of English and Germanic philology. VI, 2 [L. Cooper, Some Wordsworthean similes. — F. Klaeber, Minor notes on the Beowulf. — Cynewulf's Elene 1262 f. — Phenix 386. — Ernst Vofs, Schnaphan. — H. S. V. Jones, The Cleomades, the Meliacin and the Arabian tale of the enchanted horse. — E. W. Fay, Gothic and English etymologies. — H. Collitz, Segimer oder germanische Namen im keltischen Gewande].

Modern philology. IV, 3 [A. E. H. Swaen, The authorship of 'What is a day' and its various contents. — Arthur R. Skemp, The transformation of scriptural story, motive and conception in Anglo-Saxon poetry. — J. E. Matzke, The source and composition of Ille et Galeron. — F. A. Wood, Studies in Germanic strong verbs. — Aura Miller, The sixth quarto of Hamlet in a new light. — M. Schütze, Repetition of a word as a means of suspense in the German drama under the influence of romanticism. — B. S. Monroe, Frensh words in Lazamon. — E. Vofs, Nachricht von J. Wimpfelings Deutschland].

Revue Germanique. III, 1 [E. Seillière, Lewis H. Morgan et la philosophie Marxiste de l'histoire. — Maurice Castelain, Shakespeare et Ben Jonson. — A. Vulliod, Les sources de l'émotion dans l'œuvre de Theodor Storm].

The modern language review. II, 2 [Paget Toynbee, Boccaccio's Commentary on the Divina commedia. — A. S. Cook, Two notes on Milton. — A. Tilley, The authorship of the 'Isle sonnante'. — R. Priebsch, Quelle und Abfassungszeit der Sonntagsepistel in der irischen Caín Domnaíg. — L. E. Kastner, Thomas Lodge as an imitator of the Italian poets].

Neuphilologische Mitteilungen, hg. vom Neuphil. Verein in Helsingfors. 1906. N° 7/8 [J. Mandelstam, A. N. Wesscloffsky. — H. Pipping, Zur altschwedischen Wortkunde. — J. Poirot, Sur l'enseignement de la prononciation française dans les écoles. — Besprechungen. — Protokolle. — Mitgliederverzeichnis. — Eingesandte Literatur. — Mitteilungen]. 1907, N° 1 2 [J. Poirat, Ferd. Brunetière. — A. Långfors, Un dit d'amour.[1] —

[1] Nach Bibl. nat. f. franç. 1634. Darin die Strophe III:

Amours s'en fuit grant aleure:
Peu trueve qui de li ait cure
Fors[que] de tout le mont trechier.
Mais remis[e] est une amorsure
Qui pechiet, envie et ordure
Bee tous jours a essaucier.

J. Poirot, Über die Bedingungen der Sprachentwicklung; erster Teil eines Referats über Meillets linguistische Beiträge zur *Année sociologique*, die seit 1898 bei Alcan, Paris, erscheint. Zunächst wird der Lautwandel besprochen. Bei seinen Desideraten auf S. 23 übersieht der Referent die Arbeit Gauchats über das Patois von Charmey, von der hier CXV, 443 ff. die Rede war. — H. Suolahti. Zum Iwein 4692 ff. — Besprechungen. — Protokolle. — Eingesandte Literatur. — Mitteilungen].

Passy, P., Petite phonétique comparée des principales langues européennes. Leipzig, B. G. Teubner, 1906. IV, 132 S. M. 1,80. [Dieses Elementarbuch ist in erster Linie für Lehrer bestimmt. Es gibt eine kurze Beschreibung des französischen Lautsystems unter Zugrundelegung des Wortlauts der *Sons du français* des nämlichen Verfassers. Neu und von besonderem Interesse ist die vergleichende Darstellung des englischen, deutschen, spanischen und italienischen Lautcharakters. Ein kürzerer zusammenhängender Text, der in phonetischer Umschrift franz. (3), span., port., ital., engl. (3), deutsche, holl., dän., norweg., schwed. und isländische Lautung wiedergibt, bildet den Schlufs. Das Büchlein ist sehr geeignet, der phonetischen Aufklärung zu dienen. Der Verf. besitzt in hervorragendem Mafse die Gabe der Vulgarisation. — Ich bedaure, dafs er aus den *Sons du français* die illusorische Scheidung von langen und sog. doppelten (!) Konsonanten herübernimmt (§ 150; als ob nicht auch die 'langen' Konsonanten Intensitätsschwankungen aufwiesen), und dafs er fortfährt (§ 223), das *h* im franz. *là-haut, aha* als ein wirkliches *h* aufzufassen, während es sich doch nur um einen emphatischen Vokaleinsatz, d. h. um ein *o, a* mit parallellaufender stärkerer Expiration, und nicht um einen selbständigen Reibelaut handelt.]

Breul, H., The teaching of modern foreign languages and the training of teachers. 3. edition, revised and enlarged. Cambridge, University Press, 1906. XII, 156 S. 2 s. net. [In dieser 3. Auflage ist besonders ein vermehrter Neudruck von Breuls Vortrag *On the training of teachers of modern languages*, 1894, hinzugekommen. Breuls Ziel ist, einerseits die wissenschaftliche Durchbildung der neusprachlichen Lehrer gründlich zu gestalten, anderseits aber zugleich sie wohlbekannt mit deutschem Leben und praktisch in der Schule zu machen. Über die Schwierigkeit, die Aufgabe nach beiden Seiten hin zu lösen, ist er sich völlig klar. Er fordert

Car s'on voit aucun essaucier,
Celui que cius tendra plus chier
En iert ires a desmesure.
Si ne scet-on cui aproch[i]er;
Car li uns veut l'autre escorch[i]er
Quant plus de s'amour l'as[e]ure

deren mittlere Stelle dem Herausgeber unklar geblieben. Sie erscheint indessen doch verständlich: Dafs *essaucier* mit sich selbst reimt, zeigt keineswegs eine Verderbnis an: der Dichter empfindet offenbar eine etwas verschiedene Bedeutung beim ersten *essaucier* (= in Erfüllung bringen) gegenüber dem zweiten (= lobpreisen). Zu bemerken ist weiter, dafs *celui* neben *cius* als Nominativ gebraucht wird, was der Herausgeber in der Einleitung hätte erwähnen können. Die ganze Strophe bietet den lückenlosen Sinn: 'Amor (das indeklinable, artikellose *Amours* bezeichnet den Liebesgott, auch wenn es vom Abstraktum *amour* zum Feminin herübergezogen wird) flieht raschen Schrittes; kaum findet er jemanden, der sich um ihn kümmert, aufser um alle Welt zum besten zu haben. Doch ist ein Liebesreiz geblieben, der allzeit darauf aus ist, sündhaftes, neidisches und schmutziges Tun zu vollführen. Denn wenn man sieht, dafs jemand gepriesen wird, dann gerät [gerade] der, den jener Jemand am meisten lieb hat, in den heftigsten Zorn. Man weifs wirklich nicht, wem man sich nähern soll ...'

daher die Lehrer auf, sich selbst eifrig weiterzubilden, empfiehlt ihnen die Anlegung einer Handbibliothek und bietet ihnen hiezu eine Bibliographie.]

Heims, W., Wie erlernt man fremde Sprachen? Winke für den Selbstunterricht, zugleich ein Beitrag zur Methodik des Studiums fremder Sprachen für praktische Zwecke. 3. Auflage. Leipzig, W. Heims, 1907. [Abdruck einer reformatorischen Schrift von 1885, deren Anregungen inzwischen Gemeingut wurden.]

Walter, M., Aneignung und Verarbeitung des Wortschatzes im neusprachlichen Unterricht. Marburg i. H., Elwert 1907. 36 S.

Deutsche Mundarten, Zeitschrift für Bearbeitung des mundartlichen Materials, hg. von J. Will. Nagl. II, 1—2 [F. Mentz, Bibliographie der deutschen Mundartenforschung für die Jahre 1900—1903, nebst Nachträgen aus früherer Zeit. — J. W. Nagl, Über mhd. *ê*, *œ* und *æ* und die gleiche Aussprache dieser drei Laute. — J. W. Nagl, Rundschau. — Einsendungen aus verschiedenen Dialektgebieten: A. Blafs, Die *Sette Comuni*, und E. K. Blümml, Kinderreime und Volkslieder aus dem bayrisch-österreichischen Sprachgebiet].

Schweizerisches Archiv für Volkskunde, hg. von E. Hoffmann-Krayer und M. Reymond. X, 4 [A. Zindel-Kressig, Volkstümliches aus Sargaus. — A. Ithen, Flachs und Hanf. — E. Hunkeler, Die Buebechilbi im Luzerner Hinterland. — H. Moesch, Das Klausen in Urnäsch (Appenzell). — E. Wymann, Rezepte aus Uri von 1716—1724. — Miszellen. — Bücheranzeigen. — Register].

Zeitschrift für deutsche Mundarten, im Auftrage des Vorstandes des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins hg. von O. Heilig und Ph. Lenz. 1906, 1 [Vorwort. — Unsere Lautschrift. — O. Weise, Das prädikative Eigenschaftswort. — Ders., Einige sprichwörtliche Redensarten. — Ders., Küchenlatein und Verwandtes. — G. Binz, Eine Probe der baselland-schaftlichen Mundart aus dem 17. Jahrhundert. — L. Hertel, Erzählung in Suhler Mundart. — O. Heilig, Erzählung in der Tauberbischofsheimer Mundart. — Ders., Alte Flurbenennungen aus Baden. — W. Unseld, Schwäbische Sprichwörter und Redensarten. — L. Sütterlin, Sprache und Stil in Roseggers 'Waldschulmeister'. — W. Schoof, Beiträge zur Kenntnis der Schwälmer Mundart. — O. Meisinger, Wagen und Pflug in der Mundart von Steinen im Wiesental. — V. Hintner, Mundartliches aus Tirol. — Bücherbesprechungen. — Bücherschau. — Zeitschriftenschau].

Kluge, Friedrich, Unser Deutsch. Einführung in die Muttersprache. Vorträge und Aufsätze. Leipzig, Quelle & Meyer, 1907. 146 S. M. 1,25.

Stachel, Paul, Seneca und das deutsche Renaissancedrama. Studien zur Literatur- und Stilgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. (Palaestra XLVI.) Berlin, Mayer & Müller, 1907. X, 388 S. M. 11.

Homeyer, Fritz, Stranitzkys Drama vom 'Heiligen Nepomuk'. Mit einem Neudruck des Textes. (Palaestra LXII.) Berlin, Mayer & Müller, 1907. 202 S. M. 6,80.

Beam, J. N., Die ersten deutschen Übersetzungen englischer Lustspiele im 18. Jahrhundert. (Litzmanns Theatergeschichtliche Forschungen, XX). Hamburg, Vofs, 1906. 96 S. [Ein junger Deutschamerikaner in Jena untersucht hier die durch Gottsched angeregten Übersetzungen von Granvilles *She gallants*, Congreves *Way of the world* und *Love for love*, Cibbers *Careless husband*, Steeles *Conscious lovers*, Vanbrughs *Relapse* und *Provoked husband*, Ravenscrofts *Anatomist* und Hoadlys *Suspicious husband*, wie sie zwischen 1748 und 1757 zu Frankfurt, Göttingen, Leipzig, Hamburg, Rostock u. a. erschienen. Die vorgenommenen Veränderungen werden hervorgehoben; unmittelbar für Bühnenzwecke waren die Arbeiten wohl nicht berechnet.]

Leo, Johannes, Joh. G. Sulzer und die Entstehung seiner allgemeinen Theorie der schönen Künste. Ein Beitrag zur Kenntnis der Aufklärungszeit. Berlin, Komm.-Verlag E. Frensdorff, 1907. 111 S. [Diese Arbeit ist ein sehr gut dokumentierter Beitrag zur Kenntnis von 'Moment und Milieu', in denen Sulzers ästhetische Auffassungen sich entwickelten. Für Vorgeschichte, Entwerfung und endgültige Disposition des ideengeschichtlich so bedeutsamen Werkes der Aufklärungszeit wird neues Material beigebracht und verarbeitet und der Anteil Wielands und Bodmers an der 'Theorie' zum Schluſs skizziert. Zur Übernahme Sulzerscher Artikel in die franz. *Encyclopédie* (*Supplém.* von 1776) ist Rocafort, *Les doctrines litt. de l'Encyclopédie*, Paris 1890, zu vergleichen — Thiébaud ist nicht zuverlässig (S. 13).]

Arnim, Bettina von, Goethes Briefwechsel mit einem Kinde. Hg. von J. Fränkel. 3 Bände. I: XXX, 264 S. II: 234 S. III: 228 S. Jena, Diederichs, 1906. M. 6.

Fries, Albert, Beobachtungen zu Goethes Stil und Metrik. S.-A. aus *Zeitschrift für die österr. Gymnasien*, Heft XII, 1906. Wien, Selbstverlag, 1906. 19 S.

Krähe, Ludwig, Carl Friedrich Cramer bis zu seiner Amtsenthebung. (Palaestra XLIV.) Berlin, Mayer & Müller, 1907. IV, 260 S. M. 7,50.

Immermanns Werke. Hg. von Harry Maync. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 5 Bände. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, o. J.

Das Volkslied im Luzerner Wiggental und Hinterland, aus dem Volksmunde gesammelt und hg. von A. L. Gaſsmann. (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde, 4). Basel, Verlag d. Schweiz. Ges. f. Volksk., 1906. X, 214 S. 4,50 fr. (für Mitglieder 3,50 fr.).

Volkskunde im Breisgau, hg. vom Badischen Verein für Volkskunde durch Prof. Friedrich Pfaff. Freiburg i. Br., Bielefeld, 1906. 189 S. M. 3.

Wossidlo, Richard, Mecklenburgische Volksüberlieferungen. III. Bd. Kinderwartung und Kinderzucht. Wismar, Hinstorff, 1906. XIX, 453 S.

Neue deutsche Schule. Ein Elternblatt, begründet von Hugo Göring. I, 1 [H. Hoffmann, Freie Schulgemeinden. — H. Göring, Des Kaisers Schulprogramm. — J. Schubert, Die pädagogische Provinz in Wilhelm Meisters Wanderjahren. — R. Deutsch, Ein Besuch in Wickersdorf. — G. Naumann, Otto der Ausreiſser. Ein Jungen-Tagebuch. — Bibliographisches]. Deutscher Kulturverlag. Leipzig, Thalstraſse 12; Berlin SW. Dessauer Straſse 3.

Lochner, Joh., Deutsche Schulgrammatik für höhere Lehranstalten. Leipzig, Freytag, 1907. 72 S. M. 1.

Harcourt, L., German for beginners. A reader and grammar in two parts. 3rd edition revised and enlarged. 1: 135 S. 2: 220 S. Marburg, Elwert, 1907.

Deutscher Frühling. Neudeutsche Monatsschrift für Erziehung und Unterricht in Schule und Haus. Unter Mitwirkung zahlreicher Gelehrter und Schulmänner hg. von Alfred Baſs. I, 1. Leipzig, Teutonia-Verlag, 1907.

Meyer, Ernst A., Deutsche Gespräche. Mit phonetischer Einleitung und Umschrift. Leipzig, Reisland, 1906. IV, 105 S.

Langenscheidts Taschenwörterbücher für Reise, Lektüre, Konversation und den Schulgebrauch: Taschenwörterbuch der schwedischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt zusammengestellt von C. G. Morén, Teil II: Deutsch-Schwedisch. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagsbuchhdlg., o. D. X, 432 S. Geb. M. 2.

Englische Studien. XXXVII, 2 [Otto B. Schlutter, Beiträge zur altenglischen Wortforschung. — A. E. H. Swaen, Contributions to Anglo-

Saxon lexicography. — F. Holthausen, Zur Textkritik altenglischer Dichtungen].

Anglia, Beiblatt. XVII, 12 (Dezember 1906).

Scottish historical review. IV, 14, January 1907 [Hume Brown, The union of the parliaments of England and Scotland, 1707. — L. Dimier, About Mary Queen of Scots' portraits. — Francis Steuart, Scotland and the papacy during the great chism. — Stevenson, A contract of mutual friendship in the '15. — Morison, Ancient legend and modern poetry in Ireland. — A. O. Curle, John Carmichael of Medowflat, the captain of Crawford. — Sir Herbert Maxwell, The reign of Edward III as recorded by Sir Thomas Gray. — Frank Miller, Unpublished topical poem by Dr. Blacklook].

Kaluza, Max, Historische Grammatik der englischen Sprache. 2 Teile. 1. Teil: Geschichte der englischen Sprache. Grundzüge der Phonetik. Laut- und Formenlehre des Altenglischen. XVI, 348 S. 2. Teil: Laut- und Formenlehre des Mittel- und Neuenglischen. XVI, 546 S. 2. Aufl. Berlin, Felber, 1906—07.

Köhler, Joh. Jakob, Die altenglischen Fischnamen. (Anglistische Forschungen Nr. 21.) Heidelberg, Winter, 1906. 87 S.

Martin, F., Die produktiven Abstraktsuffixe des Mittelenglischen. Strafsburger Dissertation 1906. [Eingeteilt nach heimischen und fremden Suffixen. Unter den heimischen sind *-ness, -ung, -ðu, -scipe, -heed* am fruchtbarsten. Aus dem Altn. tritt nur *-leik* hinzu. Die Strafsburger Schule fährt fort, sich um die englische Wortbildungslehre, die lange vernachlässigt war, verdient zu machen.]

Fletcher, Robert Huntingdon, The Arthurian materials in the chronicles especially those of Great Britain and France. Studies and notes in philology and literature. X. Boston, Ginn, 1906. IX, 313 S.

The Brut or the chronicles of England. Edited by F. W. D. Brie, with introduction, notes and glossary. Part I. Early English Text Society, original series 131. London 1906. XIX, 289 S. 10 sh.

The pearl, a M. E. poem, edited with introduction, notes and glossary by Ch. G. Osgood. (The belles-lettres series, section II: M. E. literature. Gen. editor: E. Flügel.) Boston, Heath, 1907. LIX, 102 S. 2 s. 6 d. [Der sorgsame Neudruck dieser mystisch angehauchten Dichtung ist mit einer Einleitung versehen, die über seine Entstehung besonders in Hinblick auf Boccaccio und Dante handelt. Für direkten Einfluſs vom 'Paradiso' weifs Osgood Beachtenswertes vorzubringen. Was zu Chaucers ungefähr gleichzeitigem 'Buch von der Herzogin' stimmt, ist wohl nicht Einfluſs, sondern Parallele. Eine wichtige Vorstufe wären noch die geistlichen Minnegedichte frühme. Art, z. B. 'A good orison of our lady'. Strode scheint als Verfasser nicht haltbar; dagegen bleibt Osgood bei der Ansicht, dafs derselbe Dichter auch *Cleanness, Patience* und *Gawain* geschrieben habe. Die Entstehungsreihe aus stilistischen Gründen bestimmen zu wollen, ist nicht ohne Bedenken; lassen sich *Cl.* und *Pat.* mit dem Kommunistenaufstand von 1381 in Beziehung setzen, so haben wir festeren Boden unter den Füfsen.]

Kern, A. A., The ancestry of Chaucer. Johns Hopkins Univ. Diss. Baltimore, The Lord Baltimore Press, 1906. XV, 163 S. [Eine Karte der Londoner Gegend, in der die Familie Chaucer wurzelte, macht den Anfang. Der Name wird als 'Schuhmacher' gedeutet. Eine grofse Menge Familienglieder wird bis hoch ins 13. Jahrhundert hinauf verfolgt; mit John Chaucer, † 1302, treten sie in den Weinhandel ein; mit Elias Chaucer, † nach 1319, kommen sie in Beziehungen zum Hofe; mit Baldwin, † nach 1312, erscheinen sie zuerst in Verbindung mit dem Zollwesen. Alle drei Tätigkeitsgebiete vereinte der Grofsvater des Dichters, der in Ipswich und in London lebte. John Chaucer, der Vater des Dichters, war nicht Wirt

in einer Taverne, sondern Grofsweinhändler, reich, mehrfach noch in Ipswich tätig und bei Hofe angesehen, nicht etwa blofs 'in attendance'. Dafs der junge Geffrey als Page zur Gräfin von Ulster kam, erklärt sich durch den ersten Mann seiner Mutter Agnes Chaucer: er war ein Northwall und Keeper of the King's Wardrobe. Zur Übersicht ist ein Stammbaum beigegeben, zur Kontrolle eine Anzahl Urkundenabdrucke. Selbst wenn noch nicht alle Einzelheiten feststehen, ist die Studie doch sehr lehrreich für die Umgebung und Beziehungen des Dichters.]

Wilson, L. R., Chaucer's relative constructions. Studies in philology, vol. I, publ. under the direction of The Philological Club of the University of North Carolina. Chapel Hill, The University Press, 1906. 60 S. [In der Bibliographie zu Anfang fehlt L. Kellner, *Outlines of English syntax*, 1894. Auf Unterschied des Gebrauchs von *that* und *which* ist besonders geachtet, unter Zugrundelegung von Skeats Text allein. Die Wendung *as who sayth* soll Einflufs der franz. Phrase *comme qui dirait* sein, obwohl die englische Wendung volkstümlichen Klang hat und der französischen nicht ganz entspricht. Da und dort sind einzelne me. Denkmäler zum Vergleich herangezogen. Chaucers Wortstellung im Relativsatz, wenn nicht vom Reim beeinflufst, sei schon der modernenglischen sehr ähnlich. Die Zahl der angeführten Beispiele ist knapp.]

Marsh, G. L., Sources and analogues of The flower and the leaf. Reprint, *Mod. phil.* IV, 121 ff., 281 ff. [Flower a. l. stellt sich als 'eclectic composition' heraus, besonders von Chaucer, Lydgate und dem Rosenroman beeinflufst, vielleicht auch von Deschamps, Machaul, Froissart, Christine de Pisan.]

Schütte, S., Die Liebe in der englischen und schottischen Volksballade. Halle, Niemeyer, 1906. 128 S. M. 3. [Dafs verschiedene Arten von Liebe in der englischen Volksballade vorkommen, war jedem ihrer Leser ohne weiteres klar. Jede weitere Fragestellung fehlt in der vorliegenden Schrift, deren wissenschaftliches Ziel nicht ganz klar ist.]

Early sixteenth century lyrics edited by F. M. Padelford. (The belles-lettres series, section II: M. E. literature. Gen. editor: E. Flügel.) Boston, Heath, 1907. LVIII, 174 S. 2 s. 6 d. [Die Auswahl enthält 30 Gedichte von Wyatt, 23 von Surrey, mehrere von Heinrich VIII. und eine Anzahl von minder- oder unbekannten Dichtern, zum Teil geschöpft aus den in dieser Zeitschritt gedruckten Liederbüchern des 16. Jahrhunderts. In der Einleitung geht Padelford den italienischen und französischen Quellen dieser Früh-Tudor-Lyrik nach.]

Supposes and Jocasta, two plays translated from the Italian, the first by Gascoigne, the second by G. Gascoigne and F. Kinwelmersh, edited by J. W. Cunliffe. (The belles-lettres series, section III: The English drama. Gen. editor: G. P. Baker.) Boston, Heath, 1906. [Cunliffes Einleitung orientiert bes. über die italienischen Theaterverhältnisse, aus denen die 'Suppositi' Ariosts und die Jocasta-Übertragung des Dolce hervorgingen. Der Neudruck der beiden englischen Stücke ist mit Anmerkungen versehen; auch ist der italienische Text des Dolce, als die unmittelbare Vorlage der englischen Jocasta, mit abgedruckt, während Ariosts Stück als bequem zugänglich wegblieb.]

Waldschmidt, Carl, Die Dramatisierungen von Fieldings Tom Jones. Rostocker Diss. Wetzlar, Waldschmidt, 1906. 104 S.

Reed, Bertha, The influence of Solomon Gefsner upon English literature (Americana Germanica, new series, vol. IV). Philadelphia, German American annals, 1905. 118 S. $ 1,25.

Crabbe, G., Poems, vol. III, ed. by A. W. Ward. Cambridge, University Press, 1907. XX, 568 S. 4 s. 6 d. net. [Die neue Crabbe-Ausgabe, nach der fortan immer zu arbeiten ist, wird mit diesem Bande abgeschlossen. Eine grofse Menge bisher ungedruckter Gedichte, Fragmente

und ursprünglicher Entwürfe ist hier durch den Fleifs Wards aus verschiedenen Sammlungen von Crabbe-Papieren zum erstenmal veröffentlicht, darunter das Epos 'Tracy' S. 444—461 aus dem Jahre 1813; umfängliche Teile einer Versgeschichte 'The deserted family' S. 477—488, eine 'Belle dame sans merci' in bürgerlicher Umgebung, ein lyrisches Gedicht auf Jane Adair usw. Auch zahlreiche Varianten, besonders zu 'Tales of the hall' und 'Posthumous tales', sind aus den Hss. mitgeteilt. Jetzt ist der volle Umfang von Goldsmiths Einfluss auf Crabbe, die Entwicklung des bürgerlichen Epos bei Crabbe, seine Beeinflussung durch W. Scotts romantisches Epos und die Überleitung zu Tennyson vollauf zu erkennen. Eine Bibliographie S. 554—568 erleichtert die Übersicht über Crabbes Tätigkeit.]

Förster, M., Die sozialen Strömungen in der englischen Literatur des 19. Jahrhunderts. S.-A. aus dem *Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts zu Frankfurt a. M. 1906*, S. 109—156. [Dieser Syllabus von M. Försters Frankfurter Vorlesungen behandelt in knapper, sehr anregender Übersicht nach einem allgemeinen Vorwort 1) die soziale Lyrik, speziell E. Elliot, Th. Hood, Mrs. Browning; 2) Carlyles soziale Theorien; 3) den sozialen Roman, also Bulwers Clifford, Miss Martineau, Dickens, Disraeli, Mrs. Gaskell, Kingsley; 4) die soziale Kunst, d. h. Ruskin und W. Morris.]

Saenger, S., Thomas Carlyle — Goethe, Carlyles Goetheporträt nachgezeichnet. Berlin, Österheld, 1907. 156 S. [1. Wie Carlyle zu Goethe kam. 2. Aus dem Briefwechsel zwischen Carlyle und Goethe. 3. Goethes Gedichte. 4. Charakteristik Goethes. 5. Faust. 6. Goethes Porträt. 7. Nekrolog. 8. Goethes Leben und Lebenswerk. 9. Carlyles literarisch-ästhetische Kritik. 10. Englische Goethekritik nach Carlyle. — Leichter ist es, Goethes Ansichten zu fassen als die Carlyles, des Prosaisten, denn letzterer liefs sich bald durch sein Temperament, bald durch Tagesinteressen, bald durch Humor oder romantische Mystik zu schwankenden Ausdrücken führen. Es ist daher nicht müfsig, den Anfängen und der Entwicklung von Carlyles Verhältnis zu Goethe, das besonders in England eine aktuelle Bedeutung hat, immer wieder nachzuprüfen.]

Bresciano, R., Il vero Edgardo Poe. Fr. Ganguzza Lajosa Edit. Palermo-Roma 1905. 187 S. Lire 2,50.

Breul, K., A new German and English dictionary compiled from the best authorities in both languages, revised and considerably enlarged. London, Cassell, 1906. XVI, 798, 544 S. Cloth 7 s. 6 d. net. [Diese ernstliche Umarbeitung des älteren Wörterbuches von Miss E. Weir ist hauptsächlich für Engländer bestimmt, die Deutsch lernen, gibt daher nur die Aussprache der deutschen Wörter, bietet aber auch dem Anglisten manche gute Phrase. Merkwürdigerweise ist betreffs *th* die neuere Schulorthographie in Deutschland, Österreich und der Schweiz nicht berücksichtigt. Auch sind mir manche Wörter, z. B. *begittern, Beuchen, verfleischen*, so ungeläufig, dafs ihre Aufnahme kaum nötig war. Eigene Sammlungen hat B. nicht gemacht, sondern die vorhandenen englisch-deutschen Wörterbücher ausgenützt.]

Cook, A. S., The higher study of English. Boston, Houghton. 1906. 145 S. [1. The province of English philology: Philologie ist nicht beschränkt auf Linguistik, sondern bezieht sich auf die ganze Kultur eines Volkes, wie sie besonders in dessen Literatur zum Ausdruck kommt. In solcher Ausdehnung gefafst ist Philologie nicht ein totes Studium, wie das Volk glaubt, sondern der Inbegriff alles höheren Lebens in der Vergangenheit. 2. The teaching of English: es ist so einzurichten, dafs tüchtige Stilisten in der Muttersprache erwachsen. 3. The relation of words to literature. 4. Aims in the graduate study of English: je mehr der Prediger und der Dichter in Amerika zurücktreten, desto gröfser wird die Aufgabe des Englischprofessors, der allerdings eine schier unmögliche Viel-

seitigkeit entwickeln mufs, um ihr gerecht zu werden. — Alle die hier gesammelten Aufsätze und Vorträge verraten eine starke und weitblickende Persönlichkeit.]

The king's English, 2nd edition. Oxford, Clarendon Press, 1906. X, 370 S. 5 s. net. [All blunders that reputation shows to be common sollen da zusammengestellt werden. Sie sind hauptsächlich aus Zeitungen geschöpft, doch vereinzelt auch aus den besten Autoren, mehrfach aus Carlyle. Kipling wird direkt vorgeworfen, die Amerikanisierung der englischen Sprache zu betreiben, indem er die Wörter zu drastisch wähle, *extremely efficient*; 'the English and the American language and literature are both good things, but they are better apart than mixed, S. 25. Uns Deutschen wird grofse Strenge gegen Fremdwörter nachgesagt; das Verb *English* für *translate* einführen zu wollen, wäre ebenso übertrieben; such peaks should be left to the Germans, who have by this time succeeded in expelling as aliens a great many words that were good enough for Goethe, S. 2. Im 1. Kapitel, 'Vocabulary', wird noch manches Interessante über heimische und fremdländische Wörter, lange und kurze, amerikanische und saloppe vorgebracht. Das 2. Kapitel, Syntax, enthält verwickelte Regeln über *shall* und *will*, auch über die Relativa, woraus sich eine beträchtliche Unsicherheit der Sprache in diesen innerlichen Partien ergibt. Manches, was hier als Fehler gerügt wird, ist übrigens auf den Widerstreit zwischen Logik und Grammatik zurückzuführen, z. B. All special rights of voting ... *was* abolished, Greene, S. 67. Auch die bekannte Tatsache, dafs die oblique Form der Pronomina als emphatische dient, z. B. *Whom* would you rather be, That's *him*, S. 50, durfte Berücksichtigung erfahren; desgleichen gewisse konsequente Weiterentwicklungen der Sprache, wie dafs *consider* die verwandten Verben *regard, class, look* zu seiner Konstruktion herüberzieht: *regard it ... a most improper proceeding, look upon yourself amply revenged*, u. dgl. Lehrreich sind die Verschiebungen bei den Präpositionen: different *to*, adverse *from*, endowed *by*, initiative *of* usw. Aus dem stilistischen Teil ist anzuführen die Warnung vor der Alliteration: 'it is a novice's toy', S. 292, und vor der rhythmischen Prosa, 'a sure sign that the fit is on him', S. 295. Im wesentlichen stand all dies schon in der ersten Auflage; die zweite ist nur um eine Anzahl Beispiele bereichert.]

Fleming, James, The art of reading and speaking. 7th impression. London, Arnold, 1906. VI, 250 S. [Praktische Anleitung zum öffentlichen Sprechen und Deklamieren, unter dem Motto 'Language is the greatest power in the world'. Im Kapitel 'Accent' wird erlaubt, *illustrate* und *fanatic* auf der ersten oder zweiten Silbe zu betonen; 'but having chosen your own pronunciation, adhere to it'. Mit Unrecht werde in Verboten wie *'Thou shall not steal, Thou shall not covet'* der Ton auf das Hilfsverb gelegt; er gehöre auf das *not* — wobei der Verfasser übersieht, dafs die Negation schon durch die Satzmelodie ausgedrückt wird. Als sicheres Mittel, populär zu schreiben, wird die Wahl einsilbiger Wörter empfohlen. In *'Our Father, which art in Heaven'* sollte nicht *art* betont werden. In *showed, believed, settled* u. dgl. sei die sillabische Aussprache des *-ed* auch in der Kirche verwerflich. Unbetontes *my* wird als kurzvokalisch anerkannt. Von anlautendem *r* wird gelehrt: 'It is good practice to the student to roll the *r*, with the tongue against the roof of the mouth, rapidly, as in r-r-ring, r-r-r-roll, r-r-r-r-right'. Über Widerstreit von Wort- und Versakzent ist nicht gehandelt.]

Englisches Unterrichtswerk für höhere Schulen. Unter Mitwirkung von William Wright bearbeitet von Gustav Krueger. 2. Teil: Grammatik. Gekürzte Fassung. Leipzig, Freytag, 1907. 265 S. M. 2,40.

Oeser, Gustav, Übungsbuch zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Englische für die Mittelklassen höherer Mädchenschulen. Leipzig und Berlin, Teubner, 1906. 42 S. M. 0,60.

L. Herrig, British Classical Authors with biographical notices. On the basis of a selection by L. Herrig edited by Max Förster. 88th edition. 2 vols. 1: XVI, 336 u. 46 S. 2: VI, 760 u. 46 S. Braunschweig, Westermann, 1907.

Fison and Ziegler, Select extract from British and American authors in prose and verse for the use of schools. Intended as an introduction to the study of English literature. Third edition carefully revised and enlarged by Ernst Regel and Fritz Kriete. Halle, Gesenius, 1907. IX, 427.

Romania ... p. p. P. Meyer et A. Thomas. N° 140, octobre 1906 [J.-L. Weston et J. Bédier, Tristran ménéstrel; extrait de la continuation de *Perceval* par Gerbert. — P. Meyer, *L'instruction de la vie mortelle* par Jean Baudouin de Rosières-aux-Salines. — Kr. Nyrop, *Sone de Nausai* et la Norvège. — P. Meyer, Notice du ms. Bodley 77 (Oxf. Bodléienne). — A. Thomas, Notice biographique sur Eustache Marcadé. — Mélanges: P. Meyer, Extrait d'un recueil de sermons latins composés en Angleterre. — F. Lot, Un faux Tristan wurtembergeois en 807. — A. Thomas, Anc. franç. *casigan, -ingan, gazigan, -ingan*. — L'article *balani* de Godefroy. — Un document peu connu sur Alain Chartier. — Note complémentaire sur Merlin de Cordebeuf. — V. Henry, *Marisopa*. — F. Lot, Godoïne. — Comptes rendus. — Périodiques. — Chronique. — Additions et Corrections].

Revue des langues romanes. XLIX, 5, sept.—oct. 1906 [F. Castets, Les quatre fils Aymon. Introduction (suite). — L.-E. Kastner, Les versions françaises inédites de la descente de saint Paul en Enfer (suite et fin). — Erratum. — Bibliographie]. XLIX, 6, nov.—déc. 1906 [B. Sarrieu, Le parler de Bagnères-de-Luchon et de sa vallée (suite). — A. Boselli, *La Passion Nostre Dame*[1] — A. Cuny, Les spirantes palatales et vélaires dans la vallée de la Meurthe. Eine sehr kundige lautgeschichtliche Studie über die Bedingungen des ostfranz. Lautwandels $s > ʃ > χ$ (z. B. *decem* > *diʃ (diʒ)* > *diχ (diɣ)*). Der Verf. sieht in diesem Wandel, der dem nach vorderer Artikulation strebenden Galloromanischen zuwiderläuft, eine Äußerung germanischer Sprechanlage, d. h. eine Wirkung des alten ethnischen (germanischen) Substrats. — M. Grammont, La simplification de l'ortografe française. — Bibliographie].

Romanische Forschungen, Organ für romanische Sprachen und Mittellatein, hg. von K. Vollmöller. XXII, 1 (ausgegeben im November 1906) [J. Schälzer, Herkunft und Gestaltung der französischen Heiligennamen. — G. Baist, Der spanische Lancelot. — W. Keller, Das Sirventes 'Fadet joglar' des Guiraut von Calauzo. — J. Gladow, Vom französischen Versbau neuerer Zeit].

Società filologica romana:

I documenti d'Amore di Francesco da Barberino secondo i manoscritti originali a cura di Fr. Egidi. Fasc. VI (vol. II, fasc. I). In Roma, presso la Società. 1906. 66 S. Lire 4.

Romanische Studien, veröffentlicht von Dr. E. Ebering. Berlin, Verl. E. Ebering, 1907. Heft VII:

Schubert, R., Probleme der historischen französischen Formenlehre. Erster Teil. XIII, 71 S.

[1] Es ist das Stück (641 Verse), das sich *Archiv* CXII, 362 erwähnt findet: Eine sehr interessante Marienklage (Ms. des 15. Jhs., das Gedicht gehört wohl ins 14. Jahrhundert), die bisher unbekannt geblieben. Der Dialog wird von der Erzählung eines *acteur* unterbrochen, der den Fortschritt der Handlung leitet, wie der sog. *Nunzio* in Jacopones *Donna del paradiso*. Während aber dieser *Nunzio* im Präsens den Vorgang als einen gegenwärtigen erzählt, schildert ihn der *acteur* im Präteritum als vergangen.

Bibliotheca Romanica. Strafsburg, Heitz & Mündel, o. D. Die Nummer ca. 5 Druckbogen, M. 0,40:

N° 23—24. Beaumarchais, Le barbier de Seville.

N° 25. Camões, Os Lusiadas: Canto III und IV.

N° 26—28. A. de Musset. Comédies et Proverbes: La nuit vénitienne — André del Sarto — Les caprices de Marianne — Fantasio — On ne badine pas avec l'amour.

N° 29. Corneille, Horace.

N° 30—31. Dante, Divina Commedia: III, Paradiso.

[Das vortreffliche Unternehmen macht rasche Fortschritte. Die Bändchen folgen sich in gleichmäfsig guter Ausführung und erfüllen, was der Prospekt vor 1½ Jahren versprach, vgl. *Archiv* CXV, 475. Sie sollen nachdrücklich der Aufmerksamkeit von Lehrenden und Lernenden empfohlen sein.]

Salvioni, C., Gli esempi romanzi nel nuovo *Thesaurus linguæ latinæ*. S.-A. aus der *Rivista di filologia e d'istruzione classica* 1907, S. 75—86. [Zum lateinischen Wortschatz unter A und B des *Thesaurus* hat Meyer-Lübke in etwa 450 Fällen erbwortliches Fortleben in den romanischen Sprachen notiert. Salvioni, der diese romanischen Erbwörter einer systematischen Musterung unterzogen hat, macht einige grundsätzliche Bemerkungen zur Schwierigkeit der Auswahl und fügt eine Reihe von Einzelbemerkungen hinzu: Ergänzungen und Zweifel, wie sie sich ihm namentlich aus der Betrachtung der italienischen Mundarten ergeben. Von einem Forscher wie Salvioni, dem Autor der beiden *Postille italiane al vocabolario latino romanzo* (*Istituto Lombardo, Memorie* 1897 und *Rendiconti* 1899) versteht es sich von selbst, dafs das alles sehr anregend und lehrreich ist.]

Stalzer, J., Die Reichenauer Glossen der Handschrift Karlsruhe 115, herausgegeben und erklärt. Aus den *Sitzungsberichten der k. Akademie der Wissensch. in Wien, phil.-histor. Klasse*, Band CLII, Wien, A. Hölder, 1906. 172 S. [Eine hochinteressante Arbeit, die in der Interpretation des alten Textes Epoche macht. Stalzer gibt zum erstenmal das ganze Material der beiden Glossarien. Cf. dazu auch seine Kollation in Gröbers *Zeitschrift* XXX, 49. Er weist nach, dafs das zweite (alphabetische) Glossar sich zum Teil auf die Benediktiner Regel bezieht, und zwar auf deren uninterpolierten Text. Damit wird im höchsten Grade wahrscheinlich, dafs die Reichenauer Glossen nicht vor 820 entstanden sind. St. vertritt diese Ansicht auch gegen die linguistischen Argumente, die von Kluge aus dem germanischen Sprachmaterial der Glossen gezogen worden sind. Der systematischen Interpretation der für die romanische Sprachgeschichte wichtigen Glossen gelten die letzten 25 Seiten der Abhandlung. — Stalzers Arbeit ist unabhängig und sehr verschieden von der K. Hetzers, welche dieser sprachgeschichtlichen Interpretation das Hauptinteresse und sehr viel mehr Raum widmet.]

Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hg. von D. Behrens. XXX, 6 und 8 [der Referate und Rezensionen drittes und viertes Heft].

Revue de philologie française p. p. L. Clédat. XX, 4 [P. Barbier fils, Sur un group de mots de la famille de *caput* (suite et fin). — L. Clédat, Etude de syntaxe française: l'antérieur au futur. — H. Yvon, A propos du Dictionnaire de l'Académie. — A. Jeanroy, Etymologies françaises (*blague, blaguer*). — Comptes rendus. — Publications adressées à la Revue. — Chronique: Le rapport de M. Brunot sur la simplification de l'orthographe. — Table des dix dernières années de la Revue].

Glossaire des patois de la Suisse romande. Huitième rapport annuel de la Rédaction, 1906. Neuchâtel, Attinger, 1907. 184 S.

Annales de la Société J.-J. Rousseau. Tome deuxième, 1906. Genève,

Jullien; Leipzig, Hiersemann, o. D. 310 S. [Zum ersten Band vgl. *Archiv* CXVI, 241 und CXVII, 204. Dieser zweite Band ist geschmückt mit dem schönen Bilde der Büste Rousseaus nach dem Entwurf Houdons; auch die Skizze der ganzen Statue (Louvre-Museum) findet sich im Verlauf des Bandes reproduziert, und A. Michel behandelt auch ihre Geschichte in dem Aufsatz *Deux portraits de R.* — Den Hauptteil des Jahrbuches füllt E. Ritters fesselnde Arbeit *J.-J. Rousseau et Mme d'Houdetot*, die ein kapitaler Beitrag zur Kritik der *Confessions* und zur Beurteilung Rousseaus überhaupt ist. Ritter glaubt, dafs in dem Streit zwischen R. und der von Grimm geleiteten Frau von Epinay das Urteil des Historikers sich zugunsten R.s verschieben mufs: eine Ansicht, über die der jüngst verstorbene Möbius sich besonders gefreut haben würde. — Th. Dufour setzt die Veröffentlichung von *Pages inédites de J.-J. R.* fort und gibt wieder mit sehr sachkundiger Einleitung zehn Stücke, Prosa und Poesie. — Der Rest des interessanten Bandes (S. 271—306) ist durch *Bibliographie* und *Chronique* ausgefüllt, die ein wertvolles Arbeitsinstrument bilden. — Die Rousseau-Gesellschaft hat im abgelaufenen Jahre in Deutschland fünf neue Mitglieder gewonnen. Das Jahrbuch ist geschaffen, diesen Zuwachs noch erheblich zu vermehren.]

Schemann, L., Die Gobineau-Sammlung der kais. Universitäts- und Landesbibliothek zu Strafsburg. Mit 3 Tafeln in Lichtdruck. Strafsburg, Trübner, 1907. 37 S. [Professor Schemann, der opferfreudige Verkündiger Gobineaus in Deutschland, gibt hier einen sehr willkommenen Bericht über Entstehung, Einrichtung und Inhalt der Gobineau-Sammlung, die seiner unermüdlichen hingebenden Arbeit selbst so viel verdankt. In einem Begleitwort skizziert er die Stellung, die Gobineaus Werk sich seit einem Jahrzehnt in Deutschland errungen, und gibt der Hoffnung Ausdruck, dafs unter uns die Bedeutung des Denkers und des Künstlers, den Frankreich mifskenne, stetig wachsen werde. — Es ist eine bemerkenswerte Erscheinung, dafs es zwei Romanen sind, die gegenwärtig der deutschen Kultur von begeisterten Adepten als Führer gelehrt werden: Dante von Pochhammer und Gobineau von Schemann.]

Bayot, A., Fragments de Manuscrits trouvés aux Archives générales du Royaume. S.-A. aus *Revue des Bibliothèques et Archives de Belgique*, IV, S. 281—98; 411—49. Bruxelles, Misch et Thron, 1906. [Auf zerstreuten Blättern, die zumeist von alten Einbanddecken herrühren, hat der Herausgeber mancherlei Textstücke gefunden, welche zum älteren französischen Schrifttum gehören. Davon gibt er hier dankenswerte Nachricht. Die wichtigeren Funde werden abgedruckt; alle werden in umsichtiger und kundiger Weise in die Diskussion der Fachliteratur eingefügt. So gelangen zur Wiedergabe längere Stellen aus Helinants *Vers de la mort*, aus *Aspremont*, *Raoul de Cambrai*, *Baudouin de Flandre*. Das kurze Fragment eines anderen Heldengedichts des 13. Jahrhunderts hat nicht identifiziert werden können.]

La Trefelegante, Delicieufe, Melliflue et trefplaifante Hystoire du trefnoble, Victorieux et excellentiffime roy Perceforeft, Roy de la grand Bretaigne, fundateur du Franc palais et du temple du fouuerain dieu. En laquelle le lecteur pourra veoir la fource & decoration de toute Cheualerie etc. Auec Priuilege du Roy noftre fire .. en la boutique de Galliot du pre, Libraire iure de L'univerfite. Mil Cinq cens. XXVIII. [Die elegant ausgestattete Broschüre enthält die 15 ersten Kapitel des ersten Buches des *Perceforest*, veranstaltet von H. Vaganay und gedruckt von Protat, Macon, zum 1. Januar 1907, II, 48 S. Der aus der Mitte des 14. Jahrhunderts stammende Roman, der die Fabeleien über Alexander den Grofsen mit der Graal-Legende verbindet, ist 1528 und 1531—32 in je sechs Foliobänden zu Paris im Druck erschienen (cf. *Romania* XXIII, 85 und Gröber, *Grundrifs* II, p. 1009). Vaganay gibt diese Drucke wieder und

verzeichnet im Texte die geringen Verschiedenheiten, die sie aufweisen. Er schickt eine kurze orientierende Notiz voraus.]

Le Conte du Craizu. Poésie humoristique en patois vaudois du XVIIIe siècle, publiée d'après un ms. inédit p. L. Gauchat. Extrait du *Bulletin du Glossaire des patois de la Suisse romande,* V[e] année. Lausanne, Bridel, 1906. 28 S. [Diese 'Geschichte von der Ampel', die ein Kiltgänger, der ein Mädchen zum Narren hat, auslöscht, ist der erste in der Mundart des Waadtlandes (um 1785) gedruckte Text. Gauchat übersetzt und kommentiert das heitere Stück (218 Verse).]

Les Femmes savantes p. Molière. Mit Einleitung, Anmerkungen und Wörterbuch zum Schulgebrauch hg. von Oberlehrer Dr. Rahn. Dresden, Kühtmann, 1907. VIII, 108, 26, 36 S. Geb. M. 1,20.

Krebs, Elvira, Abrégé de l'histoire de la littérature française de Corneille à nos jours. A l'usage des écoles. Leipzig und Berlin, Teubner, 1907. IV, 63 S.

Counson, A., Dante en France. Erlangen, Junge; Paris, Fontemoing, 1906. 276 S. [Acht Jahre nach der etwas mageren Arbeit Oelsners erscheint diese umfangreiche Studie, die von grofser Belesenheit, von unermüdlicher Forschung Zeugnis ablegt, und deren Verfasser es wohl verstanden hat, die Fülle des Materials lichtvoll zu gruppieren und lebendig zu gestalten. Gewifs bedeutet die schier unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der einzelnen Detailbeobachtungen eine Gefahr für die Komposition eines solchen Buches, da für den Verf. die Versuchung besteht, keine der von ihm zusammengetragenen Notizen unverwendet zu lassen. Connsons grofse Kunst lebensvoller Darstellung hat diese Gefahr, wie mir scheint, nicht völlig überwunden; davon spricht er übrigens in der Vorrede mit sympathischer Bescheidenheit. Der Bau seines Buches zeigt mir noch zu viel Gerüst, als dafs die unversehrte Einheit, welche die Persönlichkeit Dantes ihm ermöglichte, siegreich hervorträte. Aber dankbar anerkenne ich die reiche Anregung und Belehrung, die sein *Dante en France* bietet, und die auszuschöpfen durch die übersichtliche Gliederung des Stoffes und den eingehenden Index leicht gemacht wird.]

Sakmann, P., Die Probleme der historischen Methodik und der Geschichtsphilosophie bei Voltaire. S.-A. aus der *Historischen Zeitschrift,* 1906, S. 327—79. [Eine eingehende Studie über die Kritik, die der Historiker Voltaire an seinen Vorgängern und an der geschichtlichen Überlieferung geübt hat. Sakmanns Darstellung ist viel umfassender als die, die ich selbst in *Voltaire und Bossuet als Universalhistoriker* (*Aus Dichtung und Sprache der Romanen* p. 300 ff.) vor Jahren versucht habe].

Vouga, P., Essai sur l'origine des habitants du Val de Travers. Thèse présentée à la Faculté de philosophie de l'Université de Berne. Halle a. S., E. Karras, 1906. 86 S. [Diese hübsche Arbeit zeigt von neuem, wie der Linguist dem Historiker da zu Hilfe kommen kann, wo direkte geschichtliche Zeugnisse fehlen. Die aussterbenden Mundarten der neuenburgischen *Vallis transversa* weisen nicht sowohl nach den *patois neuchâtelois* als nach denen der Freigrafschaft Burgund. Da das Tal jahrhundertelang zum burgundischen Reich gehörte, so ist seine Besiedelung durch Bauern der Franche-Comté wahrscheinlich. Seit dem 9. Jahrhundert bestand in dem Tal eine Benediktinerabtei (das heutige Môtiers), unter deren Oberhoheit die Talschaft seit der burgundischen Herrschaft noch zwei Jahrhunderte vereinigt blieb (14. und 15. Jahrh.). Die Herren von Neuenburg, in deren Besitz das Val de Travers dann überging, unternahmen eine Dreiteilung des Tales, deren politisch-administrative Grenzen sich heute in den Isophonen wiederfinden. Das ist vom Verfasser dieser Arbeit scharfsinnig und sachkundig aufgezeigt. Seine Arbeit ist auch ein guter Beitrag zur Frage der Mundartengrenzen und macht der trefflichen Schule, der sie entstammt, alle Ehre.]

Dauzat, A., Essai de méthodologie linguistique dans le domaine des langues et des patois romans. Paris, Champion, 1906. VIII, 295 S. 10 francs.

Dauzat, A., Etudes linguistiques sur la Basse-Auvergne. Géographie phonétique d'une région de la Basse-Auvergne. Paris, Champion, 1906. 98 S. und 8 Karten. 6 francs.

Französische Übungsbibliothek. Paris, Boyveau & Chevillet; Dresden, L. Ehlermann. 1906:

N° 20: E. Wichert, Ein Schritt vom Wege, Lustspiel in 4 Aufzügen (1870—71). Zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische bearbeitet von Prof. E. Bestaux. X, 175 S. Geb. M. 1,20.

Walter, M., Der französische Klassenunterricht auf der Unterstufe. Entwurf eines Lehrplans. Zweite durchgesehene, durch einen besonders erscheinenden Anhang vermehrte Auflage. Marburg, Elwert, 1906. XI, 75 S. M. 1,40. [Ist ein in allem Wesentlichen unveränderter Abdruck der wohlbekannten anregungsreichen Schrift von 1888, die hier LXXXV, 103 mit grofser Anerkennung besprochen worden ist. Der in Aussicht gestellte 'Anhang', der über die seitherigen methodischen Fortschritte orientieren soll, ist noch nicht erschienen. In einem kurzen Vorwort weist der Verf. auf andere Arbeiten hin, in denen er während der letzten zwei Jahrzehnte Beiträge zum Ausbau seiner Unterrichtsmethode gegeben hat. Zu diesen Arbeiten gehört insbesondere der auf dem Münchener Neuphilologentag 1906 gehaltene Vortrag:]

Walter, M., Aneignung und Verarbeitung des Wortschatzes im neusprachlichen Unterricht, Marburg, Elwert, 1907, 36 S., erweiterter S.-A. aus den *Neuern Sprachen* XIV [, der ein ausgezeichneter Wegweiser auf dem Gebiete des systematischen Sprechunterrichts ist.]

Plattner, Ph., Ausführliche Grammatik der französischen Sprache. Eine Darstellung des modernen französischen Sprachgebrauchs mit Berücksichtigung der Volkssprache. III. Teil: Ergänzungen. Zweites Heft: Das Pronomen und die Zahlwörter. Freiburg i. B., Bielefelds Verlag, 1907. 210 S. Brosch. M. 3,20, geb. M. 3,60. [Das erste Heft dieser 'Ergänzungen' ist hier CXVII, 212 besprochen; das dritte Heft soll Adverb und Präposition behandeln.]

Ohlert, Prof. A., Die Umformungen im fremdsprachlichen Unterricht. Französisch (Erster Teil). — Die Lautgesetze als Grundlage des Unterrichts im französischen Verb. Zwei Programme, 1905 und 1906. Hannover und Berlin, C. Meyer (G. Prior), 1907. 44 S. M. 0,75.

Dubislav, Prof. Dr. G., und Boek, Prof. P., Methodischer Lehrgang der franz. Sprache für höhere Lehranstalten: Französisches Übungsbuch. Ausgabe C. Für die Klassen III, II, I der Realschulen, sowie für Untertertia, Obertertia, Untersekunda der Oberrealschulen und Reformschulen. Mit einer Karte von Frankreich. Berlin, Weidmann, 1907. VIII, 330 S. Geb. M. 3.

Paris, G., Mélanges linguistiques, publiés p. M. Roques (Société amicale Gaston Paris). Fascicule II: Langue française, Paris 1906. S. 153—352. [Diese Lieferung enthält den Wiederabdruck folgender Arbeiten: *Grammaire historique de la langue française, leçon d'ouverture,* 1868. — *Histoire de la langue française* aus *Journ. d. Savants* 1887. — Phonétique: *O fermé* aus *Romania* 1881; anc. franç. *ié* — fr. mod. *é* (*Rom.* 1875); franç. *r* = *d* (*Rom.* 1877). — *Ti,* signe d'interrogation (*Rom.* 1877). — *La vie des mots* (*Journ. d. Sav.* 1887). — *Les plus anciens mots d'emprunt du français* (*Journ. d. Sav.* 1900).]

Boheman, M., Précis de l'histoire de la littérature des Félibres. Traduit par Chr. Lange. Avignon, Roumanille, o. D. II, 63 S. [Eine für ein weiter gebildetes Publikum bestimmte gefällige Darstellung der

literarischen Renaissance Südfrankreichs bis und mit dem Erscheinen der *Mirèio*.]

Charloun Riéu, Provenzalische Lieder. Deutsch von Hans Weiske. Halle a. S., M. Niemeyer, 1907. 96 S.

Schädel, B., Un art poétique catalan du 16e siècle (1538). Extrait des *Mélanges Chabaneau*, p. 711—35. Erlangen, Junge, 1906. [Francesch de Oleza schreibt für seine dichtenden mallorkinischen Landsleute eine *Ars poetica*, in welcher er der Grammatik des Nebrija und den Regeln der *Leys* folgt. Sie ist linguistisch deshalb interessant, weil Oleza der lebenden Sprache Rechnung trägt. Sch. veröffentlicht den Traktat — mit kurzer Einleitung und einigen Bemerkungen — als Vorläufer einer Gesamtbehandlung der grammatischen und poetischen Theorien der Katalanen, welche sich auf weitere Inedita stützen wird.]

Bulletin italien. VI, 4, oct.—déc. 1906 [Paget-Toynbee, English translations of Dante's works. — P. Duhem, L. de Vinci, Cardan et Bernard Palissy. — J. Luchaire, Lettres de V. Monti à Mme de Staël, pendant l'année 1805 (3e et dernier article). — Questions d'enseignement. — Bibliographie. — Chronique]. VII, 1, janvier—mars 1907 [E. Bouvy, Une nouvelle Histoire de la Littérature italienne. — P. Perdrizet et R. Jean, La Galerie Campana et les Musées français. — Questions d'enseignement. — Bibliographie. — Chronique. — 5 Planches].

Santi, Prof. A., Il Canzoniere di Dante Alighieri. Vol. II. Roma, E. Loescher & Co., 1907. 506 S. Lire 6. [Der erste Band wird später erscheinen.]

Vofsler, K., Die göttliche Komödie. Entwicklungsgeschichte und Erklärung. I. Band, I. Teil: Religiöse und philosophische Entwicklungsgeschichte. Heidelberg, Winter, 1907. XI, 265 S. [Auf dieses bedeutsame Unternehmen wird das *Archiv* in eingehendem Referate zurückkommen. Vofsler will 'einem weitern Kreise gebildeter Leser das Verständnis der *Commedia* erschliefsen'; aber auch die Fachgenossen werden aus seinem Werke viel Belehrung und Anregung schöpfen. Das Ganze ist auf zwei Bände angelegt, von denen der zweite den fortlaufenden Kommentar zum Text der *Commedia* bringen soll. Der erste Band will in vier Abschnitten die religiöse, die philosophische, die politische und die literarische Entwicklungsgeschichte des Gedichtes darstellen: der vorliegende, schön ausgestattete Halbband bringt die beiden ersten dieser Abschnitte.]

Luchaire, J., Essai sur l'évolution intellectuelle de l'Italie de 1815 à 1830. Thèse prés. à la Fac. des Lettres de l'Université de Paris. Paris, Hachette, 1906. XVII, 335 S. [Ein sehr schönes, mit ebensoviel Sachkenntnis wie Geschmack geschriebenes Buch. Es stellt das geistige Leben des zur Einheit strebenden, unter der Fremdherrschaft seufzenden Landes dar und wählt als Zentrum dieses Ideenbildes die Toscana. Der Literarhistoriker darf sich dieser entwicklungsgeschichtlichen Übersicht der *origines intellectuelles de l'Italie contemporaine* freuen wie der politische Geschichtschreiber.]

Bulletin hispanique. IX, 1, janvier—mars 1907 [E. Albertini, Fouilles d'Elche (*suite*). — H. Mérimée, *El Ayo de su hijo*, comedia de Don Guillén de Castro. — G. Cirot, Recherches sur les juifs espagnols et portugais à Bordeaux (*suite*). — C. Pitollet, Les premiers essais littéraires de Fernán Caballero, documents inédits. — Variétés. — Agrégation et certificat d'espagnol. — Bibliographie. — Chronique. — 2 Planches].

Weigert, L., Untersuchungen zur spanischen Syntax auf Grund der Werke des Cervantes. Berlin, Mayer & Müller, 1907. VIII, 241 S. M. 4.

Volksliedmiszellen. III.

(Fortsetzung.)

10. Das Konzert.

Nachfolgendes bayrische Lied, das die Leiden eines Ehemannes schildert und bisher noch unbekannt zu sein scheint, entnehme ich der Handschrift Md 290 der Königlichen Universitätsbibliothek zu Tübingen. Die Aufzeichnungszeit ist durch ca. 1670 gegeben, die Entstehungszeit ist aber wohl mit ca. 1650 anzusetzen.

Concert.

[88b] 1. *A.* Wan ainer ainmahl gheurat hat
vnd ist nit woll abgangen,
[89a] so mueſs er leiden früe vnd spath,
am creuz mueſs er schon hangen;
wan ich mein weib vertauschen khundt,
so wolt ich sie noch dise stundt
vertauschen, vertauschen.

2. *B.* Wider mein weib het ich khein clag,
sie lieſs schon mit ihr hausen,
die khünder machen mir vill plag
vnd offtermahl ein grausen;
wan ich haimb khom von dem pier,
so schreyen gleich drey oder vier:
ä pappen, ä pappen.[1]

3. *A.* Wan ich nur trinckh ein khanten pier,
es sey zu waſs für zeiten,
ist sie von stundt an hinder mir
vnd macht mich aufs beyn leithen;
ey sagt sie, du versoffner schmaufs,
khauff vnſs darfür ein holz ins haufs,
pfuy, schäm dich, pfuy, schäm dich!

4. *B.* Dein weib ist halt gar gern vmb dich,
es will ihr auch gebüren,
steht in der sorg vnd fürchtet sich,
sie mechte dich verliehren,
darumben sicht sie zu der sach
vnd geht dir auf den fiessen nach;
ist billich, ist billich.

5. *A.* Sie hat mirs erst auf die wochen thon,
wie ich beim leykhauffen gsessen,
[89b] da khombts vnd schreit vor iederman:
bist abermahl beim fressen!
ey, waſs ist dises für ein schandt,
sag ich darauf vnd zuckh[2] die handt,
wilst schweigen, wilst schweigen!

6. *B.* Sie clagt, du machst ein handtwerch draufs,
dz sauffen welst nit meiden,
seyst stehts beim fraſs vnd nie beim haufs,
dz khünde sie nit leiden;
waſs vormitag thuest nemmen ein,
mieſs nachmittag versoffen sein,
sey spötlich, sey schedlich.

7. *A.* Sie hört nit auf vnd macht vill meifs,[3]
dz ichs nit mehr khundt hören,
bifs ichs geschlagen blau vnd weifs,
da wolt sie sich bekheren;
ey, sagt sie, thue iezt, waſs du wilt,
mein willen hast mir schon erfilt,
will schweigen, will schweigen.

[1] Brot (vgl. Schmeller-Fr. I. 398). [2] zücke. [3] viele Umstände, viele Reden.

8. *B.* Mit schlagen gwühnt man selten,
dz haben vill erfahrn,
ich rath dir zu dem widerspill,[4]
die straich, die thue erfahren;[5]
schlegst einen teufel aufs, merckhs fein,
so schlögst du wider drey hinein,
lafs bleiben, lafs bleiben.

9. *A.* Seit dz ich sie geschlagen hab,
last sie sich nit mehr blikhen,
den prockhen schlindt[6] sie hart hinab
vnd khan ihn nit erschlickhen;
[90a] ist sach,[7] dz sie mirs wider thuet,
so mach ich ihrs halt noch so gueth,
sie hiet sich, sie hiet sich.

10. *B.* Ein besseren rhat, den gib ich dir,
der würdt dich woll fürtragen;[8]
merckh woll darauf vnd volge mir,
lafs ab von deinem schlagen,
gib deinem weib fein, guet worth
vnd meidt dz sauffen da vnd dort,
würdt helffen, würdt helffen.

11. *A.* Wan ich mein weib nit schlagen thet,
wie wur mir aber gschechen,
helf mir nur gott vnd dz gebett,
man wur iha wunder sehen,
sie ist ein bain[9] gar yberaufs,
sie gäb vmb mich nit gern ein laufs,
dz waifs ich, dz waifs ich.

12. *B.* Ey, so schlag ha[l]t dapfer zue,
ich will dir aber sagen,
wilt du nit haben rast vnd rhue
vnd hörst nit auf zu schlagen,
schlegst dir allzeit, merckh, wafs ich sag,
drey fast vnd ihr drey feyrtag;
merckhs eben, merckhs eben.

[4] zum entgegengesetzten. [5] fahren lassen. [6] schluckt. [7] geschieht es. [8] der wird dir wohl nützen; über fürtragen = nützen, helfen vgl. Schmeller-Frommann, *B. Wb.* I. 656. [9] Pein.

11. Der Kampf als Reigen.

Es ist eine im historischen Volksliede älterer Zeit nicht allzu selten vorkommende Wendung, dafs eine als Jungfrau gedachte belagerte Stadt vom Belagerer zum Tanze aufgefordert wird (s. R. Köhler, *Archiv für Literaturgeschichte.* I [1870] 231, Anmerkung 1 = Kleinere Schriften. III [1900] 375 f., Anm. 1; L. Fränkel, *Zeitschrift für deutsche Philologie.* XXII [1890] 343), somit der Kampf als Tanz erscheint. Das Fortleben dieses Motivs bei den Freiheitsdichtern hat Frz. Branky (*Zeitschrift für den deutschen Unterricht* IX [1895] 472 ff.) verfolgt. In neuester Zeit verwendete Franz Keim dieses Motiv in seinem Epos 'Stefan Fadinger. (Ein deutsches Bauernlied auf fliegenden Blättern. 3. Aufl. Wien 1898)' wieder einigemal.

Ins Wirtshaus zu Efferding, wo fleifsig getanzt wird und wo es lustig hergeht, tritt Stefan Fadinger ein und predigt Kampf:

Da jauchzt der Hans von Sippachzell:
'Brich dir den Hals, du Geigen!
Der Tanz, von dem du sprichst, Gesell',
Das ist der schönste Reigen.' (S. 64.)

Etwas später, nachdem Fadinger schon Herr im Lande ist, schreit Achaz Willinger von der Au heraus:

Fadinger ist Herr im Land,
Lustig wird der Reigen!
Ich bin seine rechte Hand,
Bursche, du wirst steigen. (S. 77.)

Doch nicht lange nachher wird Fadinger vor den Mauern der Stadt Linz, die er belagert, von einem feindlichen Geschofs getötet und von seinen Getreuen weggetragen:

Sie tragen ihn durch Rauch und Dampf;
O, wie sich alle neigen!
O böser Tag! o schlimmer Kampf!
Unseliger Todesreigen! (S. 81.)

12. Hochzeitslied.

Ein bisher nicht bekanntes Hochzeitslied aus der Gegend von Geisenhausen (Regierungsbezirk Niederbayern, A.-G. Vilsbiburg) ist in der Hs. Md 290 der Universitätsbibliothek zu Tübingen enthalten. Es gehört der Zeit um 1650 an und wurde von Andreas Mayr etwa 1670 niedergeschrieben, vielleicht auch von ihm gedichtet.

Die guette nacht.

[90a] 1. Alde, der mueth,[1] der ist vergangen,
dz preitlein ist gefangen;
[90b] yezt wain, mein preitlein, wain,
man fiehrt dich nimmer haimb,
am creuz muest du schon hangen.

2. Du wanderst iezt ein frembte strafsen,
muest in ein andere gassen,
dein freyheit ist aufs,
[dein altes haufs]
dz muest numehr verlassen.

3. Die welt, die pflegt aso zu scherzen,
gibt nie khein freudt ohn schmerzen;
dein muetter, die waint
vnd andere fraint,
dz schaiden geht zu herzen.

4. Mit ainem worth du bist gescheiden
von wolmueth[2] vnd von freiden,
gib dich nur darein,
khan anderst nit sein,
schickh dich auf creuz vnd leiden.

5. Wafs gott will, khan man nit vermeiden,
man muefs gedultig leiden;
in dem standt der ehe
gibts woll vnd gibts wehe
vermischt mit laidt vnd mit freiden.

6. Efs sezt nit alle tag guet leben
vnd würdt woll auch darneben
in ernst vnd in schwankh[3]
offt manichen zankh
auf beiden seithen geben.

[91a] 7. Vill haben sich zusam verbundten,
ir freudt ist balt verschwunden;
wer ihnen allezeit
ein sonder[4] freudt,
wans wider weichen[5] khundten.

8. Vill tausent seind den weg schon gelofen.
habens woll vnd ybel troffen,
bitt gott alle tag,
dz es woll anschlag;
auf sein genad thue hofen.

9. Dafs sing ich dir mein preitlein zu ehren,
wünsch dir von gott dem herren
für meinigen thaill
glükh, segen vnd haill,
souil du thuest begehren.

10. Der güetig gott, der geb euch baiden
zu leben vnd zu waiden[6]
in friden vnd ruehe,
in gsundtheit darzue,
bifs euch der todt würdt schaiden.

[1] mhd. muot, Frohsinn. [2] Fröhlichkeit. [3] Scherz. [4] besondere. [5] abziehen, auseinander. [6] leben, essen.

Eine grofse Anzahl von Hochzeitsliedern verzeichnen Erk-Böhme, *Deutscher Liederhort* II (1893) 634 f. Nr. 831b; 660 ff. Nr. 867—880 unter Angabe weiterer Literatur (nachzutragen wäre: John-Czerny, *Egerländer Volkslieder* II [1901] 38 f. Nr. 33; Blümml, *Das deutsche Volkslied* VII [1905] 147 f.; R. Sztachovics, *Brautsprüche und Brautlieder auf dem Heideboden in Ungern* [1867] S. 25 ff.). Unser Lied kann aber auch zu den Ansingeliedern gerechnet werden, von denen Erk-Böhme III (1894) 162 ff. Nr. 1275—77 eine Auswahl bieten; zu der dort angegebenen Literatur wäre noch M. Urban, *As da Hâimat* (1894) S. 29 ff., 122 ff. und 124 ff. nachzutragen. Niedersingelieder (vgl. darüber F. Stark, *Die deutschen Mundarten* IV [1857] 95 Str. 67 f. und Anm. 260) teilen noch Jos. Wichner (*Stundenrufe und Lieder der deutschen Nachtwächter* [1897] S. 136 f.) aus Württemberg und A. L. Gassmann (*Das Volkslied im Luzerner Wiggertal und Hinterland* [1906] 47 ff. Nr. 58 und 184 f.) mit.

13. Des Heiratslustigen Hausrat.

A. Treichel (*Volkslieder und Volksreime aus Westpreufsen* [1895] 81 f. Nr. 65) bringt nach einer Handschrift aus dem Jahre 1828 ein bis dorthin nicht bekanntes fünfzehnstrophiges Lied, worin ein Heiratslustiger all das aufzählt, was er besitzt. Joh. Bolte verweist in der Anmerkung zu diesem Liede (a. a. O. S. 82) auf die Ausstattung der Braut mit schlechten Dingen in den Fastnachtsspielen, ein Motiv, das 1760 in einem bayrischen Volkslied (Joh. Bolte, *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* XIII [1903] 224 Nr. 14) wiederkehrt. Eine andere Fassung des Liedes von der Aufzählung der minderwertigen Habseligkeiten des Liebhabers ist aus der Schweiz bekannt (L. Tobler, *Schweizerische Volkslieder* I [1882] 151 f. Nr. 56 = Erk-Böhme, *Deutscher Liederhort* II [1893] 680 Nr. 888). Ein anderes Lied vom geringen Hausrat aus 1525 bei J. Görres, *Altteutsche Volks- und Meisterlieder* (1817) S. 145 ff. und aus 1471 bei K. Haltaus, *Liederbuch der Klara Hätzlerin* (1840) 42 f. Nr. 35 und L. Uhland, *Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder* II (1845) 718 ff. Nr. 278. Das von Treichel mitgeteilte Lied tritt uns das erste Mal in der v. Crailsheimschen Liederhandschrift aus etwa 1750 entgegen und fand dann zu Anfang des 19. Jahrhunderts durch fliegende Blätter weitere Verbreitung (s. A. Kopp, *Deutsches Volks- und Studentenlied in vorklassischer Zeit* [1899] S. 146 f.). Ein solches aus Basel stammendes, das sich im Besitze L. Uhlands befand (Sammelhandschrift Md. 506. X. Bl. 79 der Tübinger Universitätsbibliothek), liegt auch dem nachfolgenden Abdruck zugrunde. Das fliegende Blatt führt den Titel: 'Wohl bedagte und reiflich überleckte Heyraths-Abrede samt einem sehr lustigen Lied. Gedruckt

zu Bratwursthausen. (kl. 8°. 8 S., Anfang des 19. Jhdts.)' und enthält unser Lied, das strophisch nicht abgesetzt ist, auf den Seiten 5—8.

Lied.

1. Wenn ich nur ein Mädchen hätte,
Das mir recht gewogen wär',
Wüfste ich wohl, was ich thäte,
Denn das Leben fällt mir schwer.
Ach, ich möchte gerne freyen,
Denn jetzunder kommt's mir an,
Vor mir darf sich keine scheuen,
Denn ich bin ein braver Mann.

2. Ich will nicht viel Wesens machen,
Denn ich habe nicht viel Geld,
Aber meine Wirthschaftssachen,
Die sind alle wohlbestellt;
Was will mir wohl weiters fehlen
Oder was geht mir wohl ab?
Ich will nur ganz kurz erzählen,
Was ich im Vermögen hab'.

3. Alte Töpfe, alte Tiegel
Hab' ich eine Küche voll,
Sieben unbeschlag'ne Kübel,
Die gefallen mir sehr wohl;
Aber das ist veritabel,
Denn ich hab' noch überdiefs
Eine alte Ofengabel
Und zum Braten einen Spiefs.

4. Ich darf mir kein Stück[ch]en borgen,
Was ich in die Wirthschaft brauch,
Feuerzangen, Feuersorger,
Löffel, Schüfslen hab' ich auch;
Zwey Laternen ohne Glase,
Putzscheer', Leuchter und auch Licht,
Eine alte Ofenblase,
Die ist recht gut ausgepicht.

5. Hinterm Ofen bey der Hölle,
Da ist allerley Vorrath,
Da liegt eine alte Elle,
Ein zerbroch'nes Spinnerad,
Eine alte Überrücke,
Eine Hechel auch dazu,
Eine alte Ofenkrücke
Und ein paar zerrifs'ne Schuh.

6. Eine alte Zipfelmütze
Die ist voller Koth und Kalk,
Eine alte Feuerspritze
Und ein böser Blasebalg;
Eine alte Essigflasche,
Ein zersprung'nes Blaserohr,
Eine alte Patrontasche,
Ein zerbroch'ner Nagelbohr'r.

7. Bey dem Fenster steht ein Kober,
In der Stube bin ich da,
Ach, da ist ein grofser Schober
Lauter solch Geräthe ja:
Eine alte Streusandbüchse,
Ein zerschlagnes Dintenfafs
Und ein Stückchen Stiefelwichse,
Ein zerbroch'nes Brandtweinglas.

8. Weiters hänget an der Mauer
Ein verrostet Winkelmafs
Und ein alter Wachtelbauer,
Ein zerschlag'nes Wetterglas;
Zwey verdorb'ne Tischlersägen
Und ein abgeschabter Hut,
Auch ein alter deutscher Degen,
Der ist voll von Türkenblut.

9. Da liegt eine alte Hechel,
Die noch wohl zwey Heller werth,
Ein zerrifsner Fliegenwedel
Und ein hölzern Steckenpferd;
Eine alte, böse Schüssel,
Einen Frefstrog für die Schwein',[1]
Ein Gebund verdrehte Schlüssel,
Alte Schlösser auch dabey.

10. Geh ich in die Nebenkammer,
Treff' ich noch viel Hausrath an:
Einen grofsen, hölzern' Hammer,
Eine alte Wasserkann',
Eine Schaufel, einen Besen,
Eine alte Spinnewisch
Und ein Topf mit schimm'ligen Käsen,
Auch ein alter, schiefer[2] Tisch.

11. Da sind allerhand für Dinge
Und auch rare Stuck dabey,
Da liegt eine alte Brille
Und ein Klumpen Fensterbley,
Eine alte Tabakspfeife,
Feuer, Eisen, Stein und Schwamm
Und ein Stück verdorb'ne Seife
Und ein alter Läusekamm.

12. Was für wunderschöne Dinge
Hab' ich euch noch weiters hier,
Eine alte Degenklinge,
Einen Haufen alt Papier;
Da sind drey sehr rare Stücke,
Ein zerrifsnes Hosenband,
Eine alte Schwanzperücke,
Eine Schachtel Streuesand.

[1] Ursprünglich wohl: Säu. [2] Der Druck hat: Schifertisch.

13. Da liegt eine alte Wiege,
Eine Holzaxt ohne Stiel,
Zwey zerschlag'ne Wasserkrüge
Und ein altes Damenspiel;
Eine liederliche Karte,
Ein paar Würfel obend'rauf,
Eine alte Helleparte,
Ein zersprung'ner Flintenlauf.

14. In dem Holzhaus ist verschlossen
Ein zerbroch'ner Kleiderschrank,
Eine Leiter mit zwey Sprossen,
Eine alte Ofenbank,
Reiser, Kohlen, Holz und Spähne,
Ein zerschlagnes Hageblock[3]
Und ein Schemmel ohne Lehne,
Auch ein alter Sägeblock.

15. Und in meinem Pferdestalle
Hab' ich auch noch Geldeswerth:
Eine alte Rattenfalle,
Alt Geschirre vor ein Pferd,
Einen abgenutzten Striegel,
Der ist aber sehr verrost'
Und ein alter Steigebügel,
Der noch wohl zwey Kreutzer kost'.

16. Nun mufs ich mich selber loben.
Denn ich bin ein guter Wirth,
Schatzgeld hab' ich aufgehoben,
Das gewifs was importirt;[4]
Einen alten, bösen Dreyer,
Da ist kein Gepräg darauf,
Hab ich eingewechselt heuer
Und den heb' ich sparsam auf.

17. Wer nun Lust hat mich zu freyen,
Melde sich nur fein geschwind,
Denn es wird wohl keine reuen,
Wenn sie soviel Hausrath find't;
Altes Kupfer, Blei und Eisen
Trifft man bey mir häufig an,
Kommt, ich will euch alles weisen,
Denn ich bin ein braver Mann.

[3] Wohl: Hackblock. [4] einbringt.

Treichels Fassung, die aus fünfzehn vierzeiligen Strophen besteht, enthält vier Strophen (6, 7, 12, 13), die keine Entsprechung in unserem Texte finden, während alle übrigen Strophen auch mehr oder weniger gleich in unserem Liede vorkommen. Das Verhältnis der Strophen zueinander ist dargestellt durch: 1 T = 1 1–4; — 2 = 1 5–8; — 3 = 2 1–4; — 4 = 2 5–8; — 5 = 3 1–4; — 8 = 5 1–4; — 9 = 5 5–8; — 10 = 15 1–4; — 11 = 15 5–8; — 14 = 17 1–4; — 15 = 17 5–8.

14. Neujahrslied.

Folgendes Neujahrslied aus Bayern (Geisenhausen, ca. 1650), das, wie die heutigen Neujahrslieder in Tirol, den Blick der Zuhörer auf das Ewige richtet, ist der Hs. Md 290 der Universitätsbibliothek in Tübingen entnommen und bis heute unbekannt geblieben.

Der welt zum neuen jahr.

[111b] 1. Ich muefs die welt mit einem gsang
zum neuen jahr verehren,[1]
dz ist zwar schlecht vnd werth[2] nit lang,
sie würdt nit mehr begehren.

2. Damit ichs khurz aufs handen bring
vnd nit vill worth thue machen,
ist halt die welt vnd nichts ain Ding[3]
vnd billich zu uerlachen.

3. Sie ist auf sandt vnd eifs gebauth,
die beede balt verschwinden,
wer ihren falschen worthen thraut,
würdt sich betrogen finden.

4. Daher ist ratsamb iezt vnd dan,
dabey thue ich verharen,
man nämb sich vmb dz ewig an
vnd lafs dz zeitlich fahren.

5. Wer diſes thuet, wie es sein soll,
dem stet der himel ofen,
haust ihm vnd seiner sellen woll,
dz darf er sicher hofen.

6. Im gegenfahl hat er die gfahr,
er werde dorth empfangen
den lohn, dem er hie zeitlich gahr
freywillig nach ist gangen.

7. Daſs zeitlich wehrt eine claine zeit
nit ohne creuz vnd leiden,
dz ewig steht in sicherheit
die vnendlichen freuden.

8. Darumben khünden alle die,
die sich der welt entschlagen,
dem lieben gott aldorth vnd hie.
lob, ehr vnd preiſs drumb sagen.

[112a] 9. Der würdt sie mit grosser eron
in seinem reich ergezen
vnd alles, waſs sie ihm gethan,
vnzahlbarlich ersezen.

10. Diſs schlechte gsenglein, woll gemaint,
hat erst vor wenig tagen
den geistlichen ein gueter fraindt
zum trost zusamb getragen.[4]

11. Daſs werden sie zu kheiner zeit
gleichwoll nit gar verachten,
sonder mit ihrer glegenheit
dz best dabey betrachten.

12. Befilch mich ihnen ganz vnd gar
in ir gebett daneben,
wünsch vnſs zugleich zum neuen jahr
ein glickhseeliges leben. Amen.

[1] beschenken. [2] dauert. [3] nichts als ein Ding. [4] zusammengesetzt, gedichtet.

15. Zum 'Ålmsee-Echo'.

J. Reiter und F. F. Kohl (*Heimatlieder* I [1905] 20 f. Nr. 13) teilen aus Oberösterreich ein 'Ålmsee-Echo' betiteltes Lied mit, das seinem ganzen Aufbau nach und seines reflexiven und sentimentalen Charakters wegen kein echtes Volkslied sein kann, sondern nur in die Gattung der volkstümlichen Lieder gehört. Die erste Strophe findet sich mit Melodie als original-oberösterreichisches Volkslied auch von Georg Huemer in *Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild, Oberösterreich und Salzburg* (Wien 1889) S. 205 mitgeteilt. Eine Fassung aus Steiermark brachte V. Jabornik (*Edelrauten. 25 Lieder aus der grünen Steiermark* [1894] 9 Nr. 6 und Textbeilage S. 2 Nr. 6). Der Verfasser des Liedes ist Anton Schosser. Es wurde 1844 gedichtet und steht in dessen *Naturbilder aus dem Leben der Gebirgsbewohner in den Grenzalpen zwischen Steyermark und dem Traunkreise* (Linz 1849) S. 58 ff. Ich drucke hier den Originaltext ab:

[58] 's Almsee-Echo.

1. So rein iſs mein Bluat,
Wies Wasser im See
Und so frisch iſs mein Muath,
Wie die Luft in der Höh.
D'rum fahr i' in Almsee, dort hab i' mein Freud',
Da thuát mir nix weh und dort druckt mi kein Leid.

2. Beim Kolmkarerbah
Singt der Wasservogl
Und d' Sonn, die steht hoh
Obern Zwölferkogl.
Da d'rinná in Röll thuát dá Gucku schön schrein
Und i' sags auf der Stöll, kann nix Schöners nid seyn!

3. Kann nix schöners nid gebn,
Als das Almseer-Thal,
[59] Nur dort g'freut mich's Lebn
Und i' sags allemal.
Die hochmächtig'n Kogeln dort obn auf der Heh,
Rings um schöne Auen und mitten der See. —

4. In der Mitten der See
Schaut so grüán und klar aus;
Und dort obn auf der Heh
Iſs das Echo gar z' Haus.
I' hör dich so gern, mein lieb's Echo, glaub's g'wiſs!
Du machst nix dázua, wie's bein Leutn sonst iſs.

5. Red'st hinter Rucks nia,
Bist schön offá und g'rad,
Du bist bráver als wir,
Du bist g'scheider, iſs Schad!
Lern' doch allen Leutn, die kemmán, dein' Kunst;
Denn sie trüabn sich's lustige Lebn nur umsonst! —

6. Komm ich noch ámal her,
Liebs Echo, glaub's g'wiſs,
[60] So sag i' dir mehr,
Wie's hirz d'raust der Brauch iſs.
I' muaſs wieder weiter, liebs Echo, Adie!
Wanns möglich kann seyn, siegst mich künftigs Jahr eh. —

Ein Vergleich mit dem Text bei Reiter-Kohl zeigt, daſs nicht allzuviel abgeändert wurde; nur die Strophen 3 und 6 sind weggeblieben, so daſs das aus dem Volksmunde aufgezeichnete Lied nur aus vier Strophen besteht, wobei 1 = 1 Sch.; — 2 = 2 Sch.; — 3 = 4 Sch.; — 4 = 5 Sch. ist. Jaborniks Text läſst die Strophen 2 und 6 weg; sonst entsprechen sich 1 = 1 Sch.; — 2 = 3 Sch.; — 3 = 4 Sch.; — 4 = 5 Sch.; die fünfte Strophe, die ganz im Sinne Schossers gedichtet ist, findet keine Entsprechung. Sie ist dem zweiten, 1845 gedichteten Teil des Almsee-Echos (*Naturbilder* etc. S. 61 ff.) entnommen, wo sie die zweite Strophe (S. 61) bildet und folgenden Wortlaut hat:

Sonst hört má nix da,
Als wie d' Vögel und dich,
Aftn's Rauschen vom Bach
Und's Gläutert vom Vieh.
Und fangt oft dá Wind an, so bist halt du still.
Gelt, d' Windmacherei macht dir's á allmal z'viel?

16. Vom wilden Ochsen.

Schuster und Schneider gehören seit jeher zu jenen Handwerkern, denen man verschiedenes Unrühmliche, besonders Furchtsamkeit nachsagt. Auch das nachfolgende, der Hs. Md 290 der Universitätsbibliothek in Tübingen entnommene bayrische Lied aus ca. 1650 hat diese Eigenschaft zum Vorwurf.

Von dem wilden oxen.

[126a] 1. Ein paur het vor kurzer zeit
in seinem haufs sechs handtwerchs-
leith,
halb schuester vnd halb schneider;
wafs sich mit ihnen in der that
verloffen vnd begeben hat,
dz volgt hernach noch weither.

2. Der paur liefs ein oxen schlagen,
dz wolt der ox nit ybertragen[1]
vnd sich durchaufs nit geben;
er wehret sich ein ganze stundt,
souil er imer mecht vnd khundt,
vnd zwar auf leib vnd leben.

3. Efs grauset ihme an dem scherz:
der mezger nämb ihm halt dz herz!
ist ihm vom saill entgangen;
efs grüffe alles zu der wehr,
alfs wan der feindt vorhanden wer,
khundten ihn nit mehr fangen.

[126b] 4. Stiendten zugleich in grosser
gfahr,
khämb entlich in die stuben gahr,
darin die maister gsessen;
die waren dorthen in der brüe,
so voller sörgen, angst vnd miehe,
dz ihrer selbst vergessen.

5. Der ox, alfs ob er würfftig[2] währ,
schufs an den wendten hin vnd her,
dz thet sie sehr verwühren;
ein yeder schauet auf den grundt,
wie er sich auf dz beste khundt
verstekhen vnd saluieren.[3]

6. Der erste wahr des schneiders bue,
der schafet ihm[4] bey zeiten rhue,
hats auch zum besten troffen;
er wagets halt in gottes nam,
macht sich fein eng vnd zwifach zsam,
ist vnde[r]n offen gschloffen.

7. Dem maister wahr sehr angst
vnd bang,
der saumet sich zugleich nit lang
vnd volget seinem jungen,
ist bey der nadl nit verhart,
sonder nach ring[5] schneider art
gar auf den offen gsprungen.

8. Der offen schwenckhet hin vnd
her,
alfs wan er auch in ängsten wer,
dem schneider wolts nit gfallen;
er stiendt dabey in grosser gfahr,
es mecht der deufel[6] ganz vnd gar
yber den haufen fahlen.

9. Der dritte hielt sich gleichfahlfs
frisch,[7]
fiell augenblickhlich vndern tisch,
es war ein freyer bossen[8]
[127a] vnnd het die hofnung ganz vnd
gahr,
er sey dabey schon aufs der gfahr,
der ox khundt ihn nit stossen.

10. Der vierdte trachtet aufs dem
haufs
vnd sprung in eill zum fenster aufs,
die noth hat ihn getriben;
macht ihm die hofnung vnd den
schluſs,
woll weith dauon sey guet fürn
schufs,
ist lenger nit mehr bliben.

11. Difs alles hat noch nit er-
khleckht,[9]
der fünfft ist vnderm fenster gsteckht,
dz hat er woll empfunden:
efs gieng ihm eben hart vnd rauch,[10]
bifs dz er seinen dickhen bauch
entlich hinaufs hat gwundten.

12. Der ox sezt ihm doch noch
ein läfs[11]
vnnd stiefs ihn hinden für dz gsäfs,
dz thet ihn sehr erschreckhen;
hat iha vermaint mit grofser clag,
es sey numehr sein lester tag,
khein hilf wolt nit erkhleckhen.[12]

13. Der sechste, den man woll er-
khent,
der nämb dz herz in beede hendt
vnd stellet sich so munther;[13]
nach dem ihm schwindlet bey der
sach,
stig er in aller eill aufs tach
vnd schaut von ferren herundter.

14. Der mezger hat ihm recht ge-
thon,
macht sich fein bey zeit dauon,
der wündt wolt ihm nit schmeckhen;
[127b] er thet sich vnder diser noth
im sigeret,[14] dz war ein spoth,
verschanzen vnd versteckhen.

[1] über sich ergehen lassen, vertragen. [2] schwindlig (s. Schm.-Fr. *B. Wb.* II 995 s. v. Wurf). [3] retten. [4] sich. [5] leichter. [6] d. h. der Ofen. [7] tapfer. [8] frei dient zur Hervorhebung (s. Schm.-Fr. I 813); bossen = Streich. [9] genügt. [10] schwer. [11] Aderlafs (Schm.-Fr. I 1505 s. v. läfsen h.). [12] reichen. [13] frisch. [14] in Sicherheit.

15. Der ox hats doch nit böfs gemaint,
ist nit alfs feindt, sonder alfs fraindt
der stube zuegeloffen;
wolt sich daselbsten retiriren,
sein leben dorthen zu saluiren,
in disem stiendt sein hofen.

16. Er khäm lestlich vnder die thier,
dorth warthet ihm der mezger für,[15]
hat auf sein vortheill gsehen;
griff in dem zorn nach seinem peill,
schlieg auf ihn dar in aller eill,
damit war es geschechen.

17. Schuester vnd schneider ganz verzacht,
die hat der ox all sechs veriagt,
hat doch noch woll gelungen;[16]
darumb hat man zu ihren ehrn
difs gsenglein, zwar ohn ihr begehrn,
zusamb gesezt vnd gsungen.

18. Zum fall es ihnen nit gefelt,
darein man doch khein zweifel stelt,
so lassens sie halt mahlen;
man findt schon ain, de[r]s besser khan,
der sich der sach würdt nemen an,
wan sie es nur bezallen.

19. Von mir seindt sie schon ganz quittiert,[17]
weill mir disfahlfs khein lohn gebürth,
doch khan es sich woll schikhen,
[128a] dz sie mir meine strimpf vnd schuech
mit leder oder auch mit tuech
ainfsmahlfs darumben [flikhen].

[15] dort wartet der Metzger auf ihn. [16] ist doch noch zum guten ausgegangen.
[17] Mir haben sie schon bezahlt.

17. Ein schönes Kapuzinerlied.

Ich habe (*Archiv f. n. Sp.* CXV [1905] 35 f. Nr. 7) ein Kapuzinerlied aus ca. 1760 mitgeteilt und auf andere, neuere Lieder dieser Art hingewiesen; nachzutragen ist, dafs eine zweite Fassung aus Steiermark noch durch Joh. Kain (*Lieder aus Aussee*[2] [1884] S. 133 f.) mitgeteilt wurde und ein weiteres Kapuzinerlied aus dem Egerland bekannt ist (A. Wolf, *Volkslieder aus dem Egerlande* [1869] 30 ff. Nr. 18 = Hruschka-Toischer, *Deutsche Volkslieder aus Böhmen* [1891] 254 f. Nr. 275). Zu der Aufzeichnung aus Schwaben (E. Meier, *Schwäbische Volkslieder* [1855] 165 Nr. 74) teile ich hier die Urfassung mit, welche ich der aus ca. 1850 stammenden Handschrift Nr. 659 des Steiermärkischen Landesarchivs in Graz entnehme.

[18b] 1. Gott hat ja nichts bessers geben
Auf der weit und breiten Welt,
Als das Kapuzinerleben;
Wann wir haben schon kein Geld,
Hilft uns doch der liebe Gott
Alle Zeit aus aller Noth;
Uns kann nicht : der höllisch Drach :
Nehmen unsern Bettelsack.

2. Wann wir schon nichts Eignes haben,
Theilen wir doch Andern mit,
Därfen nicht viel Schätz vergraben,
Haben von den Feinden Fried;
Will man uns bestehlen,
Find't man in der Zellen
Stroh und auch den : Bettelsack :,
Da ist nun der ganze Pack.

3. Andre müssen immer sorgen
Für ihr täglichs Stücklein Brod,
Aber wir von heut bis morgen
Leben dannoch ohne Noth,
Gott uns schon ernähret,
Leben unbeschweret;
Ich bleib bei dem : Bettelsack :,
Bettel fort bis in das Grab.

[19a] 4. Viel nach Geld und Güter zielen,
Richten Kuchel, Keller ein,
Kästen voll mit Getraid anfüllen,
Aber wir ohn Sorgen sein;

Thun nichts vigiliren,
Thut doch nichts mangiren[1]
Und wann man uns : schicket was : ,
Sagen wir Deo gratias.

5. Etlich gehn in Gold und Seiden'
Wie ein aufgeputzter Pfau,
Müssen doch viel Unlust leiden
Und wann ich auf's Ende schau,
Thut die Hoffart schwinden,
Bleibt oft Alls dahinten,
Unser Kutten : bleibt allzeit :
In der armen Beständigkeit.

6. Andere thun Gastereien halten,
Deposchiren[2] Tag und Nacht,
Wie der reiche Mann verwalten,
Bis das Gütlein durchgebracht;
Alsdann sein's voll Sorgen,
Und will Niemand borgen —,
Ich leb in : der Armethey :
Fröhlich und der Sorgen frei.

[19b] 7. Andere können phantasieren,
Sehen, wie sie in der Welt
Sich zu grofsen Ehren führen
Und bekommen Gut und Geld;
Wir der Welt nicht trauen,
Sondern auf Gott bauen,
Der gibt für : das Bettelkleid :
Dorten uns die ewig Freud'.

8. Ach, wie so viel grofser Haufen
Von den weltlich Freuden blend't,
Werden stracks der Höll' zulaufen,
Müssen leiden ohne End;
Diese Gfahr wir fliehen,
Uns der Welt entziehen,
Leben also auf : das best' :
Mit dem Bettelsack getröst.

9. Von dem Chor bis in die Zellen,
Was vor ein Ergetzlichkeit,
Hören da kein Hund nicht bellen,
Loben Gott mit gröfster Freud,
Gegen Weltgetümmel
Ist mein Zell ein Himmel,
Ich so, baarfufs : ohne Schuch : ,
Meinen Weg zum Himmel such.

10. Nun gar recht, hab's wohl getroffen,
Dafs ich hab die Welt veracht
Und bin in mein Sack geschloffen,
[20a] Welt, ich sag dir gute Nacht!
Ich lafs dich halt rauschen,
Möcht mit dir nicht tauschen,
Ich bleib bei dem : Bettelsack : ,
Bettel fort bis in das Grab.

[1] vom frz. manger = vertun. [2] vom frz. dépocher = aus der Tasche nehmen.

Die Niederschrift in der Handschrift Nr. 659, welche von P. Jakob Wichner, der zu jener Zeit Pfarrer zu St. Lorenzen bei Trieben im Paltental (Steiermark) war, besorgt wurde, ist selbst wieder eine Abschrift, wie aus der Bemerkung Wichners 'Original ist in Gratz gedruckt, Widmannstädter, ohne Jahrzahl' hervorgeht. Da Widmannstädter Ende des 18. Jahrhunderts zu Graz druckte, so kann man das Lied etwa in das Jahr 1780 setzen. Die aus mündlicher Überlieferung aufgezeichnete schwäbische Fassung enthält nur unsere 1., 2. und 9. Strophe und auch die ziemlich verändert. Da Wichner das fliegende Blatt im Paltentale auftrieb, so wird unser Lied dort auch gesungen worden sein.

18. Der Pinzgauer Wallfahrt.

Eine interessante Parallele zur Wallfahrt der Pinzgauer (vgl. darüber Blümml, *Archiv f. n. Spr.* CXV [1905] 40 ff. Nr. 10) ist in der Handschrift Md 290 der Tübinger Universitätsbibliothek erhalten; sie dürfte aus ca. 1650 (niedergeschrieben ca. 1670) stammen.

Creuzgang, wie die paurn wegen der finsternuſs mit der procession nacher Ötting gangen.

[128a] 1. Am nächten,[1] wie die dunkhel war, alleluja,
versamblet sich die ganze pfarr, alleluja.

2. Gehn Eting[2] on die hälli[3] statt, alleluja,
vnd wolten suechen hilf vnd rhat, alleluja.

3. Vo wegen der finster hin vnd her, alleluja,
dauon man gsait hat weith vnd ferr, alleluja.

4. Da meſsmer hat inſs zrechter zeit, alleluja,
mit ollen glockhen zamen dleith,[4] alleluja.

5. Eſs khäm än ganzer hauffen zam, alleluja,
giengen dahin in gottes nam, alleluja.

6. Dausen[5] häm mir ins all zerträt, alleluja,
Der ain käm frie, der ander späth, alleluja.

7. Afer inten[6] auf dem lesten veldt, alleluja,
hat man ins all in d'ornung gstelt, alleluja.

8. Des pfarrers khnecht, der gieng voran, alleluja,
der trüeg den langen, reauthen fon,[7] alleluja.

9. Sein huet trieg yem ein anderer gspon,[8] alleluja,
vnd hälf ihm sunst, waſs neauth[9] het thon, alleluja.

10. Darna da gieng der pfoff fein stät,[10] alleluja,
der hat ä weisi pfaidt ohndlät,[11] alleluja.

11. Vnd yber d'oxel än reauthen riemb, alleluja,
zween khüebröbst[12] giengen neben yem, alleluja.

12. Affen giengen die andern dley, alleluja,
oll in der ornung drey vnd drey, alleluja.

[128b] 13. D' weiber hetn ihr bsunderi sach, alleluja,
di giengen scharweiſs hinten nach, alleluja.

14. In der mithen gieng die süngent schar, alleluja,
di hieng on einander por vnd bar, alleluja.

15. Der Schmidtknet vnd da Michel Spor, alleluja,
disselbingen zween, die sängen vor, alleluja.

16. Sy singen steiff[13] vnd fraidi gnue, alleluja,
vnd seind ollbeed schrüfftglert darzue, alleluja.

17. Des mesmers vnd des millers diern, alleluja,
die hament ollsant nochi gschriern, alleluja.

18. Sy hament gschriern vnd dapfer blert, alleluja,
dz mans auf ein veldt wegs[14] hat ghert, alleluja.

19. Wie mir zum khürchel khemen sein, alleluja,
da leithet ins der meſsner ein, alleluja.

20. Mir giengen oll gor pränckhisch[15] ein, alleluja,
ein yeder wolt der feinist sein, alleluja.

[1] gestern. [2] Alt-Ötting, bayrischer Wallfahrtsort. [3] heilige, geweihte. [4] zusammengeläutet. [5] Draufsen. [6] aber unten. [7] rote Fahne. [8] Genosse. [9] nötig war. [10] langsam. [11] angezogen. [12] Kirchenpröpste = Ministranten. [13] fest, tüchtig. [14] ein ganzes Feld weit gehört hat. [15] geziert.

21. Etliche aufs den weiberen frum, alleluja,
die kruchen scheibweifs[16] vmb vnd vmb, alleluja.

22. Der pfarrer vnd des mefsners bue, alleluja,
giengen von statt[17] dem sagers[18] zue, alleluja.

23. Vnd wie er sy drin ohn hat gschiert,[19] alleluja,
hatn der bue fürn olter[20] gführt, alleluja.

24. Da fieng er on dz stofelbet,[21] alleluja,
wiefs nämblen[22] in dem mefsbuech steht, alleluja.

25. Zum khiriagleifs[23] vnd vobiscum, alleluja,
giengen mir oll gen opfer rumb, alleluja.

26. Der olter läg der pfening voll, alleluja,
dafs gfiell dem pfaffen mächti[24] woll, alleluja.

27. Wiefs khemen ist aufs mither zill,[25] alleluja,
da sägt er ins dz efigil,[26] alleluja.

28. Wie er offten zam hat krämbt,[27] alleluja,
[129a] so hat er sy nit lenger gsämbt,[28] alleluja.

29. Hot sy fein güetlen[29] vmberdrät, alleluja,
vnd hat ins d' finstermefs aufsdlät,[30] alleluja.

30. Da fiellen mir auf insere khnüe, alleluja,
vnd bitten gott vnd St. Maria, alleluja.

31. Sie solten ins im finsteren schein, alleluja,
fein gnedtig vnd barmherzig sein, alleluja.

32. Vnd hambens[31] holt so starckh antriben,[32] alleluja,
dz d' finsternufs derhaimbt[33] ist bliben, alleluja.

33. Wie er afftens grazias hat gsungen, alleluja,
hamen wür all der thier zuetrungen,[34] alleluja.

34. Aufm hof herauls hats gueten most, alleluja,
den hament inser vill vercost, alleluja.

35. Nacher san mir haimwerts gangen, alleluja,
ötlen[35] sant im würthshaufs bhangen,[36] alleluja.

36. Darmit hat sy d'küefart[37] gendt, alleluja,
vnd hat ins d' finster nimer blent,[38] alleluja.

[16] rings. [17] auf der Stelle, sofort. [18] Sakristei. [19] angekleidet. [20] Altar. [21] Stufengebet. [22] nämlich. [23] Kyrie eleison. [24] sehr. [25] mittlere Ende. [26] Evangelium. [27] geräumt. [28] gesäumt. [29] sachte, ohne Anstrengung und Eile. [30] ausgelegt, verdolmetscht. [31] haben sie. [32] angetrieben. [33] zu Hause geblieben ist, aufgehört hat. [34] zugedrängt, zugeeilt. [35] einige. [36] geblieben. [37] Wallfahrt. [38] geblendet, geirrt.

19. Die kranke Schwoagerin.

In der aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammenden Handschrift Nr. 1414 des Steiermärkischen Landesarchivs in Graz findet sich unter der Aufschrift 'Die krank Schwoagrin' folgendes, in der Gegend von Donnersbachwald (Bh. Irdning, Bg. Gröbming, *Nordsteiermark*) gesungenes Volkslied:

[56] 1. Schwoagrin, steh auf, schau, es singen schon d' Schwalbn,
Unsre Kuhla, die gråsn schon hin über d' Alm.

2. Die Sonn steigt schon *aufa* und d' Mäuern wer(d)n liacht,
Das man Gamserl *schön schwarz und braun übasteign* siacht.

3. Da Häslhåhn wispelt herbei går ban Stall,
Wird schon alles lebendig und frisch überall.

4. A Lüftl, a gsunds, weckt die Blümerl allsant,
Waht an Gruch, *so* an guatn von d' Kräuter vanand.

5. Schwoagrin, steh auf, *schau, es ist ja schon Zeit,*
Den åndern ihr Vieh is schon lang auf da Weid.

6. I steh nimma auf, meine Kälber und Küah,
Kriagts a andre Schwoagrin, es geht ma schon für.

7. Beim Herz tuat's mi druckn und 's Bluat tuat frei sia(d)n,
Es trägt mi koa Fufs nit, mag d' Händ schier nit rührn.

8. Nacht kriag i an Stich *von an* in d' Händ,
Von an kloan, rotn Nättern beim *Gleckschneidn* då ent.

[57] 9. In Tal stichts koa Nättern, koa *Stuxerl* blåst's an
Und ifs glei nit so liab, *unt* san's do besser dran.

10. Du irrst dich wohl weit, unt gibt's no mehra Bruat,
Die *stechn* mit'n Züngl, wäs no wehra tuat.

Bei näherem Zusehen erkennt man deutlich, dafs hier kein echtes Volkslied, sondern nur ein volkstümliches Lied vorliegt. Der Beweis dafür ist in Str. 10 zu finden, denn solche reflektierende Betrachtungen kennt das Volk nicht. Tatsächlich hat das Lied auch Anton Schosser zum Verfasser, von dem so viele Dichtungen Eingang ins Volk fanden, worauf schon V. Zack (*Heiderich und Peterstamm* III [1896] 8 und Textbeilage 8 Nr. 27), der eine andere steirische Fassung (S. 27 Nr. 27) beibringt, hinwies. Gedichtet wurde es 1846 und findet sich zuerst gedruckt in *Naturbilder aus dem Leben der Gebirgsbewohner in den Grenzalpen zwischen Steyermark und dem Traunkreise* (Linz 1849) S. 73 ff. Ich bringe hier den Originaltext; das Abweichende der Fassung aus Donnersbachwald wurde schon oben durch Kursivdruck hervorgehoben. Die Aufzeichnung aus dem Volk hat die Str. 5 bei Schosser nicht, für 6 Sch., die stark reflektiert, wurde eine Parallele zu Str. 1 eingesetzt und 7 Sch., als Ausführung der nicht passenden Str. 6 Sch., ganz ausgelassen; nur die reflektierende Str. 12 Sch. wurde als 10 beibehalten, wird jedoch sicher noch im Laufe der Zeit als nicht volkstümlich abgeworfen, da mit 9 ein ganz guter Abschlufs zu erzielen ist.

Die krank' Schwoag'rin.

[73] 1. Schwoag'rin, steh auf,
Schau, es singen schon d' Schwalm,
Deine Kuhrln, die grasen schon
Hin über d' Alm.

2. D' Soun steigt schon aufsá,
Die Mäuer wern liácht,
Dafs má d' Gámsen so fröhli
Ob'n umersteig'n siácht.

3. Á Lüfterl, á g'sund's,
Weckt die Blüámerl all'sand,
Wáht ön Gruh, den so guát'n,
Von Kräutern vánand.

[74] 4. Dá Haselhahn wispelt
Herbei gar beim Stall,
Wird schon Alles lebendi
Und frisch überall.

5. Hirz da und aft dort,
Wia sich halt der Wind dráht,
Hört má's Glock'nvieh läuten,
Bald läuter, bald stát.

6. Schwoag'rin, steh' auf,
Nur die Schönheit betracht',
Schau, das habn ja nur wir da,
In Thal ifs noh Nacht!

7. Bleibt á unt'n nid Nacht,
Bricht ja á dá Tag an,
Stánd nur Alles g'sund auf,
I' vergunnert erns schon!

[75] 8. I' steh' nimmer auf,
Meine Kaiberl und Kühr
Griágn án andere Schwoag'rin,
Es geht mir schon für.

9. Beim Herz thuáts mi druckâ
Und's Bluát thuát frei siádn,
Es tragt mi kein Fuáfs nid,
Mag d' Händ' schir nid rühru.

10. Nácht griág i án Stich
Mit dá Znng in der Händ
Von á kloan rothen Nadern
Bein Gras'n da ent.

11. Im Thal sticht's kein' Nader,
Kein Stutz'n blast's an
Und ifs's glei nid so liábli,
Sánd do besser d'ran!

[76] 12. Da irrst di wohl weit,
Unt gibts no mehrer Bruát,
Die gern sticht mit'n Züngeln,
Was no wüáser thuát.

Zack entspricht in folgender Art: 1 = 1 Sch.; — 2 = 2 Sch.; — 3 = 5 Sch.; — 4 = 6 Sch.; — 5 = 7 Sch.; — 6 = 8 Sch.

20. Ein geistliches Nachtwächterlied.

Das Lied 'Um achte betrachte' tritt uns zuerst 1700 in einem fliegenden Blatte entgegen (W. Bäumker, *Das katholische deutsche Kirchenlied* III [1891] 39 Nr. 66). Im 19. Jahrhundert fand es in der Fastenzeit in Österreich als Nachtwächterlied Verwendung, wie erhaltene Reste zeigen (Jos. Wichner, *Stundenrufe und Lieder der deutschen Nachtwächter* [1897] S. 182 [unsere 1. Str.], 214 ff. [unsere Str. 2—9] und Jos. Mantuani, *Geschichte der Musik in Wien* I [1904] 239 Anm. 5). Eine Fassung mit 10 Strophen bewahrt nach einem fliegenden Blatte, gedruckt zu Graz bei den Widmanstätterschen Erben (Ende des 18. Jahrhunderts) die von Jacob Wichner ca. 1850 zusammengeschriebene Hs. Nr. 659 des Steiermärkischen Landesarchivs in Graz auf.

Das geistliche Wachterlied.

[17a] 1. Hat 8 geschlagen.
Um achte betrachte,
Dafs jetzund die Fasten,
Wie Jesus keinen Augenblick kann rasten;
Am Oelberg er sitzet,
Blut und Wasser schwitzet
Und dies betracht' auf d' Nacht.

2. Um neune alleine,
Die Keuschheit behüte,
Nicht gleich einer Venus die Laster ausbrüte;
Denn Jesus wird gfangen
Mit Spiefsen und Stangen,
Drum meide die Sünd', mein Kind.

?. Hat 10 geschlagen.
Schon zehne, schon zehne,
Der Wachter tut sprechen:
Betracht, wie Pilatus das Staberl tut brechen,
Tut Jesus verdammen,
Der vom höchsten Stammen,
Zum schmählichsten Tod — ach Spott!

[17b] 4. Hat 11 geschlagen.
Um eilfe betrachte,
Dafs Jesus übermafsen
Von Juden gegeifslet auf der Gafsen
Mit Ketten und Geifsel,
Das unschuldige Waisel;
Die Ursach' allein die Sünden sein.

5. Hat 12 geschlagen.
Ach, Christen, betrachtet,
Gott wird gar gekrönet
Mit Dörnern und gleich einem Narren verhöhnet;
Nehmt dieses zu Herzen,
Was Gott doch für Schmerzen
Wegen unsrer Sünd' empfindt.

6. Hat 1 geschlagen.
Das Urteil is gsproch'n,
Es hilft gar kein Klagen,
Mein Jesus mufs das schwere Kreuz heraustragen,
Wo er drauf mufs sterben,
Kein Gnad kann erwerben;
Ach, nehmet zu Herz, was Schmerz!

7. Hat 2 geschlagen.
Am Stammen des Kreuzes
Tut Jesus schon hangen,
Der niemals kein Übel, kein Sünd' hat begangen;
Nur unsre Sünden
[18a] Tun ihn also binden,
Die Ursach allein wir sein.

8. Hat 3 geschlagen.
Seht, Jesus tut
Jetzt schon das zeitliche enden,
Sein' Seel' auch dem himmlischen Vater zusenden;
Hat des Teufels Ketten
Schon völlig zertreten,
Ist alles vollbracht; betracht'.

9. Nun Mensch, tu aufstehn,
Die Zeit ist vorhanden,
Betracht', was Jesus für uns ausgestanden;
Das hl. Kreuz machet,
In Gottes Nam' erwachet,
Betracht' Christi Pein allein.

10. Alsdann glaub' sicher,
Gott wird dich bewahren,
Auch gnädig beschützen vor allen Gefahren,
Vor Sünden und Schanden,
Vor des Teufels Banden;
Den Wachter betracht' Tag und Nacht.

(Schlufs folgt.)

Wien. E. K. Blümml.

Heines 'Reisebilder' und Laurence Sterne.[1]

I. Zeugnisse aus den Briefen und Werken Heines.

Am 30. September 1823 schreibt Heine an Moses Moser: 'Ich kann Dir das nicht oft genug wiederholen, damit Du mich nicht mifst nach dem Mafsstabe Deiner eigenen grofsen Seele. Die meinige ist Gummi elastic., zieht sich oft ins Unendliche und verschrumpft oft ins Winzige. Aber eine Seele habe ich doch. *I am positive, I have a soul,* so gut wie Sterne.'[2]

In einem Briefe an Eduard Schenk (Florenz, 1. Okt. 1828) heifst es: 'Im Bade zu Lucca, wo ich die längste und göttlichste Zeit verweilte, habe ich schon zur Hälfte ein Buch geschrieben, eine Art sentimentaler Reise.' Diese Bemerkung bezieht sich offenbar auf die 'Reise von München nach Genua' (Karpeles VIII, 554).

Am 22. April 1829 schreibt Heine wieder an Moser: 'Schick mir doch die Bibel, sprich Gans in betreff der „Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik", beweg ihn mir den Thiers zu besorgen und, wenn du den Sterne bekommen, so schick ihn mir' (Karpeles VIII, 562). Diese Bitte also geht nicht einfach auf die 'Sentimentale Reise', wie Elster in seiner Einleitung zum dritten Bande der 'Reisebilder' meint.[3]

Ein Brief vom 30. Mai 1829 an Moser besagt (Karpeles VIII, 565): 'Ich habe die Bücher erhalten ... Jetzt habe ich die Italienische Reise zur Feder genommen, und die soll den dritten Band der ‚Reisebilder' füllen. Du wirst sehen, dafs ich nicht im Gleise der alten Manier, sondern in einer neuen, freien Form weiter schreibe.'

Also ist es leicht möglich, dafs 'Tristram Shandy' sowohl als die 'Sentimentale Reise' dem Dichter jetzt, kaum zum erstenmal, in die Hände kam.

An Immermann schreibt Heine am 22. oder 23. Dezember 1829: 'Anbei, lieber Immermann, mein Buch, dessen zweite Hälfte etwas wert ist, da ich darin zum ersten Male versucht

[1] Diese in Erich Schmidts Seminar eingereichte, auch von C. F. Weiser geförderte Arbeit ist der Redaktion lange vor dem Erscheinen von Vacanos Dissertation *Heine und Sterne* (Bern 1907) übergeben worden.

[2] Karpeles, *Heinrich Heines gesammelte Werke,* 2. Auflage, VIII, 397.

[3] Elster, *Heinrich Heines sämtliche Werke* III, 199.

habe, einen Charakter leben und sprechen zu lassen; es ist dies Stück, ‚die Bäder von Lucca'' (Karpeles VIII, 572).

Diese neue Bahn wird noch deutlicher am 3. Januar 1830 bezeichnet: 'Mein Hyacinth ist die erste ausgeborene Gestalt, die ich jemals in Lebensgröfse geschaffen habe' (Karpeles VIII, 577). Gerade in eine solche neue Bahn konnte 'Tristram Shandy' den Dichter lenken, denn die 'Sentimentale Reise' bietet keinen Charakter in Lebensgröfse, Yorick ausgenommen, doch dieser ist nicht als dichterisches Gebilde zu betrachten. Wir sehen hierin einen Hauptunterschied der beiden Sterneschen Werke.

Im dritten Buch der 'Romantischen Schule', geschrieben 1832—1833, erscheint Heines überschwengliche Lobpreisung Sternes, der hier geradezu als Schöpfer des 'Tristram Shandy' gefeiert wird (Elster V, 331):

'Auch der Verfasser des ‚Tristram Shandy', wenn er sich in den rohesten Trivialitäten verloren, weifs uns plötzlich durch erhabene Übergänge an seine fürstliche Würde, an seine Ebenbürtigkeit mit Shakespeare zu erinnern. Wie Lorenz Sterne, hat auch Jean Paul in seinen Schriften seine Persönlichkeit preisgegeben, er hat sich ebenfalls in menschlichster Blöfse gezeigt, aber doch mit einer gewissen unbeholfenen Scheu, besonders in geschlechtlicher Hinsicht. Lorenz Sterne zeigt sich dem Publikum ganz entkleidet, er ist ganz nackt; Jean Paul hingegen hat nur Löcher in der Hose. Mit Unrecht glauben einige Kritiker, Jean Paul habe mehr wahres Gefühl besessen als Sterne, weil dieser, sobald der Gegenstand, den er behandelt, eine tragische Höhe erreicht, plötzlich in den scherzhaftesten, lachendsten Ton überspringt; statt dafs Jean Paul, wenn der Spafs nur im mindesten ernsthaft wird, allmählich zu flennen beginnt und ruhig seine Thränendrüsen ausräufen läfst. Nein, Sterne fühlt vielleicht noch tiefer als Jean Paul, denn er ist ein gröfserer Dichter. Er ist, wie ich schon erwähnt, ebenbürtig mit William Shakespeare, und auch ihn, den Lorenz Sterne, haben die Musen erzogen auf dem Parnafs. Aber nach Frauenart haben sie ihn, besonders durch ihre Liebkosungen, schon frühe verdorben. Er war das Schofskind der bleichen tragischen Göttin. Einst, in einem Anfall von grausamer Zärtlichkeit, küfste diese ihm das junge Herz so gewaltig, so liebestark, so inbrünstig saugend, dafs das Herz zu bluten begann und plötzlich alle Schmerzen dieser Welt verstand und von unendlichem Mitleid erfüllt wurde. Armes, junges Dichterherz! Aber die jüngere Tochter Mnemosynes, die rosige Göttin des Scherzes, hüpfte schnell hinzu und nahm den leidenden Knaben in ihre Arme und suchte ihn zu erheitern mit Lachen und Singen und gab ihm als Spielzeug die komische Larve und die närrischen Glöckchen und küfste ihm darauf all ihren Leichtsinn, all ihre trotzige Lust, all ihre witzige Neckerei. Und seitdem geriet Sternes Herz und Sternes Lippen in einen sonderbaren Widerspruch: wenn sein Herz manchmal ganz tragisch bewegt ist und er seine tiefsten blutenden Herzensgefühle aussprechen will, dann, zu seiner eigenen Verwunderung, flattern von seinen Lippen die lachend ergötzlichsten Worte.'

Und gleich danach (V, 338) heifst es: 'Der Verfasser des ‚Tristram Shandy' zeigt uns die verborgensten Tiefen der Seele, er öffnet eine Luke der Seele, erlaubt uns einen Blick in ihre Abgründe, Paradiese und Schmutzwinkel und läfst gleich die Gardine davor wieder fallen. Wir haben von vorn in das selt-

same Theater hineingeschaut. Beleuchtung und Perspektive hat ihre Wirkung nicht verfehlt, und indem wir das Unendliche geschaut zu haben meinen, ist unser Gefühl unendlich geworden, poetisch.'

Die 'Briefe über die französische Bühne' vom Mai 1837 stützen ein Urteil mit Sternes Autorität (IV, 498): 'Die Franzosen sind keineswegs ein heiteres Volk. Im Gegenteil, ich fange an zu glauben, dafs Lorenz Sterne recht hatte, wenn er behauptete, sie seien viel zu ernsthaft. Und damals als Yorick seine ‚Sentimentale Reise nach Frankreich' schrieb, blühte dort noch die ganze Leichtfüfsigkeit und parfümierte Fadaise des alten Regimes, und die Franzosen hatten im Nachdenken noch nicht durch die Guillotine und Napoleon die gehörigen Lektionen bekommen.'

Dauerndes Interesse für Sterne bezeugt ein Brief vom 26. Juni 1854 (Karpeles IX, 495), worin Sterne mit Cervantes verglichen wird bei Gelegenheit der Schiffschen 'Luftschlösser': 'Der lyrische Humor eines Sterne pafst nicht für ihn, und er mufs sich an die plastische Weise des Cervantes halten, die mit ihrer Ironie seinem Talente zusagt. Wenn er glaubt, dafs ich, der Meister der Ironie, nicht herausluge, wie sehr er den Schalk im Nacken hat, und wie man seinem verstellten Blödethun mistrauen mufs, so irrt er sich sehr.'

Das Wesentliche dieser Zeugnisse liegt darin, dafs Heine vor der 'Harzreise' eine Stelle aus Sternes 'Sentimental Journey' zitiert, und dafs er nach dem zweiten Bande der 'Reisebilder' und geraume Zeit vor dem dritten ankündigt, er habe zur Hälfte eine Art von sentimentaler Reise geschrieben, dafs er Moser um Sterne bittet und Freunden sein Einlenken in eine neue Bahn meldet. Auch für die Stellen der 'Romantischen Schule', die bezeichnenderweise den 'Tristram Shandy' hervorheben, ist es keineswegs ausgeschlossen, dafs sie ältere Eindrücke Heines wiedergeben.

II. Die Harzreise.

In diesem Abschnitte soll möglichst alles, was eine stärkere Ähnlichkeit mit Sterne aufweist, gemustert werden, mit Rücksicht auf Verwandtes in den übrigen 'Reisebildern', damit zugleich der Entwicklungsgang ins Licht trete. Beiden Autoren war es durchaus nicht um konventionelle Reisebeschreibung zu tun. Beide treten dem katalogisierenden Schlag satirisch gegenüber. Man denke z. B. an Nicolais Bände, das Opfer der Xenien. So berichtet Heine, dafs Osterode so und so viele Häuser und verschiedene Einwohner zähle, worunter sich auch mehrere Seelen befänden, wie in Gottschalcks 'Taschenbuch für Harzreisende' genauer nachzulesen sei (III, 23), und im 'Buch Le Grand' (III, 143), dafs in Düsseldorf sechzehntausend

Menschen leben und viele Hunderttausende dort begraben liegen; das ist alles. Die Stadt Brescia, so erfahren wir in der 'Reise von München nach Genua' (III, 269), hat 40 000 Einwohner, ein Rathaus, 21 Kaffeehäuser, 20 katholische Kirchen usw., was Heine alles vom Cameriere gehört haben will. Sterne versucht nirgends, das Typische an Land und Leuten hervorzuheben. Man betrachte z. B. die Abschnitte über Calais oder Paris. Plastische Beschreibung dieser Städte ist so gut wie gar nicht vorhanden, und alle Charaktere sind so umflort von der eigentümlichen Sterneschen Sentimentalität, dafs sie nur für Sonderlinge nach seiner Manier, keineswegs für Durchschnittsfranzosen gelten können. Yorick erzählt, er habe das Palais Royal, das Luxembourg, die Fassade des Louvre nicht gesehen und sich auch nicht um Gemälde, Statuen, Kirchen bekümmert.[1] Der Verfasser des 'Tristram Shandy' gibt in diesem Werke, das ebenfalls eine sentimentale Reise enthält, eine satirische Beschreibung von Calais zum besten, so prosaisch und langweilig, dafs sie lediglich als Verspottung jener registerhaften Literatur aufzufassen ist. Er will denn auch die ganze Geschichte von seinem Barbier gehört haben, während dieser das Rasiermesser schärfte (II, 429).

Es fragt sich nun, was Sterne denn eigentlich geben wollte. Hettner[2] sagt: 'Sentimental nennt Sterne seine Reise, weil sie nicht auf eine Schilderung der gesehenen Gegenden, Kunstwerke und Merkwürdigkeiten ausgeht, sondern auf die inneren Erlebnisse, Eindrücke und Gefühle. Sterne selbst spricht die Haltung am klarsten aus. Kurz vor dem Erscheinen der sentimentalen Reise schreibt er an einen Freund (Briefe, 340): "Meine Absicht war die Welt und unsere Mitmenschen, mehr als wir thun, lieben zu lehren; diese Reise beschäftigt sich daher meist mit jenen sanften Leidenschaften und Vorgängen, die zu diesem Zweck so viel beitragen." Und in der empfindsamen Reise selbst sagt er: "Meine Reise ist eine ruhige Reise des Herzens nach der Natur und nach solchen Regungen, welche aus ihr entspringen und uns treiben, unsere Mitmenschen, ja die ganze Welt zu lieben, mehr als wir pflegen".' An einer anderen Stelle teilt uns Sterne mit, dafs er nicht schreibe, um die Schwäche seines Herzens zu entschuldigen, sondern um sie darzustellen, dafs er selbst in einer Wüste etwas auffinden würde, welches seine Liebe hervorriefe: wenn keine bessere Gelegenheit vorhanden wäre, so würde er sie einer süfsen Myrte oder einer melancholischen Zypresse widmen (II, 613). Also das eigene Gemüt ist bei ihm Hauptgegenstand der Darstellung; dies will er uns mit allen

[1] James P. Browne, *The Works of Laurence Sterne*, London 1885, III, 22.
[2] *Gesch. der engl. Literatur im 18. Jahrhundert*, 5. Aufl., S. 164.

Schwächen ganz freimütig zeigen. Aber man kann dem Eindruck kaum entgehen, dafs Sterne sogar seine Schwächen als Tugenden ansieht.

Im Sinne des ersten Hettnerschen Satzes ist die 'Harzreise' gleichfalls eine sentimentale Reise. Doch tritt die eigentliche Beschreibung bei Heine viel stärker hervor. Auch finden wir manches Polemische, was zur Reise in keinerlei Beziehung steht, und in den folgenden 'Reisebildern' erhält die Polemik einen noch breiteren Raum. Sein Zweck ist also nicht, Menschenliebe zu verbreiten. Aber im 'Tristram Shandy' regt sich ein starkes Element der Satire und der Polemik, wesentlich verschieden von der 'Sentimentalen Reise'. Die weichliche, oft gemachte Sentimentalität, die aus Sternes Tendenz entspringt, fehlt bei Heine völlig, dessen 'Harzreise' schon keine solche Sentimentalität kennt, denn er war zu sehr Künstler. Die Behauptung Sternes, es handle sich bei ihm um eine ruhige Reise nach der Natur, kann weder von seinem Werke noch von einem Heineschen 'Reisebild' gelten. Es sind Reisen in das Gemüt des Schriftstellers, der uns seine Stärke und seine Schwäche offenbart.

Dazu stimmt die Anlage und die Komposition der 'Sentimentalen Reise' vortrefflich, als einer losen Aufreihung von Abenteuern und Erlebnissen, die ein dünner, oft unsichtbarer Faden der Beschreibung zusammenhält. Das Werk ist ein lyrisches Gemisch von Humor, Schlüpfrigkeit, Idyllischem und Pathos, durchzogen von süfslicher Sentimentalität und drolliger Reflexion.

Ähnlich wie die 'Sentimental Journey' bringt die 'Harzreise' manche Abenteuer und Erlebnisse, die für die durchreiste Gegend weder charakteristisch sind noch es sein sollen. Heine nennt die 'Harzreise' in einem Briefe vom 4. März 1825 an Ludwig Robert (Karpeles VIII, 447) 'eine Mischung von Naturschilderung, Witz, Poesie und Washington-Irvingscher Beobachtung'.

Beide Dichter stellen sich gern unter dem Bilde eines Narren mit der Schellenkappe dar. Der Abschnitt über Sterne in Walter Scotts 'Biographical memoirs' enthält die Bemerkung: 'The style of Rabelais, which he assumed for his model, is in the highest excess rambling, excursive, and intermingled with the greatest absurdities. But Rabelais was in some measure compelled to adopt the Harlequin's habit, in order that, like licensed jesters, he might, under the cover of his folly, have permission to vent his satire against church and state. Sterne assumed the manner of his master, only as a mode of attracting attention, and of making the public stare; and, therefore, his extravagances, like those of feigned madmen, are cold and forced, even in the midst of his most irregular flights. A man may, in the present day, be, with perfect immunity, as wise or us witty, nay as satirical as he can, without assuming the cap

and bells of the ancient jester as an apology; and that Sterne chose voluntarily to appear under such a disguise, may be set down as mere affectation, and ranked with his unmeaning trick of blank or marbled pages, employed merely *ad captandum vulgus*.' So einfach dürfte man die Sache doch nicht auffassen. Es gilt Sternes wie Heines tiefere Auffassung vom Symbolischen in der Figur des Narren klarzulegen.

In dem 'Life and Opinions of Tristram Shandy' erscheint uns Yorick als Freund Tristrams. Beide Charaktere müssen trotzdem als Vertreter des Urhebers betrachtet werden. Dem Titelhelden wird die Narrenkappe aufgesetzt; Yorick trägt sie weder hier noch in der ihm gewidmeten 'Sentimental Journey'. Dennoch ist auch er ein Narr und symbolisiert als solcher das schriftstellerische Wesen des Verfassers. Was wollte nun Sterne mit seiner Schellenkappe und mit diesem Yorick?

Wir hören zunächst, dafs der momentane Narr mehr Weisheit besitzt, als sein Äufseres verspricht. 'Therefore, my dear friend and companion, if you should think me somewhat sparing of my narrative on my first setting out — bear with me, — and let me go on, and tell my story in my own way: — Or, if I should seem now and then to trifle upon the road, — or should sometimes put on a fool's cap with a bell to it, for a moment or two as we pass along, — don't fly off, but rather give me credit for a little more wisdom than appears upon my outside' (I, 10; vgl. auch II, 471 und 553).

Die Ursachen der Dunkelheit und Verwirrung menschlicher Vorstellungen setzt Sterne im zweiten Kapitel des zweiten Buches launig auseinander. Darauf wendet er sich an den Leser mit der Bemerkung (I, 73): 'Call down Dolly, your chambermaid, and I will give you my cap and bells along with it, if I make not the matter so plain that Dolly herself should understand it as well as Malbranch.' Danach gilt die Schellenkappe dem Humoristen hier keineswegs als einfaches Symbol des närrischen Aufschneidens, sondern sie soll seine ganze schriftstellerische Art und Tätigkeit bildlich darstellen, also weit über das blofse Possenreifsen hinaus deuten.

Ein anderes Mal jedoch apostrophiert Sterne den Leser folgendermafsen (I, 167): 'Here — pray, Sir, take hold of my cap: nay, take the bell along with it, and my pantoufles too. Now, sir, they are all at your service; and I freely make you a present of 'em, on condition you give me all your attention to this chapter.' Diese Stelle folgt unmittelbar auf ein absurdes Gespräch zwischen Toby, Mr. Shandy und Dr. Slop und geht ebenso verdrehten psychologischen und metaphysischen Erörterungen Mr. Shandys voraus. Hier bedeutet das Ablegen der Kappe keine Wendung zum Ernst, sondern ist ein einfaches Narrenspiel.

Daher darf man nicht leugnen, dafs ein starkes possenreifserisches Element mitspielt, ja sogar manchmal allein vorherrscht.

Später teilt Tristram uns mit, er habe seine Kappe vom Kopfe genommen und sie auf den Tisch gelegt, zur nachdrücklichen Beteuerung, dafs nie eine Familie so mannigfache und wirkungsvolle Szenen auf dem Theater des Lebens darstellte wie die Shandys (I, 207). Hier ist die Schellenkappe deutlich als einfaches Symbol der Narrheit aufgefafst.

Aus den angeführten Stellen geht hervor, dafs der Dichter sich der Narrenkappe entäufsern kann. Er setzt sie auf oder nimmt sie ab, denn sie ist ihm nicht angewachsen.

Nach der Geschichte von der Äbtissin sagt Tristram Shandy (II, 455): 'I wish I never had wrote it! but as I never blot anything out, — let us use some honest means to get it out of our heads directly. — Pray reach me my fool's cap: — I fear you sit upon it, Madam; — 'tis under the cushion; — I'll put it on. — Bless me! you have had it upon your head this half an hour. — There then let it stay, — with a Fa — ra diddle di ...'. Hier finden wir einen wirklichen Zweck der Narrenkappe, obwohl dieser ernste Kern nur launig angedeutet ist. Durch sein Narrenspiel beabsichtigt Sterne, gleichzeitig sich und den Lesern Unangenehmes aus dem Kopf zu vertreiben. Allerdings ist das Unangenehme hier etwas Triviales und noch dazu nur ironisch als dem Verfasser unangenehm hingestellt. Wer aber Sternes Lebensschicksale kennt, wird zugeben, dafs ihm wie auch Heine das Leben oft 'fatal ernsthaft' ausgesehen und die Schellenkappe auch über manche unglückliche Stunde hinweggeholfen hat. Als Kind besafs er keine Heimat, sondern mufste mit den Eltern dem Heere folgen, unter vieler Not und Mühsal. Fünf Geschwister starben jung dahin, nur eine Schwester blieb am Leben, und diese wurde ihm entfremdet. Der soldatische Vater starb an einer im Duell empfangenen Wunde. Dafs seine Beziehungen zur Mutter nicht glücklich waren, darf man wohl daraus schliefsen, dafs in der kleinen autobiographischen Skizze, die er für seine Tochter verfafste, so gut wie gar nichts von ihr gesagt wird. Sterne und seine Frau pafsten durchaus nicht zueinander. Auch in der Berufswahl war er höchst unglücklich. Jahrelang litt er an der Schwindsucht. Er hatte wenige treue Freunde, aber viele bittere Feinde. Nur zwei Leidtragende wohnten seiner Beerdigung bei.

So finden wir bei dem Schellenkappennarren auch ernste Motive, doch verborgen unter Ironie.

In der 'Sentimentalen Reise' ist der Narr lange nicht so aufdringlich wie im 'Tristram Shandy'. Zunächst gibt Yorick in jenem Werke ein leidlich treues, in diesem ein stark idealisiertes Selbstporträt Sternes. Wie kommt Sterne dazu, den

Namen Yorick für seine eigene Spiegelung zu wählen? Der Yorick Shakespeares, den allerdings nur ein paar Worte Hamlets kennzeichnen, macht den Eindruck eines durch Herzensgüte, Fröhlichkeit und Unschuld ausgezeichneten Humoristen. Von Sticheleien hören wir hier wie in der Schilderung des Namensvetters bei Sterne, aber diese geselligen Scherze hatten sicher nichts Giftiges. Hamlet sagt (5, 1): 'Alas, poor Yorick! — I knew him, Horatio, a fellow of infinite jest, of most excellent fancy: he had borne me on his back a thousand times; and now, how abhorred it is! my gorge rises at it. Here hung those lips that I have kissed I know not how oft. — Where be you gibes now? your gambols? your songs? your flashes of merriment, that were wont to set the table on a roar? Not one now, to mock your own going? quite chopfallen?'

Sterben ist Menschenlos; doch war dieser Yorick so lebensfroh, so liebenswürdig, so unschuldig, dafs dem Schicksal die Forderung eines solchen Todesopfers zum Vorwurfe gereicht. Der scharfe Kontrast zwischen dem lebenden, frohen Yorick und dem seinem früheren Glücke gleichsam hohngrinsenden Schädel ruft einen tiefen tragischen Eindruck hervor. Fürwahr, des Königs Narr ist zum Narren des Schicksals geworden.

Auch bei Sterne soll Yorick ein Muster der Lebensfreude, Herzensgüte und Unschuld abgeben. Wir sollen bei ihm ebenfalls einen tiefen tragischen Eindruck empfinden, der freilich durch eine viel detailliertere Charakteristik vorbereitet wird. Eine durchgeführte Schilderung finden wir nur im 'Tristram Shandy'. In der 'Sentimentalen Reise' wäre für manche Strecke die tragische Basis kaum zu erkennen, dort läuft das Ganze auf ein *Alas, poor Yorick* hinaus, und dieses Epitaph wird ihm in der Tat auf den Grabstein, der seinen langen Schatten vorauswirft, gemeifselt. Wir sehen von vornherein den Totenkopf, da Yorick an der Schwindsucht leidet. Im Erdenwallen, obgleich die Mitmenschen ihm so viel danken und er eines glücklichen Daseins so würdig ist, findet Yorick grausame Feinde, die ihm alle Wurzeln der Lebensfreude, ja des Lebens selbst, abschneiden. Er stirbt mit gebrochenem Herzen, aber mit einem Scherz auf den Lippen. Diesen dem Untergang geweihten Yorick verfolgen wir durch die beiden Werke auf dem tragischen Untergrund des Sterneschen Humors.

Prüfen wir nun Heines Ansicht der Narrensymbolik. In einem undatierten Brief an Straube vom Frühjahr 1821[1] sagt er, es würde ihn nur ein Lot Pulver kosten, sich die Narrenkappe herunterzudonnern. Hier stellt der Dichter die Narrenkappe beinahe dar, als wäre sie an seinem Kopfe festgewachsen. Schon

[1] Elster, *Deutsche Rundschau*, Februarheft 1906.

früh also, vor jenem Briefe, der Sternes zum erstenmal gedenkt, macht Heine den Schellenkappennarren zum Symbol seines Denkens und Tuns. 1819 hörte er in Bonn A. W. v. Schlegel und empfing von dem Meisterdolmetsch gewifs ernste Anregung zum Studium Shakespeares samt seinen mannigfachen Narren. Den 'fool' im 'Lear' erwähnt er bewundernd in einem Brief an Moser vom 1. Juli 1825: 'Witz in seiner Isolierung ist gar nichts wert. Nur dann ist der Witz erträglich, wenn er auf einem ernsten Grunde liegt. Darum trifft so gewaltig der Witz Börnes, Jean Pauls und des Narren im Lear.' Ein nachdrücklicher Hinweis also auf den Wert eines ernsten Grundes; ja sogar auf seine Notwendigkeit! Denselben trübsinnigen Narren zitiert wieder ein höchst bedeutsamer, den 12. Oktober 1825 an Friederike Robert gerichteter Brief: 'Das Ungeheuerste, das Entsetzlichste, das Schaudervollste, wenn es nicht unpoetisch werden soll, kann man auch nur in dem buntscheckigen Gewande des Lächerlichen darstellen, gleichsam versöhnend. — darum hat auch Shakespeare das Gräfslichste im ‚Lear' durch den Narren sagen lassen, darum hat auch Goethe zu dem furchtbarsten Stoffe, zum ‚Faust', die Puppenspiel-Form gewählt, darum hat auch der noch gröfsere Poet (der Urpoet, sagt Friederike), nämlich Unser Herrgott, allen Schreckensszenen dieses Lebens eine gute Dosis Spafshaftigkeit beigemischt.' Die Notwendigkeit des Narrengewandes für tragische Poesie wird damit stark betont. Solche Äufserungen erklären die Verherrlichung Sternes in der 'Romantischen Schule', wo dieser Humorist als ebenbürtig zu Shakespeare hintritt. Man vergesse nicht, dafs Heine gern dem 'esoterischen' Sinn nachspürt, wie in den merkwürdigen Worten desselben Briefes über Aristophanes.

Schon die 'Harzreise' läfst den Dichter träumen, er sei ein Harlekin, der hinter den Totengespenstern einherjagt, dem Narren mit der Schellenkappe immerhin verwandt. Auch hier wird die ernste Basis angedeutet. Seine Weltstellung erscheint dem Dichter, zwar nur im Traum, als eine tragische, und doch trägt er die Harlekinmaske. 'Ein wildes, wüstes Meer! über das gärende Wasser jagten ängstlich die Gespenster der Verstorbenen, ihre weifsen Totenhemden flatterten im Winde, hinter ihnen her, hetzend, mit klatschender Peitsche lief ein buntscheckiger Harlekin, und dieser war ich selbst' (III, 34).

Interessant ist auch jener Absatz der 'Nordsee III', worin Heine von Byron sagt, dafs dieser 'die heiligsten Blumen des Lebens mit seinem melodischen Gifte beschädigt und sich wie ein wahnsinniger Harlekin den Dolch ins Herz stöfst, um mit dem hervorströmenden Blute Herren und Damen neckisch zu bespritzen (III, 116). So charakterisiert er das Revolutionäre bei Byron, mit dem er alle Verwandtschaft ableugnen will. Also auch hier die tragische Stellung des revolutionären Dichters,

der die Maske des Harlekins trägt, und den das Schicksal zugrunde richtet. Eine Stelle, in der Heine seine Verwandtschaft mit Byron im wesentlichen eingesteht, bieten die 'Bäder von Lucca' (III, 304): 'Lieber Leser, gehörst du vielleicht zu jenen frommen Vögeln, die da einstimmen in das Lied von Byronischer Zerrissenheit, das mir schon seit zehn Jahren in allen Weisen vorgepfiffen und vorgezwitschert worden und sogar im Schädel des Markese, wie du oben gehört hast, sein Echo gefunden? Ach, teurer Leser, wenn du über jene Zerrissenheit klagen willst, so beklage lieber, dafs die Welt selbst mitten entzweigerissen ist. Denn da das Herz des Dichters der Mittelpunkt der Welt ist, so mufste es wohl in jetziger Zeit jämmerlich zerrissen werden. Wer von seinem Herzen rühmt, es sei ganz geblieben, der gesteht nur, dafs er ein prosaisches weitabgelegenes Winkelherz hat. Durch das meinige ging aber der grofse Weltrifs, und eben deswegen weifs ich, dafs die grofsen Götter mich vor vielen anderen hoch begnadigt und des Dichtertums würdig geachtet haben.'

Am Ende der 'Nordsee III' beklagt Heine, dafs der Seelenschacher im Herzen des Vaterlandes und dessen blutende Zerrissenheit keinen stolzen Sinn und noch viel weniger ein stolzes Wort aufkommen lasse. Dann fährt er fort (III, 121): 'Unsere schönsten Taten werden lächerlich durch den dummen Erfolg, und während wir uns unmutig einhüllen in den Purpurmantel des deutschen Heldenblutes, kömmt ein politischer Schalk und setzt uns die Schellenkappe aufs Haupt.' Die Rede ist hier nicht speziell von dem Dichter, sondern von den Deutschen überhaupt, die unter dem politischen Joch zu Narren werden.

Das zweite Kapitel des Buches 'Le Grand' sagt: 'Ich selbst — es ist der Graf vom Ganges, der jetzt spricht, und die Geschichte spielt in Venedig — ich selbst hatte mal dergleichen Quälereien satt, und ich dachte schon im ersten Akte dem Spiel ein Ende zu machen, und die Schellenkappe mitsamt dem Kopf herunter zu schiefsen ...' Hier spielt der Dichter auf frühere unglückliche Liebe an. Er ist zum Narren gemacht worden, und die Kappe sitzt bis zum Tode fest. Der Dichter kauft in einem Galanterieladen Pistolen, Kugeln und Pulver, läfst sich Austern vorsetzen — und erschiefst sich nicht; denn die Geliebte rettet ihm durch einen einzigen freundschaftlichen Blick das Leben. Während der Erzählung klingen die Narrenschellen munter dazwischen. Heine spricht im elften Kapitel nachdrücklich und teilweise wörtlich wie an Frau Robert über die Bedeutung des Symbols: 'Aber das Leben ist im Grunde so fatal ernsthaft, dafs es nicht zu ertragen wäre ohne solche Verbindung des Pathetischen mit dem Komischen. Das wissen unsre Poeten. Die grauenhaftesten Bilder des menschlichen Wahnsinns zeigt uns Aristophanes nur im lachenden Spiegel des

Witzes, den grofsen Denkerschmerz, der seine eigentliche Nichtigkeit begreift, wagt Goethe nur in den Knittelversen eines Puppenspiels auszusprechen, und die tödlichste Klage über den Jammer der Welt legt Shakespeare in den Mund eines Narren, während er dessen Schellenkappe ängstlich schüttelt. Sie haben's alle dem grofsen Urpoeten[1] abgesehen, der in seiner tausendaktigen Welttragödie den Humor aufs Höchste zu treiben weifs, wie wir es täglich sehen: — nach dem Abgang der Helden kommen die Clowns und Graziosos mit ihren Narrenkolben und Pritschen, nach den blutigen Revolutionsszenen und Kaiseraktionen kommen wieder herangewatschelt die dicken Bourbonen mit ihren alten abgestandenen Späfschen ...'. Nach dieser reflektierenden Einleitung und unmittelbar nach dem Kapitelschlufs über das traurige Ende Le Grands klingelt der Dichter laut mit der Schellenkappe, indem er eine alte Frau erscheinen läfst, die den Herrn 'Doktor' zu ihrem von Hühneraugen geplagten Mann rufen will.

Die wirksamste Darstellung, die Heine überhaupt von sich als Narren mit der Schellenkappe gibt, steht in den 'Englischen Fragmenten' (III, 504), wo er sich mit Maximilians Liebling Kunz von der Rosen vergleicht: 'Der arme Kaiser war von seinen Feinden gefangen genommen und safs in schwerer Haft. ... Da öffnete sich plötzlich die Kerkerthüre, und herein trat ein verhüllter Mann, und wie dieser den Mantel zurückschlug, erkannte der Kaiser seinen treuen Kunz von der Rosen, den Hofnarren. Dieser brachte ihm Trost und Rat, und es war der Hofnarr.

O, deutsches Vaterland! teures deutsches Volk! ich bin dein Kunz von der Rosen.' Hier spielt der Symbolismus Heines wieder ins Politische hinüber, was gerade ihm so nahe liegt. Und doch bringt eben der weise, gute Narr Trost und Rat herbei, er, der durch die Not der Zeit zum Trost gezwungen wird, nach des Volkes Befreiung aber neue Schellen an die Kappe nähen und sich seinem heiteren Berufe völlig widmen will. Auf ein tiefes Verständnis seiner Verdienste scheint der Narr nicht zu rechnen; denn er antwortet einfach auf des Kaisers Frage, wie er ihn beim Anbruch des neuen Tages belohnen solle: 'Ach! lieber Herr, lafst mich nicht umbringen.' So wird auch hier die tragische Weltstellung des sich als Narren gebenden Dichters bekundet.

Man sieht, dafs beiden Schriftstellern ein ernster, ja tragischer Nährboden des Witzes eigen ist, und dafs sie, die 'Schofskinder der bleichen tragischen Göttin', gern zu den 'närrischen Glöckchen' als Spielzeug greifen, um sich und den Lesern das

[1] Vgl. noch den 'Aristophanes des Himmels' in den 'Geständnissen' (VII, S. 73).

'fatal ernsthafte' Leben 'erträglich' zu machen. Schneidende Kontraste zwischen dem Trivialen und dem Ernsten, dem Komischen und dem Tragischen, wie das Heine an Sterne nachdrücklich hervorhebt, plötzlichen Narrensprüngen, blitzschnellem Übergang vom Weinen zum Lachen oder umgekehrt, vergleichbar, sind beiden Schriftstellern lieb. Ja, sie gleichen sich auch darin, dafs sie diese Elemente wunderlich vermengen. Heines Worte über das närrische Umspringen mit der Form (Goethes Knittelverse usw.) hätten sich viel besser aus Sternescher Manier begründen lassen. Man achte hier auf die Wahrscheinlichkeit, dafs Heine zwischen dem ersten und dem zweiten Bande der 'Reisebilder' den 'Tristram Shandy' eifrig las, wie sich noch zeigen wird, und dafs demnach gerade die auffallendsten Bemerkungen über den Narren unter dem Einflusse Sternes stehen können. Im 'Tristram Shandy' wäre der Schellennarr vor allem als Symbol des Sprunghaften, Grinsenden, allen hergebrachten Begriffen der schriftstellerischen Würde, hauptsächlich der formalen, spottenden Verfahrens aufzufassen, das wirklich bis zur äufsersten Unart getrieben wird. Solche Narrheit spielt auch bei Heine eine Rolle, doch in geringerem Mafse, schon weil er ein Künstler ist. Aber der Schellenkappennarr erscheint in 'Tristram Shandy' ebenfalls als einfaches Symbol des ausgelassenen Scherzes. Auch leise Winke sind wahrzunehmen, dafs mehr Bedeutung hinter diesem Narren steckt, als man vielleicht denken möchte; ja dafs er geradezu als Symbol des Dichters zu gelten habe. Dieser Symbolismus ist nicht so einheitlich durchgeführt wie bei dem Heineschen Narren, der eine konsequente Entwicklung zeigt. Das eigentlich Tiefe, den von Heine mit solcher Freude ausgebildeten Symbolismus des guten, ausgelassen fröhlichen, helfenden, im Grunde ernsten und unschuldigen Narren, der sich seiner Narrheit keinen Augenblick zu entäufsern vermag, ein grausames Opfer des Schicksals wird und als eigenstes Sinnbild des Dichters aufzufassen ist, finden wir nur bei Yorick. Ich fasse zusammen: Heine geht gleich Sterne von Shakespeare aus, bildet seine Anschauungen an Sterne und selbständig fort, findet sie durch das Studium anderer Dichter bestätigt und entwickelt sie nicht nur zu einer Theorie der Kunst, sondern sogar zu einer Weltanschauung.

Noch ein paar einzelne Züge. Beide spenden ihren Freunden mehrmals Lob. Man vergleiche für Heine den Cajacius Hugo in der 'Harzreise' (III, 21), Immermann in der 'Nordsee III' (S. 119), Sartorius und Immermann in der 'Reise von München nach Genua' (S. 227, 229), Hugo in den 'Bädern von Lucca' (S. 310), und im 'Tristram Shandy' Garrick und Reynolds für Sterne (Browne I, 184, 246; II, 408, 436 u. ö.).

Bemerkenswert ist auch, dafs beide gern eine Geliebte er-

wähnen oder sogar anrufen, die in keinem organischen Zusammenhange mit dem Werke steht. In der 'Sentimentalen Reise' heifst sie Eliza und wird als die Geliebte dargestellt, ohne einen Versuch, das Interesse des Lesers zu reizen. Ebenso steht es um Agnes in der 'Harzreise', um Evelina in der 'Nordsee III'. Die Anrede 'Madam' erklingt oft im 'Tristram Shandy', doch hier ist diese 'Madam' jede beliebige Leserin, während in dem 'Buch Le Grand' ja die schöne Frau Robert vorschwebt. In Bezug auf Jenny spielt Sterne mit dem Leser des 'Tristram Shandy', sucht seine Neugierde zu erregen und befriedigt sie nie. Dies erinnert stark an Heines mysteriöse Toten, Veronika in dem 'Buch Le Grand', Maria in der 'Reise von München nach Genua'.

Endlich ist zu betonen, dafs alle Reisebilder Heines, gleich dem 'Tristram Shandy' und der 'Sentimentalen Reise', Fragmente geblieben sind.

Verschiedene sprachliche und stilistische Eigentümlichkeiten der 'Reisebilder' zeigen auffallende Ähnlichkeit mit Sterne. Im Satzbau der 'Harzreise' erinnert einiges an den englischen Humoristen. So die längere Anreihung beigeordneter Wörter, Phrasen und Sätze. Besonders die langen Wörterreihen im 'Tristram Shandy' enthalten oft eine komische oder satirische Überraschung, wie das auch häufig bei Heine vorkommt.

Auch in der grofsen Freiheit der Abschweifungen sind beide Schriftsteller einander ähnlich. Schon die 'Harzreise' zeigt eine solche Neigung. Dasselbe gilt für die ganze 'Nordsee III', deren letzte Hälfte kaum den mindesten Bezug auf den Titel hat. Im 'Le Grand' kann man kaum von Abschweifungen sprechen; denn der Titel lautet eigentlich 'Ideen. Das Buch Le Grand', und unter einer solchen Flagge wäre schliefslich alles am Platze. In der 'Reise von München nach Genua' schweift der Verfasser ebenfalls sehr häufig von seinem Thema ab. So kommen auch in den 'Bädern von Lucca' und der 'Stadt Lucca' massenhafte Exkurse vor. Dagegen bleiben die 'Englischen Fragmente' viel besser bei der Stange. In der 'Sentimental Journey' finden wir diese Stileigentümlichkeit recht häufig, und im 'Tristram Shandy' wird sie auf die Spitze getrieben. Der Verfasser versichert uns sogar, eine Abschweifung sei progressiv (I, 61: *progressive digression*), und spottet öfters über seine Willkür (I, 31; II, 422 f., 553). Auch Heine wendet sich mehrmals an den Leser mit derlei Bemerkungen und leugnet einmal, dafs er überhaupt abgeschweift sei (III, 100, 152, 167).

Ein Briefzitat ergab, dafs Heine sehr richtig den lyrischen Humor für Sterne charakteristisch fand. Schon in der 'Harzreise' sehen wir ein beträchtliches Hervortreten solchen Humors. Man denke nur an das kleine Abenteuer mit dem Lockenköpfchen. Am 14. Oktober 1826 schrieb Heine an Moser (Karpeles

VIII, 502) über das 'Buch Le Grand': 'Auch den reinen freien Humor hab' ich in einem selbstbiographischen Fragment versucht. Bisher hab' ich nur Witz, Ironie, Laune gezeigt, noch nie den reinen, urbehaglichen Humor.' Elster sagt in der Einleitung (III, 82): 'In der zweiten Schrift dieses Bandes, den ‚Ideen', können wir deutlich zwei verschiedene Bestandteile unterscheiden: rein individuelle und solche, die sich auf die grofsen Weltereignisse und Napoleon beziehen. Erstere hat Heine im Sinn, wenn er schreibt: ‚Auch den rein freien Humor',' usw. Diese Ausdrücke, 'rein freier' und 'urbehaglicher Humor', passen nun trefflich auf Gestalten wie Sternes La Fleur und Onkel Toby. Auch mufs gefragt werden, ob nicht La Fleur bei der Gestaltung Le Grands dem Dichter vorschwebte, der unter Sternes Einflufs und seiner schon erörterten Theorie gemäfs die Figur gegen den ursprünglichen Vorsatz ins Tragische überschwenken liefs und dazwischen sich launigen Exkursen hingab. Vor dem Erscheinen der 'Bäder von Lucca', wo ihm das Humoristische am besten gelang, scheint Heine sich wieder mit Sterne beschäftigt zu haben; die zitierten Briefe sprechen dafür. Hirsch, der deutliche Sternesche Züge aufweist, verkörpert den urbehaglichen Humor; die drastische Komik Gumpelinos mag in der Anwendung gemeiner Mittel an das Abschlachten des Dr. Slop (Browne I, 92 ff.) und besonders des Phutatorius (I, 282 ff.) erinnern.

Auch im Pathos treffen die beiden zusammen. Der Quedlinburger in der 'Harzreise' verkörpert ein bei Sterne sehr beliebtes Motiv, das Sinken eines Mannes von höherem Einflusse und Wohlhaben in Armut und Elend. Dieser Keim entfaltet sich mehrmals in der 'Sentimentalen Reise'; ein 'Fragment' betitelter Abschnitt zeigt uns einen solchen Menschen, der nach dem Zusammenbruch seines Glückes dahinstirbt. Heines Quedlinburger ist fertig mit dem Leben und kehrt vom Schiffbruch seiner Hoffnungen heim, um zu sterben. Ein zweites pathetisches Motiv der 'Harzreise' ist das von dem Mädchen, das durch die Untreue des Geliebten zugrunde geht. Sternes Maria sinkt in Trübsinn und verliert den Verstand; auch Lore fällt in tiefe Melancholie und stirbt schliefslich. Dafs beide benannt sind, ist hier wie dort eine Ausnahme. Beiden werden Tiere zugesellt; Maria hat eine Ziege, die ihr entläuft, später ein Hündchen. Diese Tiere zeigen kein besonderes Interesse am Schicksal ihrer Herrin. Doch Lores Kanarienvogel verfällt ebenso wie diese in heillose Melancholie und stirbt. Vielleicht wollte Heine das Sternesche Tiermotiv aus Sterne selbst verbessern, dem ein sentimentales Interesse für Vögel nicht fremd ist, wie die lange Geschichte vom gefangenen Star lehrt. Heine kommt in der 'Nordsee III' auf diese pathetische Spur flüchtig zurück, wo er das unglückliche Schicksal einer von ihm erschossenen jungen

Möwe streift (III, 103). Im 'Buch Le Grand' spricht der Dichter von den Vögeln, die er den hartherzigen Bauernjungen abkaufte und frei fliegen liefs (III, 143); ein echtes tätiges Mitleid ohne jede schwülstige Sentimentalität, das wir bei Sterne vermissen.

Wie früher angedeutet, sind starke Elemente der Satire und der Polemik sowohl im 'Tristram Shandy' wie auch in den 'Reisebildern' vorhanden. Zweifelsohne erklärt sich diese Tatsache grofsenteils aus dem Charakter der beiden Autoren und ihren freien Ansichten von der Form. Ohne Bedenken ergehen sie sich in Satire oder Polemik über zeitgemäfse Fragen, die nicht die mindeste Beziehung zur vorgenommenen Reise- oder Lebensbeschreibung haben. Allerdings bereiten sie in den Lebensbeschreibungen den Leser im Titel schon auf derartiges vor. In welchem Bezug stehen nun solche Partien zum Charakter der beiden Schriftsteller? Börne sagt ganz richtig in den 'Pariser Briefen' von Heine: 'Wenn es eine Krone gälte, er kann kein Lächeln, keinen Spott, keinen Witz unterdrücken; und wenn er, sein eigenes Wesen verkennend, doch heuchelt, ernsthaft scheint, wo er lachen, demütig, wo er spotten möchte, so merkt es jeder gleich, und er hat von solcher Verstellung nur den Vorwurf, nicht den Gewinn.'[1]

Wer tiefer blickt, wird leicht aus den folgenden Bemerkungen über Yorick auf eine überraschende Ähnlichkeit mit Sternes Charakterveranlagung schliefsen: 'trust me, dear Yorick (der besonnene Freund Eugenius führt hier das Wort), this unwary pleasantry of thine will sooner or later bring thee into scrapes and difficulties, which no after-wit can extricate thee out of. — In these sallies, too oft, I see, it happens, that a person laughed at, considers himself in the light of a person injured, with all the rights of such a situation belonging to him; and when thou viewest him in that light too, and reckonest up his friends, his family, his kindred and allies, — and musterest up with them the many recruits which will list under him from a sense of common danger, — 'tis no extravagant arithmetick to say, — that for every ten jokes — thou hast got an hundred enemies: and till thou hast gone on, and raised a swarm of wasps about thine ears, and art half stung to death by them, thou wilt never be convinced it is so' (I, 26). Aber Yorick treibt es nach wie vor und stirbt mit einem Scherz auf den Lippen, nachdem Eugenius' Prophezeiung in Erfüllung gegangen ist.

Da man bei Sterne leichter als bei Heine über die Satire und Polemik hinwegliest, sei eine charakteristische Stelle aus 'Tristram Shandy' angeführt, die einen scherzhaften und dennoch

[1] *Gesammelte Schriften* (Paris, Brunot, 1834) Bd. 14, S. 201.

recht zuverlässigen Hinweis auf die Ausdehnung des ganzen Gebietes gibt. Er schildert sich unter dem Bilde eines Reiters, der in rasendem Galopp dahinstürmt: 'Now, ride at this rate with what good intention and resolution you may, — 'tis a million to one you'll do some one a mischief, if not yourself. — He's flung, — he's off, — he's lost his seat, — he's down, — he'll break his neck! — see! — if he has not galloped full among the scaffolding of the undertaking critics! — he'll knock his brains out against some of their posts! — he's bounced out! — look — he's now riding like a madcap full tilt through a whole crowd of painters, fiddlers, poets, biographers, physicians, lawyers, logicians, players, schoolmen, churchmen, statesmen, soldiers, casuists, connoisseurs, prelates, popes, and engineers. — Don't fear, said I, — I'll not hurt the poorest jack-ass upon the king's high-way. — But your horse throws dirt: see, you've splashed a bishop! — I hope in God, 'twas only Ernulphus! said I. — But you have squirted full in the faces of Mess. Le-Moyne, De Romigny, and De Marcilly, doctors of the Sorbonne. — That was last year replied I. — But your have trod this moment upon a king. — Kings have bad times on't, said I, to be trod upon by such people as me' (I, 264).

Aber nicht nur in ihrer Rücksichtslosigkeit und in dem grofsen Umfange des satirischen und polemischen Gebietes gleichen sich die beiden Schriftsteller; es finden sich auch viele scharfe persönliche Angriffe in ihren Werken. Ich erwähne aus der 'Harzreise' (III, 21) den Zitatenzüchter (Karl Friedrich Eichhorn) und den Hofrat Rusticus (Anton Bauer). Im letzten Fall gibt Heine dem Verspotteten einen klassischen Namen, wie er denn auch in dem 'Buch Le Grand' den pseudo-klassischen 'Philoschnaps' (III, 181) vielleicht für Schelling prägt. Man vergleiche hiermit solche Prägungen wie 'Kunastrokius', 'Gastripheres' und 'Smelfungus'.[1] Heine unterscheidet sich von Sterne darin, dafs er sich durchaus nicht scheut, seinen Mann mit Namen zu nennen, während der Engländer regelmäfsig einen klassischen oder pseudo-klassischen Namen anwendet. Beide Schriftstelier kennen keine Grenze des Anstandes in der satirischen Mifshandlung der Opfer. Die Überschüttung mit Unflat kommt bei dem Deutschen zuerst in den 'Bädern von Lucca' vor. Als Beispiele der satirischen Abschlachtung nenne ich bei Heine Gumpelino (Bankier Gumpel) und Platen, bei Sterne Kunastrokius (Dr. Mead), Dr. Slop (Dr. Burton), Didius und Phutatorius,[2] Geistliche, die Stellen am Dom zu York innehatten.

[1] Browne I, 11, 171; II, 614.

[2] Percy Fitzgerald, *The Life of Laurence Sterne* (London 1864) I, 264, 342, 367. Cross' neue Bearbeitung lag mir nicht vor.

Vielleicht wurde Heine, der bei dem von ihm vergötterten Sterne die vollkommene Preisgebung der Persönlichkeit so nachdrücklich hervorhob, durch dessen Beispiel aufgemuntert, auch hierin seinen natürlichen Neigungen die Zügel völlig schiefsen zu lassen. Dazu kommen gemeinsame technische Kunstgriffe.

Häufig ist jene komische Beweisführung, die durch den Schein des Ernstes nur um so lächerlicher wirkt. Man vergleiche hierzu, was Heine von Berliner Theatereinrichtungen sagt (III, 59), und Yoricks Art, die Deistin im Pariser Salon zu überzeugen, dafs sie sich noch in der Epoche der Koketterie befände (Browne III, 47). Ebenso dürften die launigen Studien des Verfassers im 'Buch Le Grand' (III, 149 ff.) an die häufigen lächerlich ernsten Exkurse Tristram Shandys erinnern. Besonders oft finden sich solche Partien in den 'Bädern von Lucca'. Und Hirsch glaubt ebensosehr an die Überzeugungskraft seiner breiten, launigen Auseinandersetzungen wie Mr. Shandy. Gerade solche ernsthaft-drolligen Diskurse und Beweisführungen bilden ein Hauptmerkmal von Mr. Shandys Charakter, den Heine ja bereits in der 'Sentimentalen Reise' kennen lernte, wo seine Behauptungen über die Ursache des Vorhandenseins so vieler Zwerge in Paris angeführt werden (II, 642). Im 'Tristram Shandy' finden sich solche Partien massenhaft.

Beide verwenden gern den ausführlichen Vergleich, der sehr oft komisch wirkt, aber auch ernster Absicht dient. Ich erwähne aus der 'Harzreise' als Beispiele der scherzhaften Anwendung den Vergleich des Gesichts der schönen alten Dame auf dem Brocken mit einem Palimpsest (III, 55), wie Heine den Busen einer häfslichen Dame mit einer Festung vergleicht (III, 20). Ernst dagegen führt der Dichter den Vergleich seines Herzens mit einer alle hundert Jahre blühenden Blume durch (III, 77). Die 'Nordsee III' zeigt eine starke Zunahme an solchen Vergleichen,[1] und in allen folgenden 'Reisebildern' bleiben sie eine in die Augen springende Eigentümlichkeit des Heineschen Stils. In der 'Sentimentalen Reise' kommen solche Vergleiche auch vor, finden jedoch keine so massenhafte Anwendung wie im 'Tristram Shandy', wo besonders die komischen auffallen. So wird in der 'Sentimental Journey' der Reisende, der hoffnungsvoll in die Welt hinauszieht, um Kenntnisse und Bildung zu gewinnen, und doch nicht weifs, was ihm beschert ist, mit dem Holländer verglichen, der die erste Rebe nach dem Kap der guten Hoffnung brachte und nicht wufste, was für ein Wein ihm wachsen würde (II, 597); oder es werden die Unterschiede des englischen und des französischen Charakters erklärt durch

[1] III, 93 (Z. 14 ff.), 94 (Z. 12 ff.), 96 (Z. 21 ff.), 98 (Z. 3 ff.), 102 (Z. 13 ff.), 105 (Z. 29 ff.), 108 (Z. 1 ff.), 110 (Z. 1 ff.), 115 (Z. 15 ff.), 119 (Z. 6 ff.).

einen Vergleich mit abgegriffenem Geld und scharf geprägten Medaillen (III, 27). Ich erwähne nur eine Stelle aus 'Tristram Shandy' (I, 31), wo der Verfasser uns versichert, dafs der Schriftsteller seinem Ziel nicht so direkt zustreben könne wie der Mauleseltreiber, der sein Tier von Loretto nach Rom treibt, immer geradeaus, ohne den Kopf zu wenden.

Beide Schriftsteller spielen aufserordentlich gern mit zweideutigen Wörtern. Diese Neigung zeigt sich allerdings in der 'Sentimentalen Reise' weniger deutlich als im 'Tristram Shandy'. Obgleich solche Wortspiele in allen 'Reisebildern' eine ausgeprägte Stileigentümlichkeit bilden, so finden wir sie doch besonders häufig in dem 'Buch Le Grand'.

Eine Art Prosarefrain kommt in der 'Harzreise' vor; viele bieten die späteren 'Reisebilder'. So klingt die Episode des Lockenköpfchens mit der Wiederholung des Satzes aus: 'Ich gehe morgen fort und komme nicht wieder.' Eine komische Verwertung dieses Kunstgriffes finden wir in der Geschichte von Dr. Saul Ascher, der seinen Lieblingssatz 'Die Vernunft ist das höchste Prinzip' mehrmals wiederholt, wie auch das ganze Abenteuer damit ausklingt. In der 'Nordsee III' ist aufser dem immer wiederkehrenden Wort 'Evelina', das einer anderen Rubrik zufällt, kaum etwas derartiges vorhanden. Anders das 'Buch Le Grand', wo solche Refrains wiederholt ertönen: 'Sie war liebenswürdig, und Er liebte Sie; Er aber war nicht liebenswürdig, und Sie liebte ihn nicht', 'und liefs mich am Leben', 'ich lebe', 'Guten Morgen Vater', 'Der Kurfürst läfst sich bedanken'.[1] Hier ist also eine beträchtliche Zunahme zu konstatieren, auch im Vergleich mit der 'Harzreise'. Vielleicht nicht so auffallend, aber dennoch von grofser Wichtigkeit bleibt dies Verfahren für die 'Reise von München nach Genua'. Als Beispiel diene: 'Ich bin der höflichste Mensch in der Welt', 'es ist heute eine schöne Witterung', 'ich bin gut russisch'.[2] Aber in den 'Bädern von Lucca' wird der Prosarefrain mit gröfstem Nachdruck gebraucht. Man vergleiche 'Mathilde hat unterdessen viel gelitten', 'eine kuriose Frau', 'O Jesu', 'man hat Ehre bei Ihnen und bildet sich', 'was gehn Ihnen die jrine Beeme an', 'Sie sind ein zerrissener Mensch ..... sozusagen ein Byron', 'alles wie gemalt', 'Weh mir ich Narr des Glücks', 'ich will meinen Mund nicht zum Bösen auftun', 'Er ist kein Dichter'.[3] Interessant ist bei Gelegenheit der Anwendung des letzten Satzes,

[1] III, 131, 133, 194. — 135, 136. — 136 (zweimal), 137 (zweimal). — 146 (zweimal). — 146 (zweimal), 147.

[2] III, 213, 214, 252; 213, 214 (dreimal); 277, 280.

[3] III, 294, 295; 298 (zweimal), 299 (zweimal); 298, 299 (zweimal), 301, 313; 302 (zweimal); 304, 305; 304, 305; 303, 305; 334 (zweimal), 335; 336 (zweimal); 353 (zweimal), 356.

dafs Heine davon als von einem Refrain redet.[1] Ich führe eine kurze Stelle aus den 'Bädern' an, die sehr klar zeigt, welche Bedeutung Heine dieser Stileigentümlichkeit beimifst; denn drei solcher Prosarefrains finden sich hier auf sechs Zeilen: 'und unwillkürlich rief ich: ‚Mein lieber Herr Intendanzrat Wilhelm Neumann, was gehen Ihnen die jrine Beeme an?' ‚Sie sind ein zerrissener Mensch, sozusagen ein Byron' wiederholte der Markese, sah immer verklärt ins Tal, schnalzte zuweilen mit der Zunge am Gaumen vor andächtiger Bewunderung — Gott! Gott! alles wie gemalt!'' (III, 305). In der 'Stadt Lucca' ist eine starke Abnahme des prosaischen Refrains zu vermerken, obgleich er auch einigemal vorkommt: 'Und auf dem Rücken lag' ...' 'Dulcinea ist das schönste Weib der Welt und ich der unglücklichste Ritter auf Erden, aber es ziemt sich nicht, dafs meine Schwäche diese Wahrheit verleugne — stofst zu mit der Lanze, Ritter!'[2] In den 'Englischen Fragmenten' wird diese Technik kaum geübt. Refrainartige Wiederholungen finden zwar auch in der 'Sentimentalen Reise' statt; wie z. B. 'She was of the better order of beings', ‚I cant get out' said the starling',[3] welcher Satz sich auf zwei Seiten dreimal findet. Im 'Tristram Shandy' kommen solche Sätze nicht nur öfter vor, sondern es wird ihnen auch mehr Nachdruck verliehen. Nur ein paar Beispiele für viele; ‚I wish' quoth my uncle Toby, ‚you had seen what prodigious armies we had in Flanders''; ‚Because' replied my great grandmother, ‚you have little or no nose Sir''; 'The Lady Baussiere rode on'.[4]

Die 'Sentimentale Reise' bringt im ganzen genommen keine ausführliche Charakterzeichnung, obgleich La Fleur eine gewisse Individualität besitzt. In der 'Harzreise' und in der 'Nordsee III' herrscht die flüchtig hingeworfene Charakterskizze, und die 'Reise von München nach Genua' samt der Tochter des Buffo bleibt noch in derselben Bahn. Napoleon, den das 'Buch Le Grand' vorführt, kommt natürlich für ein Studium der Verwandtschaft zwischen Heine und Sterne nicht in Betracht. Le Grand selbst kann auch nur als Skizze betrachtet werden, obgleich diese Figur plastischer herausgearbeitet ist. Heine gibt ja zu, seine erste Gestalt in Lebensgröfse erscheine in den 'Bädern von Lucca'.

Beide Schriftsteller zeigen in ihren Charakterskizzen grofse Vorliebe für die Karikatur. In der 'Sentimentalen Reise' ist diese Karikatur fast ausschliefslich gutmütiger Art. Auch in 'Tristram Shandy' bleibt sie das vorwiegend, doch ist stellen-

[1] III, 356. Hierzu vergleiche man S. 353.
[2] III, 404, 407, 415; 424, 428.
[3] Browne II, 602 (Z. 10), 608 (Z. 25); III, 10 (dreimal).
[4] Browne I, 128, 139, 140, 144; 193, 194; II, 309 (fünfmal).

weise eine Dosis von bitterem Spott unverkennbar, wie schon der Name des ausgehöhnten Dr. Slop beweist. Die sentimentale Karikatur weicht aber der launigen, die nun in Heines 'Reisebildern' vorherrscht und in den 'Bädern von Lucca' gipfelt.

III. Die Nordsee III.

An Moser schrieb Heine im Oktober 1826 (Karpeles VIII, 502): 'Auch soll der zweite Band eine Reihe Nordseebriefe enthalten, worin ich ‚von allen Dingen und von noch einigen' spreche. Willst Du mir nicht einige neue Ideen dazu schicken?' Das Neue der Form ist also, dafs Heine hier allerlei Ideen vortragen will, wofür die Reisebeschreibung nur den Rahmen oder das Vehikel abgibt; allerdings mit starker Berücksichtigung des Lebens und der Verhältnisse Norderneys. Doch die Vorherrschaft von persönlichen Motiven, die mit der Nordsee gar nichts zu tun haben, erinnert an 'Tristram Shandy', wo ebenfalls die Ideen Tristrams und des Mr. Shandy über die verschiedensten und lockersten Themata überwiegen. Sterne kündigt das schon durch den Titel 'Life and Opinions' an. Ähnlich dann das 'Buch Le Grand'.

Auch eine starke, der 'Harzreise' fremde Neigung zur Reflexion und Moralisation macht sich in der 'Nordsee III' geltend, wie bei Sterne. Der Ton im 'Tristram Shandy' ist allerdings oft echt Shandyisch, aber ein ernster Kern fehlt keineswegs. Wenn Tristram Shandy sich einen Philosophen nennt, so ist das kein blofser Scherz (I, 13).

Schon betont wurde für die 'Nordsee III' eine auffällige Zunahme des ausgeführten Vergleichs, der besonders im 'Tristram Shandy' eine grofse Rolle spielt.

IV. Ideen. Das Buch Le Grand.

Moser erfährt auch aus jenem Briefe: 'Die zweite Abteilung der 'Nordsee III', die den zweiten Band eröffnen wird, ist weit originaler und kühner, als die erste Abteilung, und wird dir gewifs gefallen. Ich habe eine ganz neue Bahn gebrochen, mit Lebensgefahr. Auch den rein freien Humor hab' ich in einem selbstbiographischen Fragment versucht. Bisher hab' ich nur Witz, Ironie Laune gezeigt, noch nie den reinen urbehaglichen Humor.'

An demselben Tage teilt Heine Varnhagen mit, er habe ein biographisches Fragment im kecksten Humor geschrieben, das ihm gefallen solle. Dies grofse Capriccio 'Ideen. Das Buch Le Grand', eine recht skizzenhaft und launig hingeworfene Lebensbeschreibung, durchsetzt von bunten ironischen, satirischen und polemischen Betrachtungen über Zeitfragen, hätte also ebensogut heifsen können 'Leben und Meinungen Heinrich

Heines', wie Sterne sein freies Gedankenfahrzeug benennt 'The Life and Opinions of Tristram Shandy'.

Auch ist die Einschaltung einer possenhaften Analyse am Ende des dreizehnten Kapitels ein echt Sternescher Kunstgriff. Man denke an die launige Analyse der verschiedenen Gattungen von Reisenden in der 'Sentimentalen Reise' und daran, dafs im 'Tristram Shandy' das Vorwort zwischen dem zwanzigsten und dem einundzwanzigsten Kapitel des dritten Buches steht, was Heine kombiniert. Schon in der 'Harzreise' steckt übrigens ein solcher schematisierender Ansatz, wenn eine künftige Abhandlung über die Füfse der Göttingerinnen skizziert wird (III, 17).

Erst das 'Buch Le Grand' ist in kurze Kapitel eingeteilt, wie 'Tristram Shandy' und auch die 'Sentimentale Reise', deren Abschnitte zwar nicht ausdrücklich als Kapitel bezeichnet werden. Sogar die kapriziöse Technik des 'Tristram' mit seinen Kapiteln von zwei Zeilen, ja von einer, ahmt Heine im XII. — beide geben lateinische Ziffern —, scheinbar durch die Zensur verstümmelten, nach (III, 167).

In dieser Schrift spielt Heine zuerst mit der für den 'Tristram Shandy' (II, 344, 388 u. ö.) so charakteristischen willkürlichen Ellipse.[1]

Die Satztechnik zeigt im Gegensatz zu den früheren 'Reisebildern' viele bandwurmartige Perioden und eine Annäherung an Sternes Manier auch darin, dafs Heine ein langes Gefüge unvollendet abbricht und sogar darüber spöttelt.[2] Ebenso sehen wir im 'Le Grand' oft kurze, durch Gedankenstriche getrennte Satzteile aufeinanderprallen, wie das im 'Tristram Shandy' übermäfsig geschieht. Auch durch die auffallende Anwendung der Parenthese werden wir an dies Vorbild erinnert. So erscheint auch neben dem Wortspiel der Sternesche Ausruf jetzt mit auffallender Häufigkeit. Eine weitere Ähnlichkeit verrät sich in der Anhäufung beigeordneter Wörter, Phrasen und Sätze.

Die Wirkung der Nankinghose (III, 193) ist wohl als Satire auf Exzesse der Schicksalstragödie aufzufassen, doch gibt es auch bei Sterne ähnliche launige Verknüpfungen zwischen Sachen und gänzlich unverwandten Ereignissen oder Zuständen. Z. B. der Verfall der neueren Beredsamkeit sei darauf zurückzuführen, dafs man keine weiten Mäntel mehr trage;[3] oder Mr. Shandys Ansicht vom Einflufs der Nase und des Namens auf das Schicksal des Menschen.

Oft wiederkehrende französische Phrasen und Sätze erinnern an die 'Sentimentale Reise'; während jedoch dort der Gebrauch

[1] III, 131, 134, 170.

[2] III, 153. Vgl. Browne I, 208 (Z. 22 ff.), 252 (Z. 25 f.); II, 414 (Z. 5 ff.), 481 (Z. 7), 493 (Z. 24 ff.).

[3] Browne I, 163 (Z. 26 ff.). Vgl. auch I, 141 (Z. 1 ff.)

des Französischen sich daraus ergibt, dafs ein Franzose irgendwie im Spiel ist oder der Verfasser einen französischen Brief anführt, wird er bei Heine zur Manier.

Im 'Tristram Shandy' wie im 'Le Grand' trägt der Verfasser seine Belesenheit recht oft, meist scherzend, zur Schau. Wenn Heine eine lange Liste berühmter Männer vorträgt, die verliebt waren, nicht rauchten, einmal ausreifsen mufsten,[1] so erinnert das sehr an ähnliche polyhistorische Kataloge im 'Tristram Shandy' von grofsen Männern, die durch den Kaiserschnitt zur Welt kamen, von aufserordentlich begabten Kindern, von nie verliebten hohen Personen.[2] Und beide machen sich lustig über ihre Gelehrsamkeit.[3]

Auch in der Neigung, von ihrer schriftstellerischen Methode zu reden, treffen beide zusammen. Für die Perioden und Abschweifungen wurde das schon erwähnt. Heine kündet ein neues Kapitel an,[4] teilt eine Erfindung zum Heile der Literatur mit,[5] schreibt, was ihm in den Sinn kommt;[6] fängt eine Periode an und weifs nicht, wie er sie enden soll;[7] und versichert uns, sein Werk sei durch Tiefe und Gründlichkeit ausgezeichnet.[8] Dergleichen launige Bemerkungen kommen im 'Tristram Shandy' massenhaft vor.

In der Charakterzeichnung ist nur die Figur des Le Grand hervorgehoben. Heine scheint seinen Tambour zum Typus des Mannes aus dem französischen Volke zu idealisieren, dem Geiste gemäfs, der die grofse Armee beseelte. Auch Sterne hat einen Charakter geschaffen, der seine ähnliche Auffassung des Mannes aus dem französischen Volke verkörpert: La Fleur; mit dem Unterschiede, dafs der Heinesche in die grofse Weltgeschichte gehoben wird. Beide sind Tambours aus der französischen Armee. La Fleur kann nichts als trommeln und ein oder zwei Märsche pfeifen, als Yorick ihn dingt. Le Grand lebt und webt im Trommelschlagen, das alle seine Gedanken zum Ausdruck bringt. La Fleur wird wegen seiner Treue gefeiert; Le Grand ist ein Muster der Treue gegen den grofsen Napoleon. La Fleur hält viel auf schöne Kleider; auch Le Grand wünscht durch die Tracht zu gefallen. Jener hat eine grofse Vorliebe für das schöne Geschlecht; dieser kennt nur drei deutsche Wörter: 'Brot', 'Liebe', 'Ehre'. Beide Dichter heben die Engelsgüte des Charakters hervor. Diese Güte spiegelt sich im Gesicht La Fleurs, während Le Grand 'wie ein Teufel' aussieht. Indem Heine den Sterneschen Charakter seinen Anschauungen gemäfs umgestaltete, siegte das Grofse über das Zierliche und Gutmütig-Beschränkte.

[1] III, 171, 172. [2] Browne I, 135; II, 367, 409.
[3] III, 168 f. [4] III, 187. Browne I, 282; II, 313.
[5] III, 168. [6] III, 175. Browne II, 372, 484.
[7] III, 175. [8] III, 172. Browne I, 193, 201.

Zum Schlufs noch eine Parallele. In der 'Sentimentalen Reise' heifst es (II, 618): 'In saying this I was making not so much La Fleur's eloge as my own, having been in love with one princess or another almost all my life; and I hope I shall go on so until I die ...' Im 'Buch Le Grand' (III, 177): 'Und mein Herz wird immer lieben, so lange es Frauen giebt, erkaltet es für die eine, so erglüht es gleich für die andere; wie in Frankreich der König nie stirbt, so stirbt auch nie die Königin meines Herzens, und da heifst es: la reine est morte, vive la reine.'

V. Die Reise von München nach Genua.

Obgleich Heine seine 'Reise von München nach Genua' eine Art sentimentale Reise nennt, treten immerhin die wirkliche Beschreibung von Land und Leuten und die angemessenste Stimmungsanalyse in den Vordergrund. Lose Abenteuer spielen keineswegs eine so grofse Rolle wie in der 'Harzreise' oder der 'Sentimental Journey'. Trotz der Benennung des Autors im wesentlichen minder sentimental, führt auch diese Reise vorwiegend in des Dichters Gemüt. Die Abweichungen von der früheren Methode sind wohl grofsenteils dem Einflufs von Goethes 'Italienischer Reise' zuzuschreiben, die ja hier so hoch und so triftig gepriesen wird.

Den ersten Ansatz zu einem Sterneschen Liebesabenteuer bietet die Episode von der Tochter des Buffo, die dem Dichter ihre Rose und mehr schenkt. Auch wendet er sich schliefslich an den Leser mit der echt Sterneschen, halb mitleidigen, halb frivolen Mahnung (III, 252), er solle sich nur nichts Böses dabei denken.

Die wiederum bezifferten Kapitel zeigen die Sternesche Manier darin, dafs sie oft nur einen vorübergehenden Moment festhalten. In der Beschreibung des Abenteuers mit den Musikanten z. B. finden sich auf sechseinhalb Seiten vier Abschnitte. Ein Kapitel schildert Spiel und Tanz, ein zweites gibt einen Exkurs über Rossinische Musik, ein drittes erzählt von der Rose und dem Liebesglück, ein viertes teilt einen allegorischen Traum mit, worin das Schicksal des Mädchens berührt wird. Eine Kapiteltechnik, wie sie namentlich den Abenteuern der 'Sentimental Journey' eigen ist.

Heine apostrophiert oft den 'Lieben Leser', wie Sterne im 'Tristram Shandy'. Ansätze zu Selbstgesprächen[1] erinnern an den Engländer, der sogar in der 'Sentimentalen Reise' Rede und Gegenrede in Anführungszeichen setzt.[2]

Sternisch unterbricht Nannerl den Philister mit der Be-

[1] Elster III, 232, Z. 1 ff.; 261, Z. 13 ff. Vgl. auch 264, Z. 28 ff.
[2] Browne II, 628; III, 14. Vgl. auch 'Tristram Shandy' Browne II, 189.

merkung, dafs sie jede andere Sorte Bier servieren könne, nur nicht die Ironie (III, 218). Ähnliche Unterbrechungen eines Zwiegespräches, die auf einem komischen Mifsverständnisse beruhen, läfst sich Onkel Toby oft zuschulden kommen. So wendet er sich an Dr. Slop mit der Frage, ob die Inquisition ein altes oder ein neues Gebäude sei (I, 109). In den 'Bädern von Lucca' (III, 340) reagiert Hirsch auf das Wort 'Brillanten' genau so wie Onkel Toby auf Termini aus der Befestigungslehre (I, 168 f., 183). So unterbricht auch Francheska in der 'Stadt Lucca' (III, 399) den Gang der Unterhaltung bei dem Wort 'Catalani', das ja auch einen Bezug auf ihre Spezialität hat. Obgleich das Gespräch in einer ihr fremden Sprache geführt wird, versteht sie doch ebensoviel davon, wie es manchmal bei Onkel Toby der Fall ist.

Der Philister erinnert uns an den allerdings nur flüchtig erscheinenden Mann, der Yorick auf den Gedanken brachte, nach Frankreich zu reisen (II, 589):

'They order, said I, this matter better in France. — You have been in France?, said my gentleman, turning quick upon me, with the most civil triumph in the world. — Strange! quoth I, debating the matter with myself, That one-and-twenty miles sailing, far 'tis absolutely no further from Dover to Calais, should give a man these rights: — I'll look into them: so giving up the argument, — I went straight to my lodgings, put up half-a-dozen shirts and a black pair of silk breeches, — ‚the coat I have on' said I, looking at the sleeve, ‚will do;' — took a place in the Dover stage; and, the packet sailing at nine the next morning, — by three I had got sat down to my dinner upon a fricasseed chicken, so incontestably in France, that, had I died that night of an indigestion, the whole world could not have suspended the effects of the *droits d'aubaine;*' ...

Auch Heines Philister wird gerade vor dem Aufbruch eingeführt. Auch er stellt Fragen an den Dichter: 'Haben Sie Petersburg gesehen?', 'Haben Sie Copenhagen gesehen?'. Auf Heines Verlangen, dafs er ihm diese Stadt schildere, lächelt er pfiffig und versichert, man könne sich keine Vorstellung davon machen, ohne selbst dagewesen zu sein. Also dasselbe schweigsam-überlegene Triumphieren. Als Heine äufsert, er gedenke nächstes Frühjahr nach Italien zu reisen, entwickelt der Philister einen aufserordentlichen Enthusiasmus, der wohl auch als Zeichen des Sterneschen Überlegenheitsgefühles gelten soll (III, 225): er 'sprang plötzlich vom Stuhle auf, drehte sich dreimal auf einem Fufse herum und trillerte: ‚Tirily! Tirily! Tirily!' Das gab mir den letzten Sporn. Morgen reise ich, beschlofs ich auf der Stelle.'

Den Keim dieses eigentümlich ausgebildeten Zufallsscherzes hat gewifs Sterne gegeben.

VI. Die Bäder von Lucca.

Die 'Bäder von Lucca' wurden am Anfang des Jahres 1829 geschrieben und erschienen im Dezember mit der 'Reise von München nach Genua' als dritter Band der 'Reisebilder'. Am 22. April 1829 bat Heine Moser um Sterne und ein paar andere Bücher, und ein Brief vom 30. Mai bestätigt den Empfang. Danach ist es mehr als wahrscheinlich, dafs der Dichter sich während der Arbeit an den 'Bädern' mit Sterne beschäftigte.

Zunächst wird Sternes Neigung, alles, was die gewöhnliche Reisebeschreibung ausmacht, zu vernachlässigen, viel weiter als bisher nachgeahmt. In dieser Hinsicht darf man das Werk wohl das sentimentalste der 'Reisebilder' nennen. Heine verweist den Leser geradezu auf seinen Kunstgriff, so wenig wie möglich von Italien zu sprechen, denn es gäbe nichts Langweiligeres auf Erden als die Lektüre einer solchen Reisebeschreibung (III, 324).

Die auffällige Vermehrung komischer Kontraste und Antithesen, die in der 'Sentimentalen Reise' zwar vorhanden sind, im 'Tristram Shandy' jedoch weit stärker hervortreten, zeigt eine bedeutende Annäherung an den Sterneschen Stil.

Die Anrede an den Leser kommt ja auch in den 'Bädern von Lucca' vor, häufiger als in der 'Reise von München nach Genua'. Auch wird dort (III, 324) der Leser ermahnt, Uninteressantes zu überhüpfen, wie das im 'Tristram Shandy' geschieht (I, 7).

Eine unvergleichlich gröfsere Verwertung des Zwiegesprächs in den 'Bädern' entspringt zum Teil natürlich der ausführlichen Charakterschilderung. Die 'Harzreise' und die 'Nordsee III' enthalten sich der wörtlichen Wiedergabe einer Unterhaltung fast ganz. Auch das 'Buch Le Grand' ist darin sehr sparsam. Die 'Reise von München nach Genua' arbeitet allerdings mit einer merklichen Zunahme den so freigebigen 'Bädern von Lucca' vor. Auch hierin nähert sich dieses Werk der Methode Sternes, besonders im 'Tristram Shandy'. In der 'Sentimentalen Reise' werden Yoricks Bemerkungen immer ausführlich gegeben, während die anderen Charaktere sich zumeist mit einer sehr knappen Anführung oder auch mit blofsen Andeutungen begnügen müssen. Obgleich die Gänsefüfschen fehlen, finden wir doch genaue Wiedergabe längerer Gespräche massenhaft im 'Tristram Shandy'.

Ein aus der 'Sentimentalen Reise' bekanntes Element Sternescher Erotik zeigt sich hier wie nie zuvor. Ganz im Sinne Sternes sagt Heine (III, 314): 'Du siehst, lieber Leser, dafs ich dir gerne eine gründlichere Lokalbeschreibung meines Glückes liefern möchte, und wie andere Reisende ihren Werken noch besondere Karten von historisch wichtigen oder sonst merkwürdigen Bezirken beifügen, so möchte ich Francheska in Kupfer stechen lassen.' Vielleicht ein Anklang an folgende Stelle des

'Tristram Shandy' (II, 436): '... may I never draw more; or rather, may I draw like a draught-horse, by main strength, all the days of my life, — if I do not draw her in all her proportions, and with as determined a pencil, as if I had her in the wettest drapery. But your Worships choose rather that I give you the length, breadth and perpendicular height of the great parish-church, or a drawing of the façade of the abbey of St. Austreberte ... everything is just, I suppose, as the masons and the carpenters left them; ... so your Worships and your Reverences may all measure them at your leisures; but he who measures thee, Janatone, must do it now;' ...

Yoricks Liebesabenteuer gipfeln in einer Verführung oder kommen durch reinen Zufall nicht an dieses Ziel. Ohne die geringste Spur von Gewissensbissen wendet er sich sogar gegen diejenigen, die ihn einer Niederträchtigkeit zeihen möchten, denn diese Feinde der Natur sind die eigentlichen Schuldigen (III, 31). Er selbst spielt die Rolle des teilnehmenden guten Freundes der Dame. Auch Heine paradiert gern als Don Juan. Die Gunst Mathildens und anderer englischer Schönen hat er genossen, und Francheska wird sicherlich keine Ausnahme bilden. Das intime Sternesche Liebesabenteuer kommt in den 'Bädern' zum erstenmal zu voller Entfaltung, samt einem ebenso Sterneschen Ausfall gegen diejenigen, die 'jedem freien Gefühl ihr heuchlerisches Feigenblättchen vorkleben' (III, 318). Eine direkte Andeutung, daſs Heine bei solcher Erotik an Sterne denkt, steht vielleicht in den 'Florentinischen Nächten'. Mlle. Laurence nimmt spät in der Nacht den Dichter vom Eingang des Opernhauses im Wagen mit nach Hause und beschert ihm glückliche Stunden (IV, 371). Viel knapper gehalten, aber im Grundzug dieser Episode verwandt ist die Geschichte von Yoricks Abenteuer mit der Marquise. Sie nimmt ihn abends nach dem Konzert im Wagen mit nach Hause, und diese Bekanntschaft gibt ihm ein gröſseres Glück als irgendeine andere in Italien (II, 640). Soll der Name 'Laurence' auf Sterne deuten?

In der ersichtlichen Zunahme des Unanständigen, Gemeinen wirkt Sternes Einfluſs mit. Alles das ist im Sinne der Preisgebung der Persönlichkeit, die Heine für Sterne so charakteristisch fand. In der 'Sentimentalen Reise' überwiegt das Sexuell-Schlüpfrige, während im 'Tristram Shandy' das Unanständige und Schmutzige überhaupt eine groſse Rolle spielt. Jenes Wort vom 'Feigenblatt' besagt klar, daſs Heine in den 'Bädern' die 'Nacktheit' anstrebte. Nun war es gerade diese Eigenschaft, die er an Sterne besonders hervorhob. Das Niedrig-Gemeine der Geschichte von Madame Rambouillet (II, 646) und der breiten Erzählung von Phutatorius und der Kastanie (I, 282 ff.) findet seinesgleichen in dem übelriechenden Finale von Gumpelinos

Liebe zu Julie Maxfield (III, 335, 340). Auch die Platen-Episode enthält ja überreichlichen Unrat. In den 'Bädern' wie in der 'Stadt Lucca' soll ein abgebrochener Satz des Lesers Einbildung in schmutzige Bahnen lenken.[1] Solche 'Nacktheit' ist etwas ganz anderes als die Goethesche, die Heine in der 'Nordsee III' preist (III, 97).

Stilistisch treten der Prosarefrain, komische Antithesen, ausführliche Vergleiche, launiges Reflektieren und Räsonnieren in den 'Bädern von Lucca' sehr stark hervor,

Wir kennen das Briefzeugnis, dafs Heine die ausführliche Charakterzeichnung als das wesentlich Neue in den 'Bädern' betrachtete. Auch hätte er hier mit besserem Recht als früher von dem 'rein freien, urbehaglichen Humor' reden können; denn solcher Humor ist ihm hier unzweifelhaft gelungen. Zur Anregung war 'Tristram Shandy' höchst geeignet; ja, die Gestalt Onkel Tobys ist wie dazu geschaffen. Auch in Einzelheiten erinnert die Charakterzeichnung an die 'Sentimentale Reise' und 'Tristram Shandy'. So durfte das hart mitgenommene Stiefkind in diesem Familienkreise nicht fehlen, und zwar wird hier das Verhalten zur katholischen Religion Anlafs zu Spott. Allerdings sind Gumpelino und Dr. Slop keineswegs Katholiken von demselben Schlag. Die Amours Gumpelinos nehmen ein noch drastischeres schmutzig-komisches Ende als diejenigen des Onkel Toby; so ungefähr hätte Sterne die Liebe eines Dr. Slop gemalt. Gumpelino und Hyacinth tummeln sich mit ebenso merkwürdiger Beharrlichkeit auf dem Steckenpferd der Bildung wie Onkel Toby und Trim auf dem der Befestigungslehre. Hirsch gleicht Trim darin, dafs er gern grofse Reden hält und seinem Herrn Ratschläge erteilt. In seinen langen Reden gleicht er noch mehr Mr. Shandy, wie auch ferner darin, dafs er mit allem Ernst eine komische Reflexion oder launig absurde Beweisführung entwickelt. Die Tatsache (III, 332), dafs er eine ganze Masse sonderbarer Gegenstände aus seiner Tasche hervorholt, erinnert an La Fleur (II, 630). Seine Hypothese von der Schädlichkeit des Namens 'Hirsch' und dem Vorteil eines 'Hyacinth' (III, 327) erinnert wieder an Mr. Shandy (I, 44 f.); wie auch die Meinung, dafs er das Geschick der ganzen Welt in den Händen hielt, als er Rothschild's Hühneraugen operierte (III, 322). Francheska ist beinahe stumm dargestellt, wie Sternes Frauen gewöhnlich; dennoch erscheint sie viel plastischer als diese. Sie ähnelt den Schönen der 'Sentimentalen Reise' auch darin, dafs sie nur vorhanden scheint, um zu gefallen und genossen zu werden. Mathilde erinnert an die schöne Brüsslerin durch eine leidende

[1] Elster III, 324; 415. Vgl. Browne I, 185, 237; II, 336; auch III, 31 (Sentimental Journey).

Vergangenheit, die der Verfasser trotz grofsem Nachdruck doch völlig unerklärt läfst. Bei Mathilde verrät die Hand das Leiden, bei Sterne das Gesicht. Beide Autoren erwähnen die Farbe der Handschuhe und halten die Hand der Unglücklichen, während sie ihre Beobachtungen anstellen.[1]

VII. Die Stadt Lucca.

Der erste Charakter, der uns in der 'Sentimentalen Reise' nach Yoricks Aufbruch begegnet, ist bekanntlich ein Mönch, der vielgerühmte Lorenzo, seit J. G. Jacobi in Deutschland eingebürgert. Auch in der 'Stadt Lucca' tritt als erster Charakter nach dem eigentlichen Antritt der Reise ein Mönch hervor, für den sich der Verfasser ebenfalls sehr erwärmt, und an dessen Auftreten er lange Betrachtungen knüpft. Diese Mönche sind alt, und in beiden Fällen wird die grobe Kleidung und spärliche Nahrung betont. Manche Elemente der Sterneschen Episode erscheinen bei Heine wieder, doch anders disponiert und mehr oder minder variiert. Wäre der Mönch vom Orden der Barmherzigen Brüder, sagt Yorick, so hätte er ihm eine Kleinigkeit zur Erleichterung der Armen gespendet. Der Heinesche ist tatsächlich Mitglied eines Ordens, der sich solchen Aufgaben widmet. Yorick weist den Mönch aus Vorurteil ab, bereut das und sucht es auf seine Weise wieder gutzumachen; denn er erkennt das menschlich Bedauernswürdige in ihm. Bei Heine ist der Mönch ebenfalls ein Mensch, der besonderes Mitleid erregt und den Spott verscheucht. Sternes Mönch hat einen Kopf, der einem Brahminen angestanden hätte, und wäre Yorick ihm auf den Ebenen Hindostans begegnet, so würde er ihm Ehrfurcht bezeigt haben. Kurz darauf stirbt der arme alte, gebrochene Bruder, der, wie man später erfährt, wegen unglücklicher Liebe und getäuschten Ehrgeizes in das Kloster geflüchtet war. Heine entläfst seinen Mönch ohne viel Aufhebens; dafür aber bekommen wir eine ganze Abhandlung über die italienischen Mönche, und eine grofse Prozession von Priestern zieht an uns vorüber. Sie erinnern Heine, frei nach Sterne, an Hindostan, wo ein Brahmine in den Komödien immer die komische Rolle spielt, wie das für einen italienischen Pfaffen recht gut passen würde. In der Prozession wallen mitleidswürdige Mönche, auch solche, die wegen unglücklicher Liebe, getäuschten Ehrgeizes, durch Schwäche und Gebrechlichkeit Bedauern erregen. Die Anregung Sternes für all das kann keinem Zweifel unterliegen. Man beachte auch, dafs nur hier bei dem antiklerikalen Heine Mitleid und Anerkennung für die Mönche zu spüren ist.

[1] Elster III, 294 f. Browne II, 603.

Noch eine Tatsache sei erwähnt, die zum Nachdenken reizt, nämlich dafs Heine hier zum erstenmal in den 'Reisebildern' eine ungeheure Begeisterung für 'Don Quixote' entwickelt. Zwar finden wir flüchtige Hinweise auf Cervantes in der 'Harzreise' (III, 61), in der 'Reise von München nach Genua' (III, 220) und in den 'Bädern von Lucca' (III, 295, 368), wo von 'dem allerlustigsten Buche von der Welt' gesprochen wird. Auch ist ja Heines Bewunderung des Spaniers schon für die Knabenjahre bezeugt. Doch Sternes Enthusiasmus, der sich fortwährend im 'Tristram Shandy' kundgibt, mag Heine wiederum nachdrücklich auf Cervantes hingewiesen und ihn möglicherweise angetrieben haben, diesem grofsen Schriftsteller ein Denkmal zu setzen.

Für Sternes Bewunderung zeuge nur eine kurze Stelle des 'Tristram Shandy' (I, 20):[1] 'I have the highest idea of the spiritual and refined sentiments of this reverend gentleman [Yorick!] from this single stroke in his character, which I think comes up to any of the honest refinements of the peerless knight of La Mancha, whom, by-the-bye, with all his follies, I love more, and would actually have gone further to have paid a visit to, than the greatest hero of antiquity.' Da Yorick als idealisiertes Selbstporträt zu betrachten ist, fehlt auch für diesen Vergleich mit dem Ritter von der Mancha die Parallele bei Heine nicht. Allerdings stellt der deutsche Dichter sich viel ausführlicher und nicht nur in einer Hinsicht als einen 'Don Quixote' dar. Wie bei Sterne ist das Symbolische des Ritters mit der Auffassung des 'Narren' vermählt (III, 423): 'Ich aber setzte mich auf eine alte moosige Steinbank in der sogenannten Seufzerallee unfern des Wasserfalls und ergötzte mein kleines Herz an den grofsen Abenteuern des kühnen Ritters. In meiner kindischen Ehrlichkeit nahm ich alles für baren Ernst; so lächerlich auch dem armen Helden von dem Geschicke mitgespielt wurde, so meinte ich doch, das müsse so sein, das gehöre nun mal zum Heldentum, das Ausgelachtwerden ebensogut wie die Wunden des Leibes, und jenes verdrofs mich ebensosehr, wie ich diese in meiner Seele mitfühlte. Ich war ein Kind und kannte nicht die Ironie, die Gott in die Welt hineingeschaffen und die der grofse Dichter in seiner gedruckten Kleinwelt nachgeahmt hatte —.'

[1] I, 16, 28, 44, 76, 126, 150, 159, 169, 256, 300, 301; II, 471, 566. II, 598 und 624 (Sentimental Journey).

Schöneberg bei Berlin. John C. Ransmeier.

Zwei frühneuenglische Prosaromane.

I. William of Palerne.

Das hier zum erstenmal veröffentlichte Bruchstück einer Prosaversion des *William of Palerne* befindet sich im Besitz eines englischen Privatmannes,[1] bei dem es im Jahre 1892 durch einen Zufall an das Tageslicht kam. Der Text dieses Fragmentes, den ich nach einer Photographie im Besitze der Bodl. Library wiedergebe, umfafst zwei aufeinanderfolgende Blätter,[2] von denen das erste die Signatur P III trägt. Typographische Merkmale weisen nach Nicholson auf Wynkyn de Worde's Presse und die Zeit nach 1520 (1520—35). Das uns erhaltene Stück gehört der Schlufspartie an und entspricht V. 5047—5317 der metrischen Version in der Ausgabe von Skeat (*EETS.* ES I). Schon Nicholson hat sich Gedanken über die Herkunft der englischen Prosa gemacht und glaubte nach einer Stelle, wo der englische Versroman und die englische Prosa gegen die französische Romanze und die französische Prosa stehen, annehmen zu dürfen, dafs die englische Prosa nach dem englischen Versroman oder nach einer früheren auf diesen basierten Prosaauflösung hergestellt sei. Obwohl die Sache viel schwieriger liegt, als N. meint, hat er doch mit seiner Vermutung das richtige getroffen. Zunächst scheint zwar mancherlei dagegen zu sprechen. Die englische Prosa weist Kapiteleinteilung und Holzschnitte auf, die dem Versroman fehlen, doch das kann anderen Prosaromanen nachgebildet sein. Im Wortgebrauch und Stil sind beide so weit voneinander verschieden, dafs sich keine einzige nennenswerte Übereinstimmung findet. Auch inhaltlich sind die Abweichungen sehr beträchtlich. Die Prosa stellt nur einen Auszug des poetischen Textes dar, in der Weise, dafs der ersten Seite der Prosa etwa 80 Verse (Vers 5047—5128), der zweiten über 100 (V. 5129—5232), der dritten,

[1] Des Rev. J. M. Joas D. D. in Golspie in Sutherland. Vgl. E. Nicholsons Anzeige des Fundes in der *Academy* 1088 p. 223 (1893).

[2] Nicholson a. a. O. kennt nur das erste Blatt. Wann und wie das zweite hinzugekommen, vermag ich nicht anzugeben.

die einen Holzschnitt aufweist, 16 (V. 5233—5249), der vierten endlich 67 (V. 5250—5317) entsprechen. Überdies weist auch noch die Prosa inhaltliche Zusätze, wenn auch bedeutungsloser Art, gegenüber dem Gedichte auf. All das würde von vornherein für eine französische Vorlage sprechen. Am nächsten liegt der Gedanke eines französischen Originals in Prosa. Wir kennen auch eine französische Prosaauflösung aus der Feder eines Pierre Durand, der in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts gelebt haben soll.[1] Vier verschiedene Ausgaben dieses *Guillaume de Palerne* sind uns bekannt: a) 1552 Lyon, von Olivier Arnoullet; b) o. D. Paris, von N. Bonfons, der gegen Ende des 16. Jahrhunderts druckte; c) o. D. Rouen, von Louys Costé, um 1620. Diese drei befinden sich im Britischen Museum. Michelant a. a. O. kennt noch eine vierte, o. D. Rouen, von der Witwe Louys Costés. Ich habe die drei ersten Ausgaben miteinander verglichen und eine fast völlige Übereinstimmung unter ihnen feststellen können. Keine der erhaltenen Ausgaben könnte nun auch nur der Zeit nach die Vorlage der englischen Prosa gewesen sein. Zum Überflufs weicht die letztere auch noch von ihrem Texte beträchtlich weiter ab als von dem des französischen Gedichtes. Diese französische Prosaversion kommt also für unsere Zwecke nicht in Betracht.

Es läge nun nahe, eine frühere französische Prosaauflösung im Manuskript oder Druck anzunehmen, die unserem englischen Texte als Vorlage dienen konnte. Sie würde dann gleichfalls aus dem französischen Versroman geflossen sein. In Ermangelung einer solchen müssen wir das französische Gedicht selbst heranziehen. Wenn wir Übereinstimmungen zwischen diesem und der englischen Prosa gegenüber dem englischen Versroman feststellen können, so haben wir damit bewiesen, dafs die englische Prosa auf eine französische Version, in Vers oder Prosa, zurückgehen mufs. Wie wir im folgenden sehen werden, gibt es keine derartigen Übereinstimmungen, wohl aber eine gröfsere Anzahl von Fällen, in denen die englische Prosa mit dem englischen Gedicht gegen das französische steht. Sie haben um so mehr Beweiskraft, als der Verfasser des englischen Gedichtes sich seiner Vorlage gegenüber sehr selbständig hält, wie Kaluza in seinem Aufsatz *Über das Verhältnis des mittelenglischen alliterierenden Gedichtes William of Palerne zu seiner französischen Vorlage* gezeigt hat.[2] In der folgenden Gegenüberstellung gebe ich das englische Gedicht nach der Ausgabe von Skeat, die englische Prosa nach dem beigegebenen Abdruck und das französische Gedicht nach der Ausgabe von Michelant wieder:

[1] Vgl. *Guillaume de Palerne* ed. Michelant, Paris 1876, p. XIX.
[2] *E. St.* IV, p. 197 ff.

V. 5078
Partenedon parted first of palerne þe quenes broþer;
For he hade ferrest to fare formest he went.

For as moche as Partynedon was ferrest from home at the monethes ende after the maryage he toke his leue ..

5117
Be *meke and mercyabul to men þat þe serue,*
And *be lel to þi lord and to þis ladi after,*
Pat is his menskful *moder* & moche þow hire houe.
& alle the lordes of þis lond loue wel after,
& loke, douȝter, bi þi lif as þow me louest dere,
Þat neuer *þe pore porayle be piled for þi sake*
Ne taxed to taliage ..

Dere doughter quod he vpon my blessynge I charge and commaunde the that thou *be faythfull true & seruyable vnto thy lorde* | *and* in especyal *to this good lady his moder* | and that thou be *meke and mercyfull vnto thy subgectes* | suffre not *thy comyns by thy will to be pylled* | desyre thou not of them *taxes nor tallages.*

5128
Stifli loke þow striue for state of holi cherche,
To meyntene it manli on alle maner wise.
Gif gretli of þi god for goddes loue of heuen;
Be merciabul to alle men þat in mechef arn;
So schaltow gete god los & gretli be menskked,
As han al þin aunceteres or þow were bi-geten.
Do þus, mi dere douȝter *& drede þow þe neuer,*
Þat þow ne schalt haue heuen blisse after þis liue.

defende the chyrche with all thy myght, *departe plenteuously of thy goodes* with the poore and aboue all thynges honour and loue thy lorde god | *and doubte not* yf thou do this thou shalte

8947
Lartenidus premierement
A sa seror le congié prent.

[Aus dem *Lartenidus* der französischen Vorlage ist in dem englischen Gedichte durchweg *Partenedon* geworden. Vgl. Kaluza a. a. O. p. 244.

9021
Que tu penses mult del bien faire
Et soies france et debonaire,
Et sage et vaillans et honeste,
Si com tu dois par lignage estre;
Et si portes mult grant honor,
Si comme ont fait nostre ancissor,
La roine, la bone dame
Et les haus homes del roiame;
La povre gent ne consentir
Ne a rober ne a tolir.

9021
Que tu penses mult del bien faire
Et soies france et debounaire,
Et sage et vaillans et honeste,
Si com tu dois par lignage estre;
Et si portes mult grant honor,
Si comme ont fait nostre ancissor.
— — — — — — —
9033
D'estre orgilleuse n'aies cure,
Ne mais sor tote creature
Honeure Dieu et sainte iglise
Et essauce le sien service.

prospere in all thy werkes and be beloued bothe of god and man.

Für V. 9041—9095 des französischen Gedichtes findet sich weder in dem englischen Gedicht noch in der englischen Prosa etwas Entsprechendes.

5225
Þe king of spayne spacli to speke þe soþe,
Krouned alphouns to king to kepe þat reaume,
For him-self was febul & fallen in elde,
To liue þer-after in lisse wil our lord wold.

Fehlt im französischen Gedicht. Zu erwarten nach V. 9235. Erst V. 9286—89 findet sich die Bemerkung, dafs der spanische König gestorben ist, aber nichts darüber, dafs er schon bei Lebzeiten seinem Sohne die Krone überliefs. Vgl. Kaluza a. a. O. p. 217.

And whan ȳ kynge of spayne came home *for as moche as he was fallen in age and vnweldy or myghty to gouerne he resygned the crowne of spayne vnto his sone Alpheus | and hym crowned kynge therof.*

5245
& ȝif he geynli was god to alle gode werkes,
& wel bi-loued in his lond with lasse & wiþ more,
Ȝit was meliors as moche his menskful quene,
or more ȝif sche miȝt in any maner wise;
so prestli sche wold plese þe pore & þe riche.

Fehlt im französischen Gedicht. Zu erwarten nach V. 9248. Vgl. Kaluza p. 269.

... that from the begynnynge of the worlde vnto that daye *was there neuer quene halfe so well beloued, bothe with the lordes & the comyns* as well out of the realme a within the realme | *and yf she were wel beloued wyllyam was a well or better yf better myght be.*

5296
Whan *þei gaili were greiþ as hem god þouȝt,*
Þei passeden toward palern as fast as þei miȝt,
Alphouns & *his worþi wif williams sister,*
& braundinis his bold broþer & alisaundrine his wif,
With hundredes of kene kniȝtes i knew nouȝt þe names.

Fehlt im französischen Gedicht. Zu erwarten nach V. 9296.

... made hym redy in the best maner that he coude | and toke quene Florence syr Braundenesse his broder, Alysaundryne | and many other lordes and ladyes and *sayled streyght tyll that they came at Palerne.*

Aus dieser Gegenüberstellung geht deutlich hervor, daſs die englische Prosa auf dem englischen Gedicht fuſst und nicht auf dem französischen oder einer aus diesem geflossenen unbekannten Prosaversion. In einigen wenigen Fällen können wir sogar sehen, daſs der Wortlaut des englischen Gedichtes beibehalten ist. Wie haben wir uns nun das Verhältnis zwischen der Prosa und dem Gedichte vorzustellen? Daſs der Hersteller der Prosa das Gedicht in der uns erhaltenen Gestalt benutzte, ist undenkbar. Einmal wäre es unvermeidlich gewesen, daſs er sich bei einer einfachen Auflösung der Verse in Prosa enger an den Wortlaut des Gedichtes angeschlossen hätte, zum anderen ist es ausgeschlossen, daſs er zu Anfang des 16. Jahrhunderts die Sprache des Gedichtes überhaupt noch verstanden hätte. Dem Hersteller unserer Prosa muſs eine spätere, modernere Version des englischen Gedichtes oder eine ältere prosaische Umschreibung desselben vorgelegen haben. Dafür sprechen z. B. auch die entstellten Namensformen der englischen Prosa (frz. Ged.: *Alphons,* engl. Ged.: *alphouns,* engl. Pr.: *alpheus*), die sich am leichtesten erklären lassen, wenn man ein Hindurchgehen durch mehrere Versionen annimmt. Ich möchte mich nun für die Annahme einer älteren englischen Prosaauflösung im Manuskript entscheiden. Denn in dem Stil unseres Fragmentes spricht nichts mehr für eine poetische Vorlage, und wir dürfen wohl voraussetzen, daſs jemand, der für die Druckerpresse einen Prosaroman herstellte, nicht allzu sorgfältig den Ausdruck des poetischen Originals vermieden hätte. Wie wir an den vielen sklavischen und doch flüchtigen Übersetzungen aus dem Französischen sehen können, gab man sich für den Druck nicht allzuviel Mühe.

Am wichtigsten bleibt aber die Erkenntnis, daſs wir in der Prosa unseres Fragmentes eine Auflösung des englischen Versromanes zu erblicken haben. Dadurch kommt dem englischen prosaischen *William of Palerne* eine einzigartige Stellung in der englischen Literaturgeschichte zu. Aus der Zeit zwischen 1350 und 1550 sind uns bis jetzt etwa 36 englische Prosaromane bekannt, die aber sämtlich fremdes Gut sind, Übersetzungen aus dem Französischen, Lateinischen, Holländischen, Niederdeutschen oder Spanischen. Sogar in den Fällen, wo ein englischer Versroman vorhanden war, wie beim Ipomedon, Merlin, Alexander, Melusine, Karl dem Groſsen und Robert dem Teufel, griff man doch bei der Herstellung einer Prosaversion wiederum nach einem fremden Original, in den meisten Fällen nach einem französischen. Offenbar wurde es bei der Verbreitung der Kenntnis dieser Sprache bei den literarisch Tätigen als bequemer empfunden, wörtlich aus dem Französischen zu übersetzen, als den englischen Vers in Prosa umzuschreiben. In anderen Ländern, in Frankreich wie auch in Deutschland, bildete die Auflösung der Vers-

epen in Prosa einen wesentlichen Faktor bei der Entstehung der Gattung des Prosaromans. Für England, wo Jahrhunderte hindurch eine Hochflut von Versepen herrschte, haben wir jetzt im *William of Palerne* das erste und einzige derartige Beispiel.

Im folgenden gebe ich einen diplomatischen Abdruck des Textes der beiden Blätter nach dem Faksimile der Bodleian Library. Der Inhalt des Fragmentes gehört der wenig interessanten Schlufspartie des Romans an. Die dreifache Hochzeit zwischen William und Melior, Alphouns und Florence, Braundinis und Alisaundrine ist an einem Tage gefeiert worden. Darauf kehrt Partenedon nach Griechenland zurück; der Kaiser von Rom gibt seiner Tochter Melior noch väterliche Ermahnungen, dann bricht er nach Rom auf; ebenso der König von Spanien mit seinem Sohn Alphouns nach seiner Heimat. William und Melior tun in ihrem Lande viel Gutes, bis der Kaiser von Rom stirbt und William von den Römern zum Nachfolger gewählt wird. Auf seine Bitte macht sich sein Schwager Alphouns auf, um bei der Krönungsfeier dabei zu sein.

Text.[1]

[1 a] Patryarke with all the solempnyte that he myght doo by the leue of the chyrche theym wedded. And whan the masse was done they tourned agayne to the palays to theyr dyner. But for to tell the ryall seruyce the grete deyntees | the straunge subtyltees the nombre of people | and the grete gyftes that were gyuen to mynstrelles and other offycers | or to tell what lady daunced best or what knyght bare hym best at the Justes endurynge the tyme of this feest it were to longe a processe | and therfore I passe ouer the more lyghtly.

℄ How the lordes toke theyr leue to departe after the feest. Capitulo .LXXXVII.

FOr as moche as Partynedon was ferrest from home at the monethes ende after the maryages he toke his leue of his syster and of all these other lordes and ladyes to departe | and kynge wyllyam and his moder brought hym to shyppe | and gaue to hym and to his lordes grete gyftes at theyr departynge. And whan they were sayled kynge wyllyam and his moder retourned agayne to Palerne | and within a seuennyght after that the Emperour of Rome toke his leue and departed in the same wyse | & or he wente he toke the yonger quene his doughter Melyore | and to her sayd in this maner. Dere doughter quod he vpon my blessynge I charge and cõmaunde the

[1] Die nachfolgenden Texte sind durch Miss E. G. Parker in Oxford in der Korrektur nochmals mit den Originalen verglichen worden.

that thou be faythfull true & seruyable vnto thy lorde | and in especyal to this good lady his moder | and that thou be meke and mercyfull vnto thy subgectes | suffre not thy comyns by thy wyll to be pylled | desyre thou not of them taxes nor tallages | defende the chyrche with all thy myght | departe plenteuously of [1 b] thy goodes with the poore and aboue all thynges honour and loue thy lorde god | and doubte not yf thou do this thou shalte prospere in all thy werkes and be beloued bothe of god and man. And whan the emperour had thus sayd he toke her in his armes and kyssed her | and she hym agayne sore syghynge and wepynge and soo departed out of Palerne. But kynge wyllyam and the kynge of Spayne broughte hym vpon the waye a dayes Journey and than toke theyr leue and retourned agayne to Palerne. Anone after that the kynge of spayne desyred leue to retourne in to his countree with all his retynue | whiche desyre kynge wyllyam full gladly graunted | and to hym he called Alpheus to whome he sayd in this maner. My dere broder Alpheus quod he now thanked be our lorde we ben bothe of one alyaunce | neuertheles yet haue I not quytte you your grete kyndnes and Jeopardous trauayle whiche thou hast had full ofte for my loue | and for as moche as I am not able to rewarde the accordynge to thy deseruynge | yet lende me worde if ony warres contrary to thy lawes fall in thy realme or out of thy realme by ony kynge or grete lorde and I shall by the grace of god reuenge the in hasty wyse. Alpheus hym thanked hertely and profred hym the same. Than toke they eyther other in armes clepynge and kyssynge | and thus with sore syghes and wepynge teres toke leue of other | and so departed. And whan ye kynge of spayne came home for as moche as he was fallen in aege and vnweldy or myghty to gouerne he resygned the crowne of spayne vnto his sone Alpheus | and hym crowned kynge therof.

¶ How tydynges came to wyllyam that the Emperour of Rome was deed. Capitulo .LXXXVIII.

[2 a] *Holzschnitt, König Wyllyam of Palerne mit einigen Lords darstellend. Darunter:*

ANone after that these lordes were departed wyllyam as a doughty knyght and a noble prynce remembrynge the grete harmes and scathes done to his comyns enduryng [the] warres he toke a certayne of his lordes and rode aboute his realme and stablysshed the lawes. And where the cytees and the townes were broken downe and ye people robbed he departed largely of his goodes with them to repayre them agayne | and refresshed the poore folke with his treasure so plenteuously that with in a lytell whyle a rycher londe than Cycyle was there none vnder heuen | and quene Melyore on that other syde gaue soo plenteuously of her treasure bothe to the chyrche and to

the poore that from the begynnynge of the worlde vnto that daye was there neuer quene halfe so well beloued bothe with the lordes & the comyns [2b] as well out of the realme as within the realme and yf she were welbeloued wyllyam was as well or better yf better myght be. Not longe after it befell that the noble Emperour of Rome dyed | and than the states of the empyre assembled togyder to knowe and vnderstande who sholde be theyr gouernour | and so it was spoken amonge them that for as moche as the kynge of Cycyle had wedded the Emperoures doughter & his heyre he sholde be Emperoure and lorde of that empyre by the ryght of his wyfe | and here vpon they sente forth enbassatours to the kynge of Cycyle and hem tolde how the Emperour was deed | & hym besought that he wolde take the laboure vpon hym to come to Rome and to receyue the crowne of the Empyre by the tytle of his wyfe. And he by the aduyse of his counseyle that graūted | neuertheles he was ryght woo | and soo was the quene for the Emperours deth. And than kynge wyllyam sente forth his messengers in al the haast vnto his broder Alpheus kynge of spayne | & hym prayed in his moost humble wyse to accompany hym in his Journ[ey] to [Rome] | and that he wolde brynge with hym the quene and Alysaundryne | and Braundenesse his broder | and also his olde fader yf he were on lyue | but or that tyme he was deed. whan Alpheus herde these tydynges as a kynde broder made hym redy in the best maner that he coude and toke quene Florence | syr Braundenesse his broder. Alysaundryne | and many other lordes and ladyes and sayled streyght tyll that they came at Palerme. And kynge wyllyam them receyued with all the Joye and solace that he coude make | and after whan they had rested theym there a seuennyght | these two kynges with a full fayre retynue of lordes and ladyes and other full rychely beseen toke theyr Journey —

II. Surdyt.

Nicht ohne Bedenken schreite ich an die Veröffentlichung dieses Textes, der das Bruchstück eines bis jetzt völlig unbekannten Romans enthält, denn ich vermag zur Erläuterung so gut wie nichts beizutragen. Das Fragment besteht äufserlich aus zwei stark beschädigten Blättern in klein 4°, von denen das zweite die Signatur J II aufweist. Das erste enthält auf der Vorderseite einen rohen und nichtssagenden Holzschnitt. Das Bruchstück findet sich eingeheftet in einen Band englischer Fragmente der Bodleian Library (Signatur 70 f. 1) und ist im Katalog verzeichnet als *'A Prose Romance concerning the King of Ireland one Surdit or Surdyt &c.* [W. de Worde 1525?]'. Wie auch der Bibliothekar Mr. Madan mir bestätigte, weisen die typographischen Eigentümlichkeiten jedenfalls auf die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts, vermutlich auf das erste Drittel.

Uber den Inhalt vermag ich nur Negatives beizubringen. Es gibt keinen mittelenglischen Versroman, dessen Inhalt der vorliegenden Prosa entspräche. Der Zeit nach ist es ferner unwahrscheinlich, dafs wir es mit einem englischen Originalroman zu tun haben. Das weist uns darauf hin, hier, wie gewöhnlich, nach einer französischen Vorlage zu suchen. Auf der anderen Seite ist mir aber kein französischer Roman in Vers oder Prosa bekannt, der die Vorlage des englischen gewesen sein könnte. Vielleicht dafs einer der Leser dieses Aufsatzes hier einzugreifen imstande ist.

Leider ist der Zustand, in dem das Fragment auf uns gekommen ist, ein sehr schlechter. Durch Beschädigung des Seitenrandes der Blätter fehlen eine Anzahl von Worten, die ich, so gut es anging, nach dem Sinn ergänzt und in Klammern beigefügt habe. Noch störender wirkt, dafs die Blätter oben und unten derart beschnitten sind, dafs jeweils ein oder mehrere Zeilen des Textes weggefallen sind. Obwohl sich so der Entzifferung des Textes allerhand Schwierigkeiten in den Weg legen, dürfen wir doch wohl folgendes als Inhalt und Zusammenhang der uns erhaltenen Partie annehmen.

Ein König von Irland kommt als Gefangener an den Hof eines Königs von England, an dem sich ein Ritter Surdyt aufhält. Um Surdyts willen, der irgendwie mit dem Könige von Irland liiert ist, wird dieser gut aufgenommen, von des englischen Königs Sohn 'Sir Henry' in die Festhalle geleitet, dort von dem Königspaar willkommen geheifsen und zwischen die beiden Töchter des Königs gesetzt. Nach dem Essen knüpft die jüngere Tochter, die eine Zuneigung für Surdyt hegt, mit diesem ein Gespräch an. Indem sie den irischen König preist, sucht sie aus Surdyt herauszulocken, wie er ihr geneigt sei. Am nächsten Morgen hält der König von England mit seinem Schwager, dem Könige von Schottland, und dem Könige von Cornwall Rat ab, was mit dem Gefangenen geschehen solle, und auch Surdyt wird herbeigeholt, um seine Meinung zu äufsern. Das Resultat dieser Beratung scheint zu sein, dafs der König von Irland gegen das Versprechen der Waffenruhe freigelassen wird. Die Königstochter macht sich wieder an Surdyt heran und fragt ihn aus, ob er nicht irgend einer Dame besonders zugetan sei. Der Ritter Surdyt aber, der die Absicht ihrer verfänglichen Fragen durchschaut, tut, als ob er sie nicht versteht, und weicht geschickt aus, so dafs sie zu ihrem Kummer erkennen mufs, dafs er sie nicht liebt. Surdyt selbst trägt Liebesleid um eine andere Dame und strömt seine Gefühle in Liedern aus. Da erhebt sich Krieg zwischen den Königen von Irland und England. Surdyt fragt 'Sir Henry', ob das gute Recht in diesem Kriege auch auf Seiten seines Vaters, des Königs von England, sei, was dieser beschwört,

worauf Surdyt feierlich erklärt, einer gerechten Sache gern seinen Beistand leihen zu wollen.

An Eigennamen, die einen Fingerzeig geben könnten, enthält der Text nichts aufser *'Surdyt'*, *'Sir Henry'* und ein *'Gen—'* als Namensanfang der Königstochter.

Text.

[*Holzschnitt. Darunter:*] [1 a]

SIr Henry brought hym in to the hal. The [kyn]ge of Irlond was a ryght goodly knyg[ht of] the age of .XXX. yere | & he was right rychely aray[d] in purple | A mantyll furred with fables. Euery[che] behelde hym. The kyng of Englonde & the que[ne ma]de hym gret chere for the worshyp of Surdit & [he was] set bytwene the kynges doughters at mete. Th[e kyn]ge of Irlonde was ryght sadde & made sympl[—] Surdit came before hym & sayde vnto hym. B[e] of good chere | for ye haue good pryson for to [be set bet]wene two so fayre ladyes. Truly [— *hier fehlen eine oder mehrere Zeilen am Schlufs der Seite.*]

[1 b. *Es fehlen eine oder mehrere Zeilen zu Beginn.*]

[—] kynges yongest doughter and sayd [—] ho[w] lyke ye the kyng of Irlonde | and yf I [—] he m[yg]ht please you I wolde touche of ma[—]t we[re] you and hym all though [—] sytteth me [—]od it for poore men are seldome herde amonge [grete l]ordes. A Surdyt quod she fayre swete syr are [— th]ought theron. ye madame yf I thought that it [were] to your good plesure. god wote sayd she he shol [de plea]se me well yf it pleased my lorde my fader and [my br]ethren | yf soo be that I myght not haue another [—]ȝ neyther kynge nor duke | but he is the best kny[ght o]f the world. Madame it is harde to knowe the [truth f]or there be many good | so he thought well that [she di]d it for hym | & so dyd she | so he wold not suppor[te it &] fell in to other maters. After that they wente [out]e & sporte theym in the gardynes | Some at the [—] and some at the tables | and at other dysportes. [Bu]t after souper they songe and daunced. And on [the m]orowe after the kynge helde his grete counseyll [& t]here was the kynge of scottes that had wedded [his si]ster. & the kynge had wedded the kynges syster [—]tes. And there was the kynge of cornewayle | & [the pr]ynces & the barons for to wete what sholde be [done] with the kynge of Irlonde. So it was spoken [in] dyuers maners that löge were to tell. So at the [ende] the kynge asked Surdyt and sayd. Surdyt say [now yo]ur auyse for it is reason your wyll be herde | For [—] we haue hym in subgeccyon. Fayne he wolde [haue e]xcused hym & sayd. Sythe it pleaseth you that [I shal speke] forgyue it me yf I speke rudely as a man [2 a. *Es fehlen ein oder zwei Zeilen zu Beginn. Dann:*] the knyght playeth it well. Of all dysportes [—]es he coude ryght well | and on a tyme

Gen[—]ned hym & sayde. Surdyt se ye [in] this realme [here any] gētyl woman where ye set your herte and you[r ples]aunce tell it me | & in good faythe I am she tha[t with] good herte wyll helpe you in worshyp. Mada[me sai]de he I thanke you for alwaye haue I nede of [your] good ladyshyp & helpe | but as in that I loue th[em] as I ought to do good ladyes. A Surdyt. sayd[e] they all in comune | is there none that hath aua[nta]ge one ouer another. madame they be all so go[od] there may no mā to moche preyse them nor lou[e] in worshyp | and as for me the loue of a poore k[night] is but a lytell thynge. A sayd she he is not po[or that] hathe the beaute | the bounte | & the good condy[cion &] the good behauynge that ye haue for in good [faith I] knowe none so fayre nor so grete a lady in the [con]tre | that she ne ought not to holde herselfe ry[ght] worshypped for to be byloued of suche a knyg[ht as I] hope that ye be. Madame I am ryght fer fro[m soch] one as ye say | but it pleaseth you for to talke & [sporte] you with so pore a knyght as I am. A sayd s[he] leue me not | in good fayth I saye but as I th[ynke. Al]way the knyght toke her talkynge in myrth & [bor]de & gaue her no maner of comforte | in so mo[che that] she aspyed that he was not ī wyll for to loue [her whi]che dyspleased her moche | For yf she hadde for him ony maner of comforte that he wold hau[e] [2b. *Es fehlen ein oder zwei Zeilen zu Beginn. Dann:*] [w]olde haue loued the but he made all fayre che[re wi]thout gyuynge ony comforte of loue | Wherfore [there] were many ryght sorowfull & in especyall the [kyng]es doughters | ryght wysely demeaned hymselfe [Sur]dit & pleased all. Many nyghtes he thought on [his la]dy & made layes of her the whiche fell al in com[playn]ynge of sorowe & that he shold alway serue her [with]out chaūgynge & in those thoughtes he toke ofte [time]s greate dyscomforte & somtyme allegyaunce of [hea]uy thoughtes. Tho it befell that there was ry[sing] of warre bytwene the kynge of Irlonde & the [kynge] of Englonde. So there was trewes takē that [was] broken at Mighelmas & was passed a thre day [an]d the kynge of Irlōde came with grete armes. [These] tydynges came to the courte. And the kynge [of Eng]londe sent letters ouer all & made his assemble [& ordey]ned his two sones for to go Surdit asked his [—]r Syr what tytle hathe the kynge you fader [in the] warre. And Henry sayde that his fader hadde [ryght t]ytle takynge it on his soule & on his peryll. Sir [sayde] Surdit than shall I go with you for in no wrō[ge sort] of warre wyll I not arme me for no thynge [surely d]o we better for to loue the soules than the bo[dies th]at ben mortalles whiche drawe euery day to [an e]nde and the soule may not dye for she muste ha[ue the] rewarde of the good dede and of the badde. his fader herde hym & praysed hym moche in his herte [for] well he thought that he had good ryght.

Marburg. Friedrich Brie.

Dall'Alphabetum narrationum.

(Fortsetzung.)

Leggende di sovrani, di pontefici e di filosofi.

L'antichità classica, coi suoi grandi personaggi, buoni, mediocri o malvagi e specialmente con Alessandro, Cesare, Nerone, Giuliano, molto sedusse il pensiero degli scrittori medievali e basta aprire le più note raccolte, quelle del Bellovacense e del Varazze per es., per vedere quante pagine sieno dedicate alla storia della Grecia e di Roma, divenuta ormai cosa fantastica e favolosa. Fonti comuni sono Isidoro, Giustino, le *epitome Valerii,* le celebrate *Antichità Giudaiche* e poi i rifacimenti medievali di Giovanni da Verona (*Historia imperialis*), di Gotofredo da Viterbo (*Speculum Regum*), di Matteo di Westminster (*Flores historiarum*) e la *Kaiserchronik.* Il Nostro però non dovette faticarsi in soverchie letture e trasse partito sovratutto dalla *disciplina clericalis,* dallo *Speculum historiale,* dalla *leggenda aurea,* nonchè dai più antichi scritti di S. Gregorio e di Elinando. Ben poco, oltre a questo, ispirò i suoi esempi storici ove si eccettui Valerio Massimo, letto allora e citato da tutti.

Già s'ebbe occasione di far parola delle leggende relative ad Alessandro Magno. La maggior parte degli esempi che Arnoldo adduce riguardano piuttosto la decadenza e la morte dell'illustre personaggio che la sua meravigliosa fortuna e se di questa si parla gli è unicamente per concludere che ogni umana gloria è nebbia che si dilegua davanti a Dio e che pochi palmi di terra bastarono per l'eternità a chi trovava già ristretti i confini del mondo.[1] Sono concetti e aneddoti che il Nostro ritrovava nella *Disciplina clericalis.* Altrove[2] si cita la storiella del corsaro che dice

[1] es. 656, 447. *Disc. cler.* N° XXXVIII, p. 83 e sgg. Il Nostro ripete letteralmente: 'Heri totus non sufficiebat ei mundus, Hodie quatuor solae stelae sufficiunt e iulnae.' Cfr. *Gesta Rom.* IX, p. 285, e XXXI, 329. Anche qui nulla di mutato 'Alius dixit: Heri non sufficiebat Alexandro totus mundus, hodie sufficiunt ei tres vel quatuor ulne panni.' Cfr. *Dialog. creatur.* 123, Cardonne, *Mélanges* I, 253 ecc.

[2] Generalmente quant inel Medioevo riferiscono questo aneddoto riferiscono pure le parole di S. Agostino in *De civitate Dei* (Migne, *Patr. lat.* 41, S. 115, IV, 4): 'Eleganter enim et veraciter Alexandro illi Magno quidam comprehensus pirata respondit. Nam cum idem rex hominem interrogasset,

ad Alessandro: 'La differenza fra noi è questa, ch'io rubo in piccolo e tu in grande'. Molti la raccontarono nei tempi antichi, quale considerazione che la filosofia suggeriva ai nemici di Alessandro, ma il Nostro la lesse o nel Bellovacense, che la riferisce, con poche differenze di forma o nel citato libro del Cantipratense, *Bonum universale de apibus.*[1] L'esempio 452° discorre di certa pietra preziosa che venne presentata ad Alessandro e che secondo era o no coperta di terra pesava moltissimo o punto. Nell'*Iter ad paradisum,* analizzato da Paul Meyer, trovasi lo stesso racconto.[2] Alessandro è giunto al Gange e sulla riva del sacro fiume scopre una grande città chiusa e ben difesa da tutti i lati. Un abitante di essa, all'ingiunzione del conquistatore di pagare il tributo, risponde in nome dei suoi concittadini, dando al re una pietra per forma e per grossezza simile all'occhio umano. Un vecchio ebreo spiega poi ad Alessandro i pregi ed il senso simbolico di essa. Messa sul piattino d'una bilancia ha peso enorme; ricoperta di un po' di polvere non ha più peso alcuno. Grande è il pregio del potente sinchè la terra non lo ricopre. Tale leggenda morale leggesi pure nel *Talmud.*[3] La glorificazione della regina Olimpia, quale reazione degli ammiratori del grande ai quali non garbava la fiaba di Nectanebo, è ripetuta da *Arnoldo,* colla guida del Bellovacense, ma è suo, credo il confronto, istituito fra la principessa macedone e la casta Isabella regina di Castiglia.[4]

Fra i personaggi della storia romana, campeggiano nell'*Alphabetum narrationum,* Nerone, Giuliano e poi fra i buoni Traiano e Costantino. I due primi sono prototipi di ogni malvagità e le loro leggende si formarono sotto l'influsso degli ecclesiastici, che in essi vedevano i più feroci avversari del nascente cristianesimo. Notevoli sono le confusioni cronologiche colle leggende di altri imperatori che regnarono fra essi.

Neronius diventò sinonimo di scellerato e, come nota il Graf, volendosi indicare, in più recente età, l'animo crudele di

---

quid ei videretur, ut mare haberet infestum: ille libera contumacia. Quod tibi "inquit" ut orbem terrarum: sed quia id ego exiguo navigio facio, latro vocor, quia tu magna classe imperator.' Il Nostro si allontana, ma solo nella forma, dalla redazione di S. Agostino cfr. Cicerone, *De republ.* ed. Maj. p. 238, *Dial. creat.* 79 e per altri riscontri, Pauli, l. c. N° 351 e p. 512. L'es. del Nostro reca il N° 282.

[1] *Spec. hist.* IV, cap. 30. *Bonum univ.* p. 371.

[2] cfr. op. cit. *Alexandre le Grand dans la litt. franç. du m. â.* vol. II, vedi pag. 40, 200, 206. Cfr. per analoghe leggende J. Darmesteter, *La légende d'Alexandre chez les Perses* (*Bibl. de l'école des hautes études,* fasc. 35, Parigi 1878, pp. 83—99).

[3] cfr. G. Levi (cit. dal Meyer), *Parabole, leggende e pensieri raccolti da libri talmudici,* Firenze 1861, p. 218 sgg. e posteriormente in *Revue des études juives* t. II, 1881, p. 203; t. VII, p. 78, e *Mélusine,* t. V, p. 116—118.

[4] cfr l'esempio 473.

Enrico II d'Inghilterra, non si troverà espressione più cruda di questa: *Neronior est ipso Nerone.*[1] Anche oggi, nel linguaggio comune, Nerone e tiranno s'equivalgono. Curiosa, ma ben nota è fra l'altre la storiella di Nerone ingravidato da una rana, come si legge nel Nostro e come già l'avevano raccontata moltissimi scrittori sacri e profani.[2] La fonte di Arnoldo è però la *leggenda aurea,* nè dobbiamo poi troppo meravigliarci della leggenda che segue, ove si ricordino storielle analoghe, in cui Nerone non c'entra affatto. Leggo, per es. in Cesario (II, 264—265) 'De matrona Flandriensi quae serpentem in orbita bibit, et in partu eundem effudit' e poi 'Item de muliere cui dormienti serpens per os ingressus est, et per partum egressus.' Ma già i serpenti nelle tradizioni orientali e medievali compiono ben altre meraviglie!

'Crudelitas contra naturam detestanda est. Ex ystoria Neronis. Nero matrem occidi et scindi fecit ut videret qualiter in eius utero fovebatur. Philosofi vero de eiusdem matris perditione arguentes dicebant; iura negant; phas probaret ut filius matrem necet, que cum tanto dolore peperit et cum tanto dolore enutrivit; quibus Nero: faciatis me puero impregnari et postea parere ut quantus dolor matri mee fuerit possim scire. Dicunt ei: non est possibile quia nature est contrarium; quibus Nero: Nisi hoc feceritis, moriemini omnes. Tunc illi eum impocionantes ranam dederunt ei comedere bibere occulte et eam in eius ventre artificio suo fecerunt excrescere et sepe venter eius nature contraria non sustinens intumuit, ita ut Nero gravidum se puero extimaret faciebantque sibi servare dietam qualem adeo nutriendam ranam sciebant. Cum ventre tamen nimio dolore vexatus medicis ait: Accelerate tempus partus, quia langore periendi vix anelitum habeo respirandi. Tunc ipsum ad vomitum impocionaverunt et ranam visu terribilem humoribus infectam et sanguinem edidit cruentam. Respitiensque Nero partum suum abhorruit et ait: Fuit ne talis egressus de matris latibulis et illi etiam. Precepit ergo ut fetus suum aleretur et testudini lapidum includeretur. Hoc etiam valet ad matris reverentiam' (col. 144).

Non discutiamo la conclusione in cui la riverenza non c'entra affatto; osserviamo piuttosto che il Nostro copia letteralmente dal Varazze, il quale nel capitolo *De sancto Paulo Apostolo* così espone:

Rursus Nero nepharia mentis vesania ductus, ut in eadem

[1] cfr. Graf, *Roma nella memoria e nella imaginazione del Medio Evo,* vol. I, p. 334 sgg.

[2] ibidem I, p. 338; II, 580—1, cfr. inoltre quanto il Graf aggiunge in *Giorn. Stor. della lett. ital.* II vol. per un passo della cronaca di Giovanni vescovo di Nichiu. L'es. del Nostro è il 191°.

historia apocrifa reperitur, matrem occidi et scindi iussit: ut videret qualiter in eius utero fovebatur. Phisici vero eum de matris perditione arguentes dicebant. Iura negant, et fas prohibet; ut filius matrem necet, qui ipsum cum tanto dolore peperit: et cum tanto labore et solicitudine enutrivit. Quibus Nero. Faciatis me puero impregnari et postea parere, ut quamtus dolor matri meae fuerit, possim scire. Hanc in super voluntatem pariendi conceperat, eo quod per urbem transiens quandam mulierem parientem vociferantem audierat. Dicunt ei. Non est possibile quod naturae contrarium est: nec est scibile, quod rationi non est consentaneum. Dixit ergo eis Nero. Nisi me feceritis impregnari et parere omnes vos faciam crudeli morte interire. Tunc illi eum impotionantes, ranam sibi occulte ad bibendum dederunt; et eam artificio suo in eius ventre excrescere fecerunt. Et subito venter eius naturae contraria non sustinens, intumuit, ita ut Nero se puero gravidum existimaret. Faciebantque sibi servare dietam qualem nutriendae ranae noverant convenire, dicentes quod propter conceptum talia eum observare oporteret. Tandem nimio dolore vexatus medicis ait: Accelerate tempus partus: quia languore pariendi vix antrelitum habeo respirandi. Tunc ipsum ad vomitum impotionaverunt: et ranam visu terribilem humoribus infectam et sanguine aedidit cruentatam. Respiciensque Nero partum suum ipsum abhorruit: et mirabatur adeo monstruosum. Dixerunt autem quod tam monstruosum et deformem ferum protulerit, ex eo quod tempus partus noluerit expectare et ait. Fui ne talis de matris ingressus latibulis. Et illi: Etiam. Praecipit ergo ut fetus suus aleretur: et testudini lapidum servandus includeretur.

La crudeltà di Nerone verso sua madre, di cui si fa parola nel succitato esempio, è esposta pure da varî altri scrittori del tempo, senza che abbia, per questo, alcun fondamento storico, ove si tolga quanto Svetonio ed altri scrittori latini narrarono dell'irriverente imperatore, che volle vedere ignuda la madre morta, per giudicarne le forme. Arnoldo cita Svetonio, poi, più genericamente l''historia Neronis', ma sua fonte diretta è pur sempre il Varazze, da cui trae anche il racconto del lusso smodato dell'imperatore, dell'incendio di Roma e della morte di Seneca.[1]

[1] cfr. gli esempi 573, 192, 190. Veggasi, per queste tradizioni, quanto poi raccontò il d'Outremeuse (op. cit. I, p. 458, 469) che così espone la fine di Seneca:

'Adont dest Seneca: "Sire, puisqu'ilh est ensi que ilh moy covient morir, je vos prie que vos me veilhiés faire morir de la mort que je deviseray." Et deist Nero: "Or devise apertement, je toi l'otroie." Quant Seneca l'entend, si en fut mult liies, et fist faire une bangne; si entrat dedens, et puis soy fist sannier en dois bras, et soi laisat tant sanneir par dedens l'aighe qu'ilh morit, enssi com ilh alaist dormir, sens doleur ...' Cfr. Graf, op. c. II. vol., p. 123 sgg.

Ecco il testo Ambrosiano, per quest'ultima narrazione:

'Crudelitas ... Cui dixit Seneca: si me mori necesse est, saltem mihi concede ut quod voluero eligam mihi genus mortis. Cui vero: festinus eligas, tamen mori ne differas. Tunc Seneca balneo in aqua facto in utroque brachio minui se fecit; et sic nimio sanguinis fluxu vita ibidem finivit, et six quodam presagio Senece nomen habuit quia se necas' (col. 143).

Et il Varazze nella succitata vita di San Paolo, ancor più brevemente: 'Dixitque Seneca si me mori necesse est saltem mihi concede, ut quod voluero, eligam genus mortis. Cui Nero festinus eligas, tamen mori ne differas. Tunc Seneca balneo in aqua facto in utroque brachio sibi minui fecit, et sic nimio sanguinis fluxu ibidem vita finivit.'

A Giuliano la leggenda non è più favorevole nè essa appare meno diffusa. La raccontarono molte vite di santi, quella perduta di S. Basilio scritta da Elladio, vescovo di Cesarea, le orazioni di Gregorio Nazianzeno, un'altra vita di S. Basilio attribuita ad Anfilochio, le storie di Rufino di Aquileja, di Filostorgio, di Socrate, di Sozomene, di Teodoreto e i cronisti bizantini, latini e volgari. Fonti dichiarate di Arnoldo sono qui la *Historia Tripartita* e la *Leggenda longobardica* ossia la *leggenda aurea,* nonchè la vita di San Basilio e la cronaca di Eusebio.[1]

Da Eusebio, dice il Nostro di aver tratto un miracolo singolare, sfuggito al Graf, ma il Besançon cita Eusebio, di seconda mano, per averlo trovato in una citazione del Varazze.

Veggasi il testo ambrosiano:

'Imago Christi miracula facit. Eusebius. Mulier emoroissa, postquam sanata fuit, in viridario suo statuam fecit ad ymaginem Christi cum veste et fimbria sicut ipsum vidit et eum plurime reverebatur. Herbe vero sub illa statua crescentes que ante nullius erant virtutis cum fimbriam attingerent, tante virtutis erant ut inde multi infirmi sanarentur; quam, sicut refert Johannes, Julianus apostata inde substullit et suam ymaginem ibidem collocavit, que ictu fluminis confracta fuit. Hoc valet ad sanitatem' (col. 478).

Basterà citare la *leggenda aurea* perchè la copia, non diremo il plagio, risulti anche qui evidente. Leggesi nella vita *De sancta Martha*:

'Refert Eusebius in lib. v. historiae ecclesiasticae quod mulier emoroisa postquam sanata fuit, in curia sive viridario suo statuam fecit ad imaginem Christi cum veste et fimbria sicut ipsum viderat: et eam plurimum reverebatur. Herbae vero sub ista

[1] *Storia Ecclesiastica,* libro VII. Cfr. Migne, *Patr. Greca,* vol. 20 (trad. latina).

statua crescentes quae ante nullius erant virtutis cum fimbriam attingerent tantae virtutis erant ut multi infirmi inde sanarentur. Illam autem Emoroisam quam dominus sanavit Amb. dicit fuisse Martham. Refert autem Hiero. et habetur in histo. tripartita quod Julianus apostata imaginem quam emoroisa fecerat inde sustulit: et suam ibidem collocavit, quae ictu fluminis confracta est.'

Ecco ora la narrazione di Eusebio:

'De statua quam mulier sanguinis fluxu laborans posuit ... Etenim mulierem illam sanguinis profluvio laborantem, quam ex sacris Evangeliis discimus a Servatore nostro curatam fuisse, ex hac civitate originem traxisse ferunt domumque ejus ibidem conspici; et collati in eam a Servatore nostro beneficii illustria exstare monumenta. Quippe juxta januam domus illius, œnea mulieris effigies strare dicitur columnae lapideae imposita, genibus flexis protentisque manibus instar supplicantis. Ex adverso autem effigies viri ex eodem metallo conflata, stantis ac diploide decenter induti, manumque mulieri porrigentis. Ad cujus pedes in ipsa basi ignota quaedam nasci dicitur planta; quae ad fimbriam usque aeneae diploidis assurgens depellendis omnis generis morbis praesentissimum remedium est. Hanc statuam Jesu Christi speciem referre aiebant. Mansit porro ad nostra usque tempora: nosque adeo urbem illam ingressi, ipsam conspeximus.' È evidente la lontana relazione e qui abbiamo la forma più semplice del racconto fondato sulla narrazione della vita di Gesù a cui venne, col volger del tempo, innestandosi il ricordo dell'empio profanatore. [1]

---

[1] cfr. l'*Historia tripartita* (l. II, cap. XVIII, col. 937 dell'ed. Migne, *Patrol. lat.* vol. 69) che ha conservato anche il ricordo della più semplice forma della pia leggenda 'Mulieri ... namque nobilitate clarae, longa aegritudine fatigatae, unam illarum crucium cum oratione promptissima adhibens, virtutem Salvatoris agnovit. Mox enim ut mulierem crux attigit, passionem saevissimae aegritudinis effugavit, et feminae salutem restituit.' Ecco poi l'altra narrazione della *Historia tripartita*, che diversifica nella conclusione:

'De simulacro Christi, quod deposuit Julianus. Illud quoque, quod sub Juliano provenit, narrare non silebo. Fuit enim signum quidem virtutis Christi et indicium contra principem iracundiae Dei. Cum enim agnovisset in Caesarea Philippi, civitate Phœniciae, quam Paneam vocant, insigne Christi esse simulacrum, quod mulier illa sanguinis liberata profluvio constituerat, eo deposito, suam ibi statuam collocavit. Quae violento igne de coelo cadente, circa ejus pectus divisa est, et caput cum cervice una parte dejectum atque in terra fixum: reliqua vero pars hactenus restitit, et fulminis indicium reservavit. Statuam vero Christi tunc quidem pagani trahentes confregerunt. Postea vero Christiani colligentes, in ecclesiam recondiderunt, ubi hactenus reservatur. Hoc itaque simulacrum, sicuti refert Eusebius, omnium passionum et aegritudinum noscitur esse medicamentum. Juxta quod quaedam herba germinavit, cujus speciem nullus nostrae terrae medicus, licet expertus, agnovit.' (Migne, *Patr. lat.* Libro VI, cap. XLI, col. 1057—58.)

Ma l'opera nefanda dell'imperatore non s'arrestò a questo. Discorre il 615 es. di una offesa volgarissima che Giuliano avrebbe recato ai vasi sacri. Il cod. Ambrosiano fonde tale narrazione, con un'altra diffusissima, che si legge nella citata opera *de apibus,* in Cesario, nel Bromyard ecc.

'Sacramentum honaraverunt apes. Cesarius. Mulier quedam apes nutriens ... (perchè l'alveare renda meglio v'introduce un'ostia consacrata, cui le api fanno onore)

Julianus quoque prefatus dum ad mandatum imperatoris ipsa ecclesiarum vasa abstullisset supra eam mingens ait: ecce in quibus vasis Marie filio ministratur cui repente os reversum est in anum et egestionis organum est effectum. Hoc etiam valet ad vindictam Dei et vasa et vestes' (col. 420).

Il Nostro, certo per ingenua dimenticanza, non rammenta il Varazze, sebbene altro non faccia che ripeterne le parole:

'Et Julianus quoque praefectus dum ad praeceptum imperatoris ecclesiarum vasa abstulisset: super ea mingens ait: Ecce in quibus vasis Mariae filio ministratur. Cui repente os versum est in anum et egestionis organum est factam.'[1] Parimenti dalla *Historia tripartita* e più ancora da quella del Varazze, trasse Arnoldo gli altri aneddoti riguardanti Giuliano e cioè la pazza pretesa ch'egli avrebbe avuto di farsi incensare quale divinità e la leggenda famosa del morto Mercurio che, ad un cenno della Vergine, esce dalla tomba per combatterlo ed ucciderlo.[2]

Pochi cenni si hanno su Tiberio; degli esempi di sua giustizia già abbiamo discorso altrove. Con maggior compiacenza, l'A. si sofferma invece a narrarci le gesta di Trajano desumendo anche queste dalla *leggenda aurea.*

[1] *De decollatione sancti Joannis Baptiste.* Il Varazze attinge alla sua volta alla *Historia tripartita* (Migne, *Patrol. lat.* vol. LXIX, col. 1052):

'Julianus itaque praefectus impudenter contra sacrum altare minxit; quem dum Euzoius prohibere tentaret, eum ille percussit in capite. Fertur autem dixisse quia religio Christiana esset divina sollicitudine desolata. Porro Felix videns vasorum ornamenta, quae Constantinus et Constantius frequenter obtulerent: Ecce in quibus, inquit, vasis Mariae filio ministratur? Sed pro his impietatibus vesanisque praesumptionibus non post-multum pœnas exacti sunt. Nam repente Julianus sæva infirmitate detentus visceribus putrefactis interiit. Et fimum non per meatus digestiles emittebat, sed scelestum os, quod blasphemiis ministraverat, organum hujus egestionis est factum.'

[2] Per le leggende che si riferiscono all'imperatore Giuliano e più ancora per le riproduzioni drammatiche della sua personalità, cfr. Riccardo Förster, *Kaiser Julian in der Dichtung alter und neuer Zeit* in *Studien zur vergl. Lit.-Gesch.* vol. V, fasc. 1, pp. 1—120. La distruzione di Gerusalemme descrive il Nostro (es. 627) con forme simili a quelle del IX libro dello *Spec. hist.* Per Giuliano incensato e per la sua morte (es. 160. 682) pare che l'A. abbia avuto presente la *leggenda aurea* (parte succitata) e il XIV libro dello *Spec. hist.* nonchè la *Storia tripartita.*

Da Elinando dice il Nostro di aver tratta la narrazione seguente: 'Iudex bonus non debet differre iusticiam sine causa rationabili. Helinandus. Traianus imperator cum aliquando profecturus ad bellum ascendisset vidua quedam apprehenso pede miserabiliter lugens iusticiam sibi fieret de hiis qui filium suum innocentissimum occiderant poscebat. Tu, inquit, Auguste, imperas; et ego sua auctoritate iniuriam patior. Ego, ait ille, satisfatiam tibi cum reddiere. At illa: Quando hoc sciam quod et si facturus es quod tibi proderit si alius benefecerit tu mihi debitor es, sed opera tua mihi cede recepturus successor tuus pro te tenebit sed te non liberabit iustitia aliena. Hiis verbis motus Traianus descendit de equo et causam vidue personaliter et condigna satisfatione viduam est consolatus. — Hoc etiam facit ad imperatorem et viduam et iudicem' (col. 255).

L'aneddoto fu esposto da Valerio Massimo, da Elinando e da molti altri. La redazione però che a quella dell'Alphabetum pare maggiormente accostarsi è sempre la citata del Varazze:

'Quodam tempore Traianus imperator romanus ad quoddam bellum vehementissime festinabat. Cui vidua quaedam flebiliter occurrit dicens. Obsecro ut sanguinem filij mei innocenter perempti vindicare digneris. Cumque Traianus si sanus reverterent se vindicare testarent, vidua dixit: Et quos mihi hoc prestabit, si tu in praelio mortuus fueris. Traianus dixit: Ille qui post me imperabit. Cui vidua: Et tibi quod proderit, si alter mihi justitiam fecerit. Traianus dixit: utique nihil. Et vidua: Nonne inquit melius est tibi, ut mihi iustitiam facias et pro hoc mercedem accipias, quam ut alteri hanc transmittas. Tunc Traianus pietate conmotus de equo descendit et ibidem innocentis sanguinem vindicavit.' [1]

Nell'es. 291 si narra, seguendo pure il Varazze, come Tito divenisse paralitico per la gioia provata all'annuncio che il padre era divenuto imperatore e in seguito discorre il Nostro dell'assedio di Gerusalemme e della distruzione di quella città.[2]

Dagli imperatori passando ai pontefici, due esempi ci appaiono notevoli. Nel primo si fa parola della tradizione intorno alla papessa Giovanna, tradizione sfatata dalla moderna critica e più particolarmente dalle ricerche del Gregorovius:

---

[1] *De Sancto Gregorio.* Intorno a questa leggenda veggasi quanto dice A. D'Ancona nei citati *Studj di critica e storia letteraria,* discorrendo delle *Fonti del Novellino* (nov. LXIX, p. 330) e si ricordi come ad essa pur s'ispirasse Dante (*Purg.* X, *Parad.* XII).

[2] Segue il Varazze e il IX libro dello *Spec. hist.* Per la paralisi di Tito e per la sua guarigione vedi pure Eusebio (Migne, l. c. l. II, c. 546), Pauli, *Schimpf und Ernst* (N. 358, nota p. 513), Frate Jacopo da Cassole (*Giuoco degli scacchi* ed. cit. p. 97) e D'Outremeuse (l. c. I, p. 477).

'Papa. — Papa mulier creatur. Ex cronicis. Puella quedam iuvencula a quodam amasio in habitu virili Athenas ducta sic in diversis scientiis profecit ut nullus ea par inveniretur; tandem in papam concorditer eligitur et in papatu ab amasio impregnatur; vero tempus partus ignorans, cum de Sancto Petro in Lateranum tenderet angustiata, intus Colliseum et Sancti Clementis ecclesiam peperit et postea mortua sepulta est ibidem. — Hoc etiam ad mulierem ...' (col. 366).[1]

L'altro esempio racconta la non meno nota avventura di papa Silvestro, venduto al diavolo e che ritenevasi sicuro di non morire che a Gerusalemme. Capita, senza saperlo, in una chiesa di Roma che reca quel nome ed ivi non può sfuggire al proprio destino.[2]

Ricordi dei Carolingi non mancano certamente nell'*Alphabetum,* però la parte ch'essi vi hanno non è certo considerevole, specialmente ove si osservi che l'Autore era francese e che ai Carolingi, come sostenitori del papato, doveva essere largo di lodi. Forse egli pensava che, trattandosi di leggende divulgatissime, bastava un semplice accenno, perchè i predicatori se ne rammentassero.

Il primo esempio di questo gruppo si riferisce ad Agilulfo padre del re Pipino. Lasciati moglie e figli, egli si fa eremita e poichè, nel lavarsi, l'acqua ha portato via il suo anello, egli pensa che non potrà riaverlo sino a quando non sia sicuro del perdono del cielo. Passano gli anni, il pio eremita diventa vescovo, ed un giorno, mentre digiuna con una trota, ha la grata sorpresa di trovare in essa l'anello.

Vuolsi appena ricordare l'avventura di Policrate e quanto sull'anello perduto e ritrovato poi in un pesce o come segno di perdono o come indizio di odio dei numi, favoleggiarono gli antichi nell'Oriente e nella Grecia. Leggo nello *Specchio d'essempi* già citato[3] che un'avventura di tal genere viene attri-

[1] È l'es. 79 della trad. Cfr. anche la narrazione del D'Outremeuse (l. c. III, p. 75).

[2] es. 43. Cfr. quanto il Graf scrisse a questo proposito nel 1° vol. della cit. op. *Miti, leggenda e superstiz. del M. Evo.* Veggasi inoltre Gualteri Mapes (*De Nugis curialium,* ed. Wright, 1850), *De fantastica deceptione Gerberti.*

[3] ed. Venezia 1602, p. 169 e sgg. Similmente racconta Cesario (II, 258) *De anulo Conradi Praepositi in esoce reperto* 'Conradus praepositus sancti Severini in Colonia, etiam praepositus erat Xantensis. Hic cum tempore quodam ad idem opidum navigaret, et manus extra navim in flumine lavaret, anulus aureus bonus valde ex ejus digito, cecidit in Rhenum.' L'anno dopo, ripassando di là, certi pescatori gli offrono un pesce dentro cui trovasi l'anello. Cfr. inoltre Luzel, *Légendes chrétiennes de la Basse-Bretagne* (I, 68), Pauli (l. c. N. 635, nota p. 544, per l'anello di Policrate). Ecco la narrazione di S. Damiano (ed. Parigi 1663, p. 189). 'De Arnulpho Matensi episcopo ... Hic praeterea Pipini pater et Carlo-

buita anche al vescovo Merulio, ma invece dell'anello trattasi delle chiavi del santuario. Nella stessa raccolta narrasi che l'identica sorpresa avrebbe pur avuta S. Metrone ed anche dell'avventura di S. Arnulfo viene quì fatto ricordo. Tutti rammentano che secondo certa tradizione evangelica sarebbe stata trovata, nel corpo di un pesce, la moneta necessaria per pagare il tributo a Cesare.

Arnoldo dichiara di avere attinto a S. Damiano. Resta a sapersi se direttamente od indirettamente. Nella *Cronaca* di Elinando trovo la narrazione che più s'accosta a quella dell'*Alphabetum* e qui pure è citato S. Pier Damiano.[1]

'Hic Arnulphus, ait Petrus Damianus, pater Pipini fuit et avus Caroli Magni. ... Qui, cum uxoris et filiorum affectus postponens, cremum peteret, contigit ut per fluvium Mosellam transitum haberet. Ad cujus pontis medium veniens, ubi fluvius profundior est, ibi annulum suum sub hac fœderis conjunctione projecit. Cum ego, inquit, annulum hunc reperero, tunc ego procul dubio confidam me esse peccatorum meorum nexibus absolutum. Quo facto, eremum petiit, ubi non parvo tempore mundo mortuus, Deo vixit. Interea defuncto Metensi episcopo, electus est; dumque esse carnium abstineret, sicut in eremo consueverat, piscis ei praesentatus est; quem cocus exenterans annulum reperit, quem laetabundus domino suo obtulit. Quem ille statim recognovit.'

Delle imprese di Carlomagno ben poco si discorre, ma nell'es. 370, citando come fonte *la cronaca degli Imperatori,* l'*Alphabetum* offre il ritratto del grande sovrano. Credo che questa cronaca indefinita non c'entri per nulla; eguale ritratto e a un dipresso colle stesse parole, leggesi nella *leggenda aurea,* la nota ispiratrice del pio monaco francese, come di tanti altri raccoglitori di esempi:

'Karolus fuit corpore decorus: visu ferus ... quartum arietis aut duas galinas aut anserem unum aut scapulam porci-

magni regum avius fuit. Cumque divini Spiritus ardore succensus, uxoris affectus, filiorumque postponeret, ac mundanae gloriae pompas glorifica Christi paupertate mutaret, ad eremum properans, contigit ut per fluvium, qui Mosella dicitur, transitum viator haberet. Sed cum iam medium fere superiecti pontis attingeret, ubi torrentis alveus profundior decurrebat, illic annulum suum sub hac foederis conditione proiecit. Cum ego, inquit, annulum hunc recepero de spumosis fluctibus erutum, tum me, procul-dubio confidam omnium peccatorum meorum nexibus absolutum. ...' Fatto vescovo, il cuoco suo trova il miracoloso gioiello 'quem beatus Episcopus ut aspexit, illico recognovit'. Sulla leggenda dell'anello ritrovato nel pesce vedi nei *Kleinere Schriften* del Köhler, *Der nackte König* (nota illustrativa II, 207 sgg. con aggiunte del Bolte p. 209), nonchè Pauli (n. 535) e Maury, *Essai sur les légendes* p. 189 ecc.

[1] *Chronicon,* ed. Migne cit., C. 774.

nam aut pavonem aut leporem aut gruem comedebat; modicum vinum aqua limphatum sobrie bibebat ...' (col. 263).

E il Varazze nella vita di S. Pelagio:

'Karolus ut refert Turpinus ... erat corpore decorus, sed visu ferus ... Leporem integrum aut duas gallinas vel anserem edebat. Modicum vinum et limphatum bibebat ...'

Alla sua volta il Varazze deve essersi ispirato alla cronaca del Bellovacense[1] od a quella di Elinando.[2]

Dei grandi nemici di Carlomagno, ossia dei langobardi, riferisce Arnoldo l'avventura di re Alboino e di Rosmunda (es. 471). Paolo Diacono in *De gestis Langobardorum* narra egualmente *De regno Alboin* e 'Quomodo Alboin, postquam tribus regnavit annis, consilio suae conjugis, ab Helmichis interfectus est'.[3] Avrà l'autore dell'*Alphabetum* conosciuto l'opera di Paolo Diacono o non lo cita qui, come pare più probabile, che di seconda mano? Io credo che ad onta dell'equivoco che può ingenerare il titolo di *Storia longobardica* con cui si designano l'opera di Paolo Diacono e quella del Varazze, quest'ultima sia la vera fonte; anzi di Paolo Diacono può credersi che Arnoldo ignorasse persino il nome.[4]

---

[1] ed. lat. citata, libro XXIX. Si vegga specialmente questo passo 'Parum panis comedebat sed partem quartam arietis aut gallinas duas aut anserem unum aut spatulam porcinam aut pavonem aut gruem aut leporem integrum.'

[2] In Elinando trovasi la stessa descrizione, con le identiche parole ed è evidente che il Varazze ha qui attinto:

'Amplo corpore fuit et robusto: statura eminenti quae tamen justam non excederat septem suorum pedum procceritatem. ... Cibi temperans, sed potus temperantior. Cœna quotidiana quaternis ferculis erat: praeter assam, quam venatores verubus inferebant. Super cœnam raro plusquam ter bibebat. ...

Turpinus tamen archiepiscopus de illo dicit: Carolus rex erat capillis brunus, facie rubens, corpore decorus, sed visu ferus. Statura ejus septem pedum in longitudine: suorum dico, qui erant longissimi. Renibus erat amplissimus, ventre congruus, brachiis et cruribus grossus, omnibus artubiis fortissimus, certamine doctissimus, miles acerrimus. ... Parum panis comedebat: sed quartam partem arietis, aut gallinas duas, aut anserem unum, aut spatulam porcinam, aut pavonem, aut gruem, aut leporem integrum edebat. Modicum vinum et lympham sobrie bibebat. Tantae fortitudinis erat, quod militem armatum super equum sedentem, a vertice capitis usque ad bases simul cum equo uno ictu propria spata secabat: quatuor ferraturas equorum simul manibus facile extendebat: militem armatum super palmam suam a terra usque ad caput suum sola manu velociter elevabat ... (ed. Migne, c. 838). Simile è pure la descrizione che leggesi in D'Outremeuse (IV, p. 2—3).

[3] Pauli Diaconi, *De gestis Langobardorum* (Migne, *Patr. lat.* 95 vol., L. I, cap. XV. XXVII. XXVIII). Cfr. per la diffusione di questa leggenda la nota dell'Oesterley al *Schimpf und Ernst* del Pauli (p. 500 cs. N° 231).

[4] La leggenda di Rosmunda è narrata dal Varazze nella vita di S. Pelagio.

Fra gli imperatori tedeschi, Ottone terzo è ricordato dal Nostro per una leggenda non meno divulgata delle precedenti:

'Credere cito periculosum est iudici. Ex cronicis. Otto tercius imperator uxorem habuit que cuidam comitti se prostituere voluit, qui facinus recusantem, illa apud imperatorem eum tantum infamavit quod sine audientia eum decollari fecit; qui antequam decollaretur rogavit uxorem suam ut iuditio candentis ferri post mortem suam eum ostenderet innocentem. Adest dies in quo Cesar viduis et pupillis asserit iudicium se facturum; affuit et vidua caput mariti sui secum portans; tunc quesivit ab imperatore qua morte dignus esset qui aliquem iniuste occidisset; qui cum privatione capittis eum dignum assereret illa intullit dicent: Tu es ille vir qui ad suggestionem uxoris tue maritum meum occidisti, et ut verum me dicere probes hoc cadentis ferri iuditio approbato. Quod Cesar videns obstupuit et in mano femine se puniendum dedit. Interventu tamen pontificum et procerum indutias decem dierum deinde octo, modo septem et postea sex a vidua accepit.

Tum imperator omnia examinata et veritate cognita uxore(m) vivam concremavit et pro redemptione sui quatuor castra vidue dedit, que sunt in episcopatu lunensi et vocantur ab induciis dierum decimum, octavum, septimum et sextum.

Hoc etiam valet ad iudices, mulieres et ad castum virum' (col. 141).

La fonte è il Varazze in quella vita di S. Pelagio in cui Arnoldo ha pur ritrovato la storia di Rosmonda ed in cui troverà la seguente di Maometto.

Huic successit Otto tertius circa annum domini dcccclxxxiiij. Iste cognominabatur mirabilia mundi. Hic (ut in quadam chronica dicitur) quandam uxorem habuit: quae cuidam comiti se prostituere voluit. Sed cum ille nollet tantum facinus perpetrare, illa indignata praedictum comitem apud imperatorem adeo infamavit, quod eum imperator sine audientia decollari fecit. Qui antequam decollaretur, rogavit uxorem suam, ut iudicio cadentis ferri post mortem eum comprobet innocentem. Adest dies in quo Caesar pupillis et viduis se asserit iudicium facturum. Affuit et vidua mariti sui caput secum suis portans in ulnis. Tunc quaesivit ab imperatore qua morte dignus esset, qui aliquem iniuste occidisset. Qui cum privatione capitis dignum eum assereret, illa intulit dicens: Tu es ille vir, qui maritum meum ad suggestionem uxoris tuae innocenter occidi mandasti. Et ut me verum dicere comprobes hoc candentis ferri iudicio comprobabo. Quod Caesar videns obstupuit, et in manu faeminae puniendum se dedit, interventa tamen pontificum et procerum inducias decem dierum, deinde octo, tertio semptem, quarto sex a vidua accepit. Tunc imperator causa examinata et veritate cognita uxorem

vivam concremavit: et pro redemptione sui quatuor castra viduae dedit. Quae castra sunt in episcopatu Liviensi: et vocantur ab inducijs dierum x. viij. vij.'

Alla storia dell'imperatrice colpevole fa seguito, nell'es. 594, quella della sposa innocente perseguitata, che l'A. dichiara aver trovato fra i miracoli della Vergine. È la nota leggenda di Crescentia ch'ebbe già un eminente illustratore in Gaston Paris e della quale l'origine orientale pare non possa revocarsi in dubbio.[1] Il fratello dell'imperatore si innamora pazzamente della cognata e poichè da questa è respinto, l'accusa al marito di sfrontati disegni. L'imperatrice, minacciata di morte, poi abbandonata in una foresta, corre molte dolorose avventure, insidiata sempre nell'onore e nella vita, sinchè la Vergine interviene e concedendole la virtù di guarire qualsiasi malattia, costringe quanti l'hanno offesa a ricorrere a lei ed a confessare le proprie colpe. Tale storia commovente venne pure narrata da Stefano di Bourbon, senza cambiamenti sostanziali.[2] A quanto altri venne notando sulle origini orientali di codesta narrazione, aggiungerò che nel *Tuti Namé*, raccolta di antiche tradizioni dell'India, leggesi un'altra versione della diffusa leggenda. Anche qui s'ha una brava signora calunniata da un cattivo cognato e condannata a morte da un troppo credulo marito e come nella versione precedente, i sicari l'abbandonano nella foresta, una buona famiglia l'ospita, uno schiavo la calunnia e un monastero la salva. A lei pure viene dalla divinità concesso di guarire i mali fisici ed il cognato e lo schiavo se vogliono la salute devono prima fare in sua presenza un aperto esame di coscienza.[3] Come si è già detto precedentemente è alla suindicata vita di S. Pelagio del Varazze che il Nostro toglie la narrazione di Maometto:

'Decepto. Decipiuntur aliqui sub simulatione boni. Ex cronicis Magometi. Quidam clericus valde famosus, cum in romana curia honorem que cupiebat assequi non potuisset, indignatus ad partes transmarinas fugiens, sua simulatione innumerabiles adatraxit iuvenemque Magometum et dixit ei quod cum illi populo preficere vellet nutriensque columba grana et alia (?) in aura Magometi posuit. Columba autem super humeros eius stans grana ex eius aure sumebat, sique adeo assueta erat quod quandocumque Magumetum videbat prosiliens protinus super humeros eius, rostrum in eius aure ponebat. Predictus igitur

[1] cfr. G. Paris, *Histoire poétique de Charlemagne*, p. 396. Mussafia (*Marienlegenden* passim).

[2] ed. cit. N° 136, p. 115.

[3] Mi permetto di rinviare alle mie ricerche in *Leben und Wunder der Heiligen im Mittelalter* (*Studien zur vergl. Lit.-Gesch.*, 1902, p. 328). Nei citati studj del Köhler, gioverà consultare, a questo riguardo, l'art. sulle *Albanische Märchen* del Meyer (*Kl. Schriften* I, p. 391).

populum convocans dixit se velle eum perficere quod spiritus sanctus monstraret in specie columbe; statimque columba secrete emisit, et illa super humeros Magumeti que cum aliis astabat evolans et in eius aure rostrum posuit; quod populus videns spiritum sanctum esse credidit, quod supra eum descenderet et verba Dei in eius aure inferret; sicque Magumetus Saracenos decepit. — Hoc valet ad simulationem' (col. 150).

Basterà il confronto colla versione del Varazze per vedere che quella di Arnoldo altro non è che copia.

'Clericus quidam valde famosus cum in Romana curia honorem quem cupiebat assequi non potuisset, indignatus ad partes ultra marinas confugiens sua simulatione innumerabiles ad se attraxit. Inveniensque Machometh dixit ei, quod ipsum illi populo praeficere vellet nutriensque columbam grana et alia, huiusmodi in auribus Machometh ponebat. Columba autem super eius humeros stans de auribus eius cibum sumebat. Sicque iam adeo assuefacta erat, quod quandocumque Machomet videbat, protinus super humeros eius prosiliens rostrum in eius aure ponebat. Praedictus igitur vir populum convocans dixit se illum sibi velle praeficere, quem spiritus sanctus in specie columbae monstraret: statimque columbam secrete emisit, et illa super humeros Machometh, qui cum aliis estabat evolans, rostrum in eius aure apposuit. Quod populus videns spiritum sanctum esse credidit, qui super eum descenderet, ac in eius aure verba Dei inferret. Et sic Machometh Sarracenos decepit. Qui sibi adherentes regnum Persidis ac Orientalis imperis fines usque ad Alexandriam invascrunt ...'

Le cronache di Maometto che Arnoldo indica come ispiratrici sono quindi una distrazione od una piccola bugia, per dar maggior importanza ed attendibilità a quanto egli viene esponendo.

Intorno alla 'leggenda di Maometto in Occidente', Alessandro D'Ancona, nel *Giorn. stor. della lett. ital.*,[1] scrisse un pregevolissimo articolo, denso di notizie, in cui però non si fa naturalmente parola della versione del Nostro, e neppure di quella del D'Outremeuse. Prendendo le mosse dall'antico rifacimento in versi italiani del *Tesoro* di Brunetto Latini (fine XIII?), in cui è fatta esplicita menzione di certo cardinale Pelagio, trasformatosi in Maometto, per vendicarsi dei prelati che non l'avevano eletto papa e che finisce poi miseramente sbranato da porci, il D'Ancona esamina la leggenda presso gli agiografi musulmani, che forse furono i primi a darle vita. Un monaco cristiano di nome

[1] A. VII, 1889, pp. 199—281. Si ricordino l'art. del Renan sullo studio del D'Ancona in *Journal des Savants*, luglio 1889, e l'opera del Doutté, *Mahomet cardinal*, Châlons 1889.

Baḥîrâ sarebbe stato prenunziatore e maestro del profeta, come racconta nell'ottavo sec. Ibn Isḥâq seguito poi, due secoli dopo, dal Tabarî nei suoi *Annali* e da parecchi altri fra cui dal Masûdi (X sec.). Per gli orientali, come poscia per gli occidentali, la tradizione diffusasi rapidamente, con notevoli e curiosi mutamenti, veniva a spiegare, in certo qual modo, le relazioni che corrono fra la religione cristiana e quella del profeta arabo; agli europei l'Islamismo apparendo corrotta discendenza del Cristianesimo, doveva logicamente derivare da un cristiano eretico; per gli orientali invece l'asceta cristiano era veramente ispirato da Allah e degno quindi di somma riverenza. Con questo, come nella redazione del Nostro, si toglieva a Maometto persino il merito delle astuzie, invero rudimentali, con cui avrebbe ingannato i suoi seguaci. Il sacerdote cristiano è talvolta in buona fede, talvolte ipocrita e malvagio; accade pure che il diavolo stesso — e come mai il diavolo avrebbe potato mancare in tali leggende? — vi abbia parte diretta.

Baḥîrâ cambia dunque il nome suo in quello di Sergio e di Nestorio, quale personificazione della setta eretica cui apparteneva; in altri esemplari riceve il nome di Varaka. Il documento più antico della tradizione occidentale è quello — secondo il D'Ancona — contenuto nella *Chronographia* di Teofano bizantino (751?—818); In esso il veggente asceta dell'Arabia si cambia in certo monaco cristiano scacciato dalla Chiesa, perchè reo di colpevoli dottrine. Successivamente Guiberto di Nogent (1052—1124), Ildeberto, arcivescovo di Tours (1055?—1133), discorrono di un eremita sempre cristiano e talmente ipocrita da rinnegare Gesù per vendicarsi della propria delusa ambizione. Pietro di Cluny ci riferisce che 'Sergius (est) conjunctus Machumet' e trova modo, come parecchi altri, di far rappresentare agli ebrei, in questa faccenda, una parte odiosissima.[1]

[1] Il D'Ancona cita altre versioni in cui a una colomba ammaestrata affida Maometto la parte di pseudo ispiratrice; nella redazione dataci da S. Pier Pascasio vescovo spagnolo (1228—1300) è Bahirsa (Baḥîrâ), ossia il consigliere cristiano, che suggerisce, come nel Nostro, al discepolo Maometto di giovarsi di tale espediente. Tale versione è pur seguita dal Varazze e da Tommaso Tusco che scrisse nel 1278, risalendo a più antica fonte. Il consigliere cristiano assume altri nomi, Sergio, Sosio, Solio Grosio, Nestorio, Ocin, Adocin, Niccolò ecc., quando questi nomi non indicano Maometto stesso. Nei racconti di Pier Pascasio e di Tommaso Tosco, appare, al posto del monaco nestoriano, il prete che si allontana sdegnoso dalla curia papale, per non avere conseguito gli uffici di cui reputavasi meritevole. Sergio così scompare o meglio si trasforma in quel Niccolò, di cui fa pur parola Pietro di Cluny nella *Summula* e nelle *Epistole*.

Le due leggende di Maometto già chierico o prelato, oppure di Maometto, consigliato da un chierico o prelato, vissero dunque indipendenti

Vincenzo Bellovacense è il primo che esponga la storiella della colomba ammaestrata a beccare nell'orecchio di Maometto, perchè il popolo creda che lo Spirito Santo lo ispiri. È la stessa leggenda già attribuita a S. Gregorio Magno e egualmente riferita dal Bellovacense, il quale però parla di una vera colomba celeste. Aggiungerò che nel cap. 8 del VI libro, egli racconta pure, quello che del resto trovasi negli Evangeli, che la colomba celeste scende sul capo di Gesù,[1] e che nella vita di S. Basilio trovasi dal Bellovacense e da altri ripetuto tale miracolo. Cesario di Heisterbach (II, 111) narra, alla sua volta, racconta di 'Henrico converso, et columba quam vidit super caput Hermanni Prioris' e il D'Outremeuse (II, 17) aggiunge che S. Fabiano divenne papa perchè 'uns blan ly vint sur la tieste en disant: Tu seras l'evesque de Romme'.

Una redazione sfuggita alle ricerche del D'Ancona è la seguente del D'Outremeuse:

'Li cardinal Machomes (non riesce papa). Adont fat Machomes tous desperées, si renoiat Dieu et passat mere, et par tous les paiis que ilh avoit convertit, ilh les pervertit al prechier, et par nygromanche ilh faisoit tant de mervelhe qu'ilh prechoit eistre myracle; et faisoit venir devant ly une fontaine, puis le transmuoit en vin, puis faisoit se aighe douche del fontaine, puis le faisoit salée, puis blanche, puis roge; puis faisoit en yvier les arbes florir et fructifiier, et disoit à une montangne: "Vas seoir de l'autre costeit et ilh y aloit ..." Tutti quindi finiscono per persuadersi esser egli la divinità e l'adorano. Ma c'è pure un'altra versione. Ilh y at une altre hystoire qui dist que Machomes fut neis d'Arabe et estoit I povre garchon, si gardoit les angneals. Il diavolo lo piglia a ben volere e "ly aprist la scienche de nygromanche". La sua principale astuzia era questa. "... ilh nourissoit en une lieu secreit, que nuls ne le savoit, des blans colons, et les aprendoit à venir prendre leur pasture en son orelhe, où ilh butoit des pois" E così, facendoli all'improvviso apparire, nei giorni di solennità "et li colons, qui apris avoit à prendre sa pasture en son orelhe, venoit avollant deseur la tauble, et soy asseioit sour son espelle, et queroit en son orelhe sa pasture, et apres ilh s'envoloit. Et Machomes faisoit enssi fausement entendant aux Sarasins que

l'una dall'altra come lo dimostrano, fra i varii esempi, le redazioni citate del Nostro e del d'Outremeuse. Il Varazze, che come nota il D'Ancona, espose tre versione distinte, non presta però troppa fede alle storielle di Niccolò e di Sergio. Jacopo da Aqui (m. 1337?) nella sua *Imago mundi*, fa di Nicolao chierico, di Maometto e di Sergio monaco, tre soci uniti per trarre in rovina il mondo cristiano e riproduce egli pure l'aneddoto della colomba ammaestrata.

[1] Ed. Augusta, 1471, per S. Gregorio L. XI, cap. 25 sgg.

chu estoit li Sains-Espirs que Dieu ly envoioit et qui li disoit tout chu qu'ilh devoit faire".'[1]

Mi permetto di richiamare l'attenzione del lettore su un'altra leggenda cristiana affine a quelle suesposte. È noto come Maometto, fuggendo le insidie dei nemici, si ricoverasse, secondo la tradizione, dentro certa grotta, in guisa però da non rompere una tela di ragno, che chiudeva parte dell'entrata. Gli inseguitori arrivano alla grotta, scendono e stanno per entrarvi, ma l'uno di essi arresta i compagni e dice 'Guardate quella ragnatela. Come mai potrebbe qualcuno essere entrato costà senza infrangerla?' 'Persuasi, gli inseguitori continuano la loro via ed il profeta è salvo.

Qualcosa di simile è raccontato da Gregorio Turonense nei suoi 'libri miracolorum' a proposito di S. Felice Nolano: 'cum Felix presbyter in platea populum moneret, ne a recto itinere deviaret, persecutor missus adfuit, et ignotus Felici presbytero, sollicitus ipse coepit esse, quisnam esser Felix. Dextra ille innuens, ait: Hanc in partem abiit. Quo discedente, hic latebram petiit, seque inter parietes dirutos per modicum ingressus aditum occuli voluit. Nec mora, persecutor insequitur, sed Deus sollicitudinem quaerentis elusit. Nam jussu Divinitatis araneae per aditum quo Martyr ingressus fuerat telarum praetendunt stamina. At illi per vestigium persequentes, dum locum explorare nituntur, exordia telae conspiciunt, dixeruntque ad semetipsos: Putasne per haec fila homo pertransiit, quae saepius tenuitas muscarum erumpit? Et illusi providentia Dei discesserunt.'[2] Poi una donna ricovera S. Felice.

È pure dalla vita di S. Pelagio scritta dal Varazze che Arnoldo trasse, sebbene non lo dica, il racconto dell'avventura meravigliosa dell'imperatore Enrico III. Il Varazze, a sua volta, deve riconoscere quale ispiratore il *Pantheon* di Gotofredo da Viterbo.[3]

[1] l. c. II, p. 293 sgg.

[2] Migne, *Patr. lat.* vol. 71°, c. 795.

[3] *Monumenta Germaniae historica* (p. 243 sgg.). Conradus imperator secundus nulli violatori pacis parcebat. Unde comes Lupoldus violator pacis timens occidi ab imperatore, fugit in silvam remotissimam, ibique cum uxore sua solus in tugurio latitabat. Contigit imperatorem ex venatione sua fortuito casu illuc divertisse, et ea nocte peperit comitissa masculum. Quo vagiente, vox de caelo ait: *O imperator, infans iste erit tibi gener et heres.* Hac voce tertia vice audita, surgit imperator diluculo, et inventis duobus suis famulis, dixit: Ite et occidete illum infantem (et cor ipsius representate mihi). Qui euntes, accipiunt infantem, set miserti ipsius, non occidunt sed super arborem ponunt atque relinquunt. Regi autem representant cor leporis pro corde infantis. Rex autem eos remuneravit. Transiens postea inde dux quidam, invenit et deportat infantem, et adoptat eum in filium. Imperator longe post in domo ducis videt puerum et habet suspectum, ne sit ille quem precepit occidi, et assu-

Ecco la versione del Nostro:

'Ordinatio. — Ordinatio Dei non potest impediri. – Ex cronicis.

Anno Domini MXXV comes Conradus iram imperatores metuens cum uxore sua in silvam fugiens in quodam tugurio fugiebat laudabat; in qua silva dum Cesar venaretur nocte supraveniente nocte quadam in eodem tugurio ipsum oportuit hospitari. Cum hospita vicina partui decenter ut potuit stravit; eodem nocte illa peperit et Cesar vocem tercio audivit: Cesar, hic puer gener tuus erit. Mane ille surgens duobus armigeris precepit ut infantulum in nemore occiderent et cor eius ad se referrent; quem puerum de matris gremio raptum ellegantem videntes, misericordia moti, supra quandam arborem posuerunt, et leporem scindentes, cor eius Cesari portaverunt. Eadem die dux quidam, por locum illum transiens, inventum puerum misit uxori sue que filium non habebat, mandans ut a se genitum diceret et Henricum nominaret. Adultus puer erat pulcherrimus, facundus et in omnibus generosus; quem Cesar generosum et pulcrum videns eum in curia sua retinuit. Cepit autem postea dubitare ne ille esset quem occidi mandaverat. Volens igitur securus esse, litteras per eundem scripsit uxori in hunc modum: Sicut dilligis vitam tuam, mox cum in hanc litteram legeris puerum hunc necabis. Pergens ergo iuvenis ad reginam in quandam ecclesiam Dei intravit et supra bancum fessus quiescebat. Bursa eius, in qua littere erat (sic), foras dependebat. Sacerdos autem curiositate ductus bursam apperuit et litteras salvo sigillo aperuit et scelus inventum, in eis abraso "puerum hunc necatis", posuit: "huic puero filiam meam dabis"; quod et factum est, quod imperator percipiens obstupuit et supra modum doluit; sed cognito quod filius ducis erat mitigatus est dolor; qui postea Cesari successit, et in loco nativitatis sue monasterium construxit. — Ad hoc etiam valet quod dicitur supra de Juliano et supra de Providentia' (col. 357).

Ed ecco la narrazione del Varazze:

---

mit eum quasi pro cliente, et precipit, ut ad reginam litteras suas portet, in quibus precipiebat reginae, ut visis litteris faciat eum occidi. Puer autem rem ignorans pergit, et in domo sacerdotis hospitatur, qui ei dormienti litteras subripuit et aperuit; et visa ibi morte pueri, alias litteras scripsit in hunc modum: Cum videris hunc puerum, o regina, statim da ei filiam nostram in uxorem, sicut diligis vitam tuam. Et istas litteras reposuit in marsupium pueri; Puer nescius abiit; et ita filia regis statim tradita est ei.' La stessa narrazione leggesi anche in D'Outremeuse (op. cit. IV, p. 219 sgg.). La leggenda venne pure narrata nei *Gesta romanorum*, nel *Violier des hist. rom.* (cfr. ed. Brunet e nota comp. p. 65) nelle *Deutsche Sagen* dei Grimm ecc. Il personaggio cui si allude è certo Enrico III e non occorre aggiungere che la leggenda manca di qualsiasi fondamento storico.

'Huius Conradi tempore. s. anno domini .M.xxv. comes Lupoldus (ut in quadam chronica dicitur) in iram regis metuens cum uxore sua in silvam fugiens in quodam tugurio latitabat. In qua silva dum Caesar venaretur nocte superveniente in eodem tugurio ipsum oportuit hospitari. Cui hospita praegnans vicinaque partui decenter ut potuit, stravit, et necessaria ministravit. Eadem nocte mulier filium peperit: et vocem tertio ad se venientem Caesar audivit. Conrade hic puer modo progenitus gener tuus erit. Mane ille surgens duos armigeros sibi secretarios ad se vocavit, dicens: Ite et puerulum illum de manibus matris violenter auferte: et ipsum per medium scindentes cor eius mihi portate. Conciti illi euntes de gremio matris puerum rapierunt. Quem videntes elegantissimae formae misericordia commoti ipsum super quandam arborem ne a feris devoraretur, reposuerunt: et leporem scindentes cor eius Caesari detulerunt. Eodem die dum quidam dux inde transiret et puerum vagientem audiret, eum ad se duci fecit. Et dum filium non haberet, uxori attulit et nutrici eum faciens a se de uxore sua genitum esse finxit et Henricum vocavit. Cum igitur iam crevisset erat corpore pulcherrimus, ore facundus et omnibus gratiosus. Quem Caesar tam decorum et prudentem videns a patre ipsum petijt, et in curia sua manere fecit. Sed cum videret puerum omnibus gratiosum et ab omnibus commendari, dubitare coepit ne post se regnaret et ne sit ille quem occidi mandaverat. Volens igitur esse securus literas manibus suis scriptas per eam uxori dirigit in hunc modum: In quantum est tibi chara vita sua mox ut literas istas receperis puerum hunc necabis. Dum igitur pergens in quadam ecclesia hospitatus fuisset et fessus super banchum quiesceret et bursa in qua erant literae dependeret; sacerdos curiositate ductus bursam aperuit et literas sigillo regis munitas videns et ipsas salvo sigillo aperuit et legens scelus abhorruit. Et radens subtiliter quod dicebatur istum necabis, scripsit filiam nostram isti in uxorem dabis. Cumque Regina literas sigillo imperatoris munitas videret, et de manu imperatoris scriptas esse cognosceret, convocatis principibus, celebravit nuptias, et filiam eidem in uxorem dedit. Quae nuptiae Aquisgrani celebratae sunt. Cum autem Caesari a dicentibus narraretur, quam solenniter fuissent filiae suae nuptiae celebratae, ille obstupefactus a duobus armigeris et duce et sacerdote veritate comperta dei ordinationi non resistendum esse vidit, et ideo pro puero mittens eum esse suum generum approbavit, et post se in imperio regnare instituit. In loco autem ubi puer Henricus natus fuit nobile monasterium aedificatum est, quod usque hodie Ursania nominatum est.'

Tale leggenda però, che Gotofredo da Viterbo attribuisce ad Enrico III imperatore, venne applicandosi nell'età medievale

anche ad altri principi.[1] Nei *Gesta romanorum* tedeschi invece che dell'imperatore Corrado si fa parola di certo re Annibale ed il fortunato giovane chiamasi non Enrico, sibbene Leopoldo. Di Costanzo, padre di Costantino, s'espone a un dipresso la stessa avventura. Muselino, imperatore di Bizanzio, passeggiando di notte nelle vie della capitale, ode un uomo che prega il cielo di due cose fra loro contrarie e cioè che conceda alla moglie sua di partorire e poi che non possa sgravarsi e il medesimo uomo assicura che questo fa per aspettare il momento opportuno, avendo dalla disposizione degli astri saputo come il nascituro sposerà la figlia dell'imperatore ed a questo succederà nell'impero. Musolino fa involare il neonato e gli fende il ventre, ma il bimbo non muore per questo e raccolto da certi frati — che gli impongono a buon diritto il nome di Costante — cresce vigoroso di mente e di corpo. L'imperatore viene a sapere che il giovane è vivo, lo chiama presso di sè e poi gli consegna — mentre parte per la guerra — certa lettera per il governatore di Bizanzio in cui a questo si ingiunge di far morire subito il latore di essa. La figlia dell'imperatore sorprende il giovane addormentato nel giardino del palazzo. Lo guarda, se ne innamora, legge la lettera e a questa ne sostituisce un'altra in cui al governatore è ordinato di far sposare

[1] *Gesta Roman.* ed. cit. cap. XX, p. 315 e nota. Cfr. particolarmente *Romania* VI, 1877, p. 161 sgg., A. Wesselofsky, *Le dit de l'empereur Constant.* La leggenda di Costante è esposta in due versioni francesi del XIII sec. l'una in prosa e l'altra in versi ed è quindi posteriore alla narrazione di Gotofredo da Viterbo (m. 1191). La versione in versi è pubblicata qui dal Wesselofsky, quella in prosa leggesi in Moland et d'Héricault, *Nouvelles françaises en prose du XIIIe siècle*, p. 3—32. Altre versioni si danno Giacomo d'Acqui (XIII° sec.), il *Dittamondo* di Fazio degli Uberti (XIV° sec.) ed un un racconto serbo.

Nella redazione francese in versi, Muselino chiamasi Florien; la leggenda serba ha così radicali differenze che appena si può riconoscere in essa una traccia di quella di Costantia, ma essa offre invece punti notevoli di contatto con un racconto del *Tuti nameh.* Notevole è quanto il W. osserva relativamente ad altre leggende di simile argomento, italiane, tedesche, norvegesi, danesi, russe ecc. nonchè orientali. Queste ultime sono un racconto del Caucaso in cui s'ha il noto incidente della lettera sostituita dalla giovane innamorata, uno indiano, pubblicato dal Weber (in *Monatsberichte d. Koen. preuss. Acad. d. Wiss.*, 1869), con ripetizione dello stesso aneddoto (nel primo racconto, la giovane è figlia di un profeta, nel secondo di un ministro). Lo stesso aneddoto ritrovasi pure in una storiella araba pubblicata dal Galland e dal Cardonne (Galland, *Nour. suite des mille et une nuits*, II, 172—183; Cardonne, *Mélanges de littér. orientale*, II, 69—82).

Si veggano inoltre A. D'Ancona, *Studj di critica e storia letteraria* (*Le fonti del Novellino*, l. c. nov. LXVIII, p. 346), e Achille Coen, *Di una leggenda relativa alla nascita e alla gioventù di Costantino Magno*, Roma 1881, nonchè Köhler (l. c. II, p. 355 e p. 676 sgg.). Pel cambio della lettera vedi anche vol. I, p. 466 degli stessi *Schriften.*

al messaggero la figlia di Muselino ossia essa stessa. Il governatore obbedisce e Muselino, ritornando dalla guerra, deve riconoscere essere impresa inutile il voler dar di cozzo nel destino. E la credenza nella fatalità ha qui, come in altre storielle, che vedremo in seguito, applicazione evidente. Tale credenza oltre che dalla Grecia, deve trarre sua origine dal diffondersi in Europa di novelle orientali.

Le due parti della leggenda vissero anche indipendenti fra di loro e della seconda parte d'origine orientale e diffusissima additerò un nuovo riscontro. Si legge nei *Contes et légendes du Caucase* raccolti dal Mourier (Paris, Maisonneuve, 1888) ed ai quali mancano note comparative, che una duchessa supplica un giovane di corrispondere al suo amore. Il giovane la respinge; la duchessa l'accusa al marito 'Le duc sortit furieux. De grand matin, il donna l'ordre suivant au bourreau: A celui de mes messagers qui arrivera le premier et te demandera: "Où as-tu mis ce qu'on t'a ordonné d'apporter?" tu couperas la tête et tu la remettras à un second messager, que je t'enverrai ensuite en lui disant de me l'apporter. Le duc dit alors à l'infortuné et innocent jeune homme: "Va et tu demanderas à celui que tu rencontreras où il a mis ce qu'on lui a ordonné d'apporter." Le jeune homme partit, mais, chemin faisant, il entendit le son d'une cloche. Se rappelant la solennelle recommandation de son père, il tourna à côté et entra dans le temple où il resta jusqu'à la fin de la cérémonie. Pendant la durée de cet incident, le roi envoya au bourreau le second messager qui était le vrai coupable. Celui-ci, en abordant le bourreau, lui demanda: Où as-tu mis ce qu'on t'a chargé d'apporter? "Le bourreau le saisit, lui coupa la tête et la déposa près de lui".' Il giovane, condannato a morte, resta quindi salvo e finisce per divenire un gran personaggio. Come si vede la seconda parte della narrazione può innestarsi liberamente ad altro tema. La storiella del Nostro trovasi pure in una raccolta di esempi spagnoli.[1]

[1] cfr. *Romania*, vol. VII, p. 488 (*El libro de Exemplos*, trascritto da A. Morel-Fatio):

'Un omne mucho bueno fue accusado per inbidia e era deuoto a la virgen Maria. E fue acusado por inbidia acerca de su señor que umana a su mugier. El señor judgo que lo echasen en el fuego. E este cauallero, su señor, mando a uno que tenia su forno que a qualquier que el le enbiase otrodia de mañana, que luego lo lançasse en el forno. E otrodia el señor enbio a aquel que hera acusado de buena mañana, e yendo por el camino fallo una iglesia abierta e entro en ella por fazer oracion a la virgen Maria. E mientra alli estaua, el cauallero enbio vno de los que lo acusauan a ver si era techo lo que mandara. E los que estauan al forno, por quanto el fue primero que ali veniera, tomaronlo e lançaronlo en el forno ardiendo ...'

I letterati ed i filosofi, di cui i nomi, la vita e i *fiori* ricorrono così sovente negli scrittori medievali segnatamente nel Bellovacense, sono pure ricordati da Arnoldo ma in discreta misura e fra essi soltanto i più celebrati. Di Virgilio, di cui la supposta magia eccitò così singolarmente la fantasia di quella età,[1] è fatto cenno per ricordare come egli uccidesse la propria figlia, colpevole di sfrenata lussuria. Di tale aneddoto ebbe già a parlare il Crane.[2]

Di Catone, l'autore narra la risposta data alla figlia vedova, che voleva rimaritarsi e del modo con cui egli sapeva frenare la propria collera. Di Solone s'ha un'idea più confusa e come nello *speculum historiale,* si racconta il rinvenimento delle tavole delle leggi. Socrate, assai lodato dai filosofi cristiani pei suoi concetti monoteistici, diviene qui un modello d'ogni genere di virtù; più particolarmente di quelle della castità e del silenzio. È curioso il consiglio che Socrate dà a chi vuole ammogliarsi e che ricorda, in qualche modo, le celebri *consultations* di Panurge.[3] 'Se prendi moglie dice il filosofo, tu non avrai mai un momento di bene; se non t'ammogli altri erediterà i tuoi averi, nè ti mancheranno molestie sino che campi.'

L'A. si è ispirato, senza dubbio, a Valerio Massimo *De sapienter dictis aut factis.* 'Socrates ... ab adolescentulo quodam consultus, uxorem duceret, an se omni matrimonio abstineret; respondit, utrum eorum fecisset, acturum pœnitentiam. Hic se, inquit, solitudo, hic orbitas, hic generis interitus; hic haeres alienus excipiet: illic perpetua solicitudo, contextus querelarum, dotis exprobratio, affinium grave supercilium, garrula socrus lingua, subsessor alieni matrimonii, incertus liberorum eventus.'

Questo genere di contese in favore o in odio della donna e del matrimonio non erano certamente nuove nei tempi il cui il Nostro fioriva. Basterà rammentare la nota disputa fra l'uomo e la donna del monaco Guglielmo Alexis:

'L'homme — Adam jadis, le premier père,
Par femme encourut mort amère ...
La femme — Jhesus de femme vierge et mère
Fut fait homme, c'est chose clère ...' [4]

Il *Roman de la Rose,* il *Grand Mathéolus,* il *Blason des faulces amours,* la *Pipée du dieu d'amour,* le *Controverses des sexes masculin et féminin,* gli scritti di Martin le Franc e di

[1] cfr. Domenico Comparetti, *Virgilio nel Medio Evo,* Livorno 1872 vol. due.
[2] *The Academy,* 22 febb. 1890.
[3] es. 190, 417, 350, 603, 474, 171, 565, 631, 418.
[4] L. VII, c. 11 (*externa*).

Christine de Pisan e via dicendo disputano pro o contro il matrimonio e a volte esaminano i due aspetti della questione. Ricordiamo particolarmente: *Débats du jeune et du vieulx amoureux,* il *Débat du vieil et du jeune* ecc.[1]

Dal *Dono Timoris* trae Arnoldo la storiella seguente. Un uomo entrò certa notte in casa di un filosofo per rubare ed essendosi avvicinato al letto di lui, cominciò a tirare la coperta per impadronirsene. Per un poco il filosofo, tirando egli pure dalla sua parte, tentò di opporsi alla violenza dello sconosciuto, ma poi, perdendo la pazienza, lasciò andare e disse: piglia quello che vuoi e lasciami in pace.

Ricordo che un'avventura di tal genere venne attribuita a taluni principi e studiosi. Chamfort. per es., racconta qualcosa di simile a proposito dell'abate di Molières, filosofo cartesiano.

[1] cfr. quel che ne dico nelle mie *Etudes sur le théâtre comique français du moyen âge* in *Studj di filologia romanza,* 1902, p. 203 sgg.

Torino. Pietro Toldo.

(Fortsetzung folgt.)

Werther au théâtre en France.

I.

Dans une fin de siècle comme celle du dix-huitième aussi féconde en œuvres dramatiques, où les écrivains qui se vouent à la scène commencent à s'aventurer dans des directions opposées à la tradition classique, le théâtre et le roman vivent de continuels emprunts. Cependant, il s'en faut de beaucoup que, en France, Werther, devenu héros de tragédie ou de comédie, ait joui auprès du public de l'attrait et de la vogue qui s'attachèrent au personnage du roman de même nom. L'exotisme des sentiments y a grandement contribué; dans cette palpitante histoire on n'a vu qu'un motif bon pour une pièce à effet où les émotions violentes et le pathétique déclamatoire se substituent à la psychologie et à la peinture des caractères et des impressions. Le drame bourgeois de Diderot avec sa sentimentalité à la fois rationaliste et larmoyante n'a pas encore tenu les promesses auxquelles on croyait; il donne le ton à des opéras, des tragédies et des comédies plus que médiocres et l'on pressent que le mélodrame romantique n'est pas loin. Ces conditions étaient peu favorables à *Werther* et chacun sait aussi tout ce que le roman le plus captivant à la lecture est inévitablement condamné à perdre, une fois remanié et découpé pour affronter les feux de la rampe. N'oublions pas non plus les tendances à la parodie et à la satire qui rabaissent et défigurent les créations les plus tragiques dans l'esprit des spectateurs que la hiérarchie des genres fixée de longue date rendait réfractaires au mélange et à la fusion du dramatique et du lyrique.

II.

Si nous nous référons aux recherches de Mr Léon Béclard,[1] un des premiers essais d'adaptation de *Werther* à la scène française est celui de Sébastien Mercier. Enthousiaste des théâtres allemand et anglais, ce trop fécond auteur composa une *Marie Stuart,* un *Othello* et une *Jeanne d'Arc* dont il avait conçu le dessein longtemps avant Schiller, puisqu'en 1789 il proposait à la

[1] *Sébastien Mercier,* Paris, 1903, p. 223.

Comédie française la lecture de cet ouvrage. Un exemplaire des *Tombeaux de Vérone,* qui n'est autre que le *Romeo et Juliette* de Shakespeare, publié en 1785, annonce quelques drames tout à fait inconnus, tels que *la Main de fer,* imitée de l'allemand, peut-être du *Gœtz de Berlichingen.* A une époque qu'il est impossible de préciser, il avait mis la main à un certain nombre de pièces manuscrites dont quelques-unes sont empruntées aussi aux étrangers. Outre une *Imogène* imitée de la *Cymbeline* de Shakespeare, une *Jane Grey* d'après l'anglais de Rowe, une *Paméla mariée* empruntée à Goldoni, on possède un *Romainval ou le Poète vertueux,* inspiré de *Werther.* Le dénouement de la pièce indique assez l'intention de Mercier d'atténuer l'effet de la catastrophe finale du roman qui aurait répugné à ses compatriotes; il n'a pas osé représenter le suicide de Romainval; le coup de pistolet du Werther français est détourné par un ami qui le réconcilie avec la vie.

L'Allemagne et la Suisse donnèrent le branle dès l'apparition du roman. En 1775, une pièce intitulée *Werther* fut imprimée à Berne, puis réimprimée la même année à Francfort, ornée de vignettes. C'était une traduction ou plutôt une imitation libre en français d'un Suisse, Jean Rodolphe Sinner, bibliothécaire de la ville de Berne.[1] Fonctionnaire lettré, Sinner se conduisit en homme d'esprit et de cœur dans la guerre que les autorités et le clergé de son pays avaient déclarée aux nouvelles idées philosophiques. Chargé par le gouvernement bernois de poursuivre et de confisquer les éditions de *La Pucelle* de Voltaire et du livre *De l'Esprit* de Helvetius, il s'était contenté de répondre que dans toute la ville, en cherchant bien, on ne trouverait ni Esprit ni Pucelle. Sinner était lui-même écrivain; son *Voyage historique et littéraire dans la Suisse occidentale* (1781), n'est pas dépourvu d'intérêt non plus qu'un certain nombre d'ouvrages sur des sujets philosophiques et religieux; fort au courant des productions littéraires de l'Allemagne dont il avait fréquenté les Universités, il s'avisa en 1775 de remanier l'histoire de Werther pour l'adapter à la scène avec des intentions moralisantes. Son drame en trois actes porte le titre *Les malheurs de l'amour.*[2] L'action se passe en Allemagne au château de Waldeck et les personnages ont des noms allemands; Werther s'appelle ici Manstein. Dans la scène des adieux de Werther à Charlotte, ce n'est pas un passage d'Ossian que lit Werther, mais un long fragment tiré d'un drame

[1] Hertzfelder, *Goethe in der Schweiz,* Leipzig, 1891, p. 70; — *Nouvelle biographie générale,* Firmin Didot, frères, Tome 44, p. 34; Sinner est né en 1730 à Berne, où il est mort en 1787; — *Goethes Werther in Frankreich, Eine Studie,* von Ferdinand Gross, Leipzig, 1888.

[2] *Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich,* par Th. Süpfle, Gotha, 1888, 2e vol., p. 193.

à sensation, *Les Amants malheureux ou le Comte de Comminges* d'Arnaud de Baculard, paru quelques années après *La Nouvelle Héloïse,* en 1765, et dans lequel le romanesque et le terrible à la manière de Crébillon père ne sont pas épargnés. Sinner marche aussi sur ses traces: dans son drame, au dénouement, le suicide est glorifié; on y lit une lettre de Manstein écrite au curé de Waldeck et le digne ecclésiastique, qui ne se pique pas d'avoir réfléchi sur le mal du siècle, cherche à atténuer l'effet de cette sombre apologie par les paroles finales qu'il adresse à l'assemblée: 'Allons, messieurs, cachons ce triste événement et adorons les voies de la Providence.' Les conclusions de l'honorable magistrat bernois valent celles de Charlotte à la fin d'un roman anglais imité de *Werther* par Arkwright dont une traduction française trouva en pleine Révolution des lecteurs très disposés à l'applaudir. 'O Ciel, s'écrie Charlotte, je t'adresse une dernière prière en sa faveur. Aie pitié de lui. Et puisse aussi ta compassion s'étendre sur Charlotte!'[1]

En 1777, un autre ouvrage rentrant aussi dans le genre lugubre intitulé *Les Aventures du jeune d'Olban, fragment des amours alsaciennes,* était imprimé à Yverdon.[1] C'était une série de tableaux dialogués en prose et divisés en journées dont l'allure dramatique a induit en erreur quelques critiques français qui ont voulu voir là une pièce de théâtre; c'est à ce titre que nous lui accordons ici une place, car ce poème a dû, par sa disposition, fournir un canevas facile aux dramaturges qui n'eurent plus qu'à découper *Werther* en actes et en scènes. L'auteur était un Français, Louis François Elisabeth Ramond de Carbonnières dont la destinée et les ouvrages retinrent assez longtemps l'attention du public; une autobiographie récemment publiée complète ce qu'on savait déjà sur lui et mérite une mention particulière.

Né en 1755, Ramond avait six ans de moins que Gœthe et habitait Strasbourg en même temps que lui. L'influence du poète allemand qu'il entrevit sans avoir eu des rapports avec lui, ne fut peut-être pas étrangère à la direction que prirent ses études et au penchant qui l'entraînait vers les choses de l'Allemagne. Strasbourg était alors l'intermédiaire tout désigné entre ce dernier pays et la France, le chemin par lequel les idées et les livres pouvaient passer. Aussi les années pendant lesquelles Ramond y séjourna, lui donnèrent, comme à Gœthe, une vigoureuse poussée intellectuelle; en 1827, quelques mois avant sa mort survenue le 14 mai, dans les quelques pages adressées à son ami Jean Florimond Boudon de Saint-Amans, il parlait encore avec enthousiasme du rôle qu'avait joué au près et au loin l'Université de Strasbourg. 'Je vous arrêterais au moins quelques mo-

[1] Ferdinand Gross, *op. cit.*

ments, écrit-il le 19 février 1827,[1] devant notre célèbre université, alors constituée sur les larges proportions des universités d'Allemagne, aujourd'hui emmaillottée dans les vieilles langes de ce que vous appelez universités en France, vous vous amuseriez à voir le séminaire de monseigneur le prince évêque assujetti à suivre les cours et à recevoir les grades de professeurs luthériens, vous jetteriez un regard de surprise sur le brillant concours de trois ou quatre mille étudians, venant de l'Allemagne, de la Suède, de la Pologne, de la Russie, sur les Colloredo, les Cobentzel, les Galitzin, les Orlow, les Razoumovsky, tous mes condisciples, et dont la plupart ont figuré depuis au timon des affaires politiques ou à la tête des armées, tandis qu'à côté d'eux et moi se formaient dans cette magnifique école, les Stolberg, l'original Lenz, l'immortel Gœthe, beaux génies que illustrent les lettres allemandes, et que vous ne connaissez guère plus qui vous ne connaissez certains drames de votre serviteur qui ont eu en Allemagne les honneurs de la scène, mais dont je n'ai dit mot à la France.'

Des voyages et le contact des grands étrangers achevèrent de le former. Si Gœthe fit à Genève la connaissance de de Saussure et de Charles Bonnet et entretint des relations cordiales avec Lavater et d'autres Suisses de marque, Ramond, dès 1777, se lia aussi avec des hommes distingués dont la réputation avait franchi les bornes de leur patrie. A Zurich, il vit aussi Lavater dont il subit le charme comme Gœthe et avec lequel, dit-il, il est demeuré en relation jusqu'à sa mort; Bodmer, le Nestor de la Suisse et le patriarche de la littérature allemande lui remit en présent ses *Tragédies historiques et politiques;* Gessner était pour lui un modèle de candeur et de simplicité qu'il proposait à l'émulation des *Petits Pindares* de l'époque. A Berne, il rendit visite à Haller, 'le grand Haller', comme il l'appelle; il poussa même jusqu'à Genève et à Ferney, où il se présenta à Voltaire, 'ce Voltaire, dont on tant parlé, sans m'ôter le plaisir d'en pouvoir dire encore quelque chose, grâce à la bonté avec laquelle il daigna m'accueillir'.[2] Ses *Notes sur la Suisse* lui valurent un éloge de Buffon qui comparait son style à celui de Rousseau.[3] Laissant les lettres pour la géologie et la botanique, Ramond fit dans les Pyrénées des voyages d'explorations dont il consigna les résultats dans des ouvrages estimés. En 1781, les circonstances l'attachèrent au cardinal de Rohan, évêque de Strasbourg, 'non en qualité de secrétaire, comme l'ont dit Grimm en sa *Correspondance,* l'abbé Gorgel en ses mémoires; .... mon titre y fut

[1] Journal des Savants, Mars, 1905; *Une autobiographie du baron Ramond.*

[2] Journal des Savants, *op. cit.*

[3] Sainte-Beuve, *Extraits,* par Lanson, p. 452 v. aussi *Causeries du Lundi,* X^e^ vol. 4 sept. 1855.

celui de conseiller intime, ma fonction était celle de conseiller à la régence d'Etenheim, siége de la principauté[1]....' En 1785 nous le trouvons chargé de plusieurs missions importantes par le trop célèbre prélat; le poste de confiance qu'il occupait impliqua Ramond dans la ténébreuse histoire du collier qui inspira à Gœthe son drame *Le grand Copthe;* comme Gœthe aussi, il céda à l'attrait mystérieux qu'exerça en France et à l'étranger Cagliostro dont le cardinal l'avait constitué son 'garçon de laboratoire'. Puis, 'convaincu de l'escroquerie dont son maître était dupe', Ramond alla chercher en Angleterre 'la preuve du vol des diamans' et contribua par ses démarches à adoucir la sévérité des juges.[2] La Révolution l'entraîna dans la politique; nommé député en 1791 à l'Assemblée législative par les électeurs de Paris, il vécut encore assez longtemps pour se rallier aux Bourbons qui le firent maître des requêtes. Depuis 1802, il était membre de l'Institut, et en cette qualité, put suivre de près les manifestations et les débats par lesquels préludait le romantisme naissant; il prit même position par la publication de ses *Lettres à Mr de Chateaubriand sur le Génie du Christianisme.*

Ramond nous représente assez bien le lettré de la fin du dix-huitième siècle, s'intéressant à un ordre de questions qui sollicitaient sa curiosité de savant, d'écrivain et même de poète, car l'élégie à la manière de Millevoye peut le compter au nombre de ses précurseurs. La lecture de *Werther* y fut sans doute pour quelque chose et ses amitiés, ses souvenirs d'étudiant et ses expériences personnelles l'inclinaient aussi dans cette direction. C'est à tort, assure Mr Süpfle,[3] que dans un exemplaire des *Aventures du jeune d'Olban* appartenant à la bibliothèque de l'Université de Strasbourg, Ramond est désigné comme un ami de jeunesse de Gœthe; il était plutôt lié avec Reinhold Lenz, un des promoteurs les plus en vue de la période agitée des lettres allemandes dite *Période d'assaut et de tempête.*[4] On sait qu'après une existence orageuse, le malheureux poète, frappé d'aliénation mentale, mourut à Moscou en 1792 dans une maison de santé. Ramond avait ces événements présents à la mémoire lorsque, dans la préface de son ouvrage, il écrivait: 'Infortuné Lenz, toi que ta famille et ta patrie ont opprimé parce que tu avais une âme plus grande que les âmes qui t'entouraient; toi qui n'as reçu de la gloire que le sceau du malheur qu'elle met au fond de ses préférés; enfin tu as pu trouver un asile où l'on se repose des fatigues de la vie!'

A la place de Lenz lisez Werther et ces lignes se passent

[1] Journal des Savants, *op. cit.*

[2] V. Journal des Savants, *op. cit.* et Funck Brentano, *L'affaire du collier,* Paris, 1890.

[3] *Goethe Jahrbuch,* VIII. Bd., 1887, p. 214—220.

[4] *Sturm- und Drangperiode.*

de commentaires. L'analogie est grande entre l'état d'âme du héros de roman et celui du personnage historique. Lenz et Werther se confondent dans une étroite parenté; tous deux, dévorés d'ambitions fiévreuses, se sont dit tacitement que l'heure a sonné de la glorification de l'individu et de l'exaltation de l'incompris; le moi émancipé sent la douloureuse antithèse qui se pose entre sa destinée finie et ses aspirations illimitées. En attendant un ordre de choses meilleur, on s'en prend à la société que l'on rend responsable de ses infortunes privées pour chercher dans le suicide un remède aux travers de l'existence. C'est bien la note déjà romantique que l'on entend résonner dans les lamentations de d'Olban, un des premiers frères de Werther.

Aussi *Les Aventures du jeune d'Olban,* en plein romantisme, recontrèrent-elles des admirateurs au point qu'elles furent rééditées en 1829 chez Techener par Charles Nodier, épris lui aussi de *Werther* dont il avait toujours un exemplaire près de lui; plus récemment, Mr Potez dans son livre sur *l'Elégie en France avant le romantisme,*[1] rappelle que l'ouvrage de Ramond rentrait bien en effet dans 'la lignée de Werther' par son 'tragique fougueux et noir, exagéré, exaspéré'. Chacune des journées du poème est précédée d'un chant; le premier est intitulé *Le chant de Schwarzbourg;* le second, *l'Oiseau;* le troisième, *la Rose;* le quatrième, *le Chêne;* le cinquième et dernier, *le Suicide et les Pélerins.* Ces intermèdes musicaux semblent trahir des intentions de drame; ils préparent, comme le chœur de la tragédie antique, le spectateur aux événements qui vont s'accomplir sous ses yeux; c'est ainsi que *Le Suicide et les pélerins* renferment la moralité de l'histoire et implorent le pardon de Dieu pour les malheureux qui mettent fin à leurs jours.

Et si l'âme du transfuge
Va demander un refuge
Entre les bras de son juge,
Souviens-toi de lui pardonner!

Caché sous le nom de Sinval, d'Olban a dû s'expatrier à la suite d'un duel. Ses revers ont fait de lui le plus sombre des mélancoliques; l'exil et les distractions n'ont pu vaincre sa fatale passion pour une jeune fille nommée Nina. Mais l'insensible amante a préféré d'Olban à un rival du nom de Sercy, dont elle est devenue la femme. Au moment où s'engage l'action, d'Olban a accepté l'hospitalité que lui offre son ami Birck, l'homme généreux, l'humanitaire à beaux sentiments et à grands mots qui nous entretient de la vertu et de ses triomphes avec la prolixité des personnages du *Fils naturel* ou du *Père de famille.* Mais toujours inconsolable, d'Olban repousse la tendresse que lui témoigne Lalli

[1] Paris, 1898, p. 353.

ou Eulalie, jeune fille adoptée par Birck et qui vit sous son propre toit. Eprise de d'Olban, la malheureuse n'a reculé devant aucune démarche pour gagner le cœur de l'insensible; elle n'a pas même hésité à abjurer la foi évangélique réformée et s'est convertie au catholicisme que professe le jeune homme. Mais celui-ci persiste dans son indifférence, poursuivi par l'image de Nina. 'Mort! Nina dans les bras d'un autre! soupire-t-il. Tout me repousse du monde et m'avertit de le quitter. — Nina! elle n'est plus, ne sera plus à moi! — L'infortune m'entoure, pèse sur moi. Je regarde le ciel et la terre; rien ne me console; tout me rappelle mon malheur.'

Il prend alors le parti d'écrire à Nina qui paraît fort peu pressée de lui donner signe de vie. Mais, ô rencontre inattendue, Nina se trouve être la propre nièce de Birck. Elle se rend chez son oncle, accompagnée de son mari et nous voici en présence du trio Sinval, Nina et de Sercy analogue à celui de Werther, Charlotte et Albert. Les explications commencent; Nina avoue à Sinval que ses sentiments n'ont jamais changé; elle n'a rompu sa parole que parce qu'elle y a été contrainte: ses parents à elle doutant de la constance de son amant, elle s'est vue réduite à contracter un mariage selon leurs vues et à sacrifier son amour à leur volonté. Ces confidences qui se font en présence du mari lui-même provoquent de la part de tous les assistants des explosions d'attendrissement et de larmes et tournent à la sentimentalité qu'on jugeait alors de bon ton d'afficher comme 'délicieuse' et 'distinguée', à la manière de Baculard d'Arnaud ou de Sébastien Mercier.

Nous avons peine aujourd'hui à admettre que la délicatesse et le bon goût se résignassent à fermer les yeux sur des situations aussi choquantes que ridicules. Il serait injuste d'en attribuer à Gœthe la responsabilité; les mouvements pathétiques abondent dans *Werther,* et si, de la part des critiques français, ils ont encouru le reproche de pécher parfois contre le naturel et la vérité et de n'être, selon le mot de La Harpe,[1] que des 'puérilités fatigantes', on trouverait difficilement un exemple qui montrât mieux à quel point le tragique côtoie le grotesque. C'est ailleurs que Ramond a dû prendre son idée de l'entrevue de la femme mariée contre ses vœux et d'un adorateur d'antan, *le mari étant là;* pour nous, nous sommes tenté de voir en cet endroit, inconsciente ou voulue, une réminiscence de *La Nouvelle Héloïse* où Rousseau, trop coutumier du fait, gâte par un trait fâcheux des pages touchantes. Saint-Preux, de retour de ses voyages, se rend à Clarens et se présente chez Madame de Wolmar. 'A peine Julie m'eut-elle aperçu qu'elle me reconnut. A l'instant me voir, s'écrier, courir,

[1] *Lycée,* Paris, An XIII, t. XIV, p. 384.

s'élancer dans mes bras, ne fut pour elle qu'une même chose. A ce son de voix, je me sens tressaillir, je me retourne, je la vois, je la sens. O milord! ô mon ami! ... je ne puis parler. Adieu, crainte; adieu, terreur, effroi, respect humain. Son regard, son cri, son geste me rendent en un moment la confiance, le courage et les forces. Je puise dans ses bras la chaleur et la vie; je pétille de joie en la serrant dans les miens. Un transport sacré nous tient dans un long silence étroitement embrassés, et ce n'est qu'après un si doux embrassement que nos voix commencent à se confondre et nos yeux à se mêler de pleurs. *Mr de Wolmar était là*; je le savais, je le voyais; mais qu'aurais-je pu voir? Non, quand l'univers entier se fût réuni contre moi, quand l'appareil des tourments m'eût environné, je n'aurais pas dérobé mon cœur à la moindre de ces caresses, tendres prémices d'une amitié pure et sainte que nous emporterons dans le ciel! — Cette première impétuosité suspendue, Mme de Wolmar me prit par la main, et, se retournant vers son mari lui dit avec *une certaine grâce d'innocence et de candeur* dont je me sentis pénétré: *Quoiqu'il soit mon ancien ami, je ne vous le présente pas, je le reçois de vous ...*'

L'honnête Ramond ne s'est guère douté que son emprunt, si emprunt il y a, susciterait un jour les vives protestations de la critique impitoyable aux héros issus de Gœthe et de Rousseau. 'Saint-Preux pour qui l'amour devient une raison de vivre et de bien vivre, dit M^r Le Breton[1] en s'autorisant du passage que nous venons de citer, — vaut-il mieux que ses petits-fils, Werther, René, Antony, que l'amour conduit soit au suicide, soit au dégoût de l'action et de la vie. Mais commencer cette apologie de la passion en nous peignant ses pires égarements, commencer l'ouvrage qui doit par la suite être une 'défense et illustration' de la vie conjugale en nous montrant Melle d'Etange entre les bras de son précepteur, flétrir en son passé de jeune fille celle dont on va faire le modèle des épouses, cela est purement monstrueux!'

Moins heureux que Saint-Preux, Sinval-d'Olban ne parvient point à triompher de son humeur noire. Dans une dernière lettre adressée à Lalli, il annonce que, fatigué de la vie, il s'éloignera pour toujours de celle qui ne pourra jamais être à lui; puis, après avoir erré dans les bois, il va pleurer sur la tombe d'un ami où il se tire un coup de pistolet.

L'exagération des sentiments, la langue emphatique et triviale à la fois assignent à cette œuvre un rang des plus médiocres: ce qui n'empêcha pas l'auteur de s'engager dans une nouvelle composition en 1780; il s'agissait cette fois d'un vrai

[1] *Le Roman au XVIIIe siècle*, Paris, 1898, p. 257 et 258. C'est la lecture de ce fragment qui nous a suggéré ce rapprochement.

drame, *La Guerre d'Alsace,* adaptation assez maladroite de *Gœtz de Berlichingen.* Mais *les Aventures du jeune d'Olban* étaient trop bien dans le goût du temps pour ne pas trouver des échos sympathiques en France. En 1777 par l'organe de Dorat, un des rares enthousiastes de la poésie allemande qui prédisait à la Germanie des jours nouveaux, le *Journal des Dames*[1] reproduisait l'ouvrage presque en entier en l'accompagnant d'une critique qui n'était pas décourageante. 'C'est le chaos des pièces anglaises, lisait-on; — Dorat persiste à voir un drame ou le canevas d'un drame, — mais il en part quelquefois les mêmes éclairs, les mêmes mouvements de sensibilité qui valent bien l'alignement méthodique de toutes les périodes du jour. Que nous devenons froids, petits et raisonneurs ... De jour en jour sans acquérir plus de nerf, nous perdons quelque chose de notre agrément. Il s'est introduit, je ne sais quel purisme pédantesque, je ne sais quel esprit grammatical qui rétrécit l'âme, refroidit l'imagination, éteint les hardiesses, s'oppose à tout élan passionné, anéantit la poésie et défigure entièrement l'éloquence.' Baculard dans l'introduction de son drame en quatre actes et en vers, *Le comte de Comminges,* paru en 1764, n'avait pas autrement parlé de la poésie dramatique. Si dans son *Discours préliminaire,* il expose avec une certaine réserve des vues nouvelles, on n'en sent pas moins une attaque contre le système classique. Il a, dit-il, cherché à répandre dans sa pièce ce *sombre* 'qui est peut-être la première magie du pittoresque, partie dramatique que les anciens ont si bien connue et que la plupart de nos gens de lettres ont ignorée ou négligée' et cependant un auteur de génie en pourrait tirer des effets et produire une source 'd'horreurs délicieuses pour l'âme ... Cet infortuné Euthime rendu tout à coup à Dieu fait une sorte de confession générale; si on l'accuse d'appuyer un peu trop sur les circonstances de ses fautes, l'avouerons-nous? ce plaisir secret de se rappeler de chères erreurs, plaisir qu'assurément rejettent la vertu et la religion et dont on ose à peine se rendre compte, est peut-être dans le cœur humain' et Arnaud invoque à l'appui des Grieux ou Clarisse Harlow, ajoutant que 'quelques gens du bel air céderaient sans peine à la plus délicieuse des impressions, au plaisir de sentir son cœur'. C'est bien là le genre de plaisir que ne se refusent ni Werther, ni d'Olban. L'auteur prêche aussi le retour à la nature et à la simplicité 'dont nous sommes aujourd'hui si éloignés' et préoccupé de la question du théâtre, il précise sa pensée. 'Je crois, ose-t-il prétendre, que Corneille, Racine, Crébillon, Mr de Voltaire ont parcouru et rempli leur carrière; qu'ils doivent être nos modèles, nous échauffer, nous enflammer sans que nous nous obstinions

[1] v. Sainte-Beuve, *Causeries du Lundi,* Xe vol., p. 362.

à nous traîner sur leurs pas, à nous montrer leurs copistes superstitieux ... Nous sommes accablés d'un nombre infini de pièces, jetées dans le même moule ... Il faudrait donc marcher dans une route moins battue où il y eût plus de gloire à recueillir, se former un esprit, une *manière* à soi, le résultat des caractères différents de nos grands maîtres; prendre le noble, le sublime de Corneille, l'élégant, le tendre, le charmant de Racine, le mâle, le vigoureux, le tragique de Crébillon, le pathétique, le brillant, le philosophique de Mr de Voltaire, mais surtout remonter à la naissance de la tragédie.'

Il en est de cet art comme de la plupart des inventions de l'esprit humain. On s'est efforcé d'altérer le trait primitif de la nature; des mains ennemies ont entassé sur ce beau tableau vingt couches de vernis, toujours plus étrangères à la vraie couleur.'

Dans le même courant d'idées, tout en concédant aux préjugés et aux conventions du public de son pays, Dorat allait même jusqu'à prédire qu'une fois francisé, réduit aux unités pour les gens difficiles et amoureux de la Vieille poétique, qui, sans cela seraient au désespoir de se laisser attendrir ou amuser', le drame de Ramond ne manquerait pas de réussir si l'on confiait le rôle de Birck à Préville.

Werther déplacerait-il en France l'horizon dramatique; changerait-il le point d'optique théâtrale? C'eût été une aventure piquante; mais il venait trop tôt dans un monde trop vieilli par la routine et la poétique de Dorat et de Baculard, en avance sur son temps, ne produisit que de désolantes platitudes. En 1778, on imprimait à La Haye un drame en prose tiré en partie de l'allemand par de La Rivière, *Werther ou le Délire de l'amour;*[1] c'est en pleine Révolution que nous assistons quatorze ans après à une reprise de ce sujet sur la scène française. La revue *Minerva,* fondée par Archenholz, nous apprend à la date du 1er mars 1792 que le poète dramatique Dejaure[2] qui de 1789 à 1798 donna dix-huit pièces au théâtre, avait tiré du roman allemand un opéra *Werther et Charlotte* joué au Théâtre de la rue de Louvois et dont la musique était l'œuvre du compositeur Kreutzer mort à Genève en 1831. En 1791 Dejaure avait adapté à la scène *Paul et Virginie* de Bernardin de Saint-Pierre, préparant par là le public à goûter des milieux dont le caractère exotique aiguisât la curiosité. *Werther et Charlotte* est un opéra comique dans lequel à la fin tragique du héros on a substitué un dénouement heureux à la manière du roman de Nicolaï. 'Sans doute pour épargner les nerfs des spectateurs, Dejaure avait jugé

[1] Th. Süpfle, *Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich,* Gotha, 1888, 2e vol., p. 193.

[2] Th. Süpfle, l. c. p. 77.

à propos de modifier le dénouement de telle sorte que Werther pouvait revenir tranquillement faire sa partie dans le finale, en compagnie des autres personnages.' Un journal du temps terminait en ces termes l'analyse du livret: 'Werther fait prier Albert de lui prêter ses pistolets; celui-ci charge sa femme de les remettre au valet de Werther. Charlotte, qui en prévoit l'usage, effrayée par le caractère de son jeune amant, tombe aux pieds de son époux lorsqu'elle se trouve seule avec lui, et lui fait part de tout ce qui s'est passé. Albert veut voler au secours du jeune homme; on entend un coup de pistolet; Charlotte tombe évanouie; mais le vieux valet de Werther vient annoncer qu'il a eu le bonheur de détourner le pistolet et que son maître n'est point mort. Werther reparaît pour faire ses excuses et promettre de renoncer à sa passion.' Le journaliste qui reproduit ce fragment dans un article de la *Revue encyclopédique* du 15 mai 1893[1] ajoute qu''il n'eût plus manqué que de terminer la pièce par un ballet fringant'; un siècle auparavant, le *Journal de Paris* du 3 février 1792 s'était exprimé dans le même sens en déclarant que ce dénouement était 'un adoucissement inutile, puisque les spectateurs ont déjà éprouvé toute l'horreur de la catastrophe. On n'y gagne que le ridicule de voir un homme du caractère de Werther revenir chanter tout de suite avec les autres.' Néanmoins la pièce jouit momentanément d'un certain succès pour ramener l'attention sur un autre drame de Gœthe, *Stella,* qui fut joué la même année à un mois de distance de l'opéra, sous le nom de *Zélie.*

Vers le même temps Guillaume de Humboldt dans sa correspondance avec Gœthe, entretenant celui-ci du mouvement littéraire en France, ne dissimulait pas son dédain pour 'la plupart des productions qui sont très pâles et toutes restent bien au-dessous de ce qu'une sévère critique est en droit d'exiger.' En revanche on se prend de passion pour la littérature allemande. 'Chénier, dit-il ailleurs, a même transformé votre *Werther* en une tragédie qui n'est pas encore imprimée.'[2] Marie Joseph Chénier dont le *Charles IX* continuait les traditions dramatiques de Voltaire aurait donc voulu lui aussi s'essayer dans la tragédie bourgeoise qui, avec la comédie révolutionnaire, reléguait provisoirement la tragédie classique au second plan. La critique moderne a relevé des rapports généraux de conception entre le *Don Carlos*

[1] On rappelle dans cet article que en Italie *Werther* a fourni le sujet de plusieurs opéras: *Werter e Carlotta* de Puccita, donné à Milan vers 1804; — *Carlotta e Werther* de Coccia, Florence, 1814; — *Carlotta e Werther* de Mario Aspa, Naples, 1849; — enfin *Werther* de Raffaele Gentili, Rome, 1862. — On peut signaler encore *Werther,* cantate de Blangini et *Werther,* poème symphonique de Pugnani.

[2] Lady Blennerhasset, *Madame de Staël et son temps,* trad. Dietrich, Paris, 1890, II, p. 559.

de Schiller et le *Philippe II* du poète dramatique français; Mr Lieby dans son *Etude sur le théâtre de Marie Joseph Chénier*[1] a recherché les traces de l'influence de Schiller dans la pièce française; mais il ne mentionne nulle part la tragédie dont parle Humboldt; elle est sans doute restée à l'état de projet ou n'a jamais vu le jour. Chénier se borna à accommoder au goût français vers 1802 ou 1805 le drame de *Nathan le Sage* de Lessing en pratiquant de nombreuses coupures pour accélérer 'la sinueuse lenteur des scènes à travers lesquelles se développait trop complaisamment cette utile "philosophie".'[2] Comment Chénier s'est-il acquitté de la tâche qu'il s'était imposée de tirer un drame d'un roman? Le public aurait-il accueilli cette tentative aussi froidement que la tragédie *Calas* représentée en juillet 1791? Ce plaidoyer en faveur de la tolérance, offrant des scènes d'intérieur d'un intérêt poignant, avait-il suggéré à l'auteur des peintures de même genre pour son *Werther*? L'absence de renseignements là-dessus coupe court à toute induction. Bornons-nous à dire que Chénier dans son *Tableau historique de l'état et des progrès de la littérature française depuis 1789* a consacré quelques pages aux romanciers étrangers. Il cite les noms d'Auguste Lafontaine, de Sterne et de Goldsmith et place à la tête des romanciers allemands Mr de Gœthe, 'dont le Werther obtint autrefois et conserve encore un succès légitime.' Il ne l'a sans doute lu que dans une traduction comme *Wilhelm Meister* qu'il ne connaît que par l'imitation fantaisiste qu'en a donnée Sevelinges dans son *Alfred;* le sens et la portée de cette dernière création de Gœthe lui demeurent d'ailleurs étrangers: c'est à ses yeux 'un incohérent ouvrage où le talent qui inspira Werther ne se laisse pas même entrevoir.'

Dès le siècle nouveau, Gœthe pouvait être informé par les revues et les journaux que son roman défrayait les scènes de la capitale. Mais ce n'était pas pour s'attendrir sur le spectacle des infortunes du héros allemand; l'esprit gaulois, antipathique à ce débordement de sentimentalité ne perdait pas ses droits; il est même curieux de noter qu'aux approches du romantisme, on voyait succéder aux éléments dramatiques les plus amusantes parodies qui devaient guérir les victimes du mal du siècle et leur ôter toute envie de suicide. En 1820, l'année même où parurent *les Méditations,* on jouait à Paris, deux pièces qui remportèrent des succès de rires. L'une de Charles Duval est une comédie en un acte, *Le Retour de Werther ou les derniers épanchements de la sensibilité;* l'autre est un drame composé en collaboration par G. Duval et Rochefort, intitulé *Werther ou les égarements d'un cœur sensible.* Cette dernière œuvre applaudie au *Théâtre des*

[1] Paris, 1902, p. 402. [2] Lieby, *op. cit.*

Variétés, date de quelques années auparavant. Représentée pour la première fois le 29 septembre 1817, elle était mentionnée le 6 octobre de la même année par le journal *Les Débats* qui approuvait l'idée 'd'avoir représenté le vaporeux Werther sous les traits burlesques de Potier, et d'avoir associé le langage trivial des Jocrisse et des Cadet Roussel au pathos sentimental et à la prose nébuleuse de l'école romantique ... Le suicide a passé des grandes villes jusque dans les campagnes ... C'est donc une chose utile que de tourner en ridicule aux yeux du peuple cette détestable frénésie; et sous ce rapport, il faut louer l'auteur de la pièce nouvelle.'[1]

Grâce au talent du comique Potier, la pièce était encore au répertoire en 1821. Il était chargé du rôle de Werther et le bruit des applaudissements qu'il souleva parvint jusqu'à Gœthe. Le *Journal des Débats* du 21 décembre 1818 raconte que la cantatrice, Mme Catalani, se trouvant cette même année à Carlsbad avec le poète, lui affirmait qu'il aurait été charmé de la manière dont Potier jouait son Werther[2] et en 1821, un Allemand, Ludwig Richter écrivait dans ses *Souvenirs d'un peintre allemand* qu'on n'avait pas encore oublié la parodie de Werther qu'avait donnée Nicolaï.[3] 'Potier faisait de Werther un homme sans énergie, sentimental, qui s'avance au milieu de ses amis comme une tragédie qui fait bâiller, les exaspère et les ennuie jusqu'à ce qu'ils réussissent à amener la catastrophe et à la terminer par un coup d'éclat. Werther, dans un ennuyeux et comique monologue fait ses adieux à la vie et inonde d'un rouge liquide dont ses amis avaient rempli le pistolet, son beau gilet blanc et le bout de son nez. Il reste là bouche béante, dans une attitude classique et niaise, s'éveillant à une nouvelle vie.' Complétons ces impressions par l'amusant compte-rendu de Mr Baldensperger donné dans l'étude citée plus haut. 'Charlotte, — femme de l'aubergiste Albert, le meilleur ami de Werther, — l'actrice qui remplissait ce rôle, Mme Vautrin, était une duègne d'au moins 'sept à huit pieds de circonférence': le moyen d'invoquer Klopstock lorsqu'on étale un pareil embonpoint! Mais le dénouement surtout était directement opposé à toute émotion sentimentale. Werther a emprunté à Albert un pistolet que Charlotte a nettoyé elle-même de sa main amicale. Werther s'enferme dans sa chambre; on entend un coup de feu: tout le monde s'effare. Mais on apprend

[1] *Revue d'histoire littéraire de la France,* Juillet—Septembre 1901, F. Baldensperger, *La résistance à Werther dans la littérature française.* V. aussi K. Gœdecke, *Geschichte der deutschen Dichtung,* Dresde, 1891, IVe vol.

[2] Baldensperger, *op. cit.*

[3] *Goethe Jahrbuch,* XXI, 1900, *Lebenserinnerungen eines deutschen Malers,* von Ludwig Richter, p. 277.

que ce n'était que le fracas d'une boîte d'artifice; quant à Werther, il s'est enivré silencieusement. Une voiture s'avance, et on l'enlève, à son grand désespoir, à la chère présence de Charlotte. Il adresse de la portière un dernier couplet au public:

Cœurs sensibles, cœurs fidèles
Que l'amour a fait gémir!
Par mes souffrances cruelles
Puissé-je vous attendrir!
Werther ne demande aux belles,
Pour prix de tous ses malheurs,
Que des larmes ou des pleurs.

En 1830, le Théâtre italien donnait un opéra *Carlotta e Werther* et en 1831, sous le nom de *Antony,* Alexandre Dumas, après l'immense succès de *Henri III et sa cour,* représenté en 1829, entreprenait de transformer le Werther allemand en un personnage romantique dans le goût du temps, éclairé par le jour sinistre des contrastes. Si l'étude de l'allemand rebuta l'auteur des *Trois mousquetaires,* il apprit l'italien et lut le roman d'*Ugo Foscolo,* imitation de *Werther* qu'il traduira plus tard et publiera sous ce titre: *Dernières lettres de Jacopo Ortis.* 'Ce livre, dit-il, dans ses *Mémoires,* me donna une idée, un aperçu, une intuition de la littérature romanesque, qui m'était tout à fait inconnue.'[1] Mais le fonds de santé, l'optimisme que Dumas possède en bien propre ne s'accommode guère avec les tristesses ossianesques, les accents désolés et les sombres peintures des romantiques de 1830. Aussi, 'foncièrement gai, d'une gaieté épanouie et pas du tout satanique', l'auteur d'*Antony,* à l'affût des engouements du public, suivit le courant en exploitant la donnée de *Werther* dans laquelle il ne vit qu'un cas psychologique dont l'excentricité, la bizarrerie suffirait pour frapper fort. 'On sent, dit Mr Latreille,[2] que le drame a été fait non pour étudier un sentiment général, mais pour aboutir à une catastrophe étrange, à une scène nouvelle, moins encore, à un mot général. Dumas n'avoue-t-il pas que sa pièce d'*Antony* ne serait plus qu'une simple intrigue d'adultère, dénouée par un simple assassinat, sans le mot final: elle me résistait, je l'ai assassinée!' Et le même critique se demande si c'est bien 'une étude vraie de la passion que Dumas a donnée avec *Antony:* bâtard, athée, victime de la destinée, c'est un forcené, toujours monté au ton du paroxysme et dont l'amour est

[1] Hippolyte Parigot, *Le drame d'Alexandre Dumas,* Paris, 1898, p. 18.

[2] *La fin du théâtre romantique et François Ponsard,* Paris, 1899; — v. aussi Henry Blaze de Bury, *Mes études et mes souvenirs, Alexandre Dumas,* Paris, 1885, p. 80; l'auteur rappelle le jugement de Gœthe sur les romantiques français dans sa correspondance avec Zelter. *'C'est la littérature du désespoir; il lui faut l'action à tout prix et le lecteur ne sait plus où se prendre au milieu du tohu-bohu de contradictions et d'incohérences; l'horrible, le féroce, l'abominable et tout ce qui s'en suit, y compris l'obscène.'*

fait de rage: 'Ah! vous aviez cru que vous pouviez m'aimer, me le dire, me montrer le ciel ... et puis tout briser avec quelques paroles dites par un prêtre ... Partez, fuyez, restez, vous êtes à moi, Adèle! ... à moi, entendez-vous? je vous veux, je vous aurai. ... Il y a un crime entre vous et moi? ... soit, je le commettrai ... Adèle! Adèle! ... je le jure par ce Dieu que je blasphème! par ma mère que je ne connais pas! ...' (Acte II, 5).[1] Ce n'était pas vers le Nord que regardait Dumas; ces lueurs troubles et violentes, cette ardeur délirante rappelaient bien plutôt l'Espagne et l'Italie. Werther, défiguré par Antony, amalgamé avec *les Brigands, Hamlet* et *Childe Harold,* compose 'une personnalité exotique, personnalité d'emprunt, masque fatal, scepticisme violent, âcre dédain des préjugés;'[2] il jetait la discorde entre les partis extrêmes et ceux qui ne reconnaissaient pas dans ces exagérations les accents de la nature et de la vérité. L'étranger dont on invoquait l'appui pour créer un théâtre national que les novateurs appelaient de leurs vœux, n'avait pas plus de prise sur les auteurs que sur la foule; à partir d'*Antony,* la scission devenait de plus en plus grande entre les jeunes romantiques qui désespéraient de se rencontrer sur un terrain commun.

On se demande en cette occurrence ce qu'il serait advenu de Werther au théâtre s'il était tombé entre les mains de Victor Hugo. Toutefois, si ce romantique sujet n'a pas grossi son répertoire, si la nécessité qu'imposaient au jeune chef disciples et enthousiastes de se renfermer dans le domaine de l'histoire fait de son œuvre dramatique une œuvre de circonstance, volontaire et réfléchie, les traits de caractère du héros allemand ont laissé plus d'une trace dans la conception de ses personnages. Il y a dans son lyrisme débordant un souvenir d'impressions qui se répercutant d'année en année, trouvèrent un allié complaisant dans le poète toujours prêt à intervenir de sa personnalité.

L'homme jeune, en butte aux fortunes contraires, prêt à infliger un blâme à la destinée ou à la société qui l'ignore ou qui ne le comprend pas, incapable de les regarder en face et s'efforçant de ressaisir sa volonté qui lui échappe, c'est Werther, c'est aussi Hugo qui parlera par la bouche de Hernani, de Ruy-Blas ou de Didier.

> Tu me crois peut-être
> Un homme comme sont tous les autres, un être
> Intelligent qui court droit au but qu'il rêva.
> Détrompe-toi. Je suis une force qui va,
> Agent aveugle et sourd de mystères funèbres;
> Une âme de malheur faite avec des ténèbres.[3]

[1] Latreille, *op. cit.* p. 61.
[2] Hippolyte Parigot, *op. cit.* p. 283 et suiv.
[3] *Hernani,* Acte III, Scène IV.

Didier, 'philosophe sceptique, à une époque toute de croyance, jeune homme mélancolique à une époque turbulente', prête encore mieux à un rapprochement avec le héros allemand. Jules Janin voyait en lui un 'contre-sens' dans le drame historique de *Marion Delorme*. 'Un pareil homme, exalté comme Hernani, bâtard comme Antony, amoureux de l'idéal comme Hamlet, me paraît, dit-il, plutôt un homme du Nord qu'un homme du midi; c'est plutôt une passion allemande qu'une passion française; c'est un homme qui convient bien mieux à une grande dame, à une jeune fille innocente qu'il ne va à une courtisane, de la vie, des mœurs et du caractère de Marion.'[1]

Mais, à part ces légères ressemblances, *Werther* n'a suscité chez les dramaturges romantiques aucune œuvre de marque; après 1830, quoiqu'on cesse de le parodier directement, il se rencontre encore dans quelques pièces à allusions ou à sous-entendus. On y met en garde la jeunesse et les femmes contre la séduction d'un personnage dangereux par sa rêverie, maladie qui l'affranchit de la notion du devoir et des obligations positives qu'elle comporte. Mr Baldensperger,[2] à qui nous empruntons ces réflexions, cite encore *Juliette,* drame en trois actes et six tableaux d'Albert Larousse et Brot, donnée en mars 1834; *Aimer ou mourir,* comédie de Scribe et Dumanoir, donnée au Gymnase et *Sans nom ou drames et romans,* pièce en un acte par Théaulon et de Biéville, jouée en 1837 au même théâtre.

Trois ans après la chute des *Burgraves,* en 1846, au moment où le drame romantique touchait à son déclin et cédait la place à l'école de la raison dont Ponsard avec sa *Lucrèce* (1843) avait tenté de se constituer le chef, on aboutissait au drame bourgeois qui ne devait recevoir son acte de baptême qu'en 1852 avec *La dame aux camélias.* Augier s'engageait dans l'étude de la vie sociale avec *La ciguë* (1844) et *Un homme de bien* (1845); aussi à une époque où le théâtre pratiquait un eclectisme assez large pour accueillir des formes et des genres qui eussent semblé incompatibles avec les théories d'antan, l'instant parut favorable à deux dramaturges en vogue, Emile Souvestre et Bourgeois, pour reprendre la donnée de *Werther* dans la pièce *Charlotte et Werther,* jouée en 1846, tandis que, cette même année, Jules Janin faisait représenter une *Clarisse Harlow* qui, grâce à l'artiste chargée du rôle principal, Melle Rose Chéri, alla aux nues. Le drame de Souvestre était une contre-partie du roman de Gœthe. Werther ne se tue point, Albert lui cède Charlotte; puis Werther lassé d'elle, en aime une autre et l'épouse trompée met fin elle-même à ses jours. Sous l'impulsion de Victor Hugo

[1] Albert Le Roy, *L'aube du théâtre romantique,* Paris, 1904, p. 442.
[2] *Op. cit.;* v. aussi du même auteur, *Gœthe en France,* Paris, 1904.

et de ses disciples, le théâtre avait été entraîné vers l'étude des caractères et des sentiments d'exception; il aspirait maintenant à réintégrer le sens de l'art autant que celui de la bienséance et des convenances sociales. Le public, fatigué d'attendre un chef-d'œuvre qui ne venait point, réclamait des pièces sinon moralisantes, du moins basées sur l'observation des mœurs et des réalités domestiques. C'est dans cette conception que rentraient les deux œuvres mentionnées ci-dessus; empruntées aux littératures du Nord, il est juste de noter en passant la place, il est vrai, modeste qu'elles occupent dans l'évolution du théâtre moderne, comme au dix-huitième siècle les auteurs anglais imités par les Français ont, dans une certaine mesure, collaboré à l'évolution de la comédie plaisante en comédie larmoyante.[1]

Enfin en 1864 l'édition complète des *Œuvres* d'Antoine-Vincent Arnault, l'auteur de *Germanicus,* tragédie représentée le 22 mars 1817 à la Comédie-Française, contient quelques pièces qui attestent que, pour infuser au théâtre une sève nouvelle, les novateurs entre 1820 et 1830 prenaient de toutes mains à l'Italie, à l'Angleterre et à l'Allemagne. Déjà le 2 juin 1796, Arnault avait donné au Théâtre de la République *Oscar, fils d'Ossian,* tragédie qui se perdait dans 'les brumes septentrionales' et parmi celles qui parurent imprimées sans avoir eu les honneurs de la représentation, on peut lire un *Werther,* voisinant avec un *Laurent de Médicis,* une *Marguerite d'Anjou,* un *Romeo et Juliette* et un *Grégoire VII,* 'tout le bagage de l'arrière-garde classique'.[2]

Sur la limite de deux siècles, Werther est remonté sur les planches. En 1893, l'opéra reprenait les tentatives précédentes dans le drame lyrique *Werther* en quatre actes et cinq tableaux, œuvre de M. M. Edouard, Paul Milliet et George Hartmann qui s'adjoignirent le compositeur Massenet. Il avait affronté pour la première fois l'épreuve de la représentation à l'Opéra impérial de Vienne le 16 janvier 1892; de la capitale de l'Autriche, il passait l'année suivante à l'Opéra comique de Paris. La *Revue encyclopédique* du 15 mai 1893, rappelant à cette occasion les essais antérieurs d'adaptation du roman allemand à la scène, disait que nul n'avait réussi et qu'il était assez curieux de constater que jamais ces essais ne se sont produits en Allemagne et que c'est en France et en Italie seulement qu'on a tenté de dramatiser *Werther,* toujours d'ailleurs avec l'aide de la musique; 'il était réservé à nos auteurs français d'extraire du roman de Gœthe une œuvre viable et vraiment intéressante'.

Intéressante, soit; viable, le public se prononcera. On a pu en recueillir le verdict en 1903 lorsqu'une nouvelle création vint

[1] v. sur ce sujet, *Nivelle de la Chaussée,* par G. Lanson, Paris, 1887.
[2] Albert Le Roy, *L'aube du théâtre romantique,* Paris, 1904, p. 104.

infliger un démenti à la seconde partie de la prédiction de la *Revue encyclopédique*. C'est à cette dernière œuvre et aux jugements qu'elle a provoqués que nous empruntons la fin de cette étude; les appréciations suivantes fourniront d'elles-mêmes les conclusions à tirer des travaux antérieurs qui s'étendent sur un espace de plus d'un siècle.

Dès les premiers jours de mars 1903, le théâtre Sarah Bernhardt donnait un *Werther, drame en cinq actes de Mr Pierre Decourcelle, d'après Gœthe, musique de Mr Raynald Hahn*. Sans être trop défavorable à l'auteur, la critique théâtrale attribue presque unanimement le succès de la soirée à l'expérience et à l'habileté du dramaturge plus qu'à l'intérêt psychologique qui s'attache à la destinée du héros et qui soutient tout le roman. Le *Figaro* du 7 mars loue Mr Decourcelle 'd'avoir fait une œuvre plus pratique d'homme de théâtre, ou si l'on veut, d'homme de métier', car pour sublime que soit le sujet, il est monotone, et, en pareil cas, les détails accessoires et les aventures épisodiques viennent en aide à ce long monologue d'amour qui resterait languissant à la scène.[1] 'Ceux qui connaissent Werther verront ce spectacle avec plaisir, à condition de ne pas en attendre des impressions bien vives; pour les autres, il m'est difficile de me rendre compte de l'effet que ce germanisme, à mon sens très francisé, peut produire sur eux, écrit à son tour le correspondant parisien du *Journal de Genève* du 8 mars qui rapproche de Werther, René, Adolphe et Obermann, tous personnages qui se prêtent malaisément à un 'découpage dramatique'. Tandis que, dans *le Temps* du 9 mars, un autre critique évoque Manfred et Hamlet, c'est pour mieux affirmer que les éléments dramatiques manquent à *Werther,* uniquement occupé à combattre ses propres sentiments, alors que le prince danois aux prises avec sa faiblesse, puise dans cette lutte avec lui-même un principe d'action et de courage pour accomplir une vengeance au-dessus de ses forces.

Pour les lettrés qui confrontent leurs impressions avec celles que leur a suggérées la lecture d'œuvres similaires, l'occasion était propice de mesurer le chemin parcouru depuis 'la première lamentation du Romantisme' jusqu'aux grands représentants de l'école. Ainsi le drame de *Werther,* quoique étoffé par des événements et des complications d'intrigue, rappelait au critique de la *Revue Bleue* du 14 mars que Werther, par son goût immodéré de l'analyse intime, était le premier ancêtre que en France et à l'étranger pouvait revendiquer l'histoire de la poésie moderne. 'Cette mélancolie amoureuse, cette blessure saignante qui se refuse à tout pansement, et qui, si je puis dire, s'alimente de soi-même, cette volupté de la souffrance qui se complaît à ses fiévreuses lamen-

[1] Ce journal donne une analyse détaillée de la pièce.

tations: tous ces traits, communs au génie de Chateaubriand, de Byron, de Vigny et de Musset, réclament du grand aïeul germanique leur paternité spirituelle; et si jamais doit se vérifier l'idée de Tradition commune à tous les arts qui nous montrent les œuvres reliées les unes aux autres, comme les imbrisables anneaux d'une même chaîne, nul exemple, à coup sûr, ne lui saurait être plus favorable que cette évolution romantique.' Quant à la valeur de la pièce elle-même, il se pourrait bien que la *Revue des Deux Mondes* du 15 mars n'eût pas frappé à côté quand, par l'organe de Mr Doumic, elle appelle *Werther* 'un compromis entre le mélodrame et la comédie de sentiment' dans lequel 'il n'y a aucune espèce de rapprochement à établir entre l'œuvre de Mr Decourcelle et celle de Gœthe'. Ce dernier mot d'un maître aussi avisé, ne révéle-t-il pas avec évidence le motif des succès et des échecs de Werther au théâtre en France? Pour goûter le drame, il faudrait par impossible bannir le roman de la mémoire et reléguer au second plan un épisode littéraire d'une importance capitale et dont la poésie et la pensée vivent et vivront longtemps encore, pour ne pas dire éternellement.

Zürich. Louis Morel.

Tasso's *La Fenice.*

In the Pisa edition (1822) of Tasso's works (Vol. 6: *Rime, Parte Terza,* pp. 69—78) there is a poem of 305 lines, entitled *La Fenice,* which proves, on examination, to be a somewhat expanded translation of Lactantius' *De Ave Phœnice,* with interpolations from Claudian's poem on the same subject, and an introduction and conclusion apparently of the poet's own composition. Lactantius' verses are used in their own order, but 155—160 are omitted, unless v. 156,

Nec prædæ memor est ulla, nec ulla metus,

may be thought to be reflected in Tasso, vv. 210 ff. As these lines, however, follow much more closely Claudian, vv. 79 ff., the latter may be regarded as the true original.

A consideration of the poems by Lactantius and Claudian will show more clearly how Tasso has proceeded. Lactantius has 170 lines, Claudian 110, Tasso 305. The greater length of Lactantius' poem, as compared with Claudian's, may be thus accounted for: his description of the grove where the Phœnix dwells is much more detailed and elaborate than that of Claudian (Lact. 1—30: Cl. 1—6); similarly, introduction and description of the Phœnix (Lact. 31—58, 123—150: Cl. 17—22); flight of Phœnix, and choice of nest (Lact. 59—72: Cl. 0); building of nest, and preparation for death (Lact. 73—94: Cl. 40[b]—44). On the other hand, Claudian describes the infirmities of his extreme age, and introduces two similes, while Lactantius contents himself with two lines (Cl. 27—40[a]: Lact. 59—60); Claudian reports the prayer of the Phœnix to the sun, and the sun's answer, while Lactantius has only one line that may be construed as in any way equivalent (Cl. 45—54: Lact. 93); Claudian comments on the miracle of the fiery birth (60[b]—64; Lact. 0); he remarks on the mild submissiveness of the birds that follow in the train of the Phœnix (Cl. 79—88), where Lactantius has only v. 156, as quoted above:

Nec prædæ memor est ulla, nec ulla metus;

he describes the Egyptian temple of the sun, and the consumption of the remains of the old Phœnix on the altar (Cl. 89—100), where Lactantius has only the two lines (121—2):

> Quam pedibus gestans contendit solis ad urbem
> Inque ara residens ponit in æde sacra.

The other differences of length are inconsiderable, but it should be observed that Lactantius mentions the Egyptian record of the bird's appearance (153—4), which Claudian omits, and that the closing reflections of the two poets vary considerably; Claudian, too, in some measure anticipates these reflections in an earlier passage (23—26).

In general, where the relative originality of Claudian affords additional material to Tasso, he avails himself of it, the indebtedness being greatest between lines 145 and 174 of Tasso, between 196 and 228, and again between 255 and 269.

A fuller analysis of Tasso's poem may now be presented.

The introductory lines (1—11) state that God made the Phœnix — if report is to be trusted — to symbolize his only Son, and His rising from the dead:

> Dio, fra gli altri dipinti e vaghi augelli,
> Quel dì che prima dispiegàr le penne
> Per l'aria vaga al suon dell'alta voce,
> Fè la Fenice ancor, come si narra,
> Se pur degna di fede è vecchia fama;
> E in sì mutabil forma il Padre eterno —
> L'immortal rinascente unico augello —
> Figurar volle, quasi in raro esempio,
> L'immortale e rinato unico Figlio,
> Che rinascer dovea, come prescrisse
> Quando ei ne generò l'eterno parto.

Tasso's rendering of the first four lines of Lactantius' poem will show how paraphrastic he can be at times. The Latin is:

> Est locus in primo felix Oriente remotus,
> Qua patet æterni maxima porta poli,
> Nec tamen æstivos hiemisve propinquus ad ortus,
> Sed qua sol verno fundit ab axe diem.

To this correspond the following lines of the Italian:

> Loco è nel più remoto ultimo clima
> Dell'odorato e lucido Oriente,
> Là, dove l'aurea porta al ciel disserra,
> Uscendo il sol, che porta in fronte il verno;
> Nè questo loco è già vicino all'orto
> Estivo, o pur all'orto ove si mostra
> Il sol cinto di nubi a mezzo il verno;
> Ma solo a quello ond'ei n'appare ed esce
> Quando i giorni e le notti insieme agguaglia.

To the first 58 lines of Lactantius correspond 88 of Tasso (12—99). If these lines of Lactantius be distributed under

topics, the correspondences will be as follows (1—4: 12—20; 5—10: 21—30; 11—14: 31—35; 15—20: 36—44; 21—28: 45—54; 29—30: 55—57; 31—58: 58—99). So far the influence of Claudian is slight — to Tasso's (30)

Che l'ondoso ocean circonda intorno

corresponding Claudian's (1)

Oceani summo circumfluus æquore lucus.

In the following section (59—72: 100—121) there is another trace of Claudian. Tasso has (102—3):

Egli, che già passare a volo i nembi
Poteva, e le sonore alte procelle.

And Claudian (39):

Jam solitæ medios alæ transcurrere nimbos.

In the next section (73—78: 122—132), there seems to be an anticipation of Lact. 167—8:

Ipsa sibi proles; suus est pater et suus heres;
Nutrix ipsa sui, semper alumna sibi.

Here Tasso has (131—2):

L'angel ch'è di se stesso e padre e figlio,
E se medesmo egli produce e crea.

The next section (79—88: 133—144) follows regularly.

The influence of Claudian now becomes more decided. Thus (89—94: 145—160) Tasso, when describing the preparations made by the Phœnix for his fiery death, has (148—9):

E nel falso sepulcro ardente Luna
Al suo nascer prepara anzi la morte.

Here the introduction of *falso sepolcro* must be due to Claudian's (50) O senium positure rogo *falsisque sepulchris.*

Tasso's *Luna* may have been suggested by Claudian's *Cynthia* (38)

— Dubio vanescit Cynthia cornu.

However, the text of these two lines of Tasso is perhaps not unimpeachable. In this section, five lines are translated from three of Claudian's. Claudian has (45—47):

Hic sedet, et blando solem clangore salutat,
Debilior miscetque preces, ac supplice cantu
Præstatura novas vires incendia poscit.

Tasso renders (153—7):

E debol già con lusinghieri accenti
Saluta il sole, anzi l'adora, e placa;
E mesce umil preghiera all'umil canto,
Chiedendo i cari incendi, onde risorga
Col novo acquisto di perduta forza.

In the following section (95—98: 161—174), there are two borrowings from Claudian. The first reads (57[b]—64):

— Jam sponte crematur
Ut redeat, gaudetque mori festinus in ortum.
Fervet odoratus telis cælestibus agger,
Consumitque senem; nitidos stupefacta juvencos
Luna premit, pigrosque polus non concitat axes.
Parturiente rogo cunis Natura laborat
Æternam ne perdat avem, flammasque fideles
Admonet ut rerum decus immortale remittant.

The second (70[b]—71) runs:

— Geminæ confinia vitæ
Exiguo medius discrimine separat ignis.

Here Tasso has (164—174):

Ond egli ferve oltra misura, e flagra,
Lieto del suo morir, perchè veloce
Al rinascer di novo egli s'affretta.
Splende quasi di stille ardente il rogo,
E consume il già lasso e pigro veglio.
La Luna il corso suo raffrena, e tarda,
E par che tema in quel mirabil parto
Natura, faticosa e stanca madre,
Che non si perda l'immortale augello;
Ma di gemina vita in mezzo il foco
Posto il dubbio confin distingue e parte.

Two sections follow without contamination (99—108: 175—187; 109—114: 188—195), but in the next (115—124: 196—228) Claudian again makes his appearance. Here is Claudian (76—88):

Innumeræ comitantur aves, stipantque volantem
Alituum suspensa cohors; exercitus ingens
Obnubit vario late convexa meatu.
Nec quisquam tantis e millibus obvius audet
Ire duci, sed regis iter fragrantis adorant.
Non ferus accipiter, non armiger ipse Tonantis
Bella movent; commune facit reverentia fœdus.
Talis barbaricas flavo de Tigride turmas
Ductor Parthus agit; gemmis et divite cultu
Luxurians sertis apicem regalibus ornat;
Auro frenat equum, perfusam murice vestem
Assyria signatur acu, tumidusque regendo
Celsa per famulas acies ditione superbit.

Corresponding to this, Tasso has (206—225):

E l'accompagna innumerabil turba
D'augei sospesi, e lunga squadra e densa;
Anzi esercito grande intorno intorno
Fa quasi nube, e'l volator circonda;
Nè di tanti guerrieri alcuno ardisce
Al peregrino duce andar incontra,
Ma dell'ardente Re le strade adora.
Non il fero falcone ardita guerra
Gli move, o quel che i folgori tonanti

(Come è favola antica) al Ciel ministra.
Qual le sue barbaresche orride torme
Scorgea dal fiume Tigre il Re de' Parti,
Di preziose gemme e d'aurea pompa
Altero, e di corona il crine adorno,
Purpureo il manto, ch'è dipinto, e sparso
Dall'ago di Soria di perle e d'oro;
E col fren d'oro al suo destrier spumante
Regger soleva il polveroso corso
Per le città d'Assiria, alto e superbo,
Ov'ebbe fortunato ed ampio impero.

In the next section (125—150: 229—254) Lactantius is followed.

In the following (255—269) the authority is Claudian (89—100):

Clara per Aegyptum, placidis notissima sacris,
Urbs Titana colit, centumque accline colonnis
Invehitur templum Thebæo monte revulsis.
Illic, ut perhibent, patriam de more reponit
Congeriem, vultumque dei veneratus herilem
Jam flammæ commendat onus; jam destinat aris
Semina reliquiasque sui; myrrhata relucent
Limina: divino spirant altaria fumo;
Et Pelusiacas productus adusque paludes
Indus odor penetrat nares, completque salubri
Tempestate viros, et nectare dulcior aura
Ostia nigrantis Nili septena vaporat.

Tasso has (255—269):

Del verde Egitto una cittade antica
Ne' secoli primieri al sol fu sacra;
Quivi scorger solea famoso tempio
Di ben cento colonne altiere e grandi,
Già svelte dal Tebano orrido monte;
E quivi, come è fama, il ricco fascio
Ripor solea sovra i fumanti altari,
E'l caro peso destinato al foco,
Alle fiamme credea tre volte e quattro,
Adorando del sol l'ardente immago.
Fiammeggia il seme acceso, e'l sacro fumo
Con odorate nubi ondeggia e spira,
Talch'egli aggiunge agli stagnanti campi
Di Pelusio, e spargendo odori intorno,
Di sè riempie gli Etiopi e gl'Indi.

In the next section (151—4: 270—274), Lactantius is the sole original.

Lactantius is much condensed in the following section (161—5[a], 169—170: 275—284), lines 165[b]—8 being omitted there, though 167—8 are used elsewhere (see above, p. 373). Claudian is slightly used; thus (Cl. 101[a]—102[b]):

— Quo salvimur omnes,
Hoc tibi suppeditat vires. —

And Tasso (278[b]—9):

— E lunga età vetusta
Non manda, come gli altri, al fine estremo.

In the next section, Tasso is wholly dependent upon Claudian (Cl. 103[b]—105: 285—292). Thus Claudian:

— Moritur te non pereunte senectus.
Vidisti quodcumque fuit. Te sæcula teste
Cuncta revolvuntur.

Tasso expands greatly, perhaps taking a hint from Claudian's concluding lines, which are an expansion of what has preceded. Tasso has:

Tu, poichè la vecchiezza i mari e i monti
Cangiato ha quasi, e variato il mondo,
Perpetuo ti conservi, e quasi eterno
A te medesmo ognor pari e sembiante;
E tu sei pur del raggirar de' tempi,
E de' secoli tanti in lui trascorsi,
Di tante cose e di tante opre illustri
Sol testimonio, o fortunato augello!

Tasso's closing lines (293—305) are, so far as I know, original in form, though not, of course, in thought:

E felice viepiù, perchè a noi mostra,
Quasi in figura di colori e d'auro,
L'unico Figlio del suo padre Iddio,
Dio come è 'l Padre, a lui sembiante e pari:
E la natura col tuo raro esempio
Insegna pur all'animosa mente,
(S'ella dubita mai) com'ei risorga
Dalla sua morte e dal sepolcro eterno.
E benchè nostra pura e 'nvitta Fede
Abbia lume più chiaro, onde c'illustri,
Te non disprezza, e con perpetuo onore
Il tuo bel nome al tuo Fattor consacra,
Ch'è sommo Sole, ond'ha sua luce il sole.

Of Tasso's interest in the Phœnix a canto of the *Gerusalemme Liberata* (17. 35) is evidence, and of his interest in Lactantius the fact that he had a copy of that writer's works in his library (Solerti, *Vita di Torquato Tasso* 3. 184).

With Tasso's figuration of Christ by the Phœnix may be compared a passage from Sannazaro (*De Partu Virginis* 2. 411—421), where he is speaking of the infant Christ attended by the heavenly host:

— Jamque Infantem videt, et videt ipsam
Majorem adspectu, majori et lumine Matrem
Fulgentem, nec quoquam oculos aut ora moventem,
Sublimemque solo, superum cingente caterva
Aligera. Qualis, nostrum quum tendit in orbem,
Purpureis rutilat pennis nitidissima Phœnix:
Quam varie circum volucres comitantur euntem.
Illa volans, Solem nativo provocat auro
Fulva caput, caudam et roseis interlita punctis
Cæruleam, Stupet ipsa cohors, plausuque sonoro
Per sudum strepit innumeris exercitus alis.

I know of two comparatively early translations of Lactantius' *De Ave Phœnice* into Italian. The later is recorded by Graesse (4. 68): *La Fenice, tradotta nel volgare in ottava rima* da P. Zacchia. Roma, 1608.

The other (the only one, to my knowledge, before 1600) has the title: *La Fenice di Lattantio Firmiano, tradotta nouamente in bona lingua volgare* da Messer Giulio Pollastrino Aretino ... Romæ, 1544. The translation is preceded by a poem of two stanzas, beginning

La Fenice cant' io, e 'l modo, e' il luoco.

The first stanza of the translation is:

E nella prima parte d'oriente
Un felice, rimoto, ameno luoco,
Onde s'apre del cielo eternamente
La grandissima porta, ne al gran fuoco
Troppo è vicino della State ardente
Ne dall horrido Verno è lontan poco:
Ma che temprato il sol' mattino, & sera,
Spira una sempre lieta Primanera.

The translation is followed by four stanzas in honor of a certain Francesca, who is mentioned in the poem, the beginning of this part being as follows:

Unica è la Fenice, Unica voi
Generosa Francesca, Inclita Dama.

This rendering appears decidedly mediocre when compared with Tasso's production.

New Haven, Conn. (U. S. A.). Albert S. Cook.

Kleinere Mitteilungen.

Zur Wertschätzung von Wielands 'Oberon' in England.

Bei einem hiesigen Antiquar sah ich jüngst ein zweibändiges Exemplar von W. Sothebys Übersetzung von Wielands Oberon, London 1798. Laut Eintrag auf dem Vorsatzblatt jedes Bandes gehörte es noch im Erscheinungsjahr einem gewissen Wm Mortimer in Exeter. Mit welch unbegrenzter Bewunderung dieser Mortimer zu dem dichterischen Genius, zu dem Reichtum Wielandischer Phantasie emporblickt, obgleich sein begeistertes Urteil vielleicht nur auf dieser, das Original nicht einmal vollständig wiedergebenden Übertragung gegründet war, das zeigen folgende zwei Einträge von seiner Hand, die ich dank dem Entgegenkommen des Besitzers hier mitteilen kann. Sie stehen auf der Mitte des Vorsatzblattes jedes Bandes.

Band 1: Each change of many colour'd life he drew,
Exhausted worlds and then imagin'd new:
Existence saw him spurn her bounded reign,
And panting time toil'd after him in vain.'

Band 2: 'Yes, Wieland! thou sattest at the table of the Sun: Apollo gave thee a wreath of his own Bays, without snatching: — the lyre thou playest on has no barrowed strings.'

Wm Mortimer wendet also, worauf mich mein Kollege W. Chambers weist, auf Wieland an, was Ed. Blount in *The Epistle Dedicatorie to the R^{t} Hon. Richard Lumley'* von Lyly (cf. *The Complete Works of John Lyly* by R. W. Bond, Oxford 1902, p. 2) und Dr Johnson (*Works* ed. by A. Murphy [1806] p. 220) von Shakespeare sagten. Fürwahr, Wieland durfte es sich gefallen lassen, in solcher Gesellschaft zu stehen!

London. R. Priebsch.

Zur Valentins-Szene in Goethes 'Faust'.

In meinem Aufsatz über die Walpurgisnacht (*Neue Jahrbücher für das klassische Altertum* usw., 1907, S. 145 ff.) habe ich einige Ordnung in die schwierige Chronologie der Gretchen-Handlung zu bringen versucht, die durch einige Fortbildungen und Umstellungen gegenüber dem 'Urfaust' (1775) und dem 'Fragment' (1790) in der endgültigen Dichtung von 1806 in die sattsam gerügte 'heillose Verwirrung' geraten zu sein scheint. Nach meiner Ansicht erledigen

sich die vor allem von Furst und Thomas betonten Schwierigkeiten (vgl. *Modern language notes* XIII) am besten so: Faust verläfst Gretchen sofort nach dem ersten Liebesgenufs, die Mutter stirbt an dem Schlaftrunk, und Faust kehrt erst zurück, nachdem ihn Mephistopheles so weit 'eingeteufelt' hat, dafs er für die Walpurgisnacht reif geworden ist und Gretchen schlechtweg seine 'Buhle' nennt. Inzwischen ist die Sommerzeit vergangen, ja es ist wieder Frühling geworden. Gretchen sieht der Geburt ihres Kindes entgegen. Es folgt die öffentliche Brandmarkung durch Valentin, dessen Ermordung dann die Reihe der tragischen Schlufsszenen einleitet. Gegen diese Deutung nun wendet Professor Calvin Thomas, dem wir den besten Kommentar zu unserer Dichtung von ausländischer Seite verdanken, brieflich ein, dafs die Zeilen 3674 f.:

Mir tut es weh,
Wenn ich ohne Geschenke zu ihr geh —

nicht zu ihrem Rechte kämen. Sein Einwand ist so wichtig, dafs er eine öffentliche Diskussion verdient. Thomas sieht nur zwei Möglichkeiten, die angeführten Verse zu erklären. Entweder bedeuten sie nach seiner Ansicht: 'Mir täte es weh, wenn ich nach so langer Abwesenheit ohne Geschenke zu ihr ginge'; diese Deutung lehnt er ab, weil sie in den einfachen, deutschen, präsentisch-indikativischen Satz zu viel hineinliest; ich gebe das ohne weiteres zu, kann aber der zweiten, von ihm selbst angenommenen Deutung auch nicht zustimmen, wonach Faust wenigstens ein paarmal ohne Geschenke zu Gretchen gegangen ist und das als unleidlich empfunden hat. Thomas scheint die Stelle 'auf eine gemütliche, durch längere Zeit sich schleppende Liaison zu deuten, kurz auf ein Egmont-Klärchen-Verhältnis'.

Für die letztere Annahme liegt kein zwingender Grund vor, und sie bringt etwas so Widerwärtiges in die ganze Szene hinein, dafs wir sie nicht ohne Not beibehalten dürfen; 'wenn' braucht hier nicht gleich 'so oft, als' zu stehen. Aber auch wenn wir die Partikel nicht temporal, sondern rein hypothetisch auffassen, so braucht sie doch noch lange keine irrationale Annahme anzudeuten; Faust meint nicht: 'Es täte mir leid, wenn ich ohne Geschenke zu ihr gehen müfste', sondern: 'Es bereitet mir Schmerz, wenn ich einmal, oder besser, dafs ich in diesem Falle so zu ihr gehen mufs'. 'Wenn' wechselt eben im Deutschen häufig genug mit 'dafs' und bedeutet dann meist eine Verallgemeinerung des Einzelfalles: 'Es tut mir jetzt leid und würde mir immer wieder leid tun, wenn ich es später so machen müfste'. Zum Vergleich ziehe man die Stellen heran, die Blafs in seiner *Neuhochdeutschen Grammatik* (3. Auflage, 1896, II, 973) für den Gebrauch des 'wenn' — 'dafs' bei unseren Klassikern und insbesondere bei Goethe beigebracht hat. Lessings Satz: 'Ich liebe es, wenn ein junger Dichter etwas wagt', bedeutet weder eine irrationale Annahme: 'Ich würde mich freuen, wenn er etwas wagen

wollte', noch eine ganz allgemeine Aussage: 'Ich freue mich, so oft ein Dichter etwas wagt, und habe mich schon oftmals darüber gefreut', sondern: 'Hier wagt ein Dichter etwas; ich freue mich darüber, wie ich das immer tue, so oft ich die gleiche Wahrnehmung mache'. Die anderen Beispiele übergehe ich, weil sie nichts Neues bringen.

Aus Fausts Worten geht also für mich nur hervor, dafs er in dem Augenblick, wo er vor Gretchens Tür steht, ohne Geschenke zu ihr kommt, und dafs ihm das leid ist; er verallgemeinert das, um seine Aussagen zu bekräftigen und für die Zukunft allenfalls vorzubauen; es wäre sprachlich nicht unmöglich, aber ebensowenig notwendig, dafs er schon früher ohne Geschenke zu ihr gekommen wäre, wie ja denn auch die Szenenreihe, die mit dem Religionsgespräch beginnt, eine Wiederkehr ohne Geschenke zeigt.

Man fasse nur die Anfangsworte unserer Szene möglichst scharf ins Auge, um den Zusammenhang zu verstehen; heute bringt Faust kein Geschenk mit; der Schatz, den er flimmern sieht, und in den Mephistopheles hineingelugt hat, gibt heute seine Herrlichkeiten noch nicht her. Das geschieht erst zu Walpurgis, wo die Erde, wie auch Goethes Dichtung in der Mammon-Szene zeigt, ihr Innerstes öffnet. So lange mufs Faust warten, dann will er dem Schatz ein Geschenk für Gretchen entnehmen — woran Mephistopheles wenig liegt, der mit der Teilnahme an Walpurgis ganz andere Zwecke verfolgt. Bedeutsam ist, dafs die wunderbare Nacht für den Helden zunächst nur im Hinblick auf seinen Liebesverkehr mit Gretchen irgend eine Wichtigkeit hat. Alles andere ist nachher die Mache des Teufels. Heut mufs er nun, wohl oder übel, ohne Geschenke zu Gretchen gehen, und so erklärt es sich wohl, dafs er sich so schnell damit einverstanden zeigt, dafs Mephistopheles ihr wenigstens ein Ständchen bringt. Düntzers Einwand, es sei 'unfafslich, dafs Faust dies dulden kann und glaubt, Gretchen werde ihn zur Nachtzeit einlassen, trotz des Aufsehens, den dieses Ständchen erregen mufs', beruht auf einer etwas philiströsen Verkennung der dichterischen Absichten. Faust, der Gretchen seine 'Buhle' nennt und mit Geschenken zu ihr geht, wird jetzt wenig Respekt vor ihrem guten Ruf haben; ihm kommt es nur darauf an, sie durch irgend einen Beweis seiner Zuneigung zu kirren, und dazu ist das Lied des Mephistopheles recht wohl geeignet. Freilich läfst ihn Gretchen nicht ein; sie würde ihn vielleicht auch auf Grund eines Geschenkes nicht einlassen, falls sie an dem Inhalt des Liedes und damit überhaupt an ihrem Verhältnis zu Faust jetzt Anstofs nähme; anderenfalls müssen wir eben sagen, dafs ihr Entgegenkommen nur durch das Eingreifen Valentins verhindert wird.

Jedenfalls liegt in der ganzen Szene nirgends ein zwingender Anhaltspunkt dafür vor, dafs Gretchen seit der Brunnenszene Faust wieder zu sehen bekommen hat.

Heidelberg. Robert Petsch.

The Source of the Musarion Verses in Goethe's Maskenzug 1818.[1]

In this, the last and most elaborate of Goethe's *Maskenzüge*,[2] 'eine grofse Weimarische Ruhmes- und Ehrenhalle', as von Loeper (Hempel 11[1], 274) well styles it, the *Festzug* proper begins with the appearance of the river *Ilme* to briefly characterize Wieland and present Phanias (the hero of *Musarion*), who tells us that, after a period of gaiety which ceased to give pleasure, he retires into solitude, and takes refuge in philosophy, only to be overcome with gloomy doubt and grow utterly weary of living; then

"Ein Mädchen kommt, die er geliebt,
Aus falschem Argwohn sie verlassen.
Sie ist's, die ihm[3] die besten Lehren gibt:
'Warum das Leben, das Lebend'ge hassen?
Beschaue nur in mildem Licht
Das Menschenwesen, wiege zwischen Kälte
Und Überspannung dich im Gleichgewicht;
Und wo der Dünkel hart ein Urtheil fällte,
So lafs ihn fühlen, was ihm selbst gebricht;
Du, selbst kein Engel, wohnst nicht unter Engeln.
Nachsicht erwirbt sich Nachsicht, liebt geliebt.
Die Menschen sind, trotz allen ihren Mängeln,
Das Liebenswürdigste, was es gibt;
Fürwahr, es wechselt Pein und Lust.
Geniefse wenn du kannst, und leide wenn du mufst,
Vergifs den Schmerz, erfrische das Vergnügen.
Zu einer Freundin, einem Freund gelenkt,
Mittheilend lerne wie der andre denkt.
Gelingt es dir, den Starrsinn zu besiegen,
Das Gute wird im Ganzen überwiegen'."
(Weimar ed. 16, 266 f.)

The lines [270—286] placed by Goethe in quotation-marks thereby purport to give accurately the teaching of Wieland's poem, which has accordingly been examined by the editors of Goethe, but with little success. Even Gustav von Loeper found only one line [281]:

"Geniefse wenn du kannst, und leide wenn du mufst,"

to be taken directly from *Musarion* [line 379]:

"Geniefsest, weil du kannst, und leidest, wenn du mufst?"

Some slight resemblances in other cases are very general in character and scarcely worth noting. Clearly the most important of the lines are [nos. 271—279] those now italicized, and in the original MS.

[1] This is the substance of a paper read before the Philological Association of the Johns Hopkins University in Baltimore on April 20, 1906, but the main point was perceived more than two years ago.

[2] Apart, of course, from the gorgeous *Mummenschanz* in the Second Part of *Faust*.

[3] The Weimar edition here follows Goethe's correction in both MSS., all other editions read "mir"; cf. W. 16, 477.

itself (cf. W. 16, 477) they are distinguished from the rest by being written on a separate piece of paper. As giving a well considered summary of Wieland's philosophy of life at the time *Musarion* was written (1768), they are of considerable importance, but since no one, Düntzer included,[1] has hitherto been able to find them in Wieland's writings, they have been regarded as distinctly Goethe's own.

Though he tells us, in a well known passage of *Dichtung und Wahrheit* [II, 7. 8 = Hempel 21, 54. 91: cf. v. Loeper 282 f. 319] with what great interest he read the advance sheets of *Musarion* while a student at Leipzig, the poem was not actually published until after he had returned to Frankfurt in August 1768. There he wrote in the *Stammbuch* of his friend Ernst Theodor Lange (later Lessing's successor as Librarian at Wolfenbüttel): —

"Ja Götterlust kann einen Durst nicht schwächen,
Den nur die Quelle stillt.
So stotterte Wieland
Frankfurt am Mayn und so fühlt im ganzen Ernste
den 17ten Sept. 1769. Ihr Freund
Goethe."

(v. Biedermann, *Goethe und Leipzig* 2, 6.)

Meanwhile (at least before July 11th, when it was reviewed by Gerstenberg, *D. L. Dkm.* 128, 233) a new edition of *Musarion* had appeared, and was perhaps the one used by Goethe.[2] It is adorned with seven charming vignettes by his friend the engraver Stock, and to it is prefixed a particularly interesting prose dedicatory epistle to the author's friend the poet Christian Felix Weisse,[3] dated "Warthausen, den 15. März 1769". Though this epistle has now long been readily accessible in Pröhle's edition[4] (*D. N. L., Wieland* 1, 10), it has never yet received due attention, for in it Wieland says in part (1769 p. IV f.):[5]

"Denn weil ich nun einmal im Bekennen bin, so gestehe ich Ihnen auch, daſs dasjenige, was man sonst von allen Schriftstellern sagt, 'daſs sie sich selbst, sogar wider ihren Willen, in ihren Werken

[1] *Goethes Maskenzüge* (Leipzig 1886) p. 168 f.

[2] The two lines quoted by Goethe read precisely the same in both editions (1768 p. 61: 1769 p. 85).

[3] Cf. *Ausgewählte Briefe von C. M. Wieland* 2, 312 (Zürich 1815).

[4] Contrary to Pröhle's positive statement (p. 4) that it: "nur in dieser Ausgabe [1769] steht und nirgends wiederholt ist," it is included also at least in the authorized edition of 1799 and in the pirated reprints by Heilmann (Biel 1770), Brendel (Leipzig 1772) and Fleischauer (Reutlingen 1780). None of these is now in Goethe's library or included in Kräuter's manuscript catalogue of it (1828); but see below. According to Milchsack (*Centralbl. f. Bibliothekswesen* 13, 561: Dez. 1896) there are at least *five* "Doppeldrucke" of the edition of 1769. Gotthilf Weisstein kindly called my attention to Milchsack's interesting paper, continued 14, 509 fg.

[5] The importance of the following passage was emphasized by Gerstenberg.

abbilden', in diesem Gedichte eine meiner Absichten war. Ich wollte, dafs eine getreue Abbildung der Gestalt meines Geistes (die von einigen, theils aus Blödigkeit ihres eigenen, theils aus zufälligen Ursachen, vielleicht auch aus Vorsatz und Absichten, mifskannt worden ist) vorhanden seyn sollte; und ich bemühete mich, Musarion zu einem so vollkommenen Ausdruck desselben zu machen, als es neben meinen übrigen Absichten nur immer möglich war. Ihre Philosophie ist diejenige, nach welcher ich lebe; ihre Denkart, ihre Grundsätze, ihr Geschmack, ihre Laune sind die meinigen. [1][Cf. line 271] *Das milde Licht, worinn sie die menschlichen Dinge ansieht;* [273] *dieses Gleichgewicht zwischen Enthusiasmus und Kaltsinnigkeit, worein sie ihr Gemüth gesetzt zu haben scheint;* [274 f.] *dieser leichte Scherz, wodurch sie das Ueberspannte, Unschickliche, Schimärische, (die Schlacken, womit Vorurtheil, Leidenschaft, Schwärmerey und Betrug, beynahe alle sittliche Begriffe der Erdbewohner zu allen Zeiten, mehr oder weniger verfälscht haben,)* [284 f.] *auf eine so sanfte Art, dafs sie gewissen harten Köpfen unmerklich ist, vom wahren abzuscheiden weifs;* [275] *diese sokratische Ironie, welche mehr das allzustrenge Licht einer die Eigenliebe kränkenden oder schwachen Augen unerträglichen Wahrheit zu mildern,* [277] *als andern die Schärfe ihres Witzes zu fühlen zu geben sucht;* [278] *diese Nachsicht gegen die Unvollkommenheiten der menschlichen Natur — welche, (lassen Sie es uns ohne Scheu gestehen, mein Freund,)* [279] *mit allen ihren Mängeln doch immer das liebenswürdigste Ding ist, das wir kennen —. Alle diese Züge ... sind die Lineamenten meines eignen Geistes und Herzens ...*"

Here then we have beyond all doubt Goethe's source,[2] and see that he has carefully fulfilled the promise of the prose program of the masque (W. 16, 237): "Die Lehre von Mäfsigung, Genügsamkeit, heiterm Genufs und stiller Duldung wird, nach des Dichters [i. e. Wieland in *Musarion*] eigenster Weise, kürzlich ausgelegt." [3] Indeed it was probably this conscientious desire to use Wieland's own words so far as possible which led to the short line [279]: "Das Liebens-

[1] These numbers refer to the lines evidently based on the words following the figures. The italics are mine.

[2] On Nov. 22, 1818 Goethe, then at Berka, received *Musarion* from the Weimar Library, and, after reading in it, wrote the verses next day, as shown by the date on the manuscript (cf. W. 16, 471 and *Tageb.*). The *edition* of Musarion is not specified in the *Ausleihebuch* of the Library, but from the duplicate catalogue preserved in the University Library at Jena, it appears that the Weimar Library at that time possessed only the dition of 1769. This copy [Dd, 3 : 201.] I have used. On Dec. 10 Goethe returned *Musarion* together with Herder's *Adrastea* Bd. I 1801 [cont. i. a. *Aeon und Aeonis*] and *Schillers Werke* Bd. XII [cont. i. a. *Demetrius*], which had been borrowed at the same time for a similar purpose.

[3] On Nov. 22nd Goethe wrote to Meyer (*Briefe* 31, 14): "Meinen Kindern schrieb ich, dafs mir viel daran gelegen sei, die Gruppe von *Musarion* gut ausgestattet zu sehn ...".

würdigste was es gibt;"[1] In any case we now understand how Goethe came to write it as it is; and in view especially of the strictly authentic nature of the characterization may now the more readily accept Max Koch's statement (*Allg. d. Biogr.* 42, 417): "Die unerreichbar beste Schilderung von Wielands Eigenart entwarf Goethe in der Rede ... und in den charakterisirenden Versen, die er im Maskenzuge von 1818 dem Dichter der 'Musarion' und des 'Oberon' widmete."[2]

Jena. Leonard L. Mackall.

Bedingungssatz statt Relativsatz im Angelsächsischen.

In den angelsächsischen Gesetzen beginnen viele Fälle, statt mit 'Wenn jemand', mit *Se þe*; der folgende Optativ beweist den konditionalen Sinn. So Ælfred Einl. 15. 17. Umgekehrt findet sich *gif* statt des Relativums in einer Interpolation zu Eadmund I 3; Dem unbufsfertigen Totschläger wird verboten, zum königlichen Hoflager zu kommen, *gyf he cyninges man sy*. Dies bedeutet nicht etwa: wenn der Mörder nicht Königsvasall ist, dürfe er zu Hofe; sondern es erklärt nur: ein Totschläger, welcher als Königsvasall zu Hofe gehört. Die Handschrift ist um 1130 geschrieben, die Synode 942—6 abgehalten. Die Interpolation fällt also dazwischen.

Berlin. F. Liebermann.

Zum altenglischen Gedicht von der Schlacht bei Brunanburh.

V. 12b—13a überliefert die Hs. A so:

. . . . . *feld dænnede*
sêcȝas hwate . . . . . .

wo *dænnede* aus *dænede* von einer anderen Hand geändert zu sein scheint. Die Handschriften B, C und D dagegen bieten:

. . . . . *feld dennade* (*dennode* D)
secȝa swate . . . . . .

Da die Lesart *sêcȝas hwate* metrisch sehr verdächtig ist, jedenfalls zu den ungewöhnlicheren und zweifelhaften Versformen gehört (vgl. *Beitr.* X 310, 453 f.; Sievers, *Altgerm. Metrik* S. 132) und aufserdem

[1] Schröer (*D. N. L. Goethe* 1111, 527) suggests the insertion of a *nur* before *gibt*, but a much earlier emendation by Sanders (*Herrigs Archiv* XV, 87: 1854) of *doch* before *was* would now seem more plausible since Wieland used *doch*. But the manuscript and all editions read as above, and it will be recalled that even in *Die Geheimnisse* Goethe left an important line (122) similarly short: —

Dem edlen Manne, der uns hergeleitet, 121
Wohnt Friede Gottes in der Brust. 122

[2] Since the above was written the *Maskenzug* has been published in Heinemann's edition of Goethe (vol. 18, edited by Th. Matthias), but without any note to the passage in question.

die Überlieferung von BCD auch sonst meistenteils vorzuziehen ist, so müssen wir der anderen Lesart *secȝa swate* entschieden den Vorzug geben. Damit fällt auch die Möglichkeit weg, *dænnede* (*dennade, dennode*) mit me. *dennien* trans. 'to ensconce, or hide in (or as in) a den',[1] ursprünglich 'in eine Höhle verstecken', ne. *den* 'in einer Höhle wohnen' in Verbindung zu setzen, wie es Zupitza und Schipper in ihrem Übungsbuche tun. Nach ihnen wäre also die Übersetzung der Stelle etwa: 'die Erde nahm in ihren Schofs wackere Helden auf'. Dagegen läfst sich auch fernerhin einwenden, dafs ein solcher Satz sehr schlecht mit der lebhaften Beschreibung des Kampfes in Einklang steht. Erst nach der Schlacht konnte ja eigentlich der Staub der Männer dem Schofs der Erde einverleibt werden.

Wollen wir also die andere Lesart (*feld dennade secȝa swate*) ins Auge fassen. Die Mutmafsung Ettmüllers, der *dennian* mit *lubricum fieri* übersetzt, und dem Bosworth-Toller, Plummer u. a. ('to become slippery') gefolgt sind, kann kaum ernsthaft mit in Betracht kommen, da ein solches Wort unbelegt ist und man übrigens gar nicht einsieht, was für Gründe Ettmüller und seine Nachfolger zu der betreffenden Übersetzung bewogen haben.

Ebensowenig überzeugend sind die folgenden Übersetzungsversuche: 1) Körner ('das Feld färbte sich dunkel'), der *dynnede* liest (wohl zu *dunn* 'dun, dark brown'; ein solches Verbum ist sonst unbelegt), 2) Rieger ('the field resounded under the troops of soldiery, *i. e.* under their movement'), welcher *feld dynnede secȝa swēotum*[2] liest, 3) ten Brink ('das Feld wurde mit dem Blute der Männer gedüngt', *Gesch. der engl. Literatur* I, S. 116), der also eine Form von dem Verbum *dynȝan* 'to manure' vermutet.

Eine ganz leise Änderung wird aber meines Erachtens alles in Ordnung bringen. Mit Körner, Rieger und ten Brink glaube ich, dafs der Stammvokal des Verbums, das im Original stand, *y* war. Ich lese *feld dyn(n)ede secȝa swāte,* wörtlich: 'das Feld brauste von dem Blute der Männer'.

Diese Auffassung dürfte eine eingehendere Begründung nötig haben.

Die Bedeutungen des ae. Verbums *dynnan, dynian* waren zwar 'to sound, ring with sound, resound' (*N. E. D.*) mit dem Nebensinn eines heftigeren Ertönens oder Erdröhnens. Aber nach Ausweis verwandter Sprachen, besonders des Altnordischen, läfst sich vermuten, dafs das Wort auch im Altenglischen ganz leise Geräusche bezeichnen könnte. So z. B. heifst es im altnordischen Gedicht *Bjarkamál en fornu*: *Dagr es upp kominn, dynja hana fjaðrar*; vgl. die Þryms-

[1] Vgl. Best. 36: *wu he dennede him in dat defte meiden, Marie bi name*; O. E. Hom. I 277: *caldeliche dennet in a beastes cribbe* 'coldly lodged in a beast's crib'.

[2] Ich zitiere Körner und Rieger nach Crow, *Maldon and Brunnanburh*, Boston und London 1897, S. 24.

kviða: *Fló þá Loki, fjaðrhamr dundi.* Besonders häufig bezieht sich das Wort *dynja* auf das Strömen des Blutes, z. B. *blóð dynr um einn, or sárum eins*; *þat blóð er dundi or sárum dróttins*; *dǫgg benja dundi or mækis hǫggi 'sanguis e plaga erupit'* (Korm. 27. 4, zitiert nach Egilssons Lexikon) — von einer Schallempfindung kann öfter sogar keine Rede sein. Fritzner übersetzt dieses *dynja* einfach mit 'fare, styrte frem med voldsom Fart'. Es scheint mir nun mehr als wahrscheinlich, dafs auch im Altenglischen das Wort *dynnan* von dem Blute verwendet werden konnte.

Ganz geläufig war dem Altenglischen der Gebrauch des Wortes von der Erde; vgl. *hrūse dynede* Beow. 2558, *þa eorðe gon to dynien* Laȝ. 30410. Ich glaube also, dafs in dem Satze *feld dyn(n)ede seeȝa swāte* zwei verschiedene Vorstellungen zusammengemischt sind. Eigentlich hätten wir *swāt* als Subjekt zu erwarten; statt dessen ist *feld* zum Subjekt geworden (nach der Analogie von *hrūse dynede* oder dgl.), was nun kaum befremden darf.[1]

Göteborg. Erik Björkman.

Mittelenglische Rechtssprichwörter

entbehren noch der Sammlung, Erklärung und Vergleichung, wie sie deutsche und französische gefunden haben. Manche tauchen, vielleicht neu, auf in den Niederschriften nach den Gerichtsverhandlungen, welche seit Edward I. als *Yearbooks* erhalten sind. In den *'Yearbooks a. D.* 1309–10', *ed. for the Selden soc. by F. W. Maitland,* III (1905), finden sich, leider nicht auf englisch, folgende: *Discas alias, ut cautius negocieris* p. 25. 68. *Il voudra ambedeux les aver les oefs et la maille*: er möchte die Eier (auch 'Henne' kommt dafür vor) und den Heller zugleich, p. 79. *Ceo serra pur vin e chandeil*: Wein und Kerze, als Zeichen endgültigen Prozefsabschlusses, p. 190.

Berlin. F. Liebermann.

Zur mittelalterlichen Statistik Englands.

Schon 1371 wurde die althergebrachte fünffache Überschätzung der Anzahl der Kirchspiele Englands amtlich korrigiert. Wie sie sich dennoch in Volksmeinung und Literatur auch das 16. Jahrhundert hindurch erhielt und zur Übertreibung des aus den Einhegungen folgenden Niederganges der bäuerlichen Bevölkerung diente, zeigt E. F. Gay, *Zur Geschichte der Einhegungen in England* (Diss. Berlin 1902), S. 40.

Berlin. F. Liebermann.

[1] Zum Vergleich möchte ich meiner Muttersprache folgendes Beispiel entnehmen. Meinem schwedischen Sprachgefühl ist es zwar korrekter, 'blodet forsade (strömmade) öfver marken' zu sagen, als 'marken forsade (strömmade) af blod', aber so ganz verwerflich scheint mir letzteres nicht zu sein.

Some Old English birdnames.

Whitman, *The Birds of Old English Literature, Journal of Germanic Philology* II, 193 says:

'*huilpa*. The name of a sea-bird, appearing only in Seaf. 21.' Follows l. 21 with a misprint in it. If we turn to the passage in the poem we shall find that the *huilpa* is mentioned in company of some well-known seabirds:

> dyde ic me to gomene ganetes hleoþor
> and huilpan sweg fore hleahtor wera,
> mæw singende fore medodrince.

Clark Hall i. v. 'huilpa' says: "name of a marine *animal*? (Wülcker); of a bird? (B. T.)." Sweet i. v. 'huilpe' gives "a sea-bird". Bosworth-Toller i. v. hú-ilpa has: "The name of a bird so called from its note. [Cf. Ger. uhu *owl*]?" We may safely assume that the 'marine animal' is a bird; it is mentioned in company with the *ylfetu*, *mæw*, and *ganet*. Whether it is a seabird remains doubtful: it may well be one of the migratory Grallae which in autumn, at night, fly in vast flocks over land and sea uttering their loud and weird cries. Among these is the curlew which in Dutch goes by the name of *wulp* or *wilp* (*Numenius arcuata*). In Scotland it is known under the name of *whaup* and is "there accounted 'uncanny' or a bird of ill-omen" owing to its loud call. (Newton, *Dictionary of Birds*, p. 1033; also note 4.) Cf. *Dialect Dictionary* i. v. *whaup*. No doubt the word is onomatopoetic; cf. Frisian *wilster* for the golden plover. It must be clearly understood that though I connect the names *huilpa* and *wilp*, I do not insist upon the identity of the birds, although I consider that identity very probable.

Stint. Thrush. Whitman quotes this word from Zupitza's *Altenglische Glossen* in vol. 33 of the *Zeitschrift für Deutsches Altertum*. In a note Zupitza says (p. 241): "verschrieben für *scric*, wie 260, 29 und 286, 22 steht." The references are to W. W. As a matter of fact *turdus* is in all cases but one rendered by *scric* (W. W. 52, 13; 131, 36; 260, 29; 286, 22; Cp. 2069; Ep. Erf. 1013; Leid. 213); in one case it is rendered by *stær* (W. W. 138, 8); this is evidently wrong, for the next lemma, *turdella*, is rendered by *se mare stær*. *turdella* is rendered W. W. 52, 13 *ðrostle*, 132, 9 *se mare stær*, 260, 25 *þrostle*, 287, 5 *scealfor*, Cp. 2068 *ðrostle*, Ep. Erf. 1011 *throstlæ*, Leid. 205 *drostlæ*. *scealfor* is a mistake of the scribe: the next lemma is *mergula*, *scealfor*. From all this it is evident that the bigger bird, *Turdus viscivorus*, the misselthrush, is *scric*, still called *shrike* in Cumberland, South Country, Wiltshire, and *shrite* in Cumberland, South Country, Cornwall. The smaller bird, *Turdus musicus*, songthrush is *þrostle*, a name that also serves to gloss *merula* (e. g. W. W. 286, 20), the blackbird. That in W. W. *turdus* is translated by *stær*, is no doubt owing to the scribe's reading *sturnus*, which is rendered

by *stær,* for instance 48, 16; no doubt also that he blundered over *turdella, se mare stær.* Whether *stint* is merely a scribal error for *scric* or a mistaken translation I dare not say; in the modern English dialects the name is given to the *dunlin* (Tringa alpina), to the *sandpiper* (Tringoides hypoleucos), and to the *linnet* (Linota cannabina).

Wealhhafoc. Whitman explains "the foreign or Welsh hawk" (p. 170), and Wright says: "In the AS. period the favourite hawk for falconry was obtained from Wales" (W. W. 417). I am afraid Wright had no source for this information but fabricated it from the first part of the compound. Just as little, however, as a walnut is a nut from Wales, a "wealhhafoc" is a hawk from Wales: it is simply a "foreign falcon". — No mention is made of Welsh hawks in books on falconry.

Nihtlecan. Quail. This peculiar name Mr. Whitman gives under Nr. LXII together with *erschen* and *edischen,* and adds the following quotation from Eadwine's *Canterbury Psalter,* 104. 40: biddæd flesces and kymþ ðæ nihtlecæn hlæf hefonæs gefylled hie. Here as elsewhere Mr. Whitman quotes carelessly: *and* (7 in the text) has dropped out. On reading this quotation attentively we shall soon see that something is wrong: *kymþ* does not agree with *ðæ nihtlecæn.* If we compare the verse with the original we shall find that it is not a translation of the Latin text but a rude glossing. Petierunt (biddæþ) carnes (flesces) et venit (cymþ) eis coturnix (ðæ nihtlecæn) et pane (hlæf) caeli saturavit (gefylleþ) eos. Tenses and cases do not agree, *eis* is omitted. Here, as in so many other passages the glossator displays his crass ignorance of Latin; evidently he is one of those men of whom Alfred thought at an earlier period when he said: "swiðe feawa wæron behionan Humbre ðe hiora ðeninga cuðen understondan on Englisc oððe furðum an ærendgewrit of Lædene on Englisc areccean." One striking but by no means exceptional proof of the glossator's ignorance I will give from the same psalm. Verse 17 runs in Latin: Misit ante eos virum in servum venundatus est ioseph. The translation is: Sende beforæn hie wer on þiowdom atersellende wes iosepe. The glossator has somehow taken *venundatus* to mean *atersellende,* evidently mistaking it for *venenum datus,* at all events making a muddle of it. Keeping in mind the glossator's carelessness and ignorance it would appear to me all but certain that he read *nocturni* for *coturnix* and glossed: *ðæ nihtlecæn.* In 90, 5 nihtlic translates nocturnus: a timore nocturno, *from ege ða nihtlican.*[1]

Frysca kite (p. 169). Just as Mr. Whitman on p. 192 disposes of *beardleas* given by Bosworth-Toller as hawk or buzzard, because *buteo* besides being the name of a buzzard also denotes a young

[1] I have since found that Wildhagen gives the same explanation. (*Der Psalter des Eadwine von Canterbury,* Halle, 1905, p. 246.)

man; so also he ought to have kept *frysca* from his list. It occurs in the two following glosses: W. W. 196. 3: *butium,* cyta, frisca; Cp. B. 227: *butio,* frysca. The first means that according to its two senses *butio* (*buteo*) is either cyta (i. e. kite) or *frisca* (i. e. ephebus; cp. W. W. 171. 3). Cp. Schlütter, *Zu Sweet's O. E. Texts, Anglia* XIX, 494, 5.

Mūshafoc. The Dictionaries translate: *mousehawk.* Whitman correctly adds: 'literally', and continues: "it seems impossible to determine what species of hawk bore this name in OE. The name now belongs to the rough-legged buzzard (Archibuteo lagopus), an irregular winter visitant to England." What ground Mr. Whitman has for this information I do not know. In ornithology the name *mousehawk* is unknown. According to the Dialect Dictionary the name is only in use in parts of Northumberland and in Norfolk for the short-eared owl (Asio brachyotus). In all probability *mūshafoc* is a name for the buzzard,[1] that great destroyer of mice. Cp. Dutch *muizerd,* Danish *musvog, musvaag,* German *Mäusehabicht.*

Groningen. A. E. H. Swaen.

Ne. dial. *stot* 'a young bull or ox'.

Im *Archiv* CXVII S. 366 habe ich mich über dieses Wort sehr kurz geäufsert. Ich hatte damals die ae. Glosse *stottas* 'equi uiles' (am Ende der Hs. der Benediktinerregel im Corp. Ch. Coll. Oxford), die Napier in seinen höchst willkommenen *Contributions to Old English Lexicography* (*Phil. Soc. Trans.* 1906) erwähnt, noch nicht kennen gelernt. Die Bedeutung 'Pferd' ist also uralt und kehrt im Mittelenglischen mehrmals wieder (*stot* in Owl and Nightingale, Chaucer, Promptorium Parvulorum). Ich bin noch der Meinung, dafs *stot* 'Pferd' und *stot* 'Stier, Ochs' ein und dasselbe Wort sind, und dafs dieses urgerm. **stotta-* (nicht **stottan*) mit schwed. *stut,* dän.-norw. *stud* 'junger Ochs' (< urg. **stūta-*) verwandt ist. Wenn dies richtig ist, kann die Grundbedeutung für *stut* nicht 'Tier mit kurzen, stumpfen Hörnern' gewesen sein, wie öfters, z. B. von Falk und Torp, angenommen worden ist. Vielmehr müssen wir annehmen, dafs ae. *stott,* schwed. *stut* (< aschwed. *stūter*) ursprünglich 'etwas Stumpfes, Kurzes und Dickes' bedeutete, und dafs *stot* mit schwäb. *stotz* 'Stamm, Stumpf, Klotz, abgestumpfter oder gestutzter Baum', mhd. *stotze* 'Stamm, Klotz' in engster Beziehung steht. Der Name hatte sich ursprünglich auf die Jungen der betreffenden Tiere bezogen.

Eine ganz ausgezeichnete Analogie bietet die Sippe von ae. *colt* 'Füllen, Fohlen', schwed. dial. *kult* 'Ferkel, kleiner Knabe', *kulting, griskulting* 'Ferkel', *kulta* 'kleines Mädchen'; die ursprüngliche Bedeutung gibt sich deutlich zu erkennen in norw. dial. *kult* 'Klotz, Baum-

[1] Buteo vulgaris.

stumpf, Knollen, Bergkuppe, eine dicke runde Figur'. Also verhält sich urg. **stotta-*, **stūta-* 'Junges von gewissen Haustieren' zu *stotz, stotze* 'Stumpf, Klotz' wie schwed. *kult,* ae. *colt* 'Junges von gewissen Haustieren' zu norw. *kult* 'Klotz, Baumstumpf', oder wie awestn. *boli* 'Stier' zu awestn. *bolr* 'Baumstumpf'.[1] Me., ne. dial. *stot* 'bullock, a young bull' entstammt also dem ae. *stot,* das nur einmal, und zwar mit der Bedeutung 'Pferd', belegt ist, aber die Bedeutung scheint von dem nordischen *stūter* usw. zu stammen. Für diese Auffassung spricht im hohen Grade die Verbreitung des Wortes in den ne. Dialekten.

Nach dem hier Vorgebrachten scheint mir meine Erklärung von ae. *stūt* 'Mücke' a. a. O., das meiner Meinung nach ursprünglich etwas 'Stumpfes, Bauchiges, Knollen- oder Kolbenartiges' bedeutete, um so wahrscheinlicher.

Göteborg. Erik Björkman.

Zu Popes *Rape of the lock.*

Canto IV, 99 f. heifst es:

> *For this with fillets strain'd your tender head*
> *And bravely bore the double loads of lead?*

Hierzu bemerkt Ryland in seiner Spezialausgabe (London 1899) S. 40: *'leads fastened to the curl-papers, and lead curls for darkening the hair',* während Croker in der grofsen Ausgabe von Elwin und Courthope II, 171 Anm. 1 sagt: *'The curl papers of ladies' hair used to be fastened with strips of pliant lead'.* Aber eine ganz andere Erklärung findet sich in Frau Gottscheds Übersetzung des Gedichtes (Leipzig 1744) in der Anmerkung **) auf S. 33 f.: 'Um dieses zu verstehen, mufs man sich auf die ehemalige Mode besinnen, da das Frauenzimmer unter den langen Haaren kleine Käppchen | trug, die durch ein Band, an welchem in der Mitte unter dem Kinne zwey Bleygewichter hiengen, fest gemacht wurden, damit man die Haare glatt drüber aufschlagen und flechten konnte.' — Kenner der Modengeschichte werden wohl zum Besten der Anglistik entscheiden können, wer recht hat!

Von Belindas *bodkin* erzählt der Dichter in Canto V, 89 ff.:

> *The same, his ancient personage to deck,*
> *Her great-great-grandsire wore about his neck,*
> *In three seal-rings.*

Ryland bemerkt dazu richtig S. 43: *'on a ribbon about his neck'.* Aber die Gottschedin bringt noch einen hübschen Literaturbeleg zu dieser Sitte a. a. O. S. 43, Anm. *), indem sie aus Zinkgräfs *Deutscher Nation klugausgesprochene Weisheit,* I, S. 146 der Amsterdamer

[1] Noch andere Beispiele von ähnlichen Bedeutungsentwicklungen sind bei v. Friesen, *De germanska mediageminatorna,* Upsala 1897, S. 98 f. (vgl. auch S. 78 f.), verzeichnet.

Ausgabe von 1654 zitiert: 'Als der Obriste, Peter Beuterich von Newenfelfs, zu Strafsburg, neben etlichen von Adel zu einer Gasterey war, und einen goldenen Pitschierring, auf dem sein Wapen mit einem offnen Helm, geschnitten, an einer seidenen Schnur, (wie damals gebräuchlich) am Halse hangen hatte, und einer vom Adel nach demselben griffe, und es besehen wollte, sagte Beutrich zu ihm: Gemach darmit, es ist noch gar frisch, dafs ihrs nicht zerbrechet ...'.

Kiel. F. Holthausen.

Burnsiana.

1. *Frae the friends and land I love.*

Unter den wenigen Burnsschen Gedichten, die jakobitischer Gesinnung leidenschaftlich Ausdruck geben, befindet sich das folgende Lied, das 1792 zum erstenmal veröffentlicht wurde (*The Scots Musical Museum,* IV, Nr. 302):

Frae the friends and land I love
Driv'n by Fortune's felly spite,
Frae my best belov'd I rove,
Never mair to taste delight;
Never mair maun hope to find
Ease frae toil, relief frae care:
When remembrance wracks the mind,
Pleasures but unveil despair.

Brightest climes shall mirk appear,
Desert ilka blooming shore,
Till the Fates, nae mair severe,
Friendship, Love, and Peace restore;
Till Revenge wi' laurel'd head
Bring our banish'd hame again,
And ilk loyal, bonie lad
Cross the seas, and win his ain.

Der Verfasser des Liedes ist nicht genannt, 'no doubt on account of its Jacobite sentiments' (*Centenary Burns,* III 364). Burns selbst hat in ein durchschossenes Exemplar des *Museum* die Notiz eingetragen: 'I added the four last lines by way of giving a turn to the theme of the poem, such as it is.' Demgegenüber erklärte Stenhouse (*Illustrations,* 296): 'The whole song, however, is in his own hand-writing, and *I have reason to believe it is all his own*'; und die Tatsache, dafs sich Burns' Vorlage trotz angestrengten Suchens nicht finden liefs (*Centenary Burns,* l. c.; Dick, *Songs of Robert Burns,* p. 173), schien ihm fast recht zu geben.

Und doch hat es mit der Angabe des Dichters seine Richtigkeit. Nur die letzten vier Zeilen sind als sein Eigentum anzusprechen; der Rest ist alt und hat von ihm nur ein schottisches Gewand erhalten.

The Edinburgh Magazine and Review | By a Society of Gentlemen — jene Zeitschrift, von der sein Vater, wie wir wissen, ein paar Bände besafs, und der er, wie gleichfalls schon bekannt, für drei

Lyrika verpflichtet war,[1] hat ihm auch die Vorlage für unser Lied geliefert. In der Nummer für Dezember 1773 lesen wir auf S. 140:

For the Edinburgh Magazine.

Song. By Metastasio.

L'onda dal mar divisa
Bagna la valle, e'l monte;
Va passagiera in fiume,
Va prigionera in fonte,
Mormora sempre e gema,
Finche non torna al mar;
Al mar, dov' ella nacque,
Dove acquisto gli umori,
Dove da' lunghi errori
Spera di riposar.

Artaserse, At. 3. scen. 1.

Translated by J. B.

Waters from the ocean born †
Bathe the valley and the hill;
Prison'd in the fountain mourn,
Warble down the winding rill:
But, where-ever doom'd to stray,
Still they murmur, and complain;
Still pursue the lingering way,
Till they join their native main.
After many a year of woe,
Many a long, long wandering past;
Where at first they learn'd to flow,
There they hope to rest at last.

"From my friend, and native home,
"Driven by Fortune's cruel spite,
"From my best-beloved I roam,
"Never more to taste delight.
"Never more I hope to find
"Ease from toil, relief from care;
"When rememb'rance racks the mind,
"Pleasures but augment despair.[2]
"Brightest climes shall dark appear,
"Desart every blooming shore:
"Till the Fates, no more severe,
"Friendship, love, and peace restore."

† The measure is adapted to Arne's music. The last twelve lines are added, to illustrate and apply the similie (*sic*).

2. Zu *Archiv* CXVII 57.

Die lehrhafte Erzählung von *Seged, emperor of Ethiopia* ist der Johnsonschen Wochenschrift *The Rambler* (N° 204, February 29, 1752) entnommen. Das Versmotto

Of Heaven's protection who can be
So confident, as utter this:
To-morrow I will spend in bliss

beruht auf Senecas *Thyestes,* 620 f.:

Nemo tam divos habuit faventes,
Crastinum ut possit sibi polliceri.

Halle a. S. Otto Ritter.

[1] Bd. II, S. 422 *Behold the fatal hour arrive* (vgl. hierzu *Archiv* CVIII 140); S. 530 *Could aught of song* (s. *Notes and Queries,* 4th S., VIII 161, *Archiv* CV 421); S. 647 *Pow'rs celestial, whose protection.* — Die genannte Zeitschrift ist ziemlich selten; das Britische Museum besitzt nur den Schlufsband (V, 1776).

[2] Des Boethius Ausspruch 'In omni adversitate fortunae infelicissimum genus est infortunii fuisse felicem' hat auch in der englischen Poesie ein vielfältiges Echo geweckt. Vgl. Bartletts *Familiar Quotations* (1898), pp. 5, 618, 626; Ebert zu *Night Thoughts* I 231 f.; Albrecht, *Leszings Plagiate,* 1913; Koeppel, *A. f. d. A.,* 1898, 51. — William Drummond of Hawthornden schliefst das Gedicht *Alexis, here she stay'd* mit den Versen:

But ah! what served it to be happy so,
Sith passed pleasures double but new woe.

Julius Stockhausen und die Phonetik.

Im Jahre 1856 hatte ein junger Sänger, Julius Stockhausen, in Wien zum erstenmal den ganzen Liederzyklus 'Die schöne Müllerin' von Schubert an einem Abend gesungen. Der bekannte Kritiker Hanslick schrieb bei diesem Anlafs unter anderem: 'Wir erinnern diesmal noch besonders an seine treffliche Deklamation. Im reichsten Ausströmen der Melodie artikulierte Stockhausen bis in die einzelne Silbe verständlich und dabei flüssig, ohne die mindeste Härte.'

Es war die Zeit, wo man in Deutschland anfing, auf die Aussprache im Gesang etwas mehr Wert zu legen. Fr. Schmitts *Grofse Gesangschule für Deutschland* war kurz vorher erschienen und wies die Sänger auf neue Bahnen.

Doch nicht in Deutschland hatte der junge Künstler studiert. Er kam aus Paris und London und hatte französische (im Conservatoire zu Paris) und italienische Schule (bei dem berühmten Manuel Garcia) durchgemacht. Trotzdem, oder vielmehr wohl dank dieser vielseitigen Vorbildung sollte er bald auch eine Autorität auf dem Gebiete des deutschen Gesanges werden; infolge dieser feinen Schulung des Ohres sollte es ihm möglich werden, in der Aussprache des Deutschen jenen Grad der Vollendung zu erreichen, der einen Teil seiner Erfolge als Sänger und Lehrer ausmachte.

Vor wenigen Monaten ist der greise Künstler, 80 Jahre alt, gestorben; möge es einem seiner Schüler erlaubt sein, hier in einigen Zeilen der Verdienste des Meisters um die deutsche Sprache zu gedenken.

Schon früh lernte der Knabe mehrere Sprachen kennen und gewöhnte so sein Ohr an deren verschiedene Klänge. Der Vater war aus Köln, die Mutter eine Elsässerin, *'très-française de cœur'*. Aufser mit der deutschen und französischen Sprache wurde das Kind auch bald mit elsässischen und schweizerischen Dialekten vertraut. Die ersten Gesangseindrücke empfing der Knabe von der Mutter, die eine ausgezeichnete Sängerin war. Regelmäfsigen Unterricht erhielt der junge Stockhausen im Conservatoire zu Paris und dann bei Garcia, der die italienische Schule vertrat. Im Elternhause hatte er Gelegenheit, deutsche Lieder und Oratorien kennen zu lernen. Er selbst bekennt: 'Es gibt nichts Besseres für die Bildung der Mund- und Schlundwerkzeuge, als eine oder mehrere fremde Sprachen zu studieren und zu singen.'

Noch ein Punkt ist hier zu erwähnen: die Franzosen haben sich schon ziemlich früh mit den Regeln der Aussprache beschäftigt. Ich erinnere nur vorübergehend an das *tableau des 10 voyelles et des 10 diphtongues* des P. Mersenne (*Harmonie universelle,* 1636), an die *Remarques curieuses sur l'art de bien chanter* von Bacilly (1679), der ca. 80 Seiten den Vokalen und Konsonanten widmet, an die Arbeiten eines Blanchet, eines Bérard. — Stockhausens Lehrer am

Conservatoire, Ponchard, soll ein Meister in der Kunst der Diktion gewesen sein. An anregenden Beispielen fehlte es auch nicht in den Pariser Theatern. Garcia wiederum lehrte den jungen Sänger nicht ausschliefslich auf *A*, sondern auf sämtlichen italienischen Vokalen zu üben und zu vokalisieren. So wurde er schon allein durch die eingehende Beschäftigung mit zwei romanischen Sprachen dazu gebracht, Vergleiche anzustellen.

Stockhausen fühlte aber eine immer gröfsere Neigung für Deutschland und deutsche Musik. Die herrlichen Lieder eines Schubert, die Tonschöpfungen eines Bach erfüllten ihn mit Begeisterung. Diese in jeder Hinsicht vollendet wiederzugeben, daraufhin arbeitete er, nicht allein bei sich selbst, auch bei anderen. 'Wir sind einmal Deutsche, wir müssen unsere Sprache korrekt und schön singen können. Und sie ist so schön, so reich, so klangvoll wie nur eine.' Er wurde bald der berufenste Interpret der neueren deutschen Lyrik.

Auch Richard Wagner erkannte seine Bedeutung und suchte ihn für die neue Münchener Gesangs-Stilbildungsschule zu gewinnen. Stockhausen hatte jedoch schon eine andere Stellung angenommen, so dafs der Plan sich zerschlug.

Aber auch wissenschaftlich suchte der Künstler die Gesetze der Sprache zu ergründen. Die Untersuchungen eines Helmholtz, die Arbeiten Brückes und anderer Gelehrten interessierten ihn aufs lebhafteste. Seine eigenen Beobachtungen gab er endlich heraus in vier Aufsätzen, die in den Leipziger 'Signalen' unter dem Titel *Das Sänger-Alphabet oder die Sprachelemente als Stimmbildungsmittel* erschienen und später in etwas veränderter Form als Broschüre neu gedruckt wurden. Der Verfasser sucht darzustellen, dafs wir mit Hilfe der Vokale und Konsonanten Gehör, Lunge, die Kehlkopfmuskeln, sämtliche Sprechwerkzeuge üben, ohne dafs wir, wenn der Lehrer ein feines, geübtes Ohr besitzt, auf Abwege geraten können. Er beklagt den Mangel an Kenntnissen auf diesem Gebiet und erinnert daran, dafs sowohl für das richtige Verständnis des Kunstwerkes als auch für die Schönheit des Tones eine vollkommene Aussprache Hauptbedingung sei. 'Der Reichtum der Vokale und Diphthongen in der deutschen Sprache ist ein so grofser und das Studium derselben im allgemeinen so mangelhaft, dafs erwachsene Schüler selbst in vollkommene Verwirrung geraten, wenn man beim Lesen die Sprachelemente mit ihnen analysieren will.' — 'Von der Deutlichkeit der Gebilde, der An- und Einsätze hängt nicht nur der schöne, sondern auch der durchgeistigte Ton ab.' Und ferner: 'Das Wort verlangt, überhaupt wenn in Musik gesetzt, eine wahrhaft ideale Aussprache.'

Der Fortschritt seit dem Erscheinen der Gesangschule Fr. Schmitts war grofs. Die kleine Schrift wirkte auch anregend, z. B. auf J. Hey, den Verfasser des *Deutschen Gesang-Unterrichtes;* doch scheint sie nicht genug beachtet worden zu sein.

Dieselben Grundsätze entwickelte Stockhausen in seinem Hauptwerke, der *Gesangs-Methode,* die 1884 erschien; zugleich machte er sich die neueren Arbeiten über Phonetik, so z. B. die von E. Sievers, zunutze. Auch hier weist er darauf hin, dafs die Sprachelemente selbst die ersten Gehörübungen für den Sänger bilden, dafs sie über Entstehung des Tones, über Klanggepräge und Register Aufschlufs geben, und dafs nur durch das Gesamtstudium der fünfzehn Vokale, nicht durch einen Vokal allein, wie viele meinen, ein schöner, freier, ausdrucksfähiger Ton im deutschen Gesang erreicht werden kann. Er erinnert auch daran, dafs die alten Italiener, Caccini und seine Zeitgenossen, ohne Kehlkopfspiegel die Einwirkung der Vokale auf die sog. Register kannten, dafs der Vergleich von *A* mit *I* und *U* auch ihnen den Schwellton zeigte.

Was die Konsonanten anbetrifft, so verlangt er, dafs sie zuerst nach der Lautiermethode geübt und unter sich verglichen werden. Sie üben aber einen unverkennbaren Einflufs auf die Reinheit, auf die Schönheit der Tonbildung aus. Darum mufs mit der Kombination von Vokal und Konsonant angefangen werden, und zwar am einfachsten mit den Solmisationssilben. Dieselben lehren uns durch die Hebel *d r m f ss l* den Ton sicher und rein einsetzen, den Konsonanten mit dem Vokal verbinden. — Man hat Stockhausen vorgeworfen, dafs er mit diesen Lehren nicht über den Standpunkt der alten Italiener hinauskam (vgl. u. a. das ausgezeichnete *Handbuch der deutschen Gesangspädagogik* von Dr. H. Goldschmidt, S. 30). Aber, wenn auch die *Methode* fast nur Vokalübungen und Solfeggien enthält, so darf man nicht vergessen, dafs Stockhausen im mündlichen Unterricht die Beispiele und Übungen mit Vokalen und Konsonanten ins Unendliche variierte, dafs er überhaupt auf das Vormachen von seiten des Lehrers grofsen Wert legte. Die Grundsätze: Verbindung von Konsonant und Vokal, möglichste Reinheit der Vokale usw. waren aufgestellt. Nun lag es dem Lehrer ob, je nach dem einzelnen Fall die Übungen zu bestimmen und nach Bedarf zu erweitern.

Ebenfalls durch den Hinweis auf den mündlichen Unterricht und das lebendige Beispiel wird der Vorwurf, dafs die *Gesangsmethode* etwas zu knapp geraten sei, zu widerlegen sein. Allerdings, wenn man die Angaben über die Vokale und Konsonanten bei J. Hey und Stockhausen vergleicht, so scheint der letztere etwas sehr dürftig zu sein. Und doch, wenn man recht zusieht, so wird wohl nicht viel Wichtiges ausgelassen worden sein. Es ist unmöglich, hier auf die Einzelheiten einzugehen. Mit einem Werke möchte ich die Stockhausenschen Regeln noch kurz vergleichen, mit der von Prof. Siebs herausgegebenen *Bühnenaussprache.* Meistens werden wir Übereinstimmung konstatieren können.

Dafs Stockhausen nicht von langen und kurzen, sondern nur von geschlossenen und offenen Vokalen spricht, ist ziemlich klar:

für Sänger gibt die Musik die längere oder kürzere Dauer an. Wenn ich den Anfang der Arie des Tamino singe: 'Dies Bildnis ist bezaubernd schön', so fällt das erste *i*, das geschlossene, auf ein Achtel, das zweite, das offene, auf ein punktiertes Achtel; das offene ist also länger auszuhalten als das geschlossene.

Bei den *E*-Lauten ist ein Unterschied zu erwähnen. Stockhausen liefs bei den Vorsilben *ge-* und *be-* statt des 'gemurmelten' Lautes lieber ein geschlossenes *e* singen. 'Wir haben schon so viele stumme Silben, warum dieselben vermehren, wenn es nicht durchaus notwendig ist?'

Bei den (vielfach schwankenden) Wörtern: Pferd, Schwert, Erde usw., zog er den offenen Vokal vor.

Das auslautende *G* liefs er immer als Verschlufslaut singen, ausgenommen wenn zwei velare Laute zusammenstofsen: also *ewik*, aber *Ewichkeit*; *Könik*, aber *der Könich kam*.

Streng verpönt war der unnötige Einsatz mit dem Kehlkopfverschlufslaut, wodurch das Legato unterbrochen wurde. Also nicht: *Am 'Abend, da es kühle war*, sondern: *Am‿Abend* ... Viele Gesanglehrer sträuben sich dagegen; Herr Iffert z. B. eifert noch im Heft 3 der Fachzeitschrift *Die Stimme* gegen die 'Unsitte des Hinüberziehens'. Diese Herren mögen einmal den Satz aus der Arie des *Lysiart* (Weber, *Euryanthe*): 'die Welt ist arm und öde ohne sie' ohne 'Hinüberziehen' singen. Fünf Kehlkopfverschlufslaute hintereinander! Soll dagegen das Wort hervorgehoben werden, dann mufs abgesetzt werden: *du 'Elender*; oder: *in dieser Nacht werdet ihr euch 'alle ärgern an mir*. Da wird einzig das Wort *alle* durch den Kehlkopfverschlufslaut hervorgehoben. Auch bei der Verdoppelung der Konsonanten ist das Absetzen zu vermeiden, sowohl innerhalb eines Wortes wie bei aufeinanderfolgenden Worten: *und‿doch, im‿Meer* (manche Lehrer lassen bekanntlich ein *ə* einschieben *undə doch*).

Betreffs aller dieser Fragen vergleiche man aufser der *Gesangstechnik* noch die kleine Abhandlung *Über den Buchstaben G* und den *Jahresbericht* über seine Gesangschule (1881).

Diese letztere Schrift führt uns noch zu einem weiteren Punkte. Nicht allein von dem Sänger — von jedem gebildeten Menschen verlangte Stockhausen eine gute, deutliche Aussprache. Was Viëtor (*Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren?*) mit Recht sagt: 'Die Schule hat die Pflicht, eine mustergültige, gemeindeutsche Aussprache zu lehren', das wurde Stockhausen ebenfalls nicht müde, zu fordern. Z. B. (*Meth.* S. 8): 'Was die Schulen und Gymnasien von den untersten Klassen an versäumen, müssen die Gesanglehrer dem Schüler zuerst beibringen: die Ausbildung der Sprechwerkzeuge und die Bildung des Gehörs durch das Studium der Sprachelemente'; oder in dem *Jahresbericht*: 'Die Schule kann das vorbereiten, indem sie in jungen Jahren die geschmeidigen Sprechwerkzeuge der Jugend heranbildet und zu einer korrekten, ja idealen Aussprache erzieht ...

Da ein gebildetes Gehör zum Singen unerläfslich ist, fange man in den unteren Klassen mit dem Anfang an — dem Sprachmaterial — welches sich im Gesang wie in der Rede als Träger und Förderer des Tones zugleich erweist.'

Immer wieder ertönt die Mahnung, das Gehör aufs sorgfältigste zu bilden, nicht allein in bezug auf Tonhöhe, sondern auch auf Klangreinheit und Qualität der Vokale. Gern wiederholte Stockhausen einen Ausspruch seines Lehrers Garcia: *'Point d'oreille — point de chanteur'.*

Die durch die Experimentalphonetik vermittelst verschiedener Apparate veranstalteten Versuche ergeben, besonders für den Gelehrten, manche interessante und wertvolle Resultate. Für den Künstler, sei er Redner, Schauspieler oder Sänger, bleibt ein vollkommen geschultes, feines Ohr eine Hauptbedingung.

Man hat in letzter Zeit vielfach die Bedeutung Stockhausens als Stimmbildner und Theoretiker zu schmälern versucht. Eines wird die Phonetik, nachdem sie nun den ihr gebührenden Platz erobert hat, nicht vergessen dürfen, dafs Stockhausen, wenigstens was die praktische Anwendung betrifft, in den schwierigen Anfangszeiten einer ihrer eifrigsten Vorkämpfer war.

Frankfurt a. M. Theodor Gerold.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

W. Dilthey, Erlebnis und Dichtung: Lessing—Goethe—Novalis—Hölderlin, vier Aufsätze. Leipzig, Teubner, 1906. 405 S. M. 4,80.

Das Buch enthält vier Aufsätze, von denen drei längst in etwas abgelegenen Zeitschriften erschienen waren, was sie aber nicht abgehalten hat, auf die moderne Literaturforschung anregend und leitend zu wirken: die über Novalis und Lessing mufste man bisher in den *Preufsischen Jahrbüchern* 1865 und 1867 suchen, den über Goethe in der *Zeitschrift für Völkerpsychologie* 1877; der über Hölderlin ist neu hinzugekommen. Alle vier sind feinsinnig, tiefbohrend, gehaltreich, das wichtigste aber steht gewifs in dem über Goethe, wozu ja dessen Persönlichkeit Anlafs bot. Von ihm nimmt die Erörterung darüber, wie sich das Erlebnis zum dichterischen Schaffen verhält, ihren Ausgang. An diesen Aufsatz werde ich mich auch im folgenden wesentlich halten.

Den meisten Dichtungen Goethes liegt das, was man gewöhnlich ein Erlebnis nennt, zugrunde, ein durch äufseren Vorgang erregter Gemütszustand. Aber das ist eine Goethische Besonderheit, keineswegs die Grundform des poetischen Schaffens überhaupt. Goethe selbst hat wiederholt auf etwas Höheres hingedeutet. Was allen echten Dichtern gemeinsam ist, besteht vielmehr in einer von der Welt unseres Handelns verschiedenen zweiten Welt, die sich in ihrer Phantasie unter dem Einflufs von Erlebnissen und daran geknüpften Gedanken aufgebaut hat und ihnen die Bilder der Wirklichkeit mit Bedeutsamkeit erfüllt. Diese Welt ermöglicht ihnen höchstes Glück und tiefstes Lebensverständnis. Sie reicht bis tief in das Stil- und Sprachgefühl hinein — ergänzend fügen sich hier die Ausführungen in ten Brinks Rektorsrede an Diltheys Ergebnisse. Bei näherem Zusehen stellen sich dann zwei Gruppen von Dichtern heraus: die einen schöpfen die Wahrheit über das Leben mehr aus sich selbst, die anderen aus der äufseren Beobachtung. Was Schiller in der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung andeutete, wird hierbei von Dilthey auf seinen psychologischen Kern zurückgeführt.

Diese innere Welt des Dichters wird an mehreren von Dilthey gewählten Autoren erläutert, zumeist an Goethe, aber auch an Dickens, Rousseau, Shakespeare.

Dickens durchlief eine Reihe Lebenslagen in genauester, unmittelbarer Beobachtung; er war gleichgültig gegen höhere Geistesbeschäftigung, ergab sich aber voll Leid und Liebe den Gestalten, die er aus seinem Erfahrungsmaterial bildete.

Rousseau dagegen lebte ganz in sich selber und war unfähig, irgend einen Menschen in seinem wahren Wesen zu erfassen. In der Einsiedelei von La Chevrette verdichtete er das, was ihm von glücklichen und leidenschaftlichen Situationen vorschwebte, zu greifbaren Gestalten und waltete gänzlich in solchen Träumen der Sehnsucht. Was er in die Natur hineinlegte, was er sich von Liebe und Freundschaft vorstellte, was er in Jugenderinnerungen fand und was ihn an den Romanen Richardsons elektrisierte,

das verband er wie unwillkürlich, ohne einen wohlüberlegten Plan zu haben, zum Roman von der Heloise.

Schwieriger ist es, die Phantasiewelt Shakespeares zu erforschen, schon wegen des Dunkels, das auf seinem Leben liegt, aber auch wegen des dramatischen Charakters seiner Gestalten und der paradoxen Gefühlsweise in seinen Sonetten. Dennoch fällt an seinen Werken zunächst ein erstaunlicher Umfang positiver Wahrnehmungen auf, die Frucht einer Aufmerksamkeit und Gedächtniskraft, wie selbst Goethe und Dickens sie nicht besafsen. 'Er war ganz grofses geistiges Auge', sagt Dilthey, ähnlich wie Carlyle an Shakespeare *the seeing eye* hervorgehoben hatte. Darum bewegen sich seine Personen wie im Leben, 'ihre letzten Beweggründe zuweilen undurchdringlich': eine besonders treffende Beobachtung, die man zumeist auf Kleopatra beziehen möchte. Wo er seinen Schatz von Menschen- und Weltkenntnis sammelte? Volkstümliches gewann er reichlich in Stratford, das Spiel der Leidenschaft im Schauspielerkreise, Hof und Politik in London, Altertum und Romantik in Büchern; in alles wufste er einzudringen, aber auf keine Geisteshaltung liefs er sich beschränken; jetzt ist er tiefphilosophisch, dann läfst er Romeo ausrufen: *'hang philosophy'*! Seine Dramen spiegeln das Leben, nicht tröstend, aber klar bis hinab zum Bodensatz. Er beläfst seinen Stoffen den Erdgeruch der Wirklichkeit und gewinnt ihnen Innerlichkeit ab, ohne den letzten Rest an individuellem Wesen ergründen zu wollen. Ideale beirren ihn nicht, Kritik stört nicht die Ruhe seines Zuschauertums. Die aristokratische Ordnung seiner Zeit nimmt er als die gegebene gerne hin und erfüllt seine Helden mit ihrem Glanz, ihrem Düster, als müfste es so sein. Die empirische Neigung des englischen Geistes feiert in ihm ihre Triumphe.

Es ist verlockend, hier weiterzuspinnen und die Phantasiewelt noch einiger englischer Dichter etwas zu charakterisieren.

Wordsworth ist in seiner besten Zeit (1797—1805) ein Hauptbeispiel dafür, wie ein inneres Naturbild die Anschauung eines Dichters beherrschen kann. Durchdrungen von dem, was man an ihm *natural religion* nennt, vom seelischen Zusammenhang mit Tieren und Pflanzen und der ganzen Schöpfung, war er bestrebt, in den Erscheinungen der Natur und in den Worten natürlicher Menschen einen Ausdruck der Weltseele zu finden, ja, betrachtet dies als Pflicht denkender Wesen gegenüber der Gottheit. Wie er die Blumen auf einen menschenartigen Standpunkt hob, so liefs er sein eigenes menschliches Gebaren auf einen vegetabilischen Standpunkt heruntergleiten, lebte als Spaziergänger zwischen seinen Seen und Bauern, und wenn er meinte, seine sanfte Braut dürfte wieder einen Liebesbrief haben, so ersuchte er die gleichgesinnte Schwester, ihn zu schreiben. Auswärtige und soziale Politik verfolgte er nur, insofern sie zu diesen Naturideen eine Beziehung hatten, innerhalb dieser Grenze aber mit einer Wärme und Innigkeit, die ihm die Herzen seiner Landsleute gewonnen hat.

Nicht so weit davon entfernt, als man denken möchte, ist die Weltauffassung, die der von ihm stark befehdete Pope in seinen Versen zur Geltung bringen wollte. Er ist auch davon überzeugt, dafs sich der einzelne Mensch nur als Glied der ganzen Schöpfung fühlen und betätigen darf. Im 'Universal prayer' hat er dieser Überzeugung einen deistisch-religiösen Ausdruck geliehen, der schon fast alle Bestandteile von Wordsworths 'natural religion' enthält. Nur will er die Weisheit nicht unmittelbar ahnen, aus den Phänomenen heraushören, wie der romantische Cumberlander tat, sondern er gewann und lehrte sie auf dem Wege der Reflexion. Wer dagegen verstiefs und sich einer Selbstüberhebung überliefs, den verspottete er in Satiren. Er war ein klarer, aber kühler Verstandesmensch, der vor lauter Überlegen nicht recht zum Gestalten kam.

Keats, mit einer ungleich reicheren Phantasiewelt ausgestattet, machte

zu Anfang seines 'Endymion' den Versuch, ihre Hauptelemente aufzuzählen. Er nennt: *a bower and a sleep full of sweet dreams*, was an die Mittagsschilderung in Miltons 'Penseroso' gemahnt, Sonne und Mond, Bäume und Blumen, *clear rills and the midforest break, the dooms we have imagined for the mighty dead* und *all lovely tales that we have heard or read* — das seien Tropfen von Unsterblichkeit, die uns vom Rande des Himmels zufliefsen. Hier ist alles auf Anschauung und Erfahrung gerichtet. Was Keats gedichtet hat, ist, gleich seinen Liebesbriefen, durch eine duftige Sinnlichkeit ausgezeichnet. Sein ganzes kurzes Leben ist durch Ästhetik bedingt. Er gehört offenbar zu jenen Poeten, die, um mit Dilthey zu reden, vorwiegend dem Spiel der äufseren Kräfte zugewandt sind. Mit dieser empirischen Richtung hat er in seinem Heimatslande bei den Malern und Epikern der Viktoriazeit begreifliches Glück gehabt. So wenig Dichtungen er in seiner kurzen Lebensspanne fertigzustellen vermochte, hat er doch eine sehr starke Nachwirkung geübt, durch die ungewöhnliche Phantasiewelt, die er den gleichgesinnten Geistern zu ahnen gab.

Walter Scott, von Carlyle als *spectator ab extra* bezeichnet, hat wohl von allen englisch redenden Dichtern am wenigsten aus sich selbst geschöpft. Die romantische Vergangenheit, die er aus Büchern und Volksliedern, Sammlungen und Schlössern, Geschichte und Umgebung in sich aufnahm, beherrschte seine Verse wie seine Lebensweise und Politik, seinen Verkehr, seine Geldverwendung, seinen verhängnisvollen Landhunger und Abbotsfordbau. Er machte gar nie einen ernstlichen Versuch, sie an den sozialen Forderungen des Tages zu messen. Er sah keine andere Welt, und als ihn die Wirklichkeit mit der Bankerottserklärung unsanft weckte, da zog er sich um so beharrlicher in das Schatzhaus der Ritterphantasie zurück, in das ihm kein Londoner Börsenmensch einzugreifen vermochte. Was Dilthey über das Beglückende der inneren Dichterwelt sagt, und was man über ihr Verhängnis unter ungünstigen Umständen beifügen könnte, wird an seinem Beispiel in rührender Weise bestätigt. Trotz Carlyle war er ein echter Dichter, nur gar nicht ein subjektiver.

Diltheys Betrachtungsweise hat den Vorteil, dafs sie die Ausfüllung des Stoffes durch die Persönlichkeit des Dichters samt der damit verbundenen Umfärbung und Umtönung deutlich macht. Für den Literarhistoriker ergeben sich daraus wertvolle Fingerzeige, auf welche biographischen Tatsachen er besonders achten und wie er ihre Wirkung veranschlagen mufs. Wir dürfen nicht erwarten, dafs sich, wie meist bei Goethe, ein Erlebnis direkt auf die dichterische Gestaltung projiziert; um so wichtiger ist die im Dichter schwimmende Summe seiner Erlebnisse, Beobachtungen, Gefühle, Gedanken, Vorbilder und Ahnungen, denn dadurch wandelt er das Rohmaterial, das ihm aus der Quelle zuströmt, in Poesie.

Berlin. A. Brandl.

Streitberg, Dr. Wilhelm, Prof. d. vgl. Sprachwiss. und des Sanskr. an der Univ. Münster, Gotisches Elementarbuch. Zweite verb. und verm. Aufl. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchh., 1906. XV, 350 S. 8. M. 4,80, geb. M. 5,60. (Samml. germanischer Elementar- u. Handbücher, herausgeg. von Wilhelm Streitberg. 1. Reihe, Bd. 2).

Jantzen, Dr. Hermann, Gotische Sprachdenkmäler mit Grammatik, Übersetzung und Erläuterungen. Dritte Aufl. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung, 1905. 153 S. kl. 8. Geb. M. 0,80. (Sammlung Göschen. Bd. 79).

An Hilfsmitteln für das Studium des Gotischen ist heute kein Mangel mehr. Um so schwerer wird es neuen Erscheinungen auf diesem Gebiete,

sich einen festen Platz zu sichern. Den beiden hier vorliegenden ist dies gelungen.

Jantzens Büchlein, das nun schon die dritte Auflage erlebt hat, ist bereits bei seinem ersten Erscheinen im *Archiv* (CI, 402 f.) angezeigt und mit Recht allen empfohlen, die bei ihrer ersten Einarbeitung in das Gotische auf sich allein angewiesen sind. Durch die Erweiterungen und Verbesserungen, die das Buch in der zweiten Auflage (die dritte scheint ein unveränderter Abdruck der zweiten zu sein) erfahren hat, wird es seinen Zweck noch besser erfüllen.

Nur ein paar Bemerkungen, die das Gesamturteil nicht beeinträchtigen können, mögen hier Platz finden, um eventuell bei weiteren Auflagen berücksichtigt zu werden. In § 1, wo eine sehr zweifelhafte Etymologie des immer noch dunklen Gotennamens gebracht wird, hätte auch wohl erwähnt werden können, dafs der erste Bestandteil des Namens Ostgoten höchst wahrscheinlich nichts, des Namens Westgoten sicher nichts mit den Himmelsrichtungen zu tun hat. — In § 21, 1 (oder auch § 23) sollte das Spirantendissimilationsgesetz nicht fehlen. — In § 58 vermifst man den Hinweis darauf, dafs wir unter Ablaut zwei ursprünglich ganz verschiedene Erscheinungen (Abtönung und Abstufung) verstehen. — S. 74 heifst es zu got. *himins:* 'andere Dialekte zeigen statt *-m-* (so soll es heifsen statt *-n-*, wie dasteht) eine *f*-Bildung.' Das ist mindestens mifsverständlich ausgedrückt; denn im aeng. und as. ist das *f, þ* in den flektierten Formen (mit Synkope: *-mn-*) aus dem *m* vor *n* lautgesetzlich entstanden. — Irreführend ist S. 84 die Bemerkung zu got. *haubiþ:* 'stammverwandt mit lat. *caput* (für das man aber eigentlich **cauput* erwarten sollte).' Die Sache liegt vielmehr umgekehrt: für got. *haubiþ* sollte man ein **habuþ* erwarten = anord. *hofuð* (germ. **habuda-*), das dem lat. *caput* genau entspricht. Idg. **kaput-* wird auch durch aind. *kapuccha̱lam* 'haar am hinterkopf, schopf', sowie air. *cud* (**kaput*) erwiesen. Also nicht das lat. *a*, sondern das germ. *au* der ersten Silbe ist auffällig. — S. 97 ist die ohne Fragezeichen gegebene Zusammenstellung von got. *naus* mit lat. *nocere, nocere, nex*, gr. *νέκυς, νεκρός* mehr als zweifelhaft. S. Walde, *Lat. et Wb.* s. v. *noceo*. — S. 127: Der tirol. steir. Pflanzenname Karwendel 'Quendel — Thymian, thymus serpyllum' hat mit got. *kara* 'Sorge', ahd. *chara* 'Klage', *Karfreitag* usw. zweifellos nichts zu tun. Karwendel ist vielmehr eine Streckform: K(ar)wéndel von Kwendel (Quendel), wie elsäss. Karwetsche 'Zwetsche', d. i. K(ar)wétsche von els. Kwetsche 'Zwetsche', wie bair. karwizen 'quietschen' (das R. Hildebrand *DW* übrigens auch für ein Kompositum von kar, 'klage' erklärt), d. i. k(ar)wízen von kwizen, 'quietschen', wie scharwänzeln, d. i. sch(ar)wänzeln von schwänzeln usw. S. Heinr. Schröder, *Streckformen*, Heidelberg 1906.

Nach dem Titel zu urteilen, verfolgt Streitbergs Buch dasselbe Ziel wie das von Jantzen. Es nennt sich Elementarbuch, und der Name ist auch berechtigt, aber zugleich auch irreführend: berechtigt insofern, als man das Buch wegen seiner Klarheit und Übersichtlichkeit getrost jedem empfehlen kann, der erst das Studium des Gotischen beginnen will; irreführend, weil es weit mehr bietet, als man von einem Elementarbuch im allgemeinen erwartet.

Die Einleitung, um den Inhalt des im *Archiv* noch nicht angezeigten Buches kurz zu skizzieren, bringt auf 39 Seiten zuerst die wichtigsten Literaturangaben,[1] dann ein Kapitel über die Goten, weitere über Wulfila, die gotische Bibel, die übrigen gotischen Denkmäler und die gotische

[1] Nachzutragen sind hier noch Uhlenbecks inzwischen erschienene *Aanteekeningen bij gotische etymologieën, Tijdschr. v. Nederl. Taal- en Letterk.* XXV, 245—306.

Schrift. Von besonderer Wichtigkeit ist hier das 4. Kapitel (die gotische Bibel), in dem der Student in die Ergebnisse der gerade im letzten Jahrzehnt so erfolgreichen Forschungen zur Textgeschichte eingeführt wird.

Der erste Hauptteil (S. 40—92) bringt die Lautlehre, der zweite (S. 93 bis 150) die Formenlehre. Dafs hier überall vom Laut und nicht, wie in den meisten anderen Grammatiken, vom Buchstaben ausgegangen wird, kann man nur billigen; denn dies Verfahren bietet, um mit des Verfassers eigenen Worten (Vorwort zur 1. Aufl.) zu reden, in der Tat den nicht zu unterschätzenden 'Vorteil, dafs dem Anfänger so an einem verhältnismäfsig einfachen Beispiel der fundamentale Unterschied zwischen Laut und Buchstaben, Sprache und Schrift zur lebendigsten Anschauung gebracht wird.' Sehr nützlich, namentlich für den Anfänger, ist in diesem Abschnitt auch der stete Hinweis auf des Verfassers *Urgermanische Grammatik*, deren zweite Auflage hoffentlich nicht mehr lange auf sich warten läfst.

Von der gröfsten Bedeutung ist der dritte Hauptteil: die Syntax (S. 151—248). Hier ist zum erstenmal streng nach dem Grundsatz verfahren, die gotische Syntax nur auf die Fälle zu stützen, in denen der gotische und der griechische Text auseinandergehen, wo also eine Beeinflussung des Gotischen durch das Griechische ausgeschlossen ist. Dadurch hat Streitberg sich das bleibende Verdienst erworben, nicht nur die erste echt und rein gotische Syntax geschrieben, sondern auch eine feste Grundlage geschaffen zu haben für alle Arbeiten auf dem Gebiete der bisher noch allzuwenig erforschten altgermanischen Syntax überhaupt.

Der vierte Hauptteil (249—307) bringt gotischen Lesestoff in ausreichendem Umfang; dem gotischen Bibeltext ist überall der griechische, und zwar der heute allein noch in Betracht kommende Chrysostomustext gegenübergestellt. Ein Anhang endlich bietet — vorzüglich für Seminarübungen — Paralleltexte von Luk. Kap. 2 in griech., got., altengl., ahd., Matth. 8_{33}—9_{9} der Monseer Fragmente zum Vergleich mit dem vorher gegebenen Wulfilanischen Text, und endlich die Nachricht Busbecks über das Krimgotische. Eine Tafel mit einer verkleinerten, aber sauberen Nachbildung einer Seite des *Cod. arg.* (Matth. 6_{9-16}) wird nicht nur für Seminarübungen willkommen sein.

Den Schlufs (S. 319 ff.) bildet ein den ganzen gotischen Wortschatz des Buches umfassendes Wörterverzeichnis, in dem (ebenso wie in der Grammatik) alle nicht belegten Formen belegter Worte, soweit nur irgend ein Zweifel an der Lautgestalt bestehen kann, durch ein von Streitberg neu eingeführtes Zeichen (einen nachgesetzten Stern) kenntlich gemacht sind, ein Verfahren, dem man allgemeine Nachfolge wünschen kann.

Streitbergs gotisches Elementarbuch, das schon bei seinem ersten Erscheinen so günstige Aufnahme fand, wird in seiner neuen verbesserten und bedeutend (um 150 Seiten) vermehrten Auflage ohne Zweifel noch viele neue Freunde sich erwerben: es ist nicht nur dem Anfänger, sondern jedem, der sich mit dem Gotischen beschäftigt, wärmstens zu empfehlen; unentbehrlich ist es für alle Germanisten (also auch Anglisten), die syntaktische Studien treiben.

Kiel. Heinrich Schröder.

Arthur Kutscher, Das Naturgefühl in Goethes Lyrik. Bis zur Ausgabe der Schriften 1789. Leipzig, Hesse, 1906 (Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, herausgegeben von M. Koch und Fr. Sarrazin, VIII). X, 178 S. M. 5, Subskr.-Pr. M. 4,25.

Dies Buch macht es dem Beurteiler wieder sauer, ihm die verdiente Wertung zu zollen. Denn es gehört einer Gattung an, die leider häufiger zu werden beginnt; so tüchtige Arbeiten wie Oehlkes *Briefromane Bettinens* gehören dazu: Specimina eruditionis, industriae, perspicacitatis;

aber zugleich Zeugnisse für ein bedauerliches Herabsinken der Bildung bei unseren jungen Gelehrten!

Das zeigt sich schon äufserlich in der barbarisch ungepflegten Art des Schreibens und Aufbauens. Wer über die feinsten Kunstfragen schreibt, darf doch nicht eine ungegliederte Masse ausschütten und formlos plötzlich aufhören, wie die Maurer, wenn's zwölf schlägt! Und dabei handelt es sich hier um einen Mann, der wohl zu schreiben versteht und zuweilen recht glücklich formuliert; aber beim Niederschreiben hört der Fleifs auf, der bis an die Schwelle mitgegangen war.

Schlimmer tritt jene Unbildung in der Behandlung anderer Arbeiten auf. Ich tadle es gewifs nicht, dafs Kutscher auf eigene Lektüre mehr Gewicht legt als auf die Benutzung fremder Forschungen. Dafs meine eigenen Studien ignoriert werden, wundert mich in diesem Falle besonders wenig; aber die vorzüglichen Arbeiten, die wir neuerdings zu Goethes Naturanschauung und Sprachgebrauch erhalten haben, brauchten nicht die gleiche Verdammnis zu erleiden. Was berechtigt nun vollends diesen Anfänger zu den hochfahrenden Urteilen des Vorworts z. B. über Biese? Was gar zu der unerträglichen Grobheit, mit der er (S. VI und besonders S. 48 Anm.) die fleifsige Untersuchung von Luise Meyer herunterputzt? (Es scheint mir hier angezeigt, sicherheitshalber anzumerken, dafs die Verfasserin mir weder verwandt noch persönlich bekannt ist.) Wer selbst Bemerkungen macht wie (S. 77): 'das Wort "golden" ist ein Lieblingswort Pindars, Lohensteins, Youngs und Klopstocks' oder gar (S. 85): 'Schon Brockes II 97 spricht von "Gottes Allgegenwart"', der ist wohl selbst der Schande blofs!

Von kleinen Modekrankheiten erwähne ich das von Süddeutschland her einreifsende 'Goedecke' (S. 34 Anm.) und die Neigung zur parodistischen Deutung (S. 97 u. ä.).

Um das alles wäre es nun nicht so schade, wenn es sich nicht um sehr störende Zutaten einer wirklich fördernden Arbeit handelte. Kutscher ist mit einer ungewöhnlichen Begabung zu eindringender ästhetisch-psychologischer Interpretation gesegnet, die viele Besprechungen von Gedichten (z. B. 'Es schlug mein Herz' S. 47 f., 'Ganymed' S. 87, 'Im Herbst' S. 113, besonders gelungen; 'An den Mond' S. 130, 'Der Fischer' S. 133, mit vortrefflichen Bemerkungen S. 135; 'Ilmenau' S. 151) wertvoll und originell macht; originell in dem Sinne, in dem der Verfasser (S. 145) bei Gelegenheit ungemein treffender Worte über Parallelstellen den Begriff definiert. Er besitzt ferner einen hellen Blick für typische Erscheinungen, wie die 'Lichtwirkungen unter grünem Blätterdach' (S. 77) oder die 'individuelle Erfassung der Blumen' (S. 157), und eine tüchtige Belesenheit, die etwa die Bedeutung Thomsons (S. 157), wenn auch mit Überschätzung, richtig hervorhebt. Aber auch historischer Sinn in der Beurteilung Goethes mufs ihm zugestanden werden. Allerdings leidet sein Buch darunter, dafs auch er 'Natur' in ganz verschiedenem Sinne gebraucht, für die natura naturans und die natura naturata; aber die Entwicklung des selbständigen Gefühlslebens (S. 91, wobei allerdings Herders Einflufs zu hoch bewertet wird, der nur 'sekundäres Naturgefühl' — vgl. S. 155 — besafs), das Wachsen des 'Erdgefühls' (S. 119), die wechselnde Gestaltung des Begriffs der Erhabenheit (S. 137, 140, 168), endlich die Ablösung der gefühlsmäfsigen durch eine mehr wissenschaftliche Naturauffassung (S. 143 f.) werden gut dargelegt und durch Symptome wie das (auch bildliche) 'Baden' (S. 122) und die Beobachtung der Atmosphäre (S. 153) geistreich beleuchtet. Die Wirkungen der Italienischen Reise (S. 165 f.) werden selbständig beobachtet: dafs gerade hier (S. 167) eine stärkere Aufmerksamkeit auf die Farben (vgl. S. 67) hervortritt, war wohl noch nicht angemerkt. Endlich sind auch die Umarbeitungen (S. 170) kurz in den Dienst der Beobachtung von Goethes Wandlung (S. 164)

gestellt (Abendbrod — Abendrot, S. 163) und das 'neue Kunstmittel' in der Naturdarstellung (S. 170) wird scharf hervorgehoben. Kurz — wir haben eine Persönlichkeit vor uns, der unsere Forschung Tüchtiges verdanken wird, wenn der Verfasser von Goethe nicht blofs Tatsachen, sondern auch den guten Willen und die Kraft zur Selbsterziehung lernen wird.

Berlin. Richard M. Meyer.

Helene Herrmann, Studien zu Heines Romanzero. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1906. VII, 141 S. M. 4.

Von den in letzter Zeit erschienenen Heine-Monographien ist diese von der Verfasserin Herrn Professor E. Schmidt zugeeignete Schrift entschieden eine der besten und feinsinnigsten. Ohne nur an der Oberfläche haften zu bleiben, geht die Verfasserin den tieferen Problemen der Heineforschung nach und läfst uns einen interessanten Einblick gewinnen in die innersten Erlebnisse dieses Dichters, in die Art seines Schaffens, in die Entwicklung seiner Kunst und seines Stils.

Von den zahlreichen Gedichten der Sammlung greift die Verfasserin zwar nur die charakteristischsten der gröfseren heraus: 'Vitzliputzli', die drei Gedichte der hebräischen Melodien ('Prinzessin Sabbath', 'Jehuda ben Halevy', 'Disputation'), 'Dichter Firdusi' und 'Spanische Atriden', beschränkt sich aber in ihrer Untersuchung keineswegs auf diese engere Auswahl, sondern tut Ausblicke nach vorwärts und rückwärts und zieht nicht nur gelegentlich die übrigen Gedichte dieser Sammlung, sondern auch die dichterischen Erzeugnisse früherer oder späterer Lebensperioden Heines in den Kreis ihrer Betrachtungen, wobei sie gewisse Urthemata Heinischer Weltanschauung und Grundmotive seiner Dichtung nach Ursprung und Entwicklung, nach Variation und Umbildung verfolgt: Verhältnis zu Leben und Tod, Tragik des Religiösen, Heldenschicksal, Götterschicksal (Verteufelung der Götter), die Geste des Untergangs, Heines Schauspielertum, sein persönliches und sachliches Verhältnis zum Judentum, das Doppelgängermotiv, das Dichter- und Künstlerproblem bei Heine. So erweitert sich die vorliegende Untersuchung zu einer ergebnisreichen und interessanten Studie über die Kunst wie über die Persönlichkeit des Dichters, wie sie uns nicht nur speziell im 'Romanzero', sondern auch in ihrer Gesamtentwicklung entgegentreten. Die elf Seiten umfassende Einleitung bringt eine geistvolle und feinsinnige Analyse der die Sammlung durchziehenden pessimistischen Grundstimmung, wobei gemäfs dem oben Gesagten auch wieder die allmähliche Entstehung dieses Pessimismus in den verschiedenen Entwicklungsperioden sowie die schliefsliche Umbiegung desselben zur Weltironie während der letzten Lebensperiode besonders hervorgehoben wird.

Bei der Betrachtung der sechs aus der Sammlung herausgegriffenen Gedichte geht die Verfasserin jedesmal von der Quellenfrage aus, die sich besonders bei den Gedichten 'Vitzliputzli' und 'Jehuda ben Halevy' recht kompliziert gestaltet. Namentlich bei dem ersteren hat die Verfasserin mit anerkennenswertem Fleifs ein ungeheures Material herbeigebracht und verarbeitet; einem eingehenden Vergleich des Gedichts mit der Überlieferung des Stoffes ist ein besonderer Exkurs am Schlusse des Werkes gewidmet. Wenn es auch der Verfasserin bei der grofsen Menge übereinstimmender Berichte nicht gelungen ist, die Quelle Heines aufzufinden, so hat sie doch, was für die innere Geschichte der Ballade das wichtigste ist, das Verhältnis der Überlieferung ziemlich genau bestimmen können. Zu einem definitiven Ergebnis führt dagegen die gleichfalls recht verwickelte Quellenuntersuchung für 'Jehuda ben Halevy'; für die übrigen Gedichte liegt die Quellenfrage wesentlich einfacher. Über das Quellenverhältnis der im Schlufswort (S. 119) herangezogenen Balladen 'Bimini'

und 'Der Mohrenkönig' habe ich eingehend im *Archiv* (CXVII, 256 ff.) gehandelt.

Besonders reizvoll ist die Behandlung der inneren Geschichte der einzelnen Romanzen; hier entstehen die düsteren, leidgeborenen Gesänge gleichsam vor unseren Augen: wir sehen, wie der Dichter den von den Quellen ihm dargebotenen Stoff aufnimmt, ihn, mit seinem eigenen Herzblut durchtränkend, umformt und gestaltet, wie er die Hauptmotive und die Grundstimmung, seiner eigenen damaligen Lebenslage und Gemütsstimmung entsprechend, herausarbeitet und unterstreicht; kurz, wir verfolgen den gesamten Kompositionsprozefs von den ersten Anfängen bis zur vollendeten psychischen Durchdringung und abschliefsenden künstlerischen Gestaltung. So sind auch, wie die Verfasserin zeigt, die meisten anderen dichterischen Erzeugnisse Heines durch eine Amalgamierung überlieferter Stoffe mit den eigenen inneren Erlebnissen des Dichters entstanden. Neben dieser Darstellung der psychologischen und künstlerischen Genesis der behandelten Balladen fehlt es auch nicht an interessanten Hinweisen auf die äufsere Form, auf Sprache, Stil- und Ausdrucksmittel, die Heine hier zur Anwendung bringt.

So bietet die tiefdringende Analyse Heinescher Phantasieprozesse einen nicht zu unterschätzenden Beitrag für das Verständnis seiner Kunstentwicklung und seiner Gestaltungskraft und gewährt uns zugleich einen interessanten Einblick in die innersten Vorgänge dieser eigenartigen Dichterseele. Dafs anderseits viele von der Verfasserin aufgestellte Behauptungen über die psychologischen Vorgänge in der Dichterseele bei der Entstehung und Gestaltung einzelner Motive mehr ein Ausdruck ihres persönlichen Fühlens und Nachempfindens sind, als ein Gegenstand objektiver Beurteilung, liegt in der Natur der Sache und kann ihr nicht zum Vorwurf gemacht werden, ebensowenig wie es den Wert ihrer Arbeit beeinträchtigt.

Berlin. Paul Kabel.

Gustav Noll, Otto der Schütz in der Literatur. Strafsburg, Trübner, 1906. 143 S. M. 3,50.

Mit resoluter Freudigkeit stürzt sich der Verfasser in den Stoff. Das an sich nicht sehr ergiebige Thema gewinnt typische Bedeutung durch die häufigen Plagiate, die sich ansetzen (S. 39, 43 f., 60), die prächtigen Stichproben verschiedener Epochen (S. 58, 69, 70, 119, 130):

'Bald rauscht mit schrecklichem Gefieder
Des Vaters Fluch auf dich hernieder';

die Neuerungen bei den Chronisten (S. 33) und Dichtern (S. 110). Von der fast überall notwendigen ironischen Ablehnung erholt Noll sich (S. 71 f.) durch eine starke Überschätzung von Arnims 'Auerhahn', wogegen Kinkel mit verdienter kühler Ruhe (S. 105 f.) beurteilt wird.

Unberührt bleibt die Frage fremden Einflusses oder etwaiger älterer Tradition. Sie wird doch etwa durch Autharis' Brautfahrt, durch die Sagen vom Meisterschütz, für Kinkel (S. 110) auch durch den 'Gang zum Eisenhammer' und den 'Freischütz' nahegelegt. Auch die stilistischen Beobachtungen (die Sprache bei Arnim S. 87; die Epitheta bei Kinkel S. 112) könnten eindringender sein. — Ein kurzer Blick auf Opern (S. 130 f.) und Gemälde (S. 140) schliefst die Arbeit ab.

Berlin. Richard M. Meyer.

K. Reuschel, Die deutschen Weltgerichtsspiele des Mittelalters und der Reformationszeit. Eine literarhistorische Untersuchung.

Nebst Abdruck des Luzerner 'Antichrist' von 1549. Leipzig, Avenarius, 1906. (Teutonia. Arbeiten zur germ. Phil. Herausgeg. von W. Uhl, Heft 4.) 356 S.

Die eingehende, etwas eintönige Beschreibung verschiedener Weltgerichtsspiele dient wesentlich der Ausgabe (S. 207 f.) zur Einleitung. Übrigens ist auch diese Einleitung nicht ohne Interesse; besonders zwei Punkte verfolgt Reuschel aufmerksam in ihrer Entwicklung: die Individualisierung der Jungfrauen (bes. S. 19) und den zunehmenden Judenhafs, dem das Thema so günstigen Nährboden bietet (S. 22, 40, 49, 52 f.). Die typische Form des Antichristdramas wird (S. 63) herausgearbeitet; auf Beziehungen zwischen bildender Kunst und Drama (S. 200 f.) ein Blick geworfen, literarische Motive, wie das Bild der Ewigkeit (S. 123), beachtet. Mifslungen scheint uns dagegen der Versuch, die so einfach begreifliche Erschütterung des Landgrafen durch die berühmte Aufführung (S. 192) mit psychologischen Räsonnements unklarer zu machen

Berlin. R. M. M.

Fr. Hebbel, Briefe. (Historisch-kritische Ausgabe, bes. von R. M. Werner.) Bd. VI, 1857—60, X, 366 S.; Bd. VII, 1861—63, XII, 415 S. Je M. 3, geb. M. 4.

In diesen Briefbänden sehen wir Hebbel im Vollgenufs seiner literarischen Stellung. Wohl nimmt der herzenswarme Briefwechsel mit Christine noch immer den gröfsten Raum ein; aber welche Fülle von bedeutenden Namen begegnet daneben unter den Adressaten! Mörike, Klaus Groth, Jordan, Gutzkow, Vischer, Dingelstedt, die Fürstin Wittgenstein, Laube, der Justizminister Glaser, Hettner, König Maximilian von Bayern, Cosima von Bülow, Kaulbach, der Schauspieler La Roche, Strodtmann der Heinebiograph, Freiligrath, der grofse Physiolog Brücke, Grofsherzog Karl Alexander, dazu die Inhaber der berühmten Buchhandlungen Cotta und Hoffmann u. Campe bilden die Korona für Hebbels charakteristisch abgetönte Monologe. Er setzt sich (6, 37) mit Uechtritz über die 'christliche Mythologie' auseinander, kommentiert (6, 79) seine letzten Dramen im Brief an Cotta, macht seine Ablehnung Hanslicks (6, 90) dem Karl von Bruyck mit Würde klar, bezeichnet Th. Hedde gegenüber (7, 139) 'Dichtung und Wahrheit' als einen 'Vexiertitel'; er gesteht Dingelstedt die Schwächen der 'Genoveva' (6, 143) ein, erzählt Christinen von Uhland und von 'einem Dr. Oscar Schade' (6, 157) 'der mir zum grofsen Ergötzen von Liszt und Dingelstedt einen Vortrag über Metrik hielt, dessen etwas kühles Herz ich aber ganz gewann, als ich ihm, was er selbst nicht erwartet zu haben schien, ein williges und geneigtes Ohr lieh.' Von Weimar erhält (6, 234) Uechtritz ein Bild, von Rob. Schumann ('er war nicht blofs ein hartnäckiger, sondern auch ein unangenehmer Schweiger', 6, 246) die Prinzessin Wittgenstein, der er auch seinen Zorn über 'das Dorfgeschichtentum, das den ganzen Gehalt und Adel der Menschheit hinter den Pflug und auf die Dreschtenne verlegen möchte' (6, 247), ausschüttet. Adolf Stern erfährt (7, 68) seinen Zorn über den 'Leipziger Nicolai redivivus' Julian Schmidt und Christine wiederum (7, 102) den Umschwung seiner Meinung über Dingelstedt. Briefe im höchsten Kunstsinn des Wortes sind nicht allzu häufig, literarische Bekenntnisse, geistvolle Abhandlungen, charakteristische Zeugnisse sind Seite für Seite zu finden. Wir erleben das Drama seines Lebens, sehen ihn agieren, mit und aus seinen Gegenspielern sprechen, beobachten ihn wohl auch einmal beim Inszenieren, treffen ihn aber nie (wie es auch Goethe einmal von sich selbst rühmen durfte) in einem leeren oder müfsigen Augenblick.

Berlin. Richard M. Meyer.

Die Ernte aus acht Jahrhunderten deutscher Lyrik, gesammelt von Will Vesper. 488 S. Düsseldorf und Leipzig, Langewiesche-Brandt, o. J. ('Die Bücher der Rose' Bd. 1). M. 1,80.

Die Fülle der reichsten unter allen nationalen Lyriken auszuschöpfen, ist keiner Anthologie möglich; die Aufgabe solcher Blumenlesen kann es vielmehr nur sein, einerseits den Geschmacksstandpunkt einer bestimmten Epoche darzustellen, und anderseits durch Hervorhebung vergessener Schönheiten und Zurückschieben überschätzter Berühmtheiten ihn zu korrigieren. Der 'Ernte' kann in beiderlei Hinsicht volles Lob erteilt werden, ob auch natürlich für die Bergung verschollener Lyrik dem Schnitter noch ein Ährenleser folgen und für die Einschränkung der Tagesmoden eine schärfere Sichel einschneiden mufs. Jene Ährenlese hat Vesper übrigens selbst in einer Anthologie deutscher Lyrik des 17. Jahrhunderts anzubahnen begonnen.

Die Sammlung ist von einem Dichter hergestellt, und warme Liebe, nicht die nur zu übliche Buchmacherei hat ihn dabei geleitet. Er gibt deshalb als Vor- und Nachwort nur ein paar herzliche eigene Verse, was doch zu bedauern ist; denn z. B. dafs er Stefan George nur deshalb nicht aufnahm, weil dieser zum Abdruck in Anthologien grundsätzlich keine Ermächtigung erteilt, das erfahren wir nun erst aus seiner Antwort (im *Literarischen Echo*) auf eine Kritik des Niederländers Verwey (in der *Beweging*). So hören wir denn auch nichts über die Grundsätze seiner Anordnung; und wenn man sich auch die Frage, weshalb Schiller vor Goethe steht, noch beantworten kann — er vertritt (wenn auch nicht in jeder Hinsicht) eine ältere Phase unserer Lyrik —, so doch schwerer die, weshalb G. Keller auf C. F. Meyer erst folgt.

Selbständigkeit aber zeigt Vesper auch sonst. Sein eigener Geschmack tritt z. B. in der Bevorzugung geistlicher Umformungen weltlicher Lieder hervor, sowie überhaupt in der von Liedern, deren Dichter unbekannt ist. — Der Ausdruck 'Volkslied' wird mit übertriebener Vorsicht vermieden. So gelingen denn hübsche Funde, wie (S. 50) das Liedchen vom amoreusen Franken. Weniger glücklich bekundet sich der Dichter in den mifslungenen Übersetzungen aus dem Mittelhochdeutschen, deren Schwerfälligkeit zu der Melodik des Originals einen schmerzlichen Gegensatz bildet.

Als Dokument der Zeit wirkt die 'Ernte' besonders in der verhältnismäfsig starken Aufnahme des vor kurzem wiederentdeckten Lyrikers Schiller sowie in der starken Bevorzugung Mörikes vor Heine. Diese empfinde ich als ungerecht: ich glaube, dafs wir über dem reinen Zauber des letzten naiven Lyrikers die Gewalt des letzten grofsen Revolutionärs der Lyrik nicht in solchem Grade vergessen dürfen, wie es das Ruhebedürfnis einer neurasthenischen Leserwelt vielfach wünscht. Überhaupt unterschätzt Vesper die Neuerer; Klopstock kommt viel zu schlecht weg, ja auch Hoffmannswaldau verdient sowohl als Talent wie als Zeitmesser mehr Raum.

So kommt denn überhaupt jene letzte, aber auch schwerste Aufgabe des Anthologisten am wenigsten zu ihrem Recht: durch energischen Widerspruch, wo es not tut, den Zeitgeschmack zu verbessern, wie das etwa Storms *Hausbuch* einst in so verdienstlicher Weise, Gemmels *Perlenschnur* allzu einseitig versuchte. Das Buch gibt zu weich den Neigungen unserer Zeit, wie sie etwa durch den (an sich trefflichen) *Kunstwart* vertreten werden, nach. Etwas mehr Selbständigkeit auch in diesem Sinne, und wir könnten ein modernes 'Wunderhorn' erhalten!

Berlin. Richard M. Meyer.

Neue Literatur zur Volkskunde.

1) Beiträge zur Volkskunde, hg. von E. Mogk. (I. G. Schlauch, Sachsen im Sprichwort. — VI, 100 S. II., III. B. Ilg, Maltesische Märchen und Schwänke. VIII, 225 und VI, 137 S. mit je einer Tafel. — IV. A. Kopp, Ältere Liedersammlungen. VIII, 213 S.). Leipzig, G. Schönefelds Verlagsbuchhandlung, 1905 u. 1906.
2) Volkskunde im Breisgau, hg. vom badischen Verein für Volkskunde durch Professor Dr. Fridr. Pfaff. Freiburg, J. Bielefelds Verlag, 1906. 189 S. 8.
3) A. L. Gassmann, Das Volkslied im Luzerner Wiggertal und Hinterland, Aus dem Volksmunde gesammelt und hg. (Schriften der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde IV). Basel, Verlag dieser Gesellschaft, 1906. X, 215 S. gr. 8.
4) Friedrich Panzer, Märchen, Sage und Dichtung. München, C. H. Beck, 1905. 56 S. 8.

Unter den diesmal zur Besprechung vorliegenden Werken begrüfsen wir mit besonderer Freude die vier ersten stattlichen und schmucken Bände der neuen Sammlung 'Beiträge zur Volkskunde', die von Professor E. Mogk herausgegeben werden und in Schönefelds, um die sächsische Volkskunde bereits wohlverdientem Verlage erscheinen. Es fehlte bisher nicht an Zeitschriften, die das volkskundliche Material sammeln, gelegentlich auch verzetteln, wohl aber an einem Sammelplatz für gröfsere Ausgaben und Untersuchungen, die als selbständige Publikationen vielleicht nicht in genügendem Mafse das Augenmerk der Fachgenossen auf sich lenken würden und für Zeitschriften zu grofs sind. Diese Zentrale ist nun geschaffen. 'Die Beiträge erscheinen in Heften im Umfange von 8 bis 14 Bogen. Sie bringen sowohl abgeschlossene Stoffsammlungen, als auch wissenschaftliche Abhandlungen, deutsche und aufserdeutsche Stoffe sollen in ihnen Aufnahme finden. Auch ist uns jeder Mitarbeiter, mag er kommen, woher er will, sofern er nur seine Aufgabe wissenschaftlich und ernst auffafst, herzlich willkommen.' Diese schönen Worte des Prospektes lösen die ersten vier Bände nach Möglichkeit ein. Sie bringen Altes und Neues, Deutsches und Fremdes, fördern Literatur- und Kulturgeschichte durch Arbeiten, die auf dem Grenzrain unseres Faches sich bewegen, und lassen gar verschieden vorbereitete Mitarbeiter zu Worte kommen.

'Sachsen im Sprichwort' behandelt im ersten Bande G. Schlauch. Gegenüber den in *Unserer Heimat* II, III veröffentlichten Vorarbeiten, die in der wissenschaftlichen Beilage der *Leipziger Zeitung* 1902 ergänzt wurden, beschränkt sich der Verfasser hier mit Recht auf diejenigen Redewendungen des Volkes, die sich auf das bei aller dialektischen und kulturellen Mannigfaltigkeit doch nach aufsen hin auf Grund geschichtlicher Überlieferungen scharf abgegrenzte Gebiet des Königreichs Sachsen beziehen, und läfst alles beiseite, was damit nur durch den Namen 'Sachsen' in ziemlich äufserlicher Verbindung steht. Damit, wie mit der allgemeinen Einteilung kann man wohl zufrieden sein. Schlauch stellt zunächst das Material bezüglich des ganzen sächsischen Landes zusammen, reiht daran die Sprichwörter, die einzelne Landesteile, wie das Vogtland, betreffen, und endlich die Redensarten über einzelne Ortschaften; er sammelt nicht blofs, sondern gibt seine Quellen an, ermöglicht dadurch eine philologische Nachprüfung, versucht auch alles Unbekannte, insbesondere die Entstehung einzelner Sprichwörter aus bestimmten Ereignissen zu erklären und hat sich zu diesem Zwecke tüchtig in der historischen Literatur umgesehen, die er nun seinerseits wieder fördert. Wenn trotz aller

Mühe sein Material nicht vollständig ist, so kann uns das bei dem ersten Versuch nicht wundernehmen, und die Landsleute des Verfassers haben die Pflicht, es zu mehren. Freilich hätten Lokalscherze, wie der in der Auerbachszene des *Urfaust* benutzte Witz auf die Fähre bei Wurzen nicht fehlen sollen; hoffentlich hat sich der Herausgeber durch keine Prüderie behindern lassen;[1] auch die Erklärungen lassen hier und da zu wünschen übrig; für Auswärtige mufste 'Leipziger Lerchen' erläutert werden. Schwerer wiegt ein prinzipieller Einwand, den wir erheben müssen. Die Vorrede meldet: 'Spottverse habe ich unberücksichtigt gelassen, da sie sich meines Erachtens mit dem Titel "Sachsen im Sprichwort" nicht decken, und die Arbeit in einer kaum zu begrenzenden Weise hätten anschwellen lassen. Dagegen habe ich sprichwörtlich gebrauchte Benennungen für Ortschaften, die eine kulturelle Beziehung enthalten und sich nicht lediglich als nachbarlichen Spott charakterisieren, mit aufgeführt.' Wo der Spott anfängt und die reine Charakteristik aufhört, wird sich so leicht nicht immer entscheiden lassen, wie jeder zugeben dürfte, der die Art des Volkes kennt, etwas zu charakterisieren, d. h. Eigentümlichkeiten zu beschreiben, die von der Eigenart des Sprechers abweichen. Die Scheidung zwischen Versen und Benennungen aber ist recht äufserlich, ja mechanisch. Dieselben psychischen Vorgänge wirken das eine wie das andere Mal, und die Arbeit verliert ihren völkerpsychologischen Wert bei solcher Beschränkung, die doch am wenigsten durch Raumfragen diktiert werden dürfte. Und schliefslich, wenn ein Verschen abgedruckt ist wie dieses:

Netschke, Myle, Elsterberg,
Dös senn drei klane Nester,
Myle ist de Residenz,
Und Netschke ihre Schwester. (II, Nr. 112a.)

warum mufs dann ein anderes fehlen, das nicht weit ablag und leicht zu finden war:

In Treuen
Hann se nix zu käuen?

Wir sehen, wie wenig genau die Grenzen gezogen und innegehalten sind. Solche Schranken werden bei einer Neuauflage am besten niedergerissen. Unser Haupteinwand aber trifft die Anordnung besonders des ersten Teils. Sie teilt so mechanisch wie Küffner in seiner ungenügenden Arbeit über die Deutschen im Sprichwort alle Belege in 'günstige' und 'ungünstige' Urteile, und reiht in diesen Unterabteilungen die einzelnen Eigenschaften lose genug aneinander: 'Fröhlichkeit, Munterkeit, Gemütlichkeit, Treue ... in Sachsen kann man lernen ... Reichtum ... Schönheit der Frau' usw. Was können wir damit anfangen? Man mufs sich nun für eine ernsthaftere Untersuchung das Material erst mühselig aus dem ganzen Buch (auch aus dem 2. Teil) zusammenstellen, um etwa zu erfahren, wie die Körperbeschaffenheit, die intellektuellen Eigenschaften, der soziale Sinn usw. bei den Sachsen beurteilt werden; hier wäre natürlich nach physiologischen und psychologischen Kriterien vorzuschreiten, und auch in dieser Hinsicht ist eine gründliche Umarbeitung für eine Neuauflage zu wünschen. Zu erweitern aber wäre die ganze Sammlung, in der ja die Sachsen und ihre Nachbarn, Freund und Feind zu Worte kommen, durch die sprichwörtlichen Äufserungen der Sachsen selbst über ihre Nachbarn, wovon jetzt kaum etliche Proben in den Anmerkungen geboten werden.

Der 2. und 3. Band der Sammlung bringt 'Maltesische Märchen und

[1] Vgl. die unglückliche Latinisierung eines doch ziemlich harmlosen Ausdrucks I, Nr. 46.

Schwänke', wie sie Fräulein B. Ilg in La Valette und an anderen Orten der Insel treu nach dem Volksmunde aufgezeichnet hat, eine wertvolle Ergänzung der volkskundlich, kulturgeschichtlich und philologisch gleich wichtigen Sammlung *Maltesische Märchen, Gedichte und Rätsel in deutscher Übertragung* des besten Kenners der neuarabischen Volkskunde, Hans Stumme in Leipzig (Leipzig, Hinrichs, 1904). Auch den Texten und Erläuterungen der vorliegenden Sammlung ist seine Fürsorge zugute gekommen, so dafs an der Zuverlässigkeit des Gebotenen kein Zweifel bestehen dürfte. Da wir hier auf die Texte selbst nicht eingehen können, so sei nur kurz bemerkt, dafs aufser den zahlreichen Varianten unserer wohlbekannten Volksmärchen insbesondere die Schelmengeschichten von Dschahan zu beachten sind, dem maltesischen Eulenspiegel, dessen orientalische Verwandte in Deutschland weiteren Kreisen durch Martin Hartmann nähergebracht sind (*Schwänke und Schnurren im islamischen Orient, Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* V, 40 ff.; vgl. ferner Chauvins *Rezension der Sammlung von Stumme*, ebenda XV, 46a ff.). Auch das Kapitel der formelhaften Schlüsse und Schlufsformeln, von denen ich in meiner *Habilitationsschrift* (Berlin 1900) gehandelt habe, erfährt hier mannigfache Erweiterungen durch besonders originelle Wendungen, die von dem orientalisch lebhaften Verhältnis zwischen Hörer, Erzähler und Märchen zeugen (vgl. den 2. Teil der Sammlung S. 114 ff.).

Wissenschaftlich am wertvollsten ist wohl der 4. Band, worin ein trefflicher Kenner der älteren gedruckten Quellen der deutschen Volks- und Gesellschaftslieder, der auch unseren Lesern wohlbekannte Berliner Bibliothekar Arth. Kopp, zwei bedeutsame Quellen dieser Literaturgattung analysiert. Er nennt *Das sächsische Bergliederbüchlein* (1700—1710) 'die wichtigste gedruckte Volksliedersammlung aus älterer Zeit.' Es handelt sich hier um keine der alten Sammlungen von 'Bergreihen' des 16. Jahrhunderts (vgl. die Ausgabe von John Meier, *Braunes Neudrucke deutscher Literaturwerke des 16. und 17 Jahrhunderts*, 99—100), sondern um eine jüngere Sammlung, die durch religiöse und weltliche Dichtungen aus neuerer Zeit, unter anderem durch Poeme von Opitz und Christian Weise reichlich aufgeschwellt ist. Dieses *Neu-vermehrte, vollständige Berg-Lieder-Büchlein* ist in der Forschung nicht unbekannt; das einzige Exemplar, das der Leipziger Universitätsbibliothek gehört und 248 Seiten umfafst, ist von Uhland und Erk für ihre Sammlungen benutzt worden, am eifrigsten aber und, wie Kopp zeigt, wohl auch am ungenauesten, von F. M. Böhme, dessen oberflächliche Art wir seinerzeit hier gelegentlich seiner *Kinder-Lieder* zu rügen hatten. (Man kann also den Texten des *Deutschen Lieder-Hortes*, der schon mit gedruckten Vorlagen so leichtsinnig umgeht, gar nicht genug Vorsicht entgegenbringen, wo sie auf handschriftliche Mitteilungen zurückweisen.) Kopp hat das Büchlein besser zu datieren gewufst, wie bisher geschah. Der Hinweis auf den reichen Bergertrag vom 'Jahre 40' bezieht sich nicht auf 1740, sondern auf 1540, das betreffende Lied ist also für die zeitliche Fixierung der ganzen Sammlung gar nicht zu benutzen. Immerhin möchten wir die 'anderen Anzeichen', die es zwischen die Jahre 1700 und 1705 verweisen, etwas genauer präzisiert sehen. Die wenigsten der mitgeteilten Texte beziehen sich freilich auf das Bergleben; die langatmigen und oft geschmacklosen geistlichen Reimereien der Ortspfarrer hat Kopp mit Recht weggelassen und dafür auf anderweitige, reichlich sprudelnde Quellen verwiesen, die den Durst des Fachmannes stillen können; für die Volkskunde kommt derartiges kaum in Betracht. Überaus zahlreich sind die Studentenlieder, die wohl nicht blofs 'von den jungen Adepten und Bergleuten, die sich unter die Bergleute mischten und an ihren geselligen Zusammenkünften teilnahmen', sondern eher durch gegenseitigen Austausch auf den Landstrafsen und in den Wirtshäusern in die Bergwelt gebracht worden sind. Dabei haben

sich alte Texte hier mit ganz besonderer Treue erhalten, und Kopp weifs das, ebenso wie die konservative Gestalt der Volkslieder im Kuhländchen, eben aus der Abgeschlossenheit der kleinen Welt zu erklären, wo sich das Überlieferte nicht so rasch abschleift als im lebhafteren Austausch des grofsen Lebens. Die Art der Veröffentlichung ist diejenige, die wir von Kopps früheren Schriften her kennen; er gibt nur von den ihm wirklich volkskundlich oder literaturhistorisch wichtig erscheinenden Liedern und Varianten vollständige genaue Abdrucke und begnügt sich bei den anderen Nummern mit der Anführung des Anfangs. Auch solche Varianten, die ihm blofs als Verwahrlosungen allgemein bekannter Texte erscheinen, unterdrückt er; wir können das nicht unbedingt gutheifsen, so gern wir uns diesem Führer anvertrauen möchten. Die psychologische Literaturforschung hat auch an den 'Verwahrlosungen' ein Interesse; in ihrer Gesamtheit ermöglichen sie Schlüsse, die für uns genau so wertvoll sind wie die Beobachtung abnormer Formen in der Naturwissenschaft für die Beurteilung der normalen Lebensvorgänge. Schlimmer noch ist es, dafs Kopp aus Prüderie einige derbe Texte unterdrückt; wir hatten diesen Punkt schon bei dem ersten Bande der Sammlung zu rügen. Der Herausgeber wird sich schon ein für allemal entscheiden müssen, ob er eine streng wissenschaftliche Bibliothek oder eine für die grofse Menge der Gebildeten bestimmte Reihe wissenschaftlicher Unterhaltungsbücher redigieren will. Darüber mufs sich der Benutzer klar sein, wenn er den Wert der Publikationen für seine Forschungen abmessen will. — Auch die zweite hier abgedruckte Sammlung, die Frau Sofie Margarete von Holleben, geb. von Normann († 1803) schon als junges Mädchen begonnen und später fortgesetzt hat, ist in der allein erhaltenen Kopie (auf der Weimarer Bibliothek) bereits von Hoffmann, Spitta und Friedländer benutzt, aber niemals vollständig analysiert worden. Die Schwarzburg-Rudolstädtische Gesellschaft von 1740—1790 etwa, deren Kreise die Sammlung entstammt, hält sich im ganzen von der klassischen Literatur des Zeitalters fern und lebt und webt noch in einer überwundenen Kulturepoche. Neben alten Volksliedern figurieren Gedichte von Günther, Hagedorn, Gellert und anderen. Galantes und Schäferliches wechselt mit Jagd- und Freimaurerliedern. Von welcher Wichtigkeit dieses Spiegelbild der poetischen Bedürfnisse eines bestimmten Kulturkreises für den Literaturhistoriker ist, braucht nicht betont zu werden. Immerhin würde dieser erst dann den wahren Nutzen aus der Publikation ziehen können, wenn Kopp auch die französischen Nummern zum mindesten mit den Anfangsversen genau bezeichnet hätte; auch die Freimaurerlieder hätten sich nach gleichzeitigen Sammlungen, an denen ja kein Mangel ist, ohne Schwierigkeit genauer bestimmen lassen. Trotz aller Ausstellungen im einzelnen scheiden wir von diesem Bande wie von der ganzen Sammlung mit dem Gefühl, durch reiches und oft neues Material und durch ernste, darangewandte Arbeit tüchtig gefördert zu sein, und wünschen im Interesse der Wissenschaft dem Unternehmen einen guten Fortgang.

Eine wertvolle Sammlung von Quellen und Forschungen zur Volkskunde eines engeren Bezirks bringt die *Festschrift des badischen Vereins für Volkskunde zum Jubiläum des badischen Grofsherzogspaares 1906*. Ferdinand Lamey berichtet über Fastnachtsbräuche aus Bernau, wobei eine 'Hexe' verbrannt und an dem Feuer Holzscheiben entzündet werden, die man alsdann mit Gerten den Abhang hinunterschleudert. Hier vereint sich wohl die alemannische Sitte des 'Funken-Brennens' zu Invocavit mit dem Glauben an die 'Wilde Frau', die hier und da unter den Spukgestalten der Fastnacht auftaucht. Eine weitergehende Vergleichung ist nicht versucht, doch auch der klare und genaue Bericht ist schätzbar. Dagegen hat C. Haffner seine 'Volksrätsel aus Baden', die ein gut Teil

der alten, gereimten Rätsel enthalten, durch knappe Hinweise mit den bedeutendsten Sammlungen in Verbindung gesetzt. Das gleiche gilt von R. Pechers Sammlung 'Marschlieder des 5. Badischen Infanterie-Regiments Nr. 113 zu Freiburg i. Br.', die auch zum grofsen Teil mit den Singweisen versehen sind. Eigentliche Soldatengesänge wechseln mit alten Liebesliedern, auch moderne Mache fehlt nicht. Das Querschnittsbild des Liederschatzes, der in einem bestimmten, ziemlich bunt zusammengesetzten und doch nicht geprägelosen Kreise lebt, ist natürlich interessant, obwohl ich fast annehmen möchte, dafs die Sammlung nicht ganz vollständig ist. Das Lied vom preufsischen Ulanen, der in der Gefangenschaft Napoleon so schneidige Antworten gibt (Nr. 5), geht auf eine bekannte Erzählung von dem schwarzen Husaren des Alten Fritz zurück; ich glaube das ziemlich moderne Lied in einem der handschriftlichen, ebenfalls zum Teil aus Soldatenkreisen hervorgegangenen Liederbücher des Vereins für bayrische Volkskunde und Mundartforschung gelesen zu haben, kann aber im Augenblick keine näheren Angaben machen. — 'Volkslieder aus dem Wiesental' bringt Meisinger zum Abdruck, einen kleinen Baustein zu einer hoffentlich nicht lange ausbleibenden Sammlung der Volkslieder aus dem badischen Oberlande. Nicht überall sind Verweise auf andere Sammlungen gegeben, obwohl sich gerade daraus mit besonderer Deutlichkeit eine nahe Verwandtschaft mit dem Volkslied der Gebirgsländer, etwa der Schweiz, ergeben hätte. Auch die hier mitgeteilten paar Nummern gehören zum Teil schon den mehr schnadahüpflmäfsigen Liebesliedern an, die etwa in den Tiroler Sammlungen die alten Balladen fast verdrängt haben. — Äufserlich eine blofse Materialsammlung ohne erklärende Beigaben, innerlich eine wohlgeordnete, entwicklungsgeschichtliche Reihe von Belegen ist der kleine, wertvolle Beitrag von F. Kluge: 'Anheimeln, eine alemannische Wortgeschichte.' — Zu Anfang und Schlufs des Bandes aber stehen eigentliche Abhandlungen. Der Herausgeber des Ganzen, Friedr. Pfaff in Freiburg, untersucht in einem scharfsinnigen und formgewandten Beitrag 'Die Sage vom Ursprunge der Herzöge von Zähringen.' Im Anschlufs an die Volksüberlieferung berichtet Johann Sattler aus Weilheim unter Teck in seiner Freiburger Chronik (verfafst zu Anfang des 16. Jahrhunderts) die alte Köhlersage, deren wesentliche Züge Pfaff S. 19 zusammenfafst: 'Stammvater der Herzöge von Zähringen war ein Köhler. Dieser sammelt Reichtümer aus dem Silber der Berge bei der späteren Burg. Er bringt damit einem vertriebenen König auf dem Kaiserstuhl Hilfe. Er wird von diesem zum Eidam erkoren und zum Herzog ernannt. Als Fürst wird er übermütig, verspürt sogar Gelüste nach Knabenfleisch. Bereuend baut er Klöster.' Die klösterliche Überlieferung bei Cäsarius von Heisterbach (*Dial. mir. ed. Strange* II, 325) setzt hinzu: 'Er endet in der ewigen Glut des Feuerberges.' Pfaff weist die Volkstümlichkeit der einzelnen Züge geschickt durch Parallelen nach; die Abstammung vornehmer Geschlechter von armen Leuten, die Entdeckung wertvoller Metalle beim Abräumen des Meilers, der Übermut reichgewordener Bergleute, der sich in tyrannischen Gelüsten offenbart, das alles sind auch sonst wohlbekannte Motive, die sich einstellten, sobald einmal das herrschende Geschlecht mit dem Bergbau des Landes in Verbindung gebracht war. Diese Tatsache aber weifs Pfaff aus der Geschichte des Bergbaus im oberbadischen Lande erklärlich zu machen. Er dringt noch tiefer und sucht zu bestimmen, welcher Herzog von Zähringen von der Sage gemeint sei. Eigentlich gab es ja nur Herzöge von Kärnten, die auch die Burg Zähringen im Breisgau besafsen, nach der sich zuerst Bertold II. nannte, der Herzog von Kärnten und eine Zeitlang auch von Schwaben war. Seine Gestalt aber scheint im Bewufstsein des Volkes von derjenigen Bertolds V., des Gründers von Bern, verdrängt zu sein, der nun, in Wahrheit der letzte und hervorragendste der alten Herzöge, an die Spitze des Geschlechtes

gestellt, ja recht eigentlich der alte Herzog von Zähringen wurde. In der Sage haftete auch die Gründung von Bern, wie die Alpenstadt nach dem welschen Bern in der Mark Verona, dem Erbbesitz der Kärntner Herzöge, genannt wurde. Das welsche Bern aber war der Sitz des Gotenkönigs Dietrich, von dem die Leute noch im 16. Jahrhundert sangen und sagten. Und gerade in Breisach war seine Gestalt besonders gut bekannt, denn dort spielte die Harlungensage (vgl. Panzer, *Deutsche Heldensage im Breisgau, Neujahrsblätter der badischen hist. Kommission*, N. F. 7), ja die Zähringer selbst wurden von der Sage mit Dietrich in Verbindung gebracht. Vielleicht versuchte die mündliche Sage noch eine engere Verbindung zwischen beiden Männern herzustellen. Das war nur so möglich, dafs Dietrich aufser Landes war und sich bei Bertold aufhielt. Die Sage erzählt aber von den dreifsig hunnischen Jahren des Ostgotenkönigs, und dieser Zug mochte hier zu dem Motiv der Freundschaft mit einem vertriebenen König führen, der auf dem Kaiserstuhl hauste. Dieser König aber und Bertold selbst waren der Geistlichkeit gleichermafsen verhafst. Dietrich war Arianer. Man erzählte von ihm, dafs der Teufel ihn in Gestalt eines schwarzen Rosses in den Feuerberg entführt habe; in der sehr abgeblafsten Gestalt, wie uns die Köhlersage überliefert ist, scheint dies Schicksal schon auf Bertold übertragen zu sein. Dieser hatte einen Neffen, der dem geistlichen Stande angehörte und, aus Rom zurückkehrend, den herzoglichen Oheim öffentlich des Unglaubens, der Tyrannei, der Streitsucht und der Unterdrückung von Witwen und Waisen beschuldigt, aus dem Hause gejagt, ja ihm den Tod angedroht. Die Köhlersage (wohl nicht ohne mönchische Beeinflussung) machte daraus Knabenmord. Diese genetische Darstellung ist nicht in allen Punkten strikt zu beweisen, aber sie ist ungemein ansprechend. Nur möchte ich vorschlagen, noch ein Mittelglied anzusetzen. Der Mord eines fremden Knaben und die Drohung an den eigenen Neffen haben wenig miteinander zu tun. Klarer wird das Verhältnis, wenn es sich um den eigenen Sohn Bertolds handelte. Das wäre die Steigerung seiner Drohung gegen den Neffen ins ungeheuerliche. Eine solche konnte ganz wohl ein mönchischer Gewährsmann zustande bringen, und zwar nicht ohne Berührung mit der Sage vom Tantalus, der den eigenen Sohn schlachten läfst, um die Allwissenheit der Götter zu versuchen. Die unverhohlene Sympathie aber, die das Volk seinem Herzog entgegenbrachte, hat dann das abscheuliche Motiv so weit abgeschwächt, dafs der Herzog einen beliebigen Knaben schlachten läfst, dann aber, von Reue ergriffen, nicht verzehren kann, worauf er seine Seele durch Klostergründungen zu beruhigen sucht. In der Sattlerschen Fassung scheint ihm das gelungen zu sein; wir dürfen aus Cäsarius nicht ohne weiteres schliefsen, dafs auch die Sage, wie sie im Volke fortlebte, die Verdammung des Herzogs festgehalten habe. Wenn Pfaff seine schöne Arbeit mit den Worten schliefst: 'Ich hoffe, es hat sich auch gezeigt, dafs unsere heimischen Volkssagen der eingehenden Durchforschung wert sind', so können wir nur mit dem Wunsche antworten, dafs er selbst seine gründliche Kenntnis der dynastischen und kulturellen Entwicklung des Landes noch öfters in den Dienst dieser verlockenden und wahrhaft lohnenden Aufgabe stelle. — Alte, auch bildliche Überlieferungen und zeitgenössische Überreste alten Volkstums setzt auch seine zugleich als Umfrage gedachte Mitteilung über das Volksspiel 'Katzenstriegel' (oder 'Strebkatzziehen') miteinander in Verbindung. — Am Schlufs des Bandes finden wir einen gröfseren Aufsatz von Ed. Eckhardt: 'Alte Schauspiele aus dem Breisgau', der keine Textabdrücke bringt, sondern zunächst die von Ernst Martin im 3. Bande der *Zeitschrift der Freiburger Gesellschaft für Geschichtskunde* als *Freiburger Passions-Spiel* herausgegebenen 'beiden Freiburger geistlichen Spiele' ausführlich nach Inhalt, Entstehung und Quellenverhältnissen untersucht. Weiterhin setzt er sich bezüglich des 'Endinger

Judenspiels' mit Amiras Einleitung zu dessen Ausgabe des Spiels (s. *Braunes Neudrucke* Nr. 41) auseinander. Da aber diese Arbeit bereits in die Geschichte des neuen deutschen Dramas hinüberleitet, so können wir hier nicht näher darauf eingehen.

Die alemannischen Liedertexte in dem eben besprochenen Sammelbande leiten uns zu der schönen, wertvollen Publikation von Gassmann hinüber, die eine Abschlagszahlung auf ein überaus wünschenswertes Gesamtwerk bedeutet, eine 'Sammlung schweizerischer Volkslieder', zu deren Bearbeitung sich der schweizerische Lehrerverein und der Verein schweizerischer Gesang- und Musiklehrer mit der schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde vereinigt haben. Wir wünschen diesem Unternehmen von Herzen guten Fortgang und werden seine Fortschritte auch an dieser Stelle mit warmer Teilnahme begleiten. Die vorliegende Probe läfst uns wirklich das Beste hoffen. Sie bringt in sauberer philologischer Wiedergabe, unter Nennung der Quellen, Angaben der Varianten, zum Teil nach handschriftlichem Material und unter Hinweis auf Parallelen aus Deutschland und der Schweiz so ziemlich den ganzen Schatz der im Wiggertal und Hinterland gesungenen Lieder — 256 Nummern. Dazu kommen die Anfänge wenigstens der nicht mit aufgeführten Texte, über die wir uns anderwärts leicht Rats erholen können. Mit besonderer Freude begrüfsen wir die freilich nicht übermäfsig zahlreichen, aber doch vorhandenen Luzerner Fassungen der alten Volksballaden. Grofse Sorgfalt ist auf die Wiedergabe der Melodien verwandt, und die Einleitung des Herausgebers bedeutet einen wichtigen Beitrag für die freilich durchaus nicht blofs erfreuliche Entwicklung des Volksgesanges. Das reihenweise Zusammenschliefsen der Altersklassen zu Abendgängen mit Gesang, auch das Spinnstubensingen scheint im Luzernerland nicht, oder nicht mehr üblich zu sein. Das Ganze macht einen mehr organisierten Eindruck, freilich doch wieder nicht in der Art der 'Männergesangvereine'. Gassmann versichert uns, der Vortrag der Lieder sei 'einfach, schlicht, mit einer Gemütlichkeit, wie sie eben das Volkslied verlangt.' Es wird aber jeder Sänger einer Stimme zugeteilt und das Ganze von einem Vorsänger und dessen Sekundanten geleitet. Der Chor liefert die akkordmäfsige, bisweilen recht komplizierte Begleitung. Mit Recht äufsert der Herausgeber: 'Bedarf das Volkslied diese harmonische Begleitung? Keineswegs. Es kann ebensogut ein-, zwei- oder dreistimmig gesungen werden, ohne dafs es an Schönheit und Reiz einbüfst. Geschieht dies nicht im trauten Familienkreise, von den Hirten auf der Weide, von den Sennen auf der Alp, also dort, wo uns gerade die wägsten und besten Volksgesänge traditionell erhalten geblieben sind? Entspricht doch die Mehrstimmigkeit schon nicht mehr ganz der Einfachheit des Volksliedes.' Die gröfste Gefahr bei der einseitig musikalischen Bewertung des Volksgesanges liegt darin, dafs die Texte, deren Wortlaut ohnehin nicht allzu deutlich hervortreten dürfte, mehr und mehr vernachlässigt, ja inhaltlich besonders schöne Lieder wegen der reizloseren Melodie fallen gelassen werden. Immerhin sind wir doch mit der Ausbeute Gassmanns recht zufrieden und hoffen auf mehr solche Proben schweizerischer Mitarbeit, wie sie uns die Gesellschaft schon vorher in G. Zürichers *Berner Kinderliedern* und A. Toblers *Appenzeller Volksliedern* vorgelegt hatte.

Auf ausgebreitete Stoffkenntnis und selbständiges Denken begründet, ungemein reich an fruchtbaren Gesichtspunkten, klar und vornehm in der Form ist Friedrich Panzers Frankfurter Antrittsrede. Der Erforscher der Hilde-Gudrunsage verbreitet sich über prinzipielle Fragen, die für diese und verwandte Untersuchungen von Bedeutung sind, und behandelt das historisch-genetische Verhältnis von 'Märchen, Sage und Dichtung'

auf Grund einer allgemeinen Betrachtung vorzüglich des Inhalts und der inneren Form dieser drei Darstellungsweisen. So ist denn seine Arbeit zugleich ein willkommener, zum mindesten an Fragen und Anregungen reicher Beitrag zur Poetik der Sage und noch mehr des Märchens geworden. Um das vorweg zu nehmen: Mit Berücksichtigung aller Fälle konnte der Vortrag als solcher nicht arbeiten; bei genauerem Eingehen auf alle Einzelheiten würde sich Panzer vermutlich selbst zu manchen Einschränkungen seiner Sätze veranlafst fühlen, und er wäre sicherlich einer von denen, die uns heute am ehesten eine Gesamtdarstellung der Volksdichtung geben könnten. Bis das erfolgt, hat der Rezensent die Pflicht, gerade unseren Leserkreis, der hoffentlich dankbar nach dem Büchlein greifen wird, auf einige Differenzpunkte aufmerksam zu machen.

Ich kann mich Panzers Ansicht von der losen Komposition unserer Märchen (S. 10 f.) nicht ohne weiteres anschliefsen. Gewifs werden die einzelnen Züge nach der Art der Mosaikkunst aneinandergefügt, aber nicht immer sind die einzelnen Steinchen als solche zu erkennen; eine einheitliche Gesamtauffassung von dem Schicksal des Helden, die zugleich mit einem ganz festen Stimmungsgehalt erfüllt ist, indem sie Sympathie oder Antipathie gegen die Hauptfigur mit irgendeiner (nicht immer ethischen) Eigenschaft seiner Person in Verbindung bringt, wirkt nicht blofs auf die Auswahl, sondern auf die Ausarbeitung und schliefslich auf die Verschmelzung der Motive untereinander ein und läfst sie schliefslich zu einem organischen Ganzen verwachsen, soweit bei primitiveren Kunsterzeugnissen davon überhaupt die Rede sein kann. Nehmen wir etwa eine allbekannte Geschichte, wie die vom 'Sneewittchen', so springt sofort in die Augen, wie die übernatürliche Schönheit des Mädchens das ordnende Grundprinzip ist, mit dessen Hilfe alle seine Schicksale, seine Gefahren und seine Erlösung aneinandergeschlossen werden. Die Schönheit wird auf eine zugleich gefühlswirksame Art zu erklären versucht durch den Wunsch der Mutter, die Schönheit reizt den Neid der Stiefmutter, erregt das Mitleid des Jägers, die Hilfsbereitschaft der Zwerge, bringt neue Gefahr und scheinbaren Untergang, ruft die Verwunderung des Königssohnes und eine Liebe in seinem Herzen hervor, die schliefslich zur Erweckung der Totgeglaubten führt. Es ist kein Motiv in der ganzen Erzählung, das nicht unter den ordnenden Hauptgedanken fiele oder das ausgeschlossen werden könnte, ohne sofort das nicht willkürlich wechselnde Gefüge erfreulicher und gefährlicher Wirkungen zu durchbrechen. Das immer wiederkehrende Spiegelmotiv zeugt ebenso wie die parallelistische Behandlung der Glieder davon, dafs der Erzähler seine Geschichte in ihrer Ganzheit und Geschlossenheit empfindet und mit einem gewissen Behagen dieser bei allem Mangel an metrischer Gestaltung doch unverkennbaren äufseren Form sich bewufst wird, die auch auf innere Geschlossenheit zurückweist. Man beachte, wie die Handlungen und Vorkehrungen der Zwerge und der bösen Stiefmutter, nicht ohne Steigerung, vor allem aber mit deutlicher Responsion der Teile ineinandergefügt sind und vergleiche dazu die neueste Darstellung des homerischen Stils durch v. Wilamowitz-Möllendorff (*Kultur der Gegenwart*), um die relative Höhe dieser Formgebung zu erkennen. Man glaube nicht, dafs hier etwa die Künstlerhand Wilhelm Grimms im Spiele sei. Wir finden ähnliche Verhältnisse in stenographischen Aufzeichnungen aus dem Munde primitiver Völker, z. B. bei den marokkanischen Houwara, deren Märchen uns Socin und Stumme zugänglich gemacht haben.[1] Die erste *Geschichte eines Knaben und eines Mädchens, die zum Hause der Hexe kommen*, ist nichts anderes als unser Märchen von Hansel und Gretel, wie es am Rande der Wüste erzählt wird. Da läfst sich die ähnliche Ge-

[1] *Abhandlungen der philolog. hist. Klasse der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften*, XV, 1 ff.

staltung unter dem Gesichtswinkel einer beherrschenden Stimmung noch deutlicher verfolgen. Das Mitleid mit den Kindern, die von ihren Rabeneltern ausgestofsen werden, hat hier als Grundstimmung die Auswahl und Ausführung der Motive, den Anschlufs verwandter Züge und ihre Verarbeitung zum Gesamtbilde beeinflufst. Ja, von dieser Stimmung ist die Zeichnung aller Nebenfiguren unter der Wirkung des Kontrastgesetzes zu verstehen. Sind die Kinder gut und mitleidig, so sind die Eltern, vor allem die Mutter, roh und unbarmherzig. Sicherlich getreu im Geiste der ältesten Fassung der Erzählung, die in Deutschland unserem pietätvolleren Empfinden entsprechend umgestaltet worden ist, wird hier die Mutter von gemeiner Gier bestimmt, die lästigen Fresser aus dem Hause zu tun, um doch am Abend schon wieder aus Faulheit die Abwesenheit des Mädchens zu bedauern und, als die Kinder heimkehren, den Mann, der sich hat äffen lassen, zu prügeln und am anderen Morgen mit den Kindern wieder in den Wald zu schicken. So werden denn auch die Kinder am Schlufs nicht wieder in das Elternhaus zurückgeführt, sondern bleiben im Hause der Hexe, wo sie wohlgemut ein Herrenleben führen. Die Sympathie des Zuhörers wird aber, wie fast immer im Märchen, nicht durch das Schicksal allein erweckt, sondern mufs durch irgendeine respektable Eigenschaft für den Helden und sein Geschick erregt werden. Hier ist es die Klugheit des Mädchens, die als Leitmotiv durch das Ganze geht. Sie findet den Weg in die Heimat in der bekannten Weise zurück; das Motiv von der einmal (in einzelnen Fassungen auch zweimal) bewerkstelligten und schliefslich vereitelten Rückkehr ist wohl anfänglich eine Geschichte für sich gewesen, konnte jedenfalls in sehr verschiedener Weise mit anderen Sagen verbunden werden, wie die Sage von dem Faden der Ariadne beweist. In einem hergehörigen Märchen der Madame Aulnoy, d. h. wohl in ihrer Vorlage, werden die Kinder zweimal von einer Fee durch einen Faden und durch Asche gerettet, das dritte Mal, wo sie sich selbst helfen wollen, streuen sie Erbsen, die dann die Tauben fressen. Hier ist augenscheinlich die geistige Minderwertigkeit der Menschenkinder gegenüber der Fee betont. In diesem Sinne kann unser Märchen das Motiv nicht verwenden, und so sehen wir das deutsche Märchen klüglich vorbauen und zwar auch die Originalfassung, die in der ersten Auflage der *Grimmschen Kinder- und Hausmärchen* abgedruckt ist. Hänsel (er ist hier der Erfinder der List) steht auf und will wieder Kieselsteine auflesen; wie er aber an die Tür kommt, da hat sie die Mutter zugeschlossen, doch tröstet er die Gretel und sprach: 'Schlafe nur, lieb Gretel, der liebe Gott wird uns schon helfen.' Diesen Ausweg von der verschlossenen Tür hat der arabische Erzähler nicht gefunden und darum das Brosamenstreuen, das auf eine Unvorsichtigkeit des klugen Mädchens zurückweisen würde, ganz fortgelassen. Ähnlich steht es bei einem anderen Zuge. Die Kinder täuschen die Hexe mit Nadeln, die sie statt der Finger herausstrecken, über den Erfolg der Mastkur, sollen aber schliefslich doch geschlachtet werden. Da müssen sie nun das Holz hacken, in dessen Flammen sie selbst gebraten werden sollen, und weinen dazu. Dies Motiv von den vielen Tränen ruft aber assoziativ ein anderes herbei; Tiere gewähren Hilfe, wenn man so viel Tränen weint, als sie haben wollen. So erscheint denn auch hier ein Falke, der Rat verspricht, wenn ihm das Mädchen eine Schale vollweint. Wäre nun aber die Rettung der Kinder von diesem Ratschlag abhängig, so würde das Mädchen den Faden der Handlung aus den Händen verlieren. Das Hilfsmotiv wird also abgeschwächt: Der Falke gibt nur den Rat, sich beim Anblasen des Feuers ungeschickt anzustellen; dann mufs die Hexe es vormachen; das Hineinstofsen in den Backofen aber ist wieder ganz der Gedanke des Mädchens; dies alte Motiv ruft dann abermals ein verwandtes herbei; es erscheint der blinde Gemahl der Hexe, der früher nicht erwähnt wurde, um von einem bestimmten Platze, wie gewöhnlich,

das Brot wegzuschnappen, das ihm die Hexe dort zu bereiten pflegte. Statt dessen hat das Mädchen eine glühende Pflugschar hingelegt, und der Bösewicht, der sie mit dem Munde auffängt, mufs verbrennen. Dadurch werden die Kinder Herren des Hauses. Man sieht die ähnliche Grunddarstellung durchwirken und die assoziativ sich einstellenden Nebenmotive zweckmäfsig verarbeiten. Freilich würde der Nachweis der Kompositionskunst des Märchens im einzelnen Stoff genug für eine eigene Arbeit geben.

Jedenfalls ist es mit der Einheit des Helden, de quo agitur, nicht immer getan, zumal eine Mehrheit von Helden nicht so gänzlich ausgeschlossen ist, wie Panzer (S. 11) vermuten läfst. Ich erinnere an die 'klugen Leute' (Grimm 104), an Strohhalm, Kohle und Bohne (Grimm 18), die Bremer Stadtmusikanten (Grimm 27), Sechse kommen durch die ganze Welt (Grimm 71) u. v. a. Auch die biographische Darstellung (ebd.) wird nicht so ausschliefslich vorgezogen, dafs nicht die Schicksale eines alten Soldaten seit seiner Abdankung geschildert werden könnten usw. Im grofsen Ganzen aber wird man so sagen können: Jedes Märchen hat einen bestimmten, für die Schicksale des Helden bestimmenden Abschlufs, der von Anfang an mit der Konzeption der ethischen Art dieses Helden selbst gegeben ist und auf die Gestaltung der Erzählung so weit einwirkt, dafs die für Spannung und Lösung notwendigen Stoffelemente zusammengebracht werden. Auch das ist schliefslich eine Frage der Komposition. Der Schlufs selber aber kann ganz wohl tragisch sein, wie im Märchen vom 'Gevatter Tod'. Die Heirat mufs durchaus nicht immer den Abschlufs bilden, wie aus meiner oben genannten Arbeit über *Formelhafte Schlüsse im Volksmärchen* hervorgeht.

Was die Zeichnung der Personen im Märchen anlangt, so hat die alte Lehre von der vorwiegend typischen Charakteristik sicherlich im ganzen recht. Immerhin möchte ich doch nicht so apodiktisch wie Panzer (S. 13) behaupten: 'Es kennt keinerlei Individualisierung, arbeitet vielmehr nur mit Typen, die in stärkster Steigerung nach beiden Seiten einander entgegengesetzt werden.' Natürlich kann ich hier nicht das überaus schwierige Problem der Individualität aufrollen, um das sich in den letzten Jahrzehnten vorzugsweise französische Forscher verdient gemacht haben. Aber wer einmal der Entwicklungsgeschichte der dichterischen Charakteristik auch nur auf einem engeren Gebiete, z. B. des neueren Dramas, nachgegangen ist, wird uns zugeben, dafs die Grenzen zwischen Typen und Individuen fliefsen. Das Märchen zeigt wenigstens Ansätze zur Individualisierung nach der äufseren und inneren Seite; nicht reich und arm stehen einander ohne weiteres gegenüber, sondern mit der Lebensstellung des Soldaten, des Schmieds usw. sind gleich bestimmte Stoffelemente gegeben, wird etwa der Kampf, die Probe, die der Held zu bestehen hat, in bestimmter Weise spezialisiert; auch die Trunksucht des Soldaten usw. sind zu bedenken. Ferner aber wird ja der Held nicht einfach als sympathisch, mitleidig und bemitleidenswürdig geschildert, sondern als schön, als klug usw., und das alles sind keine blofs rühmenden Prädikate, sondern Bestimmungsgründe seines späteren Schicksals. So setzt doch zum mindesten eine Differenzierung ein, die in manchen orientalischen Märchen schon zu recht beachtenswerten Ergebnissen führt.

Was dann die Frage nach dem Abschlufs des Märchens anlangt, so kann ich dem Satz nicht ohne weiteres zustimmen: 'Immer bleibt das Gute im Märchen überlegen.' Panzer meint wohl das Richtige, aber Unkundige werden zu Mifsdeutungen, ja wohl gar zu erbaulichen Schwärmereien verlockt durch Worte wie diese: 'Allen sichtbar, ja handgreiflich waltet hier die sittliche Weltordnung, die der Tugend immer zum Siege verhilft, für alle Mühe bar bezahlt, den Bösen aber schwer bestraft.' Märchen, wie die vom Haus im Glück, vom Schmied von Jüterbogk usw.

sind mindestens sittlich indifferent, der 'Meisterdieb' nach den landläufigen Begriffen einfach unsittlich, und er wird erst anziehend durch die humoristische Behandlung, so gut wie die Falstaff usw., die man auch nicht nach dem Katechismus beurteilen darf. Das Märchen kennt Helden der Güte, der Klugheit, des Glückes, der Schönheit usw., und zum mindesten müfste hier nach Kulturzeiten geschieden und mit der erfahrungsmäfsigen Wandelbarkeit der sittlichen Ideale gerechnet werden, wenn man dem ethischen Moment in der ästhetischen Befriedigung nachfragen wollte. Auch das freilich wäre wieder ein Thema für sich.

Von den Märchen scheidet Panzer mit aller Schärfe die Sage, doch sind seine Kriterien fast ganz formaler Natur; ich fürchte, dafs diese sich auf die Dauer so wenig werden halten lassen wie die Ansicht, als sei das Märchen die ältere, die Sage die jüngere Gattung. Zwar nennt Panzer sie beide 'innig verbundene Zwillingsschwestern', aber schon mit dem späteren Satz: 'Die Sage steht schon fast auf dem Boden dieser Welt' kommt bereits ein zeitliches Folgeverhältnis zum Ausdruck. Wenn man sich, wie es auch bei Panzer der Fall zu sein scheint, auf den in unserem *Archiv* entwickelten Standpunkt v. d. Leyens stellt, wenn man annimmt, dafs das Märchendichten dem Traumleben des Menschen entspringt, das Erzähler und Hörer dieser Umwelt grundsätzlich entrückt, so mufs man freilich die an reale Dinge geknüpfte Erzählung zeitlich folgen lassen. Ich kann aber jene Erklärung doch nicht allgemein, sondern nur für bestimmte Völker, unter bestimmten günstigen Kulturverhältnissen gelten lassen. Im übrigen entnehme ich der vergleichenden Religionswissenschaft die Lehre, dafs der primitive Mensch zu einer prinzipiellen Scheidung zwischen Sinnlichem und Übersinnlichem überhaupt nicht fähig ist, sondern jede aufsergewöhnliche, ja jede starke Veränderung in der Aufsenwelt, auch in der Innenwelt überhaupt auf das Wirken von Dämonen zurückführt. Diese mythische Ätiologie halte ich für das Ursprüngliche, für den gemeinsamen Untergrund von Sage und Märchen. Während aber die Sage noch sehr deutliche Beziehungen zu dem Gegenstande zeigt, den sie erklären helfen soll, hat sich im Märchen der dichterische Trieb des Menschen bereits von Zweckbestimmungen aufserästhetischer Art befreit und ergeht sich im reinen Spiel der Phantasie, für dessen Regelung natürlich gewisse ethische Urgedanken oder Postulate an den Lauf der Welt mafsgebend sind.[1] Hier wirkt schon eine Freude daran mit, Schwierigkeiten zu schaffen und zu lösen oder, wie es Goethe im Faustvorspiel ausdrückt, 'nach einem selbstgesteckten Ziel mit holdem Irren hinzuschweifen'. Hier wird die Dämonologie schon von dem menschlichen Wunsche beherrscht und die Geisterwelt begünstigt, wenigstens im grofsen Ganzen, den sympathischen Helden und führt ihn zum Ziel. Die Sage steht der Erfahrungswelt und damit auch der mehr pessimistischen, erfahrungsmäfsigen Weltanschauung näher. Daher ihr oft tragischer Ausgang, daher auch das häufige Fehlen eines künstlerisch befriedigenden Abschlusses überhaupt. Wie viele Schatzgräber werden durch gespenstische Erscheinungen abgeschreckt, wie viele Sagen von Quäl- und Druckgeistern wissen eben nur von deren Erscheinen zu reden, ohne eine Lösung zu bringen. Panzer drückt das mit den schönen, jeder zukünftigen Diskussion zugrunde zu legenden Sätzen aus: 'Wo dem Märchen Sinnliches und Übersinnliches natürlich und unlöslich verschmelzen, da kontrastiert die Sage die beiden Sphären, und darin liegt eine ihrer wesentlichsten Eigenschaften. Der Sage erscheint das Jenseitige denn auch keineswegs als ein in sich Beruhigtes und Berechtigtes. Es ist vielmehr ein Gespenstiges, Lichtscheues, ja Böses, das des Unterganges würdig ist und wohl selbst ein Ende in schmerzvoll tiefem Erlösungs-

[1] Ich verweise hier im übrigen auf meinen Aufsatz: *Volksdichtung und volkstümliches Denken, Hessische Blätter für Volkskunde* II. 192 ff.

bedürfnis ersehnt. Ja, der Inhalt der Sage ist eigentlich überhaupt nie beruhigte Gegenwart.' (S. 18.)

Das alles ist zu unterschreiben. Im folgenden möchte ich doch wieder einige Fragezeichen anbringen. 'Sagen schweben ja überhaupt nicht in ungebundener Höhe, fliegen nicht wie die Märchen, Sommerfäden gleich, über die Erde. Die Sage bedarf wie Efeu eines Gegenstandes, an dem sie haften kann, um grünen und blühen zu können' (S. 19). Das sind Vorstellungen, die im grofsen und ganzen sich mit denen der Brüder Grimm in der reifen Zeit ihres Sammelns und Forschens auf unserem Gebiete decken. Aber diese Fragen verdienen eine erneute Untersuchung. Zum wenigsten können wir uns mit der üblichen Scheidung: 'Das Märchen zeit- und ortlos, die Sage lokalisiert und zeitlich fixiert' auf die Dauer so wenig begnügen wie mit der Autorlosigkeit als Kriterium der Volkslieder. Das Märchen kann sich so gut wie die Sage an bestimmte Ortschaften anschliefsen. In einer der genauesten Märchenaufzeichnungen, die wir aus Deutschland besitzen, den *Lobenfelder Märchen* von Friedrich Pfaff,[1] beginnt der 'Jude im Dorn': 'En Bu isch nooch Münchzell gänge un hot dort gedient, alle Johr um drei Heller. Nooch drei Johr isch ers Wissetaal rufgange und hot gejohlt un wor froh demit. Noch isch an der Wäschbricke e alt Mändl zu em kummen' usw.; also Anknüpfung an lauter bekannte Punkte der Umgebung, wie es Erasmus Alberus bei seinen Fabeln liebt. Das mag der individuelle Stil dieses und jenes Erzählers, vielleicht dieser und jener Ortschaft sein: genug, das Stilelement ist da und läfst sich nicht tilgen. Nicht erst der junge Goethe versucht seinen Märchen durch solche Anschlüsse den Stempel der Wahrheit aufzudrücken. Aber das ist eben der Unterschied: Im Märchen dient die Verbindung zwischen Phantasiewelt und Erfahrungswelt nur dazu, die Geschichte glaubhaft zu machen, oder auch sie in den Kreis der persönlichen Interessen der Zuhörer zu rücken. Die Sage dagegen geht von der Erfahrungswelt aus und sucht sie mit Zuhilfenahme übernatürlicher, mindestens ungewöhnlicher Mittel zu erklären. Dabei mögen dann, besonders unter einfacheren Verhältnissen, entsprechend der universalen Wirksamkeit jener 'ethischen Urgedanken', die uns Bastian nachweist, ähnliche, ja kongruente Gebilde auftreten: Geister bauen Brücken, türmen riesige Felsblöcke usw.; ob das nun im einzelnen Giganten oder Teufel gewesen seien, unterliegt der besonderen Anschauungsweise, der mythologischen Tradition jedes Volkes. Ich möchte für diese älteste Form der Sage auf Goethes Anschauungen verweisen, wie er sie dem Mephistopheles in den Mund legt (2. Teil, Akt IV, Vers 10111 ff.):

> Noch starrt das Land von fremden Zentnermassen;
> Wer gibt Erklärung solcher Schleudermacht?
> Der Philosoph, er weifs es nicht zu fassen,
> Da liegt der Fels, man mufs ihn liegen lassen,
> Zu Schanden haben wir uns schon gedacht.
> Das treu-gemeinte Volk allein begreift
> Und läfst sich im Begriff nicht stören;
> Ihm ist die Weisheit längst gereift:
> Ein Wunder ist's, der Satan kommt zu Ehren,
> Mein Wandrer hinkt an seiner Glaubenskrücke
> Zum Teufelsstein, zur Teufelsbrücke.

Für diese primitiveren Gebilde mag Panzers Wort gelten: 'Sagen fliegen nicht wie die Märchen über die Erde ... Sage bedarf nur des geringsten Erdreichs, um Wurzel zu schlagen, ein Kunstwerk, ein Wappen,

[1] *Festschrift zum 50jährigen Doktorjubiläum Karl Weinholds.* Strafsburg, Trübner, 1896. 66 S.

ein seltsamer Name schon werden von ihr willig übergrünt' (S. 19). Doch ist das nicht das durchgängige Verhältnis. Genau so, wie jeder in sich kausal geschlossene Mythus zunächst rein ätiologischen Wert hat, alsbald aber die spielende Phantasie zur epischen Weiterbildung, zur psychologischen Vertiefung des Überlieferten lockt und darüber den anfänglichen Zweck wohl allmählich aus den Augen verliert, so gestalten sich auch aus den anfangs recht schlichten und einfachen Sagen kleine Novellen, die nur um ihrer selbst willen weitergetragen und nur sehr lose an irgend einen äufseren Beziehungsgegenstand angeknüpft werden. Als Beispiel verweise ich etwa auf die weit verbreitete Sage von der Geisterkirche. Wohl mag einmal ein durch sein Aussehen, seine Lage, bestimmte Vorfälle u. dergl. Stimmung wirkendes Gotteshäuschen den epischen Kern dieser Sage für sich erzeugt haben, allmählich aber wird die Sage, die wie ein Märchen von Mund zu Mund flattert, an jede beliebige Kirche angeschlossen, nur damit man einen Vorwand habe, um sie zu erzählen. Dieser Kern ist etwa folgender: Eine Person im Dorfe, meist eine Frau, erwacht zur Winterszeit vor Tagesanbruch, sieht die Kirche erleuchtet und eilt, in der Meinung, die Frühmesse solle gehalten werden, zum Gotteshause, aus dem Gesang ihr entgegenschallt; am Altar aber amtiert ein Priester, den sie nicht kennt, auf den Bänken sitzen Personen in altmodischen Gewändern, unter denen sie endlich einige längst Verstorbene wahrnimmt. Sie hört die Messe mit an, ein Nachbar warnt sie kurz vor Schlufs vor längerem Bleiben. Sie hat gerade noch Zeit, zu entfliehen, denn sobald die Messe beendet ist, stürzt die geheimnisvolle Gemeinde hinter ihr her, die Tür schlägt dröhnend ins Schlofs und klemmt ihre Schürze ein, die sie am anderen Morgen, in tausend Fetzen zerrissen, auf den Gräbern verteilt findet — ein Schicksal, dem sie sich selbst nur durch die eilige Flucht entzogen hat. Das Erwachen am Morgen, die Warnung durch den Nachbar, die symbolische Vernichtung der Schürze, das alles sind Züge, die darauf hinweisen, dafs die in annähernd gleicher Fassung in Nord- und Süddeutschland, in den Alpenländern wie in Skandinavien und an der Küste der Bretagne erzählte Sage einen einmal erfundenen und durch Tradition weiterverbreiteten,[1] nicht überall genuinen Komplex bildet. Die Sage ist fest in sich geschlossen, ein kleines Kunstwerk, das als solches Gefallen erweckte und weitergetragen wurde. In der Rettung der Heldin durch den freundlichen Nachbar zeigt sich bereits ein Übergang zu einer optimistischen Wendung der an sich so gruseligen Sage, wodurch eine reine ästhetische Wirkung auf den von vitalen Interessen doch stark beherrschten Naturmenschen erleichtert wird. Kurz, ich halte derartige Sagengebilde für die Übergänge zum eigentlichen Märchen, die nun gar keinen exoterischen Zweck mehr haben oder je gehabt haben und, wenn sie an bestimmte Gegenden, Gebäude, Personen u. dergl. anknüpfen, damit nur die Spannung erhöhen wollen, wie wir oben zeigten.

Panzer rührt im weiteren Verlaufe seiner Darlegungen ein gerade jetzt viel erörtertes Problem an: Die Entstehung der Heldenepen aus Heldensage oder Heldendichtung. Unserer Ansicht nach, die aus dem Vorhergehenden ersichtlich ist, trennt er die Dichtung als Kunst etwas zu scharf von der Schöpfung der Märchen und Sagen, zumal er doch in den letzteren die Zwischenstufe zu sehen scheint. Jedenfalls aber glaube auch ich, dafs zwischen den ältesten Heldensagen und den grofsen Heldenepen bereits künstlerische Mittelglieder einzuschieben seien. Er sieht diese Mittelglieder in einzelnen epischen Heldengesängen. 'Denn', folgert er, 'da die tatsächlichen Geschichten in mündlicher Überlieferung entweder sehr schnell zu rein episodischer, anekdotenhafter Dürftigkeit herabsinken

[1] Die Nachweise in der *Zeitschrift des Vereins für Volkskunde* VI, 441 f. geben nur eine vorläufige Vorstellung von der Verbreitung der Sage.

und nach wenigen Generationen gänzlich verklingen oder aber ins Allgemeine, Typische und Mythische sich verflüchtigen' (S. 25 f.), so sei ohne künstlerische Festhaltung der alten Sagen an die spätere Entstehung etwa unserer Heldenepen nicht zu denken. Wir gestehen das zu, wie wir anderseits die bedeutsame Förderung durch die kleine, förderliche Schrift von Heusler[1] anerkennen, der so gründlich mit der Sammeltheorie aufräumt und das Epos aus der Anschwellung eines Liedes, nicht aus der Summation mehrerer Einzellieder entstehen läfst. Aber auch er, wie Panzer (die Abweichungen der beiderseitigen Ansichten im einzelnen kommen für unsere Frage nicht so stark in Betracht), scheint an der metrischen Form der letzten Vorlagen des höfischen Epikers prinzipiell festzuhalten. Panzer macht insbesondere das treue Haften aller Einzelheiten der alten Sagen in den späten künstlerischen Gebilden für seine Anschauung geltend: 'Diese Tatsache wäre undenkbar bei prosaischer Überlieferung von Mund zu Mund, deren episodenhafte Dürftigkeit und frühzeitiges Versagen wir bereits kennen gelernt haben.' Auf ähnlichem Standpunkt steht Rudolf Henning, *Nibelungenstudien* 11 ff. (U. a.: 'Aus der Vergleichung des späteren Bestandes mit jenen altgermanischen Fassungen ersehen wir, dafs mit geringen Ausnahmen jede ausführlichere Überlieferung der Vergessenheit anheimgefallen wäre, sofern sie nicht durch einen ähnlich starken Inhalt wie Mord und Tod vor ihrem Untergange geschützt bliebe. Die Sage war inzwischen fast zum Skelett geworden, das von neuem sich mit Fleisch und Blut erfüllen mufste.'). Demgegenüber führt Heusler aus, dafs jede Szene des alten Liedes im deutschen Epos wiederkehre. Anderseits aber glaubt auch er schon an Fort- und Umbildung alter, die ganze Sage behandelnder Lieder in ihrem älteren Zustande liedmäfsiger Knappheit, ehe sie zu epischer Breite aufgeschwellt wurden. Aber war es so leicht, in geschlossene Lieder 'allmählich schrittweise' ziemlich beträchtliche Änderungen einzuführen? Jedenfalls setzte dem die gebundene Form stärkere Schwierigkeiten entgegen, als die prosaische Sage, die doch ganz wohl neben den alten Liedern von Mund zu Mund gehen mochte. Sollte sich niemand der alten Sagen erinnert haben, wenn gerade kein kunstmäfsiger Sänger sie in Liedform vortrug? Und sollte nicht gerade hier die von Heusler zugestandene Vereinigung verwandter Elemente sich am ehesten haben ermöglichen lassen? Man mufs doch wenigstens diesen Punkt in Erwägung ziehen. Dazu ein letztes Wort im Anschlufs an Panzers soeben ausgehobene Bemerkung. Man kann nicht so einfach zwischen 'Kunst' und 'Prosa' scheiden. Das Märchen, das ich ja im grofsen Ganzen zwischen 'Sage' und 'Kunstdichtung' im engeren Sinne stellen möchte, ist ja in 'Prosa' abgefafst: aber wie stark und rein weifs es sich in allen Einzelheiten, ja oft im Wortlaut zu erhalten! Können wir doch das Übergehen ganzer Satzreihen aus einem Dialekt in den anderen beobachten. Gerade das, was das Märchen von der ursprünglichen Sage (s. o.) scheidet, der freie, ästhetisch spielende Vortrag um seiner selbst willen, bringt hier doch eine innere Form mit sich, die vor dem Abbröckeln schützt. Aber eben diese innere Form scheint, wie die Vergleichung im einzelnen leicht zeigen würde, jenen ausgearbeiteteren Sagen von der Art der 'Geisterkirche', die wir oben als Mittelglied zwischen Sage und Märchen angesprochen haben, ebenfalls zu eignen. Ähnlich nun dürfte die Heldensage zwischen einer anfangs mehr anekdotischen Heldengeschichte und einem ausgeführten Heldenepos stehen; diese Heldensage kann ganz wohl Liedform annehmen, wird sie hier sogar meist angenommen haben, wie es die Sitte der Kreise, die sie pflegte, mit sich brachte. Aber prinzipiell ausschliefsen möchte ich die Überlieferung in einer gehobenen

[1] Andreas Heusler, *Lied und Epos in germanischer Sagendichtung.* Dortmund, R. Ruhfus, 1905. 52 S. 8.

Prosa denn doch nicht. Können wir doch bei unserem Volke leicht beobachten, wie der gemeine Mann, ungeschickt und zerfahren bei der Entwicklung eines objektiven Tatbestandes, etwa eines Unglücksfalles vor dem Arzte, alsbald zu einheitlicherer Darstellung sich durchringt, sobald er etwa in eigener Sache, oder noch besser in der eines nahen Verwandten vor Gericht aussagt, und man dem immer stärker anschwellenden Gefühl keinen Damm zieht; ebenso ist zu beobachten, wie eine solche leidenschaftlich gefärbte Erzählung sich den Zuhörern auf verwandter Kulturstufe leicht und scharf einprägt und beliebig wiederholt werden kann. Wenn Panzer selbst im Anschluſs an sein oben erwähntes gröſseres Werk kurz die Entwicklung der Gudrundichtung in ihrem Zusammenhange mit dem Goldner-Märchen skizziert, so gibt er ja selbst die Benutzung prosaischer Tradition zu; warum sollte diese nicht auch den stark gefühlshaltigen Motiven der alten Heldengeschichten zukommen? Und da das Volk selbst doch kaum zwischen diesen und jenen Bestandteilen seines Erzählungsschatzes genau zu scheiden wuſste, da wir anderseits allenthalben die Kontamination von Märchenmotiven auf Grund von Berührungsassoziationen beobachten, so wäre die Frage zu erwägen, ob sich nicht schon im Munde des Volkes eine prosaische Verschmelzung der Motive von dem Helden und seinem weisen Erzieher und bösen Ratgeber mit entsprechenden Märchengestalten vollzogen habe, ehe der Dichter darüber kam, der das Ganze zu epischer Breite aufschwellte. Die Frage läſst sich im Rahmen der Besprechung weder erledigen noch allseitig diskutieren; mag es dann dabei bleiben, daſs sie aufgeworfen ist. Auf die feinen und gehaltreichen Schluſssätze Panzers über die Gründe des Absterbens der Heldensage in unseren Zeiten müssen wir uns leider hier ein näheres Eingehen versagen.

Heidelberg. Robert Petsch.

Josef Bacher, Die deutsche Sprachinsel Lusern. Geschichte, Lebensverhältnisse, Sitten, Gebräuche, Volksglaube, Sagen, Märchen, Volkserzählungen und Schwänke, Mundart und Wortbestand. (Quellen und Forschungen von Hirn und Wackernell. X.) Innsbruck 1905. XV, 437 S.

Es darf als erwiesen gelten, daſs die deutschen Sprachinseln südlich der Alpen, namentlich die zwischen Etsch und Brenta, nur die letzten Reste eines weit ausgebreiteten Deutschtums sind, das sich ehemals an den südlichen Hängen der Alpen bis in die oberitalienische Ebene hinein erstreckte. Auf Grund von Urkunden, von Orts-, Flur- und Familiennamen, auf Grund geschichtlicher und anthropologischer Forschungen sind deutsche und italienische Gelehrte zum gleichen Ergebnisse gelangt, wenn sie auch über das Mehr oder Weniger nicht einig werden.

Über die Abstammung dieser letzten Deutschen in Italien gehen die Meinungen weit auseinander. In jüngster Zeit wieder tritt man auf italienischer wie deutscher Seite (Galanti—Schiber) leidenschaftlich für die Abstammung von alten germanischen Völkerschaften (Ostgoten, Langobarden u. ä.) ein. Wenn die Sprachwissenschaft diese Annahme nicht bestätigen könne, so liege der Grund darin, daſs durch spätere Zuwanderungen aus dem deutschen Norden der ursprüngliche Charakter der Mundart so stark beeinfluſst worden sei. Diese Theorie hat viel für sich. Es wäre geradezu unerklärlich, wenn die germanischen Völker, die in die Geschichte Italiens so tief eingegriffen haben, ganz spurlos verschwunden wären; besonders gilt dies für die Langobarden, deren Sprache nach den Untersuchungen Bruckners in Oberitalien erst nach dem Jahre 1000 erloschen ist. Allein seit den Untersuchungen Schmeller-Bergmanns über das 'Cimbrische' können sprachliche Gründe, die mangels anderer Beweise für die Goten- und Langobardentheorie maſsgebend sind, dafür nicht

mehr angeführt werden, und so bleiben denn diese Ansichten bis auf weiteres fromme Meinungen. Wenn aber auch dadurch der romantische Schimmer, der die Deutschen Oberitaliens seit vielen Jahrhunderten umgeben hat, abgestreift ist, das Interesse für diese letzten Trümmer deutschen Volkstums am Südfufse der Alpen ist darum nicht geringer geworden.

In letzter Zeit sind wieder zwei verdienstvolle Arbeiten darüber erschienen: Dr. St. Schindele, *Reste deutschen Volkstumes südlich der Alpen*, Köln 1901, und Bacher, *Die deutsche Sprachinsel Lusern*. Das ungemein warm und anziehend geschriebene Büchlein von Schindele (1 6 S.) ist geeignet, das Interesse für die 7 und 13 Gemeinden, für die Sprachinseln in Welsch-Tirol, in Friaul und Piemont in den weitesten Kreisen zu wecken. Aus eigener Anschauung entwirft der Verfasser ein ansprechendes Bild von Land und Leuten; gestützt auf die reichhaltige deutsche und italienische Literatur, zeichnet er klar und übersichtlich den neuesten Stand der Besiedelungs- und Sprachenfrage. Wer sich über alles dies rasch und doch gründlich unterrichten will, dem sei die Schrift wärmstens empfohlen; sie geht tiefer als die von A. Bafs, *Deutsche Sprachinseln in Südtirol und Oberitalien*, Leipzig 1901, die dem gleichen Zwecke dient.

Ein anderes Ziel verfolgt Bacher. Er will eine möglichst genaue Darstellung e i n e r dieser Sprachinseln nach allen Seiten hin geben: Geschichte, Lebensverhältnisse, Sitten und Bräuche, Volksglaube, Sagen und Märchen, Volkserzählungen und Schwänke, Mundart und Wortschatz sollen eingehend behandelt werden. Um für die Geschichte Luserns eine breitere Grundlage zu gewinnen, geht auch er aus von der Besiedelung Oberitaliens durch germanische Stämme. Geleitet durch sprachliche Kriterien, entscheidet er sich für die Annahme, dafs vorzüglich bayrische Ansiedelungen ins Auge zu fassen seien, da die Mundarten, abgesehen von den Sprachinseln in Piemont, in ihrer Grundlage bayrisch sind (S. 22). Entgegen der Meinung Bergmanns, dafs die Besiedelung gegen das Ende des 12. Jahrhunderts erfolgt sei, neigt er der Annahme einer früheren Besiedelung zu.

Lusern selbst ist ein verhältnismäfsig junger Ort. Es wurde wohl erst im 17. Jahrhundert vom umliegenden deutschen Sprachgebiet aus besiedelt. Allmählich erhielt es eine Kirche, dann einen Seelsorger, schliefslich wurde es auch als Gemeinde selbständig. Aber je mehr sich dieses junge deutsche Gemeinwesen kräftigte, je mehr Träger die drei allein hier vorkommenden Familiennamen Nicolussi, Gasperi und Pedrazza erhielten, desto mehr schwand ringsum deutsches Volkstum, bis Lusern auf seiner stolzen Höhe (1333 Meter) nur mehr allein als Insel emporragte aus dem welschen Meere. Von schwindelnder Höhe grüfst es über das Astachtal hinüber zur Schwesterinsel der 7 Gemeinden, der todgeweihten. Auch Lusern war auf dem besten Wege, verwelscht zu werden, denn in Kirche und Schule herrschte das Italienische, bis es im Jahre 1862 sozusagen neu entdeckt wurde, als ein deutscher Priester dahinkam. Da wurde es allmählich anders, und heute ist dieses nahe an tausend Einwohner zählende Dorf für das Deutschtum gerettet. Der Verfasser berichtet sodann über Körperbeschaffenheit und Tracht der meist hochgewachsenen und grofsenteils dunkelblonden Bewohner und macht Mitteilungen über Hausbau, Wohn- und Lebensverhältnisse. Nur schade, dafs er keine Grundrisse dieser oft noch einzelligen Behausungen beibringt, in denen vielfach noch recht patriarchalische Verhältnisse herrschen. Aus dem Kapitel über die Bräuche sei nur die Totenklage hervorgehoben, als ein immer seltener werdender Überrest alten Heidentums. Gottschee und die deutschen Ansiedelungen in Nordungarn und Siebenbürgen bieten noch Belege. Während sich eine verhältnismäfsig grofse Anzahl von Märchen und Sagen erhalten hat (Bacher teilt 47 mit, davon 14 in der Mundart), ist durch den italienischen

Einfluſs in Kirche und Schule das deutsche Lied vollständig geschwunden. Zwei Bruchstücke von geistlichen Liedern und ein paar Kinderreime sind die ganze Ausbeute.

Mehr als die Hälfte des Buches ist der Mundart gewidmet. S. 159 bis 210 enthält einen kurzen Abriſs der Laut- und Flexionslehre, S. 211 bis 434 ein Wörterbuch, da das von Zingerle (1869) ganz unzureichend ist. Dieser Teil des Buches ist für einen Nichtfachmann (Bacher hatte sich nicht nur in die Germanistik erst einzuarbeiten, sondern muſste sich auch die Mundart erst aneignen — er war durch sechs Jahre Kurat in Lusern) eine recht anerkennenswerte Leistung. Freilich fällt es aus dem genannten Grunde nicht schwer, gerade im grammatischen Teile manche Ungeschicklichkeit, manchen Fehler oder Irrtum aufzudecken. Es seien einige Fälle hier angemerkt, ohne daſs ich auf Vollständigkeit Anspruch mache.

Zur Beurteilung des Charakters der einzelnen Laute ist die Kenntnis der Ruhelage des Sprachorgans unerläſslich. Leider fehlen Angaben darüber, besonders über die Lagerung der Zunge. Hier und da wären bei Beschreibung der Laute genauere Angaben erwünscht. Was versteht z. B. der Verfasser unter 'schriftdeutschem *s* bei korrekter Aussprache in der Verbindung *st* und *sp* (S. 163)'? *s* oder *sch*? Das lusernische *š* liegt wohl zwischen beiden. Auch bei *j* (S. 163) ist die Berufung auf die schriftdeutsche Aussprache wertlos, so lange nicht zweifellos feststeht, ob damit die spirantische oder nichtspirantische Aussprache gemeint ist. Auch befremdet es, daſs die starke Konsonanz nach kurzen Vokalen ebenso durch einen einfachen Laut bezeichnet wird, wie die schwache nach Länge: *wisvn* wissen, *dilv* Diele, *pitn* bitten, *ofə* offen, statt *wissvn* usw. Wozu diese Abweichung vom sonstigen Brauche? S. 172 sind unter 'Reibelauten' irrtümlich auch *pf*, *z* und *kh* angeführt.

Vokalismus. *ēgl* (S. 166) findet sich im Wtb. nicht; es steht wohl für *ēdl*? In *wēlvr* welcher (S. 166) ist wohl mhd. e (nicht ë) anzunehmen (Wilmanns, *Deutsche Grammatik*, 2. A., I. S. 257). *khęrsch* Kirsche ist zuerst richtig unter mhd. ë angeführt, dann aber nochmals unter mhd. i. *rãi* gefrorener Duft (?) an Bäumen (mhd. rîm) ist fälschlich unter mhd. ei gestellt (S. 169). Wörter, deren Ableitung unsicher oder ganz dunkel ist, werden allzu kühn in eine bestimmte Gruppe eingereiht. Bei *liŋ* Lein (S. 167) wird Verkürzung aus mhd. līn angenommen, obwohl Entlehnung aus dem ital. lino wahrscheinlicher ist; vgl. dagegen *laimvt* Leinwand (S. 304). *mül* Maultier (S. 168) ist wohl auch eher zu ital. mulo zu stellen als zu mhd. mūl. Ebensowenig ist das Lw. *gũln* sich erbrechen (lat. gula, S. 168) unter mhd. ū anzuführen. Warum wird *aidə* Name eines schmalen und gefährlichen Steiges, dessen Ableitung ganz dunkel ist, gerade unter mhd. ei gestellt? Warum eben dahin *laiko* Taugenichts, das der Verfasser zu dem weit verbreiteten *lakl* in Beziehung bringt? Vgl. Schmeller, *Bayr. Wtb.* I. 1432. Im letzten Falle ist i wohl nur eine sekundäre Entwicklung vor dem Guttural. Für *rōgə* Baumrinde (S. 167) ist wohl mhd. o anzusetzen und nicht ō, das *oa* verlangen würde; vgl. tirol. *rōgə*, das der Verfasser selbst aus Schöpf anführt, und gottsch. *rōgə* Gefäſs aus Baumrinde, die für mhd. ō gleichfalls *oa* aufweisen müſsten. *äšt* jetzt (S. 169 u. 176), cimbr. *est*, gottsch. *nāšt*, *anāšt*, ist nicht zu mhd. iezuo, ieze zu stellen. Es wäre der einzige Fall im Lusernischen, wo ie > *ä* und z > *š* würde; es ist vielmehr auf mhd. naehst, naest zurückzuführen.

In dem Kapitel über die Ableitungssilben ist die Zahl der Beispiele sehr gering, zu gering, als daſs in jedem Fall ein allgemeiner Schluſs gezogen werden könnte; so wird z. B. für den Übergang von mhd. — ich > — *vs* (sic!) nur *bfęrgvš* Pfirsich (S. 170) angeführt. S. 171 heiſst es ganz unrichtig 'mhd. — ede > * — *ə* (kommt aber nur flektiert vor):

vremǝgvr'; hier liegt doch zunächst Assimilation vor, mhd. vremde > *vremmǝ* (Bacher schreibt *vremǝ*), dann Weiterbildung auf *-ǝg*.

Konsonantismus. Läfst sich für Übergang von anlautendem *w* > *b* nichts Bestimmteres sagen? In *hemvt* Hemd (S. 175), mhd. hemede, ist nicht Assimilation von md. > *mm* und dann notwendigerweise Anfügung eines *t* anzunehmen, sondern einfach Schwund des auslautenden e wie bei *gǝvingvt* Fingerring (S. 172), mhd. gevingerde, vingerde. Für *dvr* er, ihr (S. 176) wird wohl die Erklärung bei Lessiak (*Die Mundart von Pernegg*, S. 36) vorzuziehen sein. In *jünt, schant, rint, hent* (S. 176) ist nicht auszugehen von mhd. Formen auf -nde, sondern von älteren auf -nte. Sie sind also ebensogut unter mhd. t zu stellen wie die daselbst angeführten *pintn, wintn*. Es hat überhaupt etwas Mifsliches, namentlich beim Konsonantismus, wenn man vom mhd. ausgeht, da die Mundarten vielfach einen älteren Lautstand bewahrt haben. Dadurch werden ganz irrige Vorstellungen erweckt. Der Übergang von germ. þ > *t* im Anlaut ist gar nicht erwähnt. Hierher gehört *tach* Dach (S. 400) und die fälschlich unter 'mhd. t (d, germ. d)' angeführten *tarf, taütsch, tondvrn*. In *schraign* schreien (S. 177) liegt nicht mhd. s, sondern sch vor, *luanǝn* lehnen (S. 179) ist wohl irrtümlicherweise unter jene Fälle geraten, wo inlautend mhd. h schwindet. Eine zum Teil unglückliche Fassung hat Punkt 43, unter mhd. ch finde ich auffallenderweise auch *štvrch* stark (S. 179). Dieses wäre mit den im Wtb. angeführten *pirch* Birke, *merchvn* merken, *khalch* Kalk, *mẹlchvn* melken, *walchvn* walken und *wẹlch* welk zusammenzustellen gewesen, da diese Fälle als ein Hauptkriterium der Lautverschiebung für die Bestimmung der Mundart in Betracht kommen.

Die Darstellung der Flexion bietet wenig Anlafs zu Bemerkungen. Beim Hauptwort hätte durch eine Einteilung nach dem Geschlecht eine leichtere Übersicht erzielt werden können, unter die Ablautsreihen (S. 195 f.) sind überflüssigerweise auch schwache Zeitwörter eingestellt.

Das Kapitel 'Satzbau' behandelt fast nur die Wortstellung. Das über den Akzent berücksichtigt lediglich den melodischen Akzent. Es tut nichts, über den dynamischen Akzent sind wir ohnedies besser unterrichtet als über den melodischen; aber leider bringt der Verfasser auch hier lediglich eine Anzahl von Beispielen in willkürlicher Auswahl, ohne eine systematische Darstellung zu versuchen. Wichtiger als die Angabe der vielfach von Zufälligkeiten abhängigen Intervalle ist die Bewegung des musikalischen Akzentes, sein Steigen und Fallen, in zweiter Linie erst kommen die Intervalle in Betracht. Festzustellen wäre also vor allem, wie sich in verschiedenen Arten der Rede die Tonkurve gestaltet, dann, welche Rolle das Intervall innerhalb der gezogenen Grenze spielt.[1]

Naheliegend ist die Frage nach dem Einflufs des Italienischen. Dieser ist in der Laut- und Formenlehre sehr gering, viel mehr äufsert er sich im Wortschatz. Nach Bachers Mitteilungen (S. 209) ist ungefähr ein Drittel des Sprachschatzes italienischen Ursprungs. Daher gröfstenteils der fremdartige Charakter der Mundart.

Alle Anerkennung verdient die Darstellung des Wortschatzes. Der Verfasser bietet damit einen ungemein wertvollen Beitrag zu einem künftigen umfassenden Wörterbuche des Bayrischen und zu einem vergleichenden Wörterbuche der obd. Mundarten. Höchst willkommen ist die Anführung der entsprechenden Wörter aus dem Cimbrischen und aus Velturns im Eisacktale, der Heimat des Verfassers. Bei der Ableitung der Wörter kam diesem die Kenntnis des Italienischen sehr zustatten. Sie war eigentlich unerläfslich. Wenn es ihm nicht gelungen ist, die Geschichte jedes Wortes aufzuhellen, so darf das nicht wundernehmen. Wer vermöchte

[1] In meiner *Grammatik der Gottscheer Mundart*, die ich für den Druck vorbereite, widme ich ein längeres Kapitel dem melodischen Satzakzent.

nach dem jetzigen Stande der Wortforschung in allen Fällen eine unanfechtbare Ableitung zu finden? Nur ein Vergleich mit verschiedenen anderen Mundarten wird es ermöglichen, über die Geschichte manches dunklen Wortes Licht zu verbreiten, manches wird uns immer ein Rätsel bleiben. Doch läfst sich bei einer Reihe von Wörtern die Abstammung noch ohne besondere Schwierigkeiten ermitteln.[1]

iantɒr eher ist eine komparativische Weiterbildung zu mhd. end (gottsch. *hiant, hiantar*). Daraus *vrĭa-här* vor einigen Tagen durch Umstellung mit Ausfall des *t* erklären zu wollen, geht nicht an, wenn auch Fälle wie *tabrɒch* Tagewerk, *porf* Sensengriff (mhd. worp) u. ä. vorkommen. Ist es vielleicht aus vor-énd-hër entstanden? Vgl. Schmeller, I. 4. Ebenso wenig ist *ɒntíā* vorher aus *iantɒr* zu erklären. Ich vermute Entstehung aus hinweisendem *at-* und end. Vgl. cimbrisch *ta-tián, antiá*, gottsch. *atéan;* in dieser Mundart sind Zusammensetzungen mit *at-* häufig: *atöbm* oben, *atidn* unten. *bɒkā* Bauer entspricht vielleicht lat. paganus? *war* Geschwür am Augenlide entspricht mhd. werre, *bǫtɒ* mal = mhd. bot, *ɔntrukhɒn* wiederkäuen = mhd. itrücken, *khutɒrn* lachen = mhd. kuttern, *lck* Lage = mhd. lecke, legge, *täš* Nadelholzzweig = mhd. dehse (oder besser dëhse) Fichte, *värt* im vergangenen Jahre = mhd. vërt, *vǫkh* Schwein = mhd. varch, *ruam* Schaum bei kochenden Speisen = mhd. veim, *ʒǫltn* Brot von bestimmter Art = mhd. zëlte, abgesehen von anderen, wo die Ableitung leicht zu ersehen ist. *wetɒn* welch (cimbr. *bittan*, gottsch. *biɔttain*) entspricht mhd. wie getan, ebenso *fötɒn* solch (cimbr. *söltan*, gottsch. *hettain*) einem sölchgetan. *woltɒ* ziemlich entspricht einem wolgetan (vgl. kärnt. *woltən* sehr, Lessiak, S. 198). Zu *ɔnkrötscht* erstarrt führe ich an gottsch. *kretschat;* wohl beides verwandt mit grätschen? Zu *fikɒr* Sackpfeife stelle ich gottsch. *fĭkn* pfeifen, *fĭkar* Pfeife; es ist wohl ein lautmalendes Wort. Mit *glair* Haselmaus vgl. lat. glis, gliris; *hęl* Schlüpfrigkeit des Bodens ist nicht unter mhd. hël hell zu stellen, sondern zu hael schlüpfrig. *hexəgən* ächzen ist wohl nach Analogie von *kaxəgən* stottern (aus mhd. gagezen) oder *klunxəgən* abgerissen läuten (aus *klungezen), *krozəgən* rülpsen (aus *krogezen) u. ä. aus *hegezen entstanden. Zu diesem stelle ich kärnt. *heggexn* lachen (Lexer, *Kärnt. Wtb.* S. 136) und gottsch. *hēkatsn* laut rufen. Dieses ist eine Weiterbildung zu dem Rufworte *hē*, wie im Lusern. *hōkn* ho-rufen zu *hō*. *ruškln* rascheln ist wohl eine Ableitung vom Stamme rasch-, rusch-; *štǫr* Strohdecke ist nicht durch Umstellung aus mhd. strō entstanden (dann müfste ja *oa* stehen), sondern entspricht wohl dem lat. storea Matte, Store.

Zum Schlufs noch ein Wort über die Stellung des Lusernischen innerhalb der deutschen Mundarten. Wie schon oben bemerkt wurde, vermag die Mundartenforschung den kühnen Behauptungen mancher Historiker nicht zu folgen; durch Bachers Arbeit ist unzweifelhaft der bayrische Charakter der Mundart festgestellt, gegen alle gegenteiligen Behauptungen, die auch gern eine nahe Verwandtschaft mit dem Alemannischen annehmen möchten. Allerdings ist es eine Mundart von recht altertümlichem Gepräge. Besonders auffällig ist die Wahrung des reinen *a*, das im Bayr. schon frühzeitig (im 12. Jahrh.) eine Trübung zu *å* oder *ǫ* erfahren hat. *ǫ* erscheint nur in jüngeren Entlehnungen aus dem Tirolischen. Ebenso auffällig ist ein offener *e*-Laut für den jüngeren Umlaut von *a* und für mhd. ae, wofür heute im Bayr. *a* bezw. *ā* erscheint. Mit dem Lusern. stimmt im letzteren Falle die Mundart von Eggental und Deutschnofen

[1] Mit dem Lusernischen zeigt in Laut- und Formengebuug die Gottscheer Mundart viele Ähnlichkeiten, noch überraschender sind die Übereinstimmungen im Wortschatz. Manches Wort meiner Heimat wurde mir bei der Durchsicht dieses Wörterbuches plötzlich klar, über manches Wort im Lusern. vermag das Gottsch. Aufschlufs zu geben.

(s. Schatz, *Die tirolischen Mundarten*, S. 34). Dafs in beiden Fällen im wesentlichen auch Übereinstimmung mit dem Schwäbischen vorhanden ist, ist kein Grund zur Annahme einer näheren Verwandtschaft, da in beiden Mundarten nur ein alter Lautstand bewahrt ist. Auffällig ist ferner *oa* für mhd. ou; das liegt nicht auf dem Wege, den dieser Laut sonst im Bayr. genommen hat. Vgl. Schatz, S. 41. Während weiter im übrigen bayrischen Sprachgebiet die gerundeten ö, ü, äu und eu ihre Rundung verloren haben, haben sie diese hier bewahrt. Wenn für germ. f im An- und Inlaut (stimmhaftes) *v* erscheint — in gewissen Fällen tritt *v* auch für f < germ. p ein — und für germ. s unter gewissen Bedingungen *š* (bez. *sch* oder stimmhaftes *ʃ*), so ist auch hier jedenfalls ein alter Zustand erhalten. Beide Erscheinungen finden sich auch in der Mundart von Gottschee, nur viel ungetrübter. Auch für den Übergang von *w* > *b* mufs der Grund in alten Verhältnissen liegen, da dieselbe Erscheinung auch in anderen Sprachinseln vorkommt.

Vielfach ist die Mundart freilich auch ihre eigenen Wege gegangen, besonders in der Flexion. Da sind vielfach Ausgleichungen eingetreten, so z. B. wenn das -e der Mehrzahl auch in die Einzahl dringt: *waibə* Weib, *wägə* Weg; wenn der Konj. Prät. bei allen Zeitwörtern auf *-ət* endigt, oder wenn das Part. Perf. durchwegs auf *-t* ausgeht, selbst in *gətant* getan, *gəlat* gelassen. Da der Ablaut vielfach erhalten bleibt, so ergeben sich Mischformen wie *gəštölt* zu *štöln* stehlen (der Vokal des Part. ist auch in das Präs. gedrungen); mhd. mügen spaltet sich in zwei Formen: *mögn* vermögen (Part. Perf. *gəmök*) und *möchvn* müssen (Part. Perf. *gəmöcht*); im zweiten Falle ist das *ch* des Prät. verallgemeinert. Der Superlativ wird vom Komparativ aus gebildet (*raif, raivər, raivaršt*), das Poss. Pron. der 3. Pers. lautet für alle drei Geschlechter und für Ein- und Mehrzahl *fäi* usw.

Unter den bayrischen Mundarten steht das Lusernische dem Tirolischen am nächsten. Die Lautverschiebung (besonders der Gutt.) zeigt die gleiche Stufe. Eine auffallende Erscheinung möchte ich noch erwähnen: unter den Beispielen für mhd. i (S. 166) findet sich auch *renən* finden. Für diesen Übergang von *i* > *e* vor *n*, der vom Verfasser nicht beachtet wird, führe ich aus dem Wtb. noch an: *preŋən* bringen und *heŋkhvn* hinken. Bei ein paar anderen ist es zweifelhaft, ob altes e oder i vorliegt. Vielleicht liefse sich bei genauer Untersuchung die Zahl dieser Fälle noch vermehren. Diese Erscheinung, die für das Schwäb. und für md. Mundarten charakteristisch ist, kann unter Umständen als ein Beweis für einen fremden Einschlag angesehen werden. Ähnliches in der Mundart von Gottschee.

Einer Behauptung Bachers kann ich nicht zustimmen. Er sagt S. 156: 'Unter allen Dialekten steht dem Lusernischen das Cimbrische am nächsten, namentlich in der Aussprache der Laute usw.' Allerdings finden sich überraschende Ähnlichkeiten, aber ein wichtiger Unterschied trennt sie: das Cimbrische zeigt für die mhd. Diphthonge ie, uo, üe die Monophtonge *i, u, ü*, das Lusern. dagegen hat die alten Zwielaute bewahrt. Auch in der Behandlung des mhd. ou und oe gehen sie auseinander, lusern. *oa, öa* steht cimbr. *o, ö* gegenüber. Die übrigen Übereinstimmungen im Vokalismus müssen gering angeschlagen werden, so lange diese Abweichungen nicht aufgeklärt sind.

Wenn nun auch der sprachliche Teil des Buches zu mancherlei Berichtigungen Anlafs bietet, wenn auch betont werden mufs, dafs der Fachmann manches anders gestaltet hätte, so mufs doch dieses Buch nicht nur als eine wertvolle Bereicherung der deutschen Volkskunde, sondern auch der Mundartenforschung bezeichnet werden; es sei deshalb der Beachtung der Forscher wärmstens empfohlen.

Prag. Hans Tschinkel.

Joh. Aug. Eberhard, Synonymisches Handwörterbuch der deutschen Sprache. 16. Aufl. Durchgängig umgearbeitet, vermehrt und verbessert von Professor Dr. Otto Lyon. Leipzig, Th. Grieben's Verlag (L. Fernau), 1904. XLIV, 1131 S.

Ob man überhaupt von Synonymen reden darf, das ist eine Frage, die neuerdings wieder — meist ohne besonderen Nutzen — erörtert wird. Allerdings läfst sich mit ziemlicher Sicherheit vermuten, dafs zwei Worte sich kaum jemals in der Gesamtheit ihrer Verwendungen decken werden, das ist aber auch selten behauptet worden. Dagegen ist offenkundig, dafs es wenig Worte gibt, die nicht die eine oder andere Verwendung und Verbindung mit einem zweiten Worte teilen. In dieser Gemeinschaft bestimmter Verwendungen, für die man unbedenklich den alten Begriff des Synonymons heranziehen darf, liegt aber ein fruchtbringendes Prinzip der deutschen Wortforschung, das freilich der richtigen Verarbeitung noch ganz ermangelt. Wohl kommt auch im alphabetisch gegliederten Wörterbuch bei der Erklärung einzelner Verwendungen die Bedeutungsverwandtschaft zur Geltung; und neuerdings, seitdem das entwicklungsgeschichtliche Moment zielbewufster durchgeführt wird, spielen die Verbindungen und Beziehungen, innerhalb derer ein Wort von der Familie, der es entstammt, sich ablöst und entfremdet, ihre gebührende Rolle. Aber die Abrundung und Geschlossenheit, die solche Erscheinungen in dem natürlichen gegebenen Zusammenhang erreichen, fehlt unserer deutschen Synonymik noch in jeder Beziehung.

In dieser Richtung würde einem Forscher, der über die gediegenen und in gewissem Sinne abschliefsenden Darlegungen der Vorgänger — vor allem Weigands — hinauszugehen trachtet, der nächste und wahrscheinlichste Erfolg winken. Der Herausgeber dagegen verhält sich hier ganz konservativ, und es scheint mir auch, als ob er selbst den Ergebnissen Weigands zu wenig Beachtung schenke.

Lyon hatte sich schon für die 13. Auflage das Ziel gesetzt, die 'Worterklärungen und Begriffsbestimmungen' mehr 'auf Beobachtung des Sprachlebens der Gegenwart, wie des Sprachgebrauchs unserer Klassiker' zu begründen und den 'etymologischen Erörterungen in gröfserem Umfange als in früheren Auflagen Raum' zu geben. Aber für die Beobachtung des Sprachlebens der Gegenwart stehen in der Richtung der Synonymik die Vorarbeiten nicht so zu Dienst; der Herausgeber mufste sich deshalb mit dem begnügen, was er sich selbst zusammensuchte. Und die etymologischen Erörterungen lassen uns oft gerade da im Stich, wo wir für die Bedeutungs- und Gebrauchsunterschiede, die das Wörterbuch abgrenzt, eine Erklärung wünschten. Ein Beispiel möge das für andere beleuchten, vgl. (S. 585): *Tückisch* (*von Tücke, md. tücke, das wieder herkommt vom althochd. tuc oder duc, d. i. schlag, stofs, schnelle Bewegung; tückisch ist also eigentlich das, was schnell, hastig und deshalb unmerklich geschieht*) *ist, wer in heimlicher, versteckter Weise einem anderen unvermutet Böses zufügt ... Hämisch* (*eigentlich verhüllt, verborgen, vom ahd. hamo, d. i. Kleid, Hülle*) *setzt noch hinzu, dafs der, welcher heimlich und versteckt Böses vollbringt, dabei zugleich über dieses Böse Vergnügen empfindet.*

Aus der angegebenen Etymologie läfst sich für die Erklärung gerade der Gebrauchsunterschiede zwischen tückisch und hämisch nichts gewinnen. Mir scheint aber überhaupt, als ob zwischen beiden Worten mehr Trennungs- als Berührungspunkte liegen. In der ältesten Fassung (von 1797) hatte Eberhard das erste Wort in einem anderen Zusammenhange angeführt. Und wenn man auf etwas Übereinstimmendes zwischen tückisch und hämisch zielen will, darf man jedenfalls am Kompositum *heimtückisch* nicht vorübergehen (vgl. dazu schon Weigand a. a. O.). *Heimtückisch* hält

die Bedeutungsfärbung fest, die der Bedeutung von *hämisch* am nächsten steht, ja es gibt vermutlich auch die Etymologie. *Hämisch* ist aller Wahrscheinlichkeit nach nichts anderes wie *heimisch*, vgl. *heimlich, geheim*. Die heutige Bedeutung von *hämisch* aber hat sich durch mannigfache Verbindungen hindurch erst so weit von dem ursprünglichem Vorstellungskreise entfernt. Das gleiche gilt für *tückisch*. *Tucken* heifst ursprünglich nur sich schnell bewegen; *tuck* ist eine rasche Bewegung, ein Schlag, Stofs, Streich. Im Kampf mag es eine unvermutete Bewegung, wohl auch einen Kunstgriff, eine Finte gekennzeichnet haben. Die mittelhochdeutsche Zeit kannte *reine tucke* und *boese, ralsche, arge tucke*. Aus den letzterwähnten festen Verbindungen flofs die Bedeutung, die wir mit Tücke, tückisch heute als einzige verbinden, und sie hat in *heimtückisch* noch eine weitere Verengerung erfahren, die uns jetzt schon bei tückisch allein geläufig ist.

Beobachtungen dieser Art, die sich ja kurz fassen lassen, vermisse ich in den Fällen, in denen der Herausgeber Etymologien gibt. Er läfst es fast immer an der Erwähnung derjenigen festen Verbindungen fehlen, die das einzelne Wort von der Sippe, zu der es etymologisch gehört, abdrängten und in eine neue Bedeutungsrichtung trieben. An anderen Orten, wo das Familienband noch nicht eigentlich zerrissen ist, fehlt die Etymologie oft ganz unmotiviert, so bei *Gewerbe* im Gegensatz zu *Handel, Verkehr* (S. 586). Die älteste Fassung von 1799 hatte noch ausgeführt: *'Da Gewerbe mit Erwerben verschwistert ist, so bedeutet es überhaupt jeden Nahrungszweig, durch den man sich vermittels des Umtausches seinen Unterhalt erwirbt.'* Die neue Darstellung hat diesen Hinweis auf *erwerben* abgestreift. Mit Unrecht, denn wenn *erwerben* auch jüngere und engere Entwicklung zeigt, so deutet es doch auf einen ursprünglichen Zug stärker hin, der sich in *Gewerbe* mehr verdunkelt hat.

Aus dem eben Gesagten geht die Grundrichtung der Darstellung hervor, die bei einem synonymischen Wörterbuch eigentlich auffallen mufs, die sich aber historisch erklären läfst: es werden nicht so sehr die Berührungspunkte als die Trennungspunkte herausgearbeitet. Dafs die Worte irgend etwas miteinander gemein haben, sieht man eigentlich nur aus der Tatsache, dafs sie zusammengestellt sind; im übrigen aber läuft alles darauf hinaus, so schnell als möglich die Formel zu finden, nach der sie sich reinlich scheiden lassen. Und darüber kommt eine ganze Reihe von Forderungen zu kurz, die wir heutzutage an eine Synonymik stellen.

Es ist ja natürlich, dafs ein praktisches Handbuch nicht zu weit ins Einzelne gehen kann, und so dürfen wir bei einem Worte, das heute vielleicht mit einem Minimum von Verwendungen sich begnügt, nicht die ganze Reihe von Verbindungen erwarten, die es in der Geschichte unserer Sprache durchlaufen hat. Aber wenn von diesen Verbindungen einzelne Reste in den Schlupfwinkeln der Berufs- und Standessprachen, in den Mundarten oder den Stilformen der Gemeinsprache haften blieben, so wären dafür wohl Andeutungen und Hinweise zu wünschen. Ich verkenne die Schwierigkeiten nicht, die das Zusammentragen und Sichten dieses Stoffes mit sich brächte. Aber es wäre eine lohnende Aufgabe, und sie wäre möglich — schon allein auf der Grundlage dessen, was bis heute veröffentlicht ist. Damit würde das 'synonymische Handwörterbuch' eine gediegene Vorarbeit liefern für ein künftiges grofses wissenschaftliches Wörterbuch der deutschen Synonyma, dem aus der Mundartenforschung heraus so tüchtige Leistungen entgegenkommen, wie das viel zu wenig gewürdigte *Vergleichende Wörterbuch der neuhochdeutschen Sprache und des Handschuhsheimer Dialekts* von Philipp Lenz (1898). Dafs unter den Aufgaben, die der deutschen Wortforschung nach der Vollendung des Grimmschen Wörterbuches erstehen werden,

neben den Spezialwörterbüchern ein grofses Synonymenwörterbuch in die erste Linie rückt, darüber besteht bei den Sachverständigen wohl kein Zweifel.

Berlin. Hermann Wunderlich.

George O. Curme, Professor of Germanic Philology in North-Western University, A grammar of the German language, designed for a thorough and practical study of the language as spoken to-day. New York, Macmillan, 1905. $ 3.50 net.

The book before us is the result of fifteen years' observation and study. It has supplied a want long felt by students who already possess a fairly extensive knowledge of the language, and for whom an easily accessible and reliable book of reference, for details of grammatical correctness and usage, must be a real boon. It is no school grammar to be read from back to back and learned by heart, but a book to be referred to in cases of doubt and difficulty. It is based (as Professor Curme tells us in his preface) upon a study of about seven hundred of the best books, 'representing all parts of the German Empire, Austria, and German speaking Switzerland', which have appeared in the last half-century, and also of a very large number of newspapers. The index is somewhat extensive, excellently arranged, and of a very practical character, facilitating rapid reference to almost any desired section of the work.

Of the three different standards of pronunciation of German, for each of which superiority is claimed viz; — The Hanoverian, the Berlin, and the dialect-free pronunciation of the Schauspieler, Professor Curme attaches the most importance to that of Berlin, but of course notes South-German and other variations from it. One is very much inclined to agree with Prof. Curme in his selection, when one remembers, that, in the first place, the educated North-German has in general a pronunciation much more free from any admixture of the sounds of his own particular dialect than the man of South-Germany, and, secondly, that Berlin is, year by year, establishing itself more and more firmly as the centre of German intellectual activity and culture.

In his treatment of the inflection of nouns Professor Curme has adopted the only method which, in a book of reference, can be satisfactory; he has given us complete lists of nouns with exceptional plural forms and case inflections. In respect to these exceptions, which must be learned individually, it is obviously a great advantage to have a book in which, by means of a good index, one can turn to the page required and immediately solve the difficulty which one has in mind.

The abandonment of the column system in the treatment of the Ablaut-verbs is to be regretted, since facility of reference is thereby somewhat sacrificed, but on the other hand the Professor's historical notes, in smaller type, explaining both regular and unusual forms, cannot fail to be of great service to the teacher who wishes to inspire his grammatical lessons with a human interest. Also the few paragraphs introducing the chapter dealing with the Ablaut-verbs, are most concisely and clearly expressed, putting suitably before the student sound philological explanations of this part of German grammar.

Professor Curme's treatment of the prepositions, those never-failing stumbling-blocks for the foreigner, is equally happy, and is especially valuable because of the rich collection of varied examples which he gives us; for, in the use of prepositions, an adequate supply of well-chosen instances is far more valuable and effective than the most elaborately and carefully constructed rules and, is far more economical of the effort which has to be put forth by the learner.

The historical explanations and illustrations drawn from earlier specimens of German literature, such as Luther's translation of the Bible, and the quotation of old High German and Middle High German forms, are most skilfully used and never obtruded, and assist very materially in the realization of the ideal which the author had before his mind, viz; to present a grammar of modern German considered as an organically developed product, an aim which the quotation from Humboldt (on the title page) so manifestly alludes to.

'Die Sprache ist kein fertiges, ruhendes Ding, sondern etwas in jedem Augenblick Werdendes, Entstehendes und Vergehendes.'

Posen. Osborn Waterhouse.

Johannes Hoops, Waldbäume und Kulturpflanzen im germanischen Altertum. Mit acht Abbildungen im Text und einer Tafel. Strafsburg, Karl J. Trübner, 1905. XVI, 689 S.

In diesem schönen Buche wird die Stellung der Pflanzenwelt im germanischen Altertum nach verschiedenen Gesichtspunkten behandelt, die der Verfasser im Vorwort folgenderweise charakterisiert: 'Es scheint mir empfehlenswert, solche Spezialstudien von vornherein auf eine möglichst breite Basis zu stellen, den Forschungen nach allen Seiten hin weite Perspektiven zu geben und nicht blofs gelegentliche Blicke in die Gebiete der Nachbardisziplinen zu werfen, sondern sich eindringender und gründlicher darin umzutun. Denn nur wenn man jeden Augenblick imstande ist, das Licht aller in Betracht kommenden Wissenschaften auf jeden Punkt der Untersuchung zu konzentrieren, wird man zu allseitig befriedigenden Ergebnissen gelangen, die ihrerseits wieder klärend und fördernd auf die Fachwissenschaften zurückwirken können. Dadurch werden solche Spezialarbeiten über den Rang blofser Materialsammlungen und Bausteine emporgehoben und vermögen sich zu Monographien von selbständigem und bleibendem Wert auszuwachsen.'

Dies hohe Ziel hat Hoops in bewundernswerter Weise erreicht. Die drei Wissenschaften, die hier besonders in Betracht kommen, Botanik, Archäologie und Sprachwissenschaft, hat er in seiner Darstellung gleichmäfsig zu ihrem Recht kommen lassen und für alle drei wichtige Resultate gewonnen. Das umfangreiche Sachwissen auf den verschiedensten Gebieten, das für die Aufgabe notwendig war, hat dem Verfasser in einem ganz seltenen Grade zu Gebote gestanden. Auch haben die Verdienste der Arbeit von den verschiedensten Seiten zustimmende Anerkennung gefunden.[1]

Nebenbei sei bemerkt, dafs der Ausdruck 'germanisches Altertum' sich nicht nur auf die Urgeschichte der Germanen, sondern auch auf das später von den Germanen bewohnte Gebiet bezieht. Dies Verfahren wird durch archäologische Gründe genügend gerechtfertigt.

Zuerst werden die Waldbäume behandelt (erster Teil S. 1—273). Das erste Kapitel beschäftigt sich mit den Wandlungen der Baumflora Nord- und Mitteleuropas seit dem Ende der Eiszeit. Nach einigen Auseinandersetzungen über das Alter der nord- und mitteleuropäischen Flora, wobei auch über die Beziehungen zwischen der tertiären und der postglazialen Vegetation und das Eindringen von asiatischen und mediterranen Gewächsen sowie über die Lebensbedingungen der Pflanzen seit dem Zurück-

[1] Vgl. die Literaturangaben bei Max Förster, *Beibl. zur Anglia* XVII, S. 194. Dazu kommen nunmehr die Anzeigen von Ernst H. L. Krause in den *Gött. gelehrten Anzeigen*, 1906, S. 921—952 und von Bartholomae, *Literaturblatt f. germ. u. rom. Philologie*, 1907, Sp. 49 ff.

weichen des Eises gehandelt wird, gibt der Verfasser eine eingehende und zusammenfassende Darstellung der jetzigen Ansichten über die Waldperioden der nordischen Länder. Er stützt sich hier vornehmlich auf die Arbeiten von skandinavischen Gelehrten wie Japetus Steenstrup, A. G. Nathorst, Axel Blytt, Gunnar Andersson und Rutger Sernander, enthält sich aber dabei keineswegs des eigenen Urteils.

Es lassen sich bekanntlich fünf verschiedene Perioden unterscheiden: eine Dryas-, Birken-, Kiefern-, Eichen- und Buchenperiode. Aber selbstverständlich hat niemals überall die gleiche Vegetation geherrscht. Während der Zeit der Dryasflora in Dänemark lagen ja Schweden und Norwegen noch unter Eis begraben, und die nördlichen Bezirke dieser Länder haben ja nie eine Eichen- und Buchenzeit erlebt; die Buche ist ja aufserdem noch immer auf Dänemark und den südlichsten Teil der Skandinavischen Halbinsel beschränkt gewesen. Auch Unterschiede in der Höhenlage haben mehrfache Variationen hervorgerufen; so herrscht ja auf den Gebirgen des mittleren Skandinaviens noch teilweise die arktische Flora.

Bei der folgenden Darstellung der Eigentümlichkeiten der verschiedenen Epochen wird die Kiefernperiode am ausführlichsten behandelt. Es gilt hier vor allen Dingen, die Stellung der Birkenperiode zu der Kiefernzeit festzustellen. Hoops ist nämlich der Ansicht, dafs 'die Birke und Espe, von lokalen Ausnahmen abgesehen, weder in Nord- noch in Mitteleuropa jemals längere Zeit wirklich die alleinigen waldbildenden Bäume gewesen sind, sondern dafs die Kiefer ziemlich gleichzeitig mit ihnen oder nur wenig später einrückte und die beiden ersteren nur vorwiegend den sumpfigen, die Kiefer den trockneren Boden in Beschlag nahm.' Wenn dies richtig ist, so hätten wir nicht mehr von einer Birkenperiode im eigentlichen Sinne zu reden; nur in Dänemark scheint eine kurze Übergangszeit mit Espen und Birken der Kiefernperiode vorausgegangen zu sein. Die Kiefernperiode zerfällt nun nach Hoops in drei Abschnitte: eine Birken-Kiefernzeit und eine Kiefernzeit im engeren Sinne, die wieder in zwei Unterabschnitte einzuteilen ist.

Aber schon zur Ancyluszeit ist die Eiche nach Schweden gelangt, und so wurde der Alleinherrschaft der Kiefer ein Ziel gesteckt; in Jütland und Dänemark hat sie die Kiefer sogar vollständig ausgerottet. Am spätesten sind die Fichte und die Buche nach den nordischen Landen gekommen. Die Fichte ist aus Finnland, die Buche von Süden her eingewandert. Diese hat die Eiche aus den Wäldern Dänemarks und Südschwedens vollständig verdrängt, jene ist immer weiter nach Süden vorgedrungen, ohne die Westküste von Schonen und Halland noch erreicht zu haben. Sie ist noch heutzutage der schlimmste Feind der übrigen Waldbäume der Skandinavischen Halbinsel.

Nach einer Darstellung der hydrographischen und klimatischen Veränderungen, die in den nordischen Ländern stattgefunden haben, behandelt der Verfasser nun die Baumflora Mitteleuropas und ihre Wandlungen. Hier liegen die Verhältnisse nicht so klar wie im Norden. Als Ergebnis wird folgendes geltend gemacht (S. 64 f.): 'So viel wird man nach den Erörterungen dieses Kapitels wohl sagen können, dafs die Ansetzung allgemeingültiger Perioden der Vegetationsgeschichte für ein so ausgedehntes und in geographischer und erdgeschichtlicher Hinsicht so verschiedenartiges Gebiet wie Mitteleuropa ein Ding der Unmöglichkeit sein dürfte. Vielmehr wird sich für die verschiedenen Gebiete aller Wahrscheinlichkeit nach schon auf den älteren Stufen der Entwicklung eine ähnliche Mannigfaltigkeit der Baumflora ergeben, wie sie heute noch besteht. Die verhältnismäfsige Einheitlichkeit, die uns in der Pflanzenwelt der nordischen Länder und ihrer Geschichte entgegentritt, erklärt sich zweifellos vor allem durch die örtlichen Klima- und Bodenbedingungen des engen Einfallstors, durch das sie sich auf ihrem Vormarsch von Süden her hindurchzwängen

mufste. In Skandinavien werden die Verhältnisse schon durch die östlich über Finnland eingewanderten Arten verwickelt, so dafs man in dem gröfsten Teil Schwedens mit einer Fichtenperiode rechnen mufs, die Dänemark völlig fremd blieb. Um wieviel bunter müssen die Dinge naturgemäfs in Mitteleuropa liegen, das in seinem mittleren Teil während der letzten glazialen Periode wahrscheinlich dauernd mit Waldungen bedeckt blieb, und das aufserdem in breitester Verbindung mit der Vegetation des ost- und westeuropäischen Hinterlandes stand!'

Im zweiten Kapitel wird die Baumflora Nord- und Mitteleuropas im Steinzeitalter des näheren geschildert. Hier kommt nun ein neuer Faktor hinzu: das Auftreten des Menschen. Es ist sehr fraglich, ob es wirklich vor der Eichenperiode Menschen in Nordeuropa gab. In den dänischen Kjökkenmoddinger, die gröfstenteils dem ersten Abschnitt der älteren nordischen Steinzeit angehören, hat man ja so gut wie gar keine Spur von Nadelholz gefunden. Die dort gefundenen Kohlenreste unterrichten uns sehr genau über den Bestand der diese Abfallhaufen umgebenden Wälder: die Mehrzahl der gefundenen Kohlen ist Eichenholz. Daneben finden sich Reste von Birke, Ulme, Espe, Hasel und Weide. In zwei Feldern sind auch Kohlen der Esche gefunden worden. Die Buche war aber in der Periode der Muschelhaufen noch nicht nach Dänemark vorgedrungen. Die Muschelhaufen gehören also in die Periode der Eichenflora. Aber auch die Gleichzeitigkeit der jüngeren nordischen Steinzeit mit der Eichenflora läfst sich deutlich nachweisen. Während der ganzen Steinzeit waren also Dänemark und Südschweden von Eichenwäldern bedeckt; erst Jahrtausende nach dem Aufhören der Vereisung ist der Mensch nach den nordischen Ländern gekommen.

Nun steht es fest, dafs die Landbrücke zwischen Jütland und Schweden noch lange in die Eichenzeit hinein bestanden hat. Ob der Mensch schon zur Ancyluszeit in Nordeuropa gelebt hat, läfst sich aber nicht bestimmt feststellen; dafs das Steinzeitalter mit der Litorinaperiode gleichzeitig war, ist dagegen zweifellos.

Nach einer Behandlung der Baumflora der frühneolithischen Siedelungen in der Kieler Föhrde und der Baumflora der Schweiz zur Pfahlbautenzeit folgen im dritten Kapitel ausführliche Auseinandersetzungen über 'Wald und Steppe in ihren Beziehungen zu den prähistorischen Siedelungen Mitteleuropas'. Die Stellung des Waldes zum menschlichen Kulturleben ist vielfach unrichtig aufgefafst worden; denn der Urwald ist nicht der Freund, sondern der Feind des Menschen. Sogar die arktischen Tundrenregionen sind dem Menschen viel gastfreundlicher als der Wald. Die weiten Steppen, von welchen die mitteleuropäischen Wälder in prähistorischer Zeit durchzogen waren, namentlich wo sie an Waldgebiete angrenzten, sind für die Siedelungsgeschichte Mitteleuropas von der allergröfsten Bedeutung gewesen. Sehr interessant sind diese Ausführungen über den landschaftlichen Charakter Mitteleuropas in prähistorischer Zeit, über die Bedeutung der Steppengebiete für die ältesten Siedelungen und über die Erhaltung waldfreien Geländes und ihre Ursachen; es ist möglich, dafs sie dem Archäologen oder Naturwissenschaftler nicht besonders viel Neues bringt, aber der Philologe mufs für diese orientierende und lehrreiche Darstellung überaus dankbar sein.

Von unmittelbar philologischem Interesse ist das vierte Kapitel, das die Baumnamen und die Heimat der Indogermanen behandelt. Eine grofse Rolle hat die Eiche in der Urheimat der Indogermanen gespielt. 'Eiche' ist ja die Grundbedeutung der weit verbreiteten, überaus fruchtbaren Familie von aind. *dāru* 'Holz', lit. *derva* 'Kienholz', aisl. *tjara* 'Teer', cymr. *derwen* 'Eiche', griech. *δόρυ* 'Eiche' usw. In die Urzeit reicht wohl auch der Name *quercus*, ahd. *forha* usw. zurück. Einen dritten alten Eichennamen vermutet Hoops in ae. *hearg* 'Kultusstätte, Hain', anord. *hǫrgr*,

ahd. *harug*, das er mit penjab. *karsu*, das verschiedene Eichenarten bezeichnet, zusammenstellt. In diesem Zusammenhang wird die alte Ansicht, wonach ahd. *tanna* auch 'Eiche' bedeutete, endgültig widerlegt. Die Eichennamen lehren uns, dafs die Heimat der Indogermanen nicht in Asien zu suchen ist, 'da die hauptsächlichen waldbildenden Eichenarten in ihrer Verbreitung auf die Länder westlich des Ural und des Kaspischen Meeres beschränkt sind'. Die Bedeutungsentwicklung 'Eiche' > 'Föhre', die in ahd. *forha*, anord. *tyrr* 'Föhre', lit. *dervà* 'Kienholz' (gegenüber lat. *quercus*, griech. δρῦς etc.) sich erkennen läfst, weist nach Hoops darauf hin, dafs die Germanen und Balten aus der alten Heimat der Indogermanen — wo die Eiche eine so grofse Rolle spielte — in Gebiete gewandert sind, wo die Föhre der vorherrschende Waldbaum war. Auch Birken, Weiden, Eschen, Espen, Buchen und Nadelhölzer hat es in der indogermanischen Urheimat gegeben. Besonders wichtig ist die Geschichte des Buchennamens, da die Buche bekanntlich seit der Eiszeit östlich der Linie Alvesund — Kristiania — Kalmar — Königsberg — Odessa nicht vorkommt. Die Indogermanen haben also vor ihrer Trennung westlich dieser Linie gelebt. Die Balkanhalbinsel, Italien und Westeuropa scheiden auch aus, weil diese Länder erst verhältnismäfsig spät von Indogermanen bevölkert wurden. Hoops will auch Nordeuropa ausschliefsen, 'weil die Buche dort wahrscheinlich erst zur Bronze- oder gar Eisenzeit ihren Einzug hielt'. Die Heimat der Indogermanen vor ihrer Trennung wäre demnach in Mitteleuropa westlich der Linie Königsberg—Odessa zu suchen.

Die zwei folgenden Kapitel (S. 133—273) behandeln sehr eingehend die Waldbäume Deutschlands zur Römerzeit und im frühen Mittelalter, bzw. die forstliche Flora Altenglands in angelsächsischer Zeit. Nach einigen einleitenden Bemerkungen über die Ausdehnung der deutschen Wälder in frühhistorischer Zeit und über die Quellen für die Kenntnis der Holzarten Deutschlands in älterer historischer Zeit werden die Waldbäume Süddeutschlands, des mittelrheinischen und hessischen Berglandes, der nordwestdeutschen Tiefebene, des Harzes, Mitteldeutschlands und Ostdeutschlands zur Römerzeit und im frühen Mittelalter der Reihe nach geschichtlich behandelt. Als Beweismaterial werden öfter die Ortsnamen in älteren und neueren Zeiten verwendet. Die letzten Abschnitte des fünften Kapitels befassen sich mit der geographischen Verbreitung der einzelnen Holzarten im alten Deutschland und mit dem Wechsel der Holzarten des deutschen Waldes in historischer Zeit. Wie ausführlich die ältere deutsche Baumflora behandelt wird, davon kann man sich schon dadurch eine Vorstellung machen, dafs das Thema 121 Seiten in Anspruch nimmt. Ein Referat des interessanten Inhalts dieses detailreichen Kapitels würde zu viel Raum in Anspruch nehmen.[1]

[1] In diesem Zusammenhang möchte ich mir nur eine bescheidene Bemerkung gestatten. Es ist ja zweifellos, dafs der Schwarzwald schon bei Beginn des Mittelalters vorwiegend von Edeltannen bestanden war. Nichtsdestoweniger sind die Laubhölzer siebenmal so häufig wie die Nadelhölzer in den Ortsnamen vertreten. Daraus läfst sich aber nicht folgern, dafs der Schwarzwald zur Zeit, als die Ortsnamen entstanden, vorwiegend mit Laubwald bestockt war. Die Ansiedelungen wurden nämlich (nach Hoops S. 144) vorwiegend in Gegenden begründet, wo Laubhölzer vorherrschten. Dabei scheint mir aber noch ein Gesichtspunkt in Betracht zu kommen. Wer sich in einer Gegend ein Heim begründet, wo meilenweit fast nur Laubhölzer wachsen, würde wohl im allgemeinen kaum den Ort nach diesen Hölzern benennen, sondern nach irgendeinem Umstand, der diesen Ort anderen benachbarten Wohnplätzen gegenüber charakterisiert. Aus den Ortsnamen darf man also nicht zu bestimmte Schlüsse in bezug auf die Verbreitung der Laubhölzer ziehen. Wenn in Gegenden, wo heutzutage der Nadelwald durchaus vorherrscht,

Ebenfalls mufs ich auf ein Referat des sechsten Kapitels (über die forstliche Flora Altenglands) verzichten. In manchen Punkten schliefst sich Hoops hier an seine vorher erschienene Arbeit über die altenglischen Pflanzennamen (Freiburg i. Br. 1889) an.

Ein Referat über die Ergebnisse des zweiten starken Teils (S. 277—651), der sich mit den Kulturpflanzen, namentlich den Getreidearten, befafst, mufs sich notgedrungen auf einige der wichtigsten Hauptpunkte beschränken. Zuerst wird im siebenten Kapitel der Bestand der Kulturpflanzen Mittel- und Nordeuropas im Steinzeitalter nach den archäologischen Funden festgestellt; dies Kapitel zerfällt in die folgenden Abschnitte: I. Die ersten Spuren menschlicher Bodenkultur in Europa; II. Die Kulturpflanzen der einzelnen Länder Mitteleuropas zur jüngeren Steinzeit (1. Bosnien, 2. Ungarn, 3. Oberitalien, 4. Das nördliche Alpenvorland und das Bodenseegebiet, 5. Süddeutschland und Böhmen, 6. Mittel- und Norddeutschland); III. Die Kulturpflanzen Nordeuropas zur jüngeren Steinzeit; IV. Alter, Heimat und Verbreitung der steinzeitlichen Kulturpflanzen Mittel- und Nordeuropas; V. Gesamtbild. Aus diesen Untersuchungen geht unter anderem deutlich hervor, dafs die Getreidearten sehr früh und merkwürdig gleichmäfsig über das ganze untersuchte Gebiet verbreitet waren; überall sind Triticum vulgare, Tr. dicoccum, Tr. monococcum, Hordeum und Panicum miliaceum schon zur Steinzeit gebaut worden. Dagegen besteht in der Verbreitung der übrigen Kulturpflanzen ein scharfer Gegensatz zwischen Nord und Süd, indem der südliche Teil des Gebiets, die circumalpine Kulturgruppe, sich durch einen gröfseren Reichtum an verschiedenartigen Kulturpflanzen auszeichnet, während die nordisch-norddeutsche Gruppe zur Steinzeit von Kulturpflanzen nur Getreidearten kennt. Die mitteleuropäischen Getreidearten sind wahrscheinlich südlichen Ursprungs — wenigstens sprechen geologische Gründe gegen eine direkte Einführung aus Asien über Rufsland.

Im achten Kapitel werden wir wieder in das rein philologische Gebiet hinausgeführt. Mit sprachlichen Mitteln sucht Hoops zu erforschen, welche Kulturpflanzen den ungetrennten Indogermanen bekannt waren. Er geht davon aus, dafs die Trennung in europäische und asiatische Indogermanen vor dem Beginn der eigentlichen Metallperiode erfolgt sein mufs, dafs also die Epoche des engeren Zusammenlebens der Indogermanen ganz in die Steinzeit fällt. Somit werden die Ergebnisse in bezug auf die Kulturpflanzen der Indogermanen für die Frage nach der indogermanischen Urheimat von gröfstem Gewicht — denn wir wissen ja nunmehr ganz genau, welche Kulturgewächse in den verschiedenen Teilen von Nord- und Mitteleuropa während des Steinzeitalters gebaut wurden. Hoops kommt nun zu dem interessanten Resultat, dafs, wie schon vorher von Kuhn, Schrader und anderen angenommen war, den Indogermanen die Kenntnis des Ackerbaus zwar nicht ganz abzusprechen ist, dafs sie aber nur die älteren Getreidearten (Gerste, Weizen, Hirse) kannten, und dafs ihnen alle anderen Kulturpflanzen (vor allem Linse, Erbse, Pastinak, Mohn und Flachs) noch vollständig unbekannt waren. In diesem Zusammenhange bespricht Hoops die mehrenteils schon allgemein anerkannten sprachlichen Übereinstimmungen von Ackerbau-Ausdrücken in den europäisch- und asiatisch-indogermanischen Sprachen, die über den Ackerbau der Indogermanen in der Urzeit Aufschlüsse geben können. Die Indogermanen haben schon den Pflug gekannt, vielleicht hatten sie bereits gelernt, das gezähmte Rind vor den Pflug zu spannen. Aber die Ackerbau-Terminologie der indo-

die Laubbäume in den Ortsnamen bei weitem überwiegen, so braucht dies wohl nicht an und für sich zu beweisen, dafs in älteren Zeiten die Dinge anders lagen als heutzutage.

germanischen Sprachen reicht zum gröfseren Teile nicht in die Urzeit zurück. Es besteht ein deutlicher Unterschied zwischen den europäischen und den asiatischen indogermanischen Sprachen — eine Anzahl solcher Wörter, die allen Indogermanen einmal gemeinsam waren, mögen die Arier auf ihren Wanderungen durch Steppengebiete eingebüfst haben, andere sind nach dem Abzug der Arier von den europäischen Indogermanen neu gebildet oder von auswärts aufgenommen. Die Namen von Kulturpflanzen, die einer gröfseren Gruppe von europäischen Sprachen gemeinsam sind, den asiatischen aber fehlen, werden hier zusammengestellt: lat. *far*, gr. *λίνον*, lat. *rāpa*, gr. *μίκων*, gr. *μελίνη*, gr. *ὄροβος*, lat. *cicer*, lat. *faba* nebst ihren Sippen. Dazu kommt noch der Name des Bärenlauchs, einer wild wachsenden Nutzpflanze: gr. *κρόμυον*, ae. *hramsa* usw. Von diesen Namen könnten *far* und *κρόμυον* in die germanische Urzeit zurückreichen; dagegen ist es höchst unwahrscheinlich, dafs die Indogermanen das Lein kannten, da die Arier in dem Falle eine so wichtige Kulturpflanze auf ihren Wanderungen sicherlich nicht aufgegeben hätten. Keiner von den anderen Namen kann in die Urzeit zurückreichen. Den Indogermanen waren also in ihren ursprünglichen Stammsitzen andere auswärtige Kulturpflanzen als die älteren Getreidearten noch unbekannt.

Es läfst sich nicht mit Bestimmtheit feststellen, mit welcher Kornart die Indogermanen zuerst bekannt wurden. Die Ansicht Schraders, dafs es die Hirse war, wird von Hoops als unbewiesen abgelehnt; ebensowenig läfst sich etwas für die Priorität der Gerste beweisen.

Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, dafs die Gerste das Hauptgetreide der Indogermanen war, obwohl die Hirse in den vorhistorischen Perioden der Indogermanen eine weitaus wichtigere Rolle gespielt haben mufs als in späteren Zeiten. Für diese grofse Bedeutung der Gerste bei den Indogermanen werden nun allerlei sprachliche Zeugnisse erbracht; auch wird auf die bedeutsame Rolle der Gerste im Kulturleben der Inder, Griechen und Germanen und auf die Verwendung des Gerstenkorns als kleinstes Gewicht bei den indogermanischen Völkern hingewiesen. Unter den sprachlichen Zeugnissen kommen die gemein-indogermanischen Gruppen von aind. *yávas* (gr. *ζειά* usw.), lat. *far* (germ. **barix* usw.), lat. *hordeum* (ahd. *gërsta* usw.), welche Gruppen von Hoops zum Gegenstand einer sehr klaren und ausführlichen Untersuchung gemacht werden, in erster Linie in Betracht.

Auf der Basis der so errungenen Resultate will nun Hoops (im neunten Kapitel) weitere Rückschlüsse auf die Lage der Heimat der ungetrennten Indogermanen aufbauen. Vorher hatte er ja an Hand der Baumnamen wahrscheinlich gemacht, dafs diese Heimat in Mitteleuropa westlich der Linie Königsberg — Odessa zu suchen sei. Der Nachweis, dafs die Indogermanen nur die älteren Getreidearten kannten, schliefst das südliche Mitteleuropa aus, 'weil hier zur Steinzeit selbst in den ältesten, rein neolithischen Stationen schon eine Reihe von Kulturpflanzen gebaut wurden, die den Indogermanen in der Urzeit noch fehlten'. Wenn dieses Argument richtig ist, kommen wir mithin zu dem interessanten Resultat, dafs die Pfahlbauern der Alpenseen, die mehrere Kulturpflanzen, z. B. Flachs und Mohn, kannten, wenigstens während des gröfsten Teils der neolithischen Periode, keine Indogermanen waren. Aber der Kreis kann noch enger gezogen werden: die Tatsache, dafs die Gerste das Hauptgetreide der Indogermanen war, drängt uns zu dem Schlufs, 'dafs die Urheimat der Indogermanen in einem Lande mit kurzem Sommer zu suchen ist, wo die empfindlicheren Weizen und Hirse keinen so sicheren und regelmäfsigen Ertrag gewährleisteten als die schnell reifende Gerste'. Da nun nach Hoops, wie oben erwähnt, Nordeuropa, vor allen Dingen die Skandinavische Halbinsel auszuschliefsen ist, kommt nur Deutschland, besonders Norddeutschland, als die mutmafsliche Heimat der ungetrennten

Indogermanen in Betracht. Möglicherweise gehörte auch Dänemark zu diesem Gebiete; diese Frage läfst sich aber nicht entscheiden, bevor wir die Zeit der Einwanderung der Buche nach diesem Lande mit gröfserer Bestimmtheit ermitteln können.[1] Zuletzt möge betont werden, dafs Hoops keineswegs ein endgültiges Urteil über diese äufserst komplizierte Frage gefällt haben will; er hebt mehrfach hervor, dafs die Forschung ja neue Tatsachen noch an den Tag bringen könnte, die die Frage vielleicht in ein anderes Licht rücken würden. Es ist ihm vor allen Dingen daran gelegen gewesen, die Wege anzugeben, die ihm das von ihm verwertete Studienmaterial angewiesen hat. In der Hauptsache begegnen sich seine Endergebnisse mit der Ansicht Muchs, auch ziemlich mit denen Kossinnas. Dank seiner äufserst besonnenen und sauberen Arbeitsmethode hat er sicher die weitere Forschung auf diesem Gebiete wesentlich gefördert.

Das zehnte Kapitel wird den Kulturpflanzen Mittel- und Nordeuropas zur Bronze- und älteren Eisenzeit (vor dem Auftreten der Römer) gewidmet. Zuerst wird über die Schicksale der älteren Kulturpflanzen (Weizen, Emmer, Einkorn, Gerste, Hirse, Erbse, Linse, Flachs, Mohn und Kulturapfel), dann über einige neue, wichtige Pflanzen, die nun in Mittel- und teilweise auch in Nordeuropa erscheinen (Bohne, Hafer, Spelz oder Dinkel, Roggen) gehandelt. Zu den interessantesten sprachlichen Ergebnissen dieses Abschnittes möge die Etymologie von dem deutsch-englischen Worte 'Spelz' gerechnet werden, das Hoops für echt-germanisch erklärt, und das nach ihm eigentlich 'Spaltkorn' bedeutet; lat. *spelta* mufs germanisches Lehnwort sein.

Auch das elfte Kapitel (Die Kulturpflanzen der Germanen in vorrömischer Zeit) bringt beachtenswerte sprachwissenschaftliche Auseinandersetzungen, die die archäologischen Untersuchungen teils bestätigen, teils ergänzen. Es zerfällt in die folgenden Abschnitte: Getreide, Gemüse, Pflanzen der Technik, Mohn, Obstbau, Heilpflanzen. Im Anschlufs an die Getreidearten der Germanen wird (im zwölften Kapitel) die Stellung des Ackerbaus im Wirtschaftsleben der Germanen zur Römerzeit sehr eingehend besprochen. Es wird hier mit der alten Ansicht, wonach die Germanen damals noch Nomaden oder Halbnomaden waren und nur nebenbei den Ackerbau betrieben — zu welcher Ansicht Cæsars *Bell. Gall.* VI 22 Anlafs gegeben hat —, endgültig aufgeräumt. Das *'agriculturæ non student'* bei Cæsar bedeutet zweifellos: 'auf den Ackerbau legen sie keinen Wert'; es würde sich sonst weder mit der übrigen Darstellung Cæsars, noch mit den allbekanntesten Tatsachen vereinigen lassen. Und wenn Strabo in seiner Geographie sagt, dafs die Germanen es mit Auswanderungen leicht nehmen *διὰ τὸ μὴ γεωργεῖν*, so hat er Cæsar ausgeschrieben, aber ihn dabei mifsverstanden oder ungenau wiedergegeben. Im Gegenteil haben ja die Germanen seit undenklichen Zeiten Ackerbau getrieben, und es geht gar nicht an, von einer zu Cæsars Zeit neu aufgekommenen Kultur zu reden. Die schier unerschöpfliche Bevölkerungszahl der Germanen bei ihrem Eintritt in die Geschichte wäre ohne die Annahme eines recht bedeutenden Ackerbaus auch gar nicht zu erklären; zu ihrer Ernährung hätte die Viehzucht nicht allein ausgereicht, obgleich diese in wirtschaftlicher Hinsicht die erste Stelle einnahm. Es ist nicht zu verneinen, dafs die Germanen damals leicht bereit waren, ihre Wohnsitze aufzugeben, wenn sie dazu eine bestimmte Veranlassung hatten; aber diese Beweglichkeit, diese Wanderlust

[1] In diesem Zusammenhange möchte ich die Frage aufwerfen: wenn es möglich ist, Dänemark mit in den Bereich der indogermanischen Urheimat einzuschliefsen, weshalb nicht ebensogut Schonen, wo die Buche wohl nicht beträchtlich später ihren Einzug gehalten haben dürfte?

hatte mit dem Nomadentum nichts gemeinsam. Die technische Höhe, die der altgermanische Ackerbau damals schon erreicht hatte, mufs übrigens jeden Zweifel in dieser Hinsicht beseitigen. Schon die ungetrennten Indogermanen kannten ja den Hakenpflug; über dieses Stadium waren die Germanen schon hinaus; der spezifisch germanische Pflug mit breiter Pflugschar und Rädergestell war ja wahrscheinlich schon um Christi Geburt in Deutschland bekannt. Nun scheint aber die Annahme einer solchen technischen Höhe des germanischen Ackerbaus mit dem Bericht Cæsars über den jährlichen Wechsel der Wohnsitze und Feldmarken bei den Sueben und bei den Germanen überhaupt schwer vereinbar. Das ist gewifs eine recht heikle Frage, die ja einen lebhaften Meinungsaustausch unter den Gelehrten hervorgerufen hat. Hoops weist die alte Ansicht, dafs die alten Feldmarken ganz aufgegeben und immer neue mit Beschlag belegt, immer neue Stücke Wildland urbar gemacht wurden, als vollkommen unbegründet ab. Solche alljährlichen Rodungen von Wildland hätten gewifs keinen Sinn gehabt. Dagegen sind wir zu dem Schlusse gedrängt, dafs es kein privates Grundeigentum und keinen privaten Grundbesitz gab, und dafs innerhalb eines Gaus die Sippen oder die aus ihnen jeweils gebildeten Genossenschaften in der Nutzung der Feldmarken, die noch im Gesamtbesitz des Gaus waren, jährlich abwechselten. Die Häuser dagegen, die sehr leicht gebaut waren, wurden bei dem jährlichen Wechsel von den Besitzern als fahrende Habe mitgenommen und wieder neu aufgebaut; sie waren also höchst wahrscheinlich Privatbesitz. Noch schwieriger ist die Frage nach der Ursache eines solchen sonderbaren Wechsels; denn eine wirkliche Sefshaftigkeit wäre doch in wirtschaftlicher Hinsicht entschieden viel vorteilhafter gewesen. Die Gründe des wirtschaftlich zwecklosen Systems müssen wohl in den militärischen Verhältnissen der Germanen gesucht werden; das wird ja übrigens von Cæsar selbst angedeutet. Die Germanen waren zwar in reichem Mafse Ackerbauer und Viehzüchter, aber doch in erster Linie Krieger, und die Beschäftigung mit Ackerbau und Viehzucht mufste sich den Bedürfnissen des Kriegswesens unterordnen. Der jährliche Wohnortswechsel mufs für die Hebung des Solidaritätsgefühls und für die Kriegstüchtigkeit von der gröfsten Bedeutung gewesen sein. 'Der einzelne sollte nicht an Haus und Hof hangen, sich nicht bequem einrichten, sollte keinen Grundbesitz erwerben, keine Reichtümer ansammeln, wie es später auch im Prinzip der *ecclesia militans* lag, dafs sie durch keine egoistischen Rücksichten auf Familie und Sondergut in ihrer Tätigkeit gehemmt werde. Der Privatgrundbesitzer haftet mit Zähigkeit an seiner Scholle: der Gemeinbesitz und der häufige Wechsel der Wohnsitze war sicher eine der Hauptquellen der Kriegslust und der unüberwindlichen Widerstandskraft der Germanen in ihrem Kampf mit den Römern.' In nahem Zusammenhang mit den militärischen Bedingungen des Wechsels der Wohnsitze stehen nun auch gewisse sozialpolitische Rücksichten: man wollte keine Unzufriedenheit aufkommen lassen und den Unterschied zwischen Vornehm und Gering so sehr als möglich ausgleichen. Aber eine solche Organisation wäre in normalen friedlichen Verhältnissen recht zwecklos gewesen; sie ist nur durch einen andauernden Kriegszustand erklärbar. Es handelt sich also offenbar nur um einen kriegerischen Ausnahmezustand. Dafür spricht unbedingt ein Vergleich mit dem Agrarwesen der Germanen zur Zeit des Tacitus, wo ruhige, stabile Zustände herrschten und die Individualwirtschaft deutlich in den Vordergrund tritt. Die Germanen waren damals vollständig sefshaft. Und es gibt viele andere Zeugnisse, die für frühzeitige Sefshaftigkeit sprechen und die Verhältnisse zur Zeit Cæsars nur als kriegerischen Ausnahmezustand hervortreten lassen. Sprachliche Gründe bestätigen durchaus die frühzeitige Sefshaftigkeit: mehrere Ausdrücke für 'Haus' und 'Hof' reichen sicher in die germanische Urzeit zurück. Wichtiger sind aber die archäo-

logischen Tatsachen. Die grofse Zahl der kultivierten Pflanzen und die technische Höhe des Ackerbaus sprechen unbedingt für dieselbe Theorie. Das Agrarwesen zur Zeit Tacitus' bezeichnet also die Rückkehr in die ursprünglichen, normalen und friedlichen Verhältnisse.

Das dreizehnte Kapitel befafst sich mit der Einführung der römischen Obstkultur in die transalpinischen Provinzen. Die Germanen kultivierten zwar schon vorher den Apfelbaum, aber die Einführung eines systematischen und hoch entwickelten Obstbaus verdanken sie bekanntlich den Römern. Von grofsem Gewicht für die Kenntnis der Obstkultur im alten Germanien sind die Funde der Saalburg; schon in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten wurden hier Pflaumen, Zwetschen, Kirschpflaumen, Süfs- und Sauerkirschen, Pfirsiche und Aprikosen, Wallnüsse und verschiedene Sorten von Haselnüssen gezogen. Diese Funde bestätigen durchaus die Annahme Kluges, wonach solche Namen wie *Kirsche, Pfirsich, Pflaume* schon in den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung den Germanen geläufig waren. An Hand der sprachlichen und archäologischen Tatsachen gibt uns Hoops eine ausführliche Darstellung der Geschichte der verschiedenen Obstarten im alten Germanien. Für die germanische Wortkunde ist seine Darstellung recht bedeutsam. Ein Referat dieses Kapitels würde zu viel Raum in Anspruch nehmen. Zu den interessanteren Partien gehören die Ausführungen über ahd. *wīhsela* 'Weichsel', das nach Hoops der alte einheimische Name für die Vogelkirsche sein soll.

Zu den sichersten philologischen Ergebnissen der Arbeit gehört meines Erachtens der im folgenden (dem vierzehnten Kapitel) geführte Nachweis, dafs die Heimat für die grofse Masse der kontinentalen lateinischen Lehnworte des Angelsächsischen am Niederrhein und in angrenzenden Bezirken zu suchen ist. In ihrer alten Heimat in Schleswig-Holstein, wo es niemals feste Niederlassungen der Römer gegeben hat, konnten die Angelsachsen nachweislich nicht mit der römischen Kultur in nähere Beziehung treten; nur einzelne römische Handelsartikel und mit ihnen ihre Namen konnten dorthin gelangen. Dieser ältesten Schicht könnten höchstens Wörter wie ags. *cēap, cēapmon, esol, mynet, cytel, omber, cist, disc, oncor, cāsere, draca, pil* angehören. Die Mehrzahl der lateinischen Lehnworte sind erst in Britannien aufgenommen worden; es gibt aber doch eine ganze Reihe von Lehnworten, die allem Anschein nach kontinentalen Ursprungs sind, ohne in Schleswig-Holstein aufgenommen sein zu können. Für ihre kontinentale Aufnahme spricht entweder ihre Form oder ihre enge Zusammengehörigkeit mit entsprechenden deutschen Wörtern. Solche Wörter sind ags. *porte, post, tīȝle, ceale, pytt, strǽt, sicol, pise, cyrfet, biscop.* Einige Lehnworte sind auf das Angelsächsische und die niederrheinischen Dialekte beschränkt. Hierher gehören die schon von Kluge angeführten ags. *sæterdæȝ, miltestre, cleofa,* fernerhin *wealhhnutu* (vgl. ndl. *walnoot* gegenüber mhd. *wälhisch nuz*) und die eigentümliche Neubildung für die Mispel ags. *openærs,* mnd. *apenärseken.* Hoops begründet nun ausführlich die schon von anderen Forschern ausgesprochene Ansicht, 'dafs die Sachsen und die Angeln, bevor sie Britannien eroberten, sich am Niederrhein selbst niedergelassen und eben hier in die unmittelbarste Berührung mit der römischen Kulturwelt getreten seien.' Im Anschlufs an Lappenberg, Skene u. a. macht er geltend, dafs der Ausdruck *litus Saxonicum,* der zum erstenmal ca. 400 auftritt, und der einesteils die gallische Nordküste von der Bretagne oder Normandie bis zur Schelde, anderenteils gewisse Küstenstriche Britanniens bezeichnete, von den auf diesen Küstenstrichen bestehenden festen sächsischen Niederlassungen herrührte. Mit Bremer nimmt er an, dafs der Hauptstrom der Sachsen von dem gallischen *litus Saxonicum* (Westflandern, Normandie) aus nach Britannien, wo sie die Südküste in Beschlag nahmen, übergesetzt sei. Wie die Sachsen, sind wahrscheinlich auch nicht die Angeln unmittelbar aus

ihrer alten Heimat nach Britannien übergesiedelt. Sie scheinen mit den stammverwandten Warnen und thüringischen Scharen zusammen ein Reich am Niederrhein, östlich der unteren Schelde und südlich der Waal, im heutigen Nordbrabant, gegründet zu haben. Wenn diese Annahme richtig ist (sie läfst sich mit weniger Sicherheit begründen, als es mit der Ansiedelung der Sachsen der Fall war, und hängt im wesentlichen an der Lokalisierung der *Lex Anglorum et Werinorum, hoc est Thoringorum* und an einer Notiz bei Adam von Bremen), so mufs der von Grimm und Bremer geäufserten Vermutung, dafs die Angeln von diesen Sitzen aus zuerst nach Britannien gekommen seien, ein hoher Grad von Wahrscheinlichkeit zugesprochen werden. Es ist ja wahrscheinlich, dafs diese niederrheinischen Angeln die ihnen gegenüberliegenden heutigen Grafschaften Norfolk und Suffolk in Besitz nahmen, während die anderen anglischen Teile Englands von der Kimbrischen Halbinsel aus kolonisiert wurden. Die sprachliche Seite des Problems ist nach Hoops folgendermafsen zu charakterisieren: 'In Nordbrabant, Westflandern und Nordfrankreich ist die Heimat der grofsen Masse der kontinentalen lateinischen Lehnwörter des Angelsächsischen zu suchen. So erklären sich einerseits die zahlreichen lateinischen Bezeichnungen von Gegenständen und Einrichtungen, die den Angelsachsen in ihrer schleswig-holsteinischen Heimat nicht erreichbar waren; so anderseits die altertümliche lautliche Form und namentlich die engen Beziehungen zu den lateinischen Lehnwörtern im Deutschen, insbesondere in den niederrheinischen Mundarten, welche eine Entlehnung auf britannischem Boden ausschliefsen.' Was nun insbesondere die Obstnamen betrifft, so müssen Namen wie *persoc, openærs, walhhnutu* wegen ihrer engen Berührung mit den entsprechenden deutschen (niederrheinischen) Namen schon auf dem Kontinent aufgenommen sein. *pere* zeigt jüngere Lautform — es mufs aber auch ein auf dem Kontinent aufgenommenes **pire* (wie *pipor*) gegeben haben, das von dem jüngeren Konkurrenten frühzeitig ausgestochen wurde.

Auf den Inhalt des fünfzehnten und des sechzehnten Kapitels (über die Kulturpflanzen Altenglands in angelsächsischer Zeit, bzw. die Kulturpflanzen der altnordischen Länder in frühliterarischer Zeit), die das schöne Buch beschliefsen, kann ich hier nicht eingehen. Auch diese Kapitel enthalten ein gut Stück sprachliches Material, das den Philologen in mancher Beziehung interessiert.

Ein Gesamturteil über das grofse Hoopsche Werk wird dadurch erschwert, dafs hier drei verschiedene Wissenschaften zum mindesten, Botanik, Archäologie und Sprachwissenschaft, ineinander verwoben sind. Da die Resultate öfter auf Material, das aus mehr als einer von diesen Disziplinen geholt ist, fufsen, so kann nur der in allen in Betracht kommenden Wissenschaften genügend Beschlagene sie allseitig beurteilen. An den botanischen und archäologischen Teilen der Arbeit dürfte wohl manches auszusetzen sein, wenn man den Bemerkungen von Sachkundigen wie Ernst H. L. Krause Glauben beimessen soll; ist doch Hoops natürlich in erster Linie Philologe. Wer auf den nicht-philologischen Gebieten, worauf Hoops sich bewegt, nur Bönhase ist, mufs in den meisten Punkten sich mit Vorbehalt äufsern. Die rein philologischen Teile sind mit grofser Umsicht ausgearbeitet. Dafs manches dem Philologen schon vorher Bekannte sehr ausführlich behandelt wird, darf nicht getadelt werden, sondern gereicht im Gegenteil der Arbeit nur zur Ehre. Das Buch ist ja nicht nur für Philologen geschrieben. Somit sind die Ergebnisse des Werkes für die verschiedenen Wissenschaften in hohem Grade fruchtbar gemacht worden.

Ich schliefse mit dem wärmsten Dank für die reiche Belehrung, die ich aus diesem gehaltvollen Buche geschöpft habe. Die Richtigkeit der Äufserung Max Försters, unsere Wissenschaft habe nicht häufig Werke

hervorgebracht von gleicher Grofszügigkeit und Weite des Blickes, gleicher Fülle und Vielseitigkeit der Anregungen und gleicher Wichtigkeit und Verläfslichkeit der Ergebnisse, wird, glaube ich, niemand in Abrede stellen können.

Göteborg. Erik Björkman.

Sir Eglamour. Eine englische Romanze des 14. Jahrhunderts auf Grund der gesamten Überlieferung herausgeg. von Prof. Dr. Gustav Schleich, Direktor des Friedrichs-Realgymnasiums zu Berlin. (Palaestra, LIII.) Berlin, Mayer & Müller, 1906.

Das Bedürfnis nach einer kritischen Ausgabe des Sir Eglamour ist schon lange empfunden worden. Nun hat uns Gustav Schleich, der erprobte Schüler seines Meisters Zupitza, mit einer solchen beschenkt und sich damit den Dank der Fachgenossen von neuem verdient. Die Ausgabe ist so eingerichtet, dafs zuerst der kritische Text mit den Varianten geboten, dann in einem Anhange das Handschriftenverhältnis erörtert und ein Stammbaum aufgestellt wird; darauf folgen weitere Beiträge zur Textkritik und zum Schlufs Anmerkungen zu einzelnen Stellen, meist die Rechtfertigung der gewählten Lesart bezweckend.

Überliefert ist uns die Romanze in vier Handschriften (von S, der ältesten, noch aus dem Ende des 14. Jahrhunderts stammenden, in der Bibliothek des Herzogs von Sutherland, ist allerdings nur ein Blatt übrig) und sechs alten Drucken bzw. deren Abschriften. Am zuverlässigsten und trotz mancher Eigentümlichkeiten des Schreibers der Sprache des Dichters am nächsten stehend erweist sich darunter L, die bekannte Thornton-Hs. in der Kathedralbibliothek zu Lincoln (c. 1440), die der Herausgeber daher zur Grundlage seines Textes gemacht hat; auf eine sprachliche Uniformierung hat er aber mit Recht verzichtet. In Übereinstimmung mit Zielke nimmt er als Entstehungszeit der Romanze die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts, als Heimat des Dichters ein Grenzgebiet des nördlichen und mittleren Englands an. Mittelländischen Einschlag in der Sprache des Dichters scheint Schleich in den durch Reime erwiesenen endungslosen Formen des Präs. Ind. Plur. der Verba zu erblicken (S. 120). Aber in allen angeführten Beispielen, mit Ausnahme von V. 759, steht ein pronominales Subjekt unmittelbar vor der Verbalform, und in diesem Falle hat doch auch der nördliche Dialekt regelmäfsig endungslose Pluralform. V. 759 bietet L allerdings: *pay hym hame brynge*; aber es fragt sich, ob hier nicht die anderen Hss., die *hym hame* vor *pay* stellen, das richtige überliefert haben. Wo dagegen das Pronomen dem Verbum nicht unmittelbar vorhergeht oder nachfolgt, erscheint regelrecht die Form auf *-s*: 236 *Gret hertis walkes* (nicht *pay walkes*, wie S. 124 geschrieben steht); 669 *torchis brynnes*; 1243 *Grete lordis saise* (im Text aus metrischen Gründen zu *sayde* geändert); 1274 *ofte metis men*; dazu die Imperative *herkyns, takis, gyves*. Die Bemerkung S. 124, niemand würde wagen, diese *s*-Formen daraufhin zu ändern, dafs die Reime für den Plural des Indikativs Endungslosigkeit sichern, ist also nicht am Platze; ebensowenig die S. 138 (zu V. 411) ausgesprochene Vermutung, man könnte, um die Einheit der Schweifreimstrophe herzustellen, *we dwellis* schreiben. Einen durch den Reim gesicherten Plural auf *-s* sehe ich übrigens in *gase*, 1298: *Alle maner men to schippe gase* (: *pay rase*), wo der Plural *men* an dem Numerus des Verbs keinen Zweifel läfst. Das Beispiel aus Lydgate, G H Sheep 658: *nomanner wight his neyhbour shall dispise*, das Schleich in der Anmerkung zur Stelle dagegen anführt, beweist nichts, da das Subjekt *wight* hier Singular ist.

Jenes *rase* 1297 (= *rasse* 1043) soll nach Schleich S. 121 vielleicht als Dialektkriterium zu verwenden sein. Aber selbst wenn man es als

Präsens faſst (was in der Tat nahe liegt) und auf an. *reisa* zurückführt, so spricht doch die Kontraktion des Diphthongs zu *a* nicht unbedingt für den Norden: auch im kentischen Ayenbite erscheint *a* für *ai* häufiger, als daſs man es als bloſsen Schreibfehler ansehen dürfte (*madines* 132, 234; *madenhod* 228, 230, 231, 233; *ymamed* 141; *fale* (= *faile*) 80; *faly* 173, *yfaled* 187; *uariste* 142, 228). Allerdings kommt das Kentische für Sir Eglamour nicht in Betracht.

Was nun Schleichs Behandlung des Textes anbelangt, so muſs man sich, um ihr uneingeschränktes Lob zu spenden, in metrischen Fragen von vornherein auf seinen Standpunkt stellen. Nun ist es ja zweifellos, daſs die Verse nicht alle so überliefert sind, wie der Dichter sie geschrieben hat. Welchen Grad von Korrektheit im Bau der Verse darf man aber von einem Romanzendichter aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts erwarten? Schleich selbst gesteht ihm Freiheiten zu: fehlenden Auftakt, doppelten Auftakt, fehlende und doppelte Senkungen. Manchmal glaubt er bestimmte Gründe dafür zu erkennen. So soll z. B. das Fehlen der Senkung durch die Länge gewisser, in Hebung stehender Worte, wie *knyght, Octovean(e), swyn, child, feld, gold, sayl(e), slayn(e), fowl(e), dowt, he rad(e), ja, nay, lo, allas, God,* gemildert werden (vgl. Anm. zu V. 52, 241, 403). Warum aber bloſs jene Worte (darunter sogar *God*) vermöge ihrer Länge fähig sein sollten, den ganzen Takt zu füllen und Verse wie 52 *Bélamij, coúthe þou laíne,* oder 104 *þát scho mýght mýn bé* als metrisch bedenklich geändert werden muſsten, ist nicht recht einzusehen. Wollte man den letzteren Vers schon bessern, so hätte statt der Ergänzung *myn awen* (aus *e*) vielleicht die Schreibung *myghte* genügt. Er ist übrigens auch nicht viel anders gebaut als 647: *Ló, lórde! þe knýght saýde,* den Schleich unangetastet läſst. Freilich hilft er sich hier, indem er auf Anm. zu 220 verweist, durch die Annahme einer sogenannten 'Zerdehnung', die auch bei ähnlichen Worten, *horne, worme, herte, courte, horse,* stattfinde. Gemeint ist wohl die Einschiebung eines parasitischen Vokals zwischen das gerollte Zungenspitzen-*r* und den folgenden Konsonanten, wie bei der zweisilbigen Aussprache des Wortes *erle* (Anm. zu V. 17). Allein, was ist damit für V. 647 gewonnen? Man sieht nur, wie weit die metrischen Freiheiten des Dichters gehen können, und angesichts dessen scheint es mir nicht ganz unbedenklich, durchaus regelrechte Verse herstellen zu wollen, wenn die Überlieferung nicht anzufechten ist und der Sinn keine Änderung verlangt. So würde ich V. 53 *Of a thyng* (*þat*) *I wolde* (*to*) *þe sayne,* oder 102 *On* (*þe*) *rode als þou me boghte,* oder 457 (*ja*) *so helpe me God, þe knyght says* ruhig stehen lassen: der leichte zweisilbige Auftakt, den Schleich beseitigen will, stört hier ebensowenig wie in V. 783, 1120 (*in a*); 935, 1028, 1140 (*in þe*); 978 (*by þe*); 591 (*till þe*); 325, 403, 556 etc. (*thorow þe*); 1214 (*for a*); 251 (*for þí*); 257 (*for my*); 654 (*and my*). Nebenbei bemerkt: daſs der zweisilbige Auftakt in *He comand* 172, 1126, *To comand* 1022 durch Synkope des *o* gemildert werden könnte, glaube ich nicht recht: höchstens durch Reduktion des Dauerlautes *o* zum Gleitlaut *ə*.

Verbindung eines auslautenden Vokals mit einem anlautenden zu einer metrischen Silbe möchte ich nicht nur mit Schleich in Fällen wie *þou⁀áne* 574, *þou⁀hóthyn* 575, *dó⁀I* 1145, *I⁀am* 1213, sondern auch an anderen Stellen annehmen, wo er ändern zu müssen glaubte. So 166 (*And*) *Als I⁀am mayden tréwe and gént*; 418 *Saynt Máry⁀(he sáyd), how máy þat bé*; 614 (*Sir*) *I sall gýffe þe⁀a gúd golde rýnge*; 1137 *þay⁀(a)sént to þát scho sáyde.* Und so lese ich auch 606 *For hére may⁀I nóght be kýnge,* wo Schleich doppelten Auftakt annimmt.

Es läſst sich beobachten, daſs diese Silbenreduktion, das was ten Brink in der *Chaucer-Grammatik* § 269 mit dem allgemeinen Ausdruck 'Elision' bezeichnet, und worin er Ekthlipsis, Synklisis und eigentliche Krasis be-

greift, an ganz bestimmte Bedingungen geknüpft ist. Maſsgebend ist dabei allein die Betonung, die Qualität der Vokale bestimmt nur den Grad und lautlichen Charakter ihrer Verbindung. Sie tritt also ein, 1) wenn der auslautende und der anlautende Vokal (oder *h* + Vokal) beide unbetont sind: 343 *þe͡erle said: What, if þis point be dóne.* 116 *Madáme, he͡es séke.* 147 *þat dóghety͡es éver ay-wháre.* 933 *Appón his spére he͡it báre.* 614 (*Sir*) *I sall gýffe þe͡a gúd golde rýnge.* 1064 *Sýtt me͡a scháft.* 29 *A faýrere lády͡of flésche ne báne.* 125 *A lády͡of gówlis.* 37 *The knýghte was hárdy͡and bóld.* 418 *Saynt Máry͡(he saýd).* 166 (*And*) *Als I͡am maýden.* 1213 *He said: I͡am ánterous.* 916 *ánd to͡a roche.* 1246 *To͡unárme hým þe lády gáse.* 1188 *In to͡a* (oder *In tó a*) *félde so bráde* (ähnlich 1082 *In to a faire felde, witterly*). 606 *For hére may͡I noght be kynge.* 1137 *þay͡(a)sént to þát scho saýde.*

2) Wenn der anlautende Vokal (oder *h* + Vokal) betont ist und der unbetonte auslautende Vokal noch eine unbetonte Silbe unmittelbar vor sich hat; ebenso bei betontem auslautenden Vokal, wenn dem unbetonten anlautenden noch eine unbetonte Silbe unmittelbar folgt: 22 *For þe͡érle hym hád in wálde.* 574 *Arte þou͡áne of thá.* 575 *þou sáll habýe, or þou͡héthyn fáre.* — 1145 *So dó͡I my módir.* 566 *I sáll assáye͡hym, þofe hé be wóde.* 567 *And slá͡hym thorow Góddis mýghte* (oder: *slá hym thórow Goddis mýghte*). In den beiden letzten Beispielen kann man allerdings auch epische Cäsur annehmen.

Wenn dagegen keine dieser Bedingungen eintritt, so behalten beide Vokale ihren vollen metrischen Silbenwert: 17 *Wíth þe érle és he lént.* 206 *þe knýghte untó þe érle gun sáye.* 245 *þar tó þe érle held úp his hánde.* 340 *Befóre þe érle gán he fáre.* 311 *In þe érthe he stráke his stáffe.* 326 *Tó þe érthe he báre hym þán.* 929 *Hys dóghter, ánd þe émperýee.* 1088 *He és þe prýnce of Iraélle.* 190 *He tólde me ánd my maýdyns hénde.* 238 *And þou brýng me án awaýe.* 1133 *Bathe wére þay réfte me in þe sée.* 851 *And spéke we óf his modir mylde.* 244 *Kepe wéle my lády ánd my lánde.* 556 *Thorowe þe hélpe of Gód, by ít was nýghte.* 739 *þe knýght saýd: I ám bot schént.* 908 *I ánd my maýdyns wént to plaýe.* — Daher auch: 7 *I wíll ȝow téllë óf a knýghte.* 331 *Thorowe Góddis helpë ánd his knýfe.* 1192 *Hir sóne of féftene ȝérë élde* (dagegen 556 *Thorowe þe hélpe of Gód*). — 163 *I sáll avýse mé of ít.* 54 *In thé es álle my trýste.* 188 *þat hé es cóverde óf his cáre.* 1089 *Bese wárre, for hé es wýghte.* 887 *þat schó es óf uncoúthe lánde.* 803 *Grete wéle my lórde, when ȝé hym sée.* 262 *Als I am tréwe getýl womán.* 125 *Lúke, þou tó his chámbyr wende.* 1154 *Fór to wélde hir tó his fére.* 304 *Náy, traýtour, þoú arte táne.* 919 *The kýnge sayde: þoú arte wélecom hére.*

Das sind nur einige Beispiele. Die aufgestellten Regeln gelten aber nicht allein für unsere Romanze, bei näherem Zusehen wird man sie auch sonst in der me. Poesie beobachtet finden.

Zum Schluſs möchte ich mir erlauben, den von Holthausen (*Beibl. z. Anglia* 17, S. 202) gemachten Bemerkungen zu einzelnen Stellen noch ein paar andere hinzuzufügen.

V. 13. Kann das Subjekt *he*, das CFSe bieten, hier entbehrt werden?

V. 56. Warum ist von der Überlieferung in L abgewichen? Der Vers *What thýng þat ȝé will tó me sáye* ist tadellos.

V. 154. Das gut bezeugte *my* läſst sich halten, wenn man statt *unto lyfe* schreibt: *to my lyfe.*

V. 317. *a swoghe* kann heiſsen 'a stroke, whizzing blow' (vgl. *Dial. Dict.* s. v. sough, subst. 9). Holthausen nimmt es für *on swoghe* = 'sausend'.

V. 1119 scheint verständlich, wenn man aus dem vorhergehenden *me* das Subjekt *I* ergänzt.

V. 1247. Schleich vermutet, daſs für das sinnlose *vnerte* (*a surcott*

vnerte pe knyght tase) vielleicht *smerte* ('schnell') zu schreiben wäre. Es mufs aber wohl *ouerte* (overt) gelesen werden; vgl. Lybeaus Disc. 126: *Hys surcote was overt* (cit. *NED.*).

Es bleibt nun für den Sir Eglamour noch die Quellenfrage zu lösen: hoffen wir, dafs der verdiente Herausgeber der Romanze recht bald die Mufse finden möge, auch an diese Untersuchung heranzugehen und so das trefflich begonnene Werk zum vollen Abschlufs zu bringen.

Greifswald. M. Konrath.

Otto Michael, Der Stil in Thomas Kyds Originaldramen. Berlin, Mayer & Müller, 1905. 120 S. gr. 8.

Im ersten Teil behandelt der Verfasser folgende Gegenstände: Auswahl der Personen, der Begebenheiten, der Umgebung. Auffassung. Darstellung. Metrum (Wortbetonung, Silbenmessung, Versrhythmus). Reim und Prosa. Diktiou (Mittel, die Aufmerksamkeit zu erregen und zu befriedigen; Mittel des Nachdrucks). Im zweiten Teil wird das Verhältnis von Kyds Stil zu dem der älteren volkstümlichen und höfischen Tragödien Englands, sowie der Jugenddramen Marlowes untersucht. Den Schlufs bildet ein Verzeichnis der behandelten Dichter, Dichtungen und Forscher.

Dr. Michael kommt zu dem Ergebnis, dafs Thomas Kyds Tragödien im wesentlichen eine Verbindung des Stils der höfischen und volkstümlichen Dramen darstellen, und dafs sowohl das Vorspiel *Jeronimo* wie *Soliman and Perseda* dem Verfasser der Spanischen Tragödie zuzuschreiben sind. Den *Jeronimo* will Dr. Michael (in Übereinstimmung mit Markscheffel und Sarrazin) als eine Jugendarbeit Kyds angesehen wissen, eine Behauptung, die viel für sich hat, was auch von Schröer, R. Fischer und zuletzt von Boas dagegen vorgebracht sein mag. In seiner Kyd-Studie hat Dr. Michael ohne Zweifel eine Fülle brauchbaren Stoffes zusammengetragen. Von den vorgeführten zahlreichen Einzelheiten dürften freilich manche als ziemlich belanglos für die am Schlufs gezogenen Folgerungen anzusehen sein. K. Markscheffel.

G. Cohen, Histoire de la mise en scène dans le théâtre religieux français du moyen âge. Paris, H. Champion, 1906. 304 S. Fr. 7,50.

Ein wissenschaftliches Spezialwerk über die Inszenierung des geistlichen Schauspiels Frankreichs gab es, abgesehen von gänzlich veralteten Arbeiten, bisher nicht. Dafs der Versuch, ein solches zu verfassen, sich lohnt, beweist das angezeigte Buch, welches — eine erweiterte Dissertation — von der königlichen Akademie von Belgien preisgekrönt ist.

Der Verfasser behandelt in drei Büchern nacheinander das liturgische Drama, das halbliturgische Drama und das Mysterium (inklus. Mirakel).

In der Einleitung zum ersten Buch spricht er kurz über den Ursprung des liturgischen Dramas sowie über einzelne noch heute hier und da zu findende letzte Überbleibsel desselben. Dann geht er ein auf den Ort der Handlung, welcher in den meisten Fällen in der Kirche zu suchen ist, und widmet weiter je ein Kapitel den ersten Versuchen einer Dekoration innerhalb der Kirche, der Verwendung der Musik bei der Aufführung, der 'Maschinerie', der Organisation der ganzen dramatischen Veranstaltung durch den Klerus, dem Autor, dem Textbuch, den Darstellern und endlich den Zuschauern.

Das zweite Buch behandelt in ähnlicher Weise, aber viel kürzer und — es sei gleich gesagt — allzu kurz das sogenannte semi-liturgische Drama; als dessen 'fast einziger' Repräsentant gilt das Adamsspiel, neben welchem die Résurrection des 12. oder 13. Jahrhunderts sich mit wenigen Zeilen begnügen mufs.

Das dritte und letzte Buch endlich befafst sich mit dem grofsen Mysterium und Heiligenmirakel und ist naturgemäfs von allen das ausführlichste. Seine Anlage entspricht genau der des ersten. Nur ist zu bemerken, dafs im dritten Kapitel unter dem Titel *Art et mystère* ein 40 Seiten langer Exkurs eingeschoben ist über den Einflufs, welchen die Aufführungen des geistlichen Schauspiels auf die zeitgenössische Kunst ausgeübt haben. Dieser Exkurs stützt sich hauptsächlich auf einen Artikel von E. Mâle: *Le Renouvellement de l'Art par les Mystères,* veröffentlicht in der *Gazette des Beaux-Arts* 1904. So interessant nun auch das genannte Kapitel ist, so läfst sich doch darüber streiten, ob es wirklich, wenigstens in solcher Ausführlichkeit, in eine Geschichte der Inszenierung pafst. Es wäre sicherlich origineller und für das behandelte Thema wichtiger gewesen, ein Kapitel zu verfassen über den Einflufs, den umgekehrt die bildende Kunst ausgeübt hat auf die Schauspielkunst. Denn dafs auch dies häufig der Fall gewesen sein mufs, dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen. Es sei erlaubt, hier ein Beispiel zu geben. Cohen möchte annehmen (p. 146), dafs die Eigentümlichkeit der mittelalterlichen Malkunst, die Seele darzustellen als ein kleines Kind, welches aus dem Munde des Sterbenden heraustritt, auf einen entsprechenden Gebrauch bei der Aufführung von Mysterien zurückzuführen sei. In Wirklichkeit verhält sich die Sache umgekehrt. Diese merkwürdige Art, die Seele körperlich zu versinnbildlichen, findet sich u. a. schon in einem Sakramentarium aus dem 9. Jahrhundert, geschrieben für den Bischof Dragon von Metz: eine kleine, geflügelte, dunkelbraune Kindesgestalt steht mit einem Fufse in dem Munde des Judas (reproduziert von Bastard d'Estang in seinen *Estampes* etc. t. IV, Bl. 134).

In den übrigen Kapiteln dieses dritten Buches bringt Cohen eine so grofse Menge von Einzelheiten, dafs eine auch nur andeutungsweise Wiedergabe unmöglich erscheint. Verfasser hat mit Sorgfalt und Fleifs alles, was seit Petit de Julleville und G. Bapst Einschlägiges geschrieben ist, gesammelt und verarbeitet. Besonders dankenswert ist es, dafs auch das, was in kleinen, schwer zugänglichen Zeitschriften usw. versteckt war, ans Tageslicht gezogen ist.

In einer Schlufsbetrachtung kommt Verfasser noch einmal auf die Gesamtentwicklung der *mise en scène* und ihre Bedeutung für das mittelalterliche Theater zu sprechen.

Es folgt dann eine ausführliche und höchst nützliche Biographie sowie eine detaillierte Inhaltsübersicht, welch letztere einen Index verschmerzen läfst. Zur Illustration des Textes dienen sechs Reproduktionen von Miniaturen.

Da Referent sich in einer hoffentlich demnächst erscheinenden Arbeit mit einem ähnlichen Thema eingehend beschäftigt hat, so ist es kein Wunder, dafs er an dem Buche Cohens manches auszusetzen findet.

Hinsichtlich der Methode des Verfassers ist zu bemerken, dafs er den in Text oder Rubriken gefundenen Angaben bisweilen zu schnell traut, und ferner, dafs er für seine Behauptungen nicht selten gar keine, sehr oft viel zu wenig Belege bringt.

Mufs man den Miniaturen gegenüber vorsichtig sein, so gilt dasselbe von Text und Bühnenanweisung. Wenn z. B. — um gleich den krassesten Fall anzuführen — der Text von einem Spieler verlangt, dafs er einen anderen töten soll, und die Bühnenanweisung an der betreffenden Stelle lautet: *'il le tue'*, so wird deshalb noch niemand glauben, dafs hier ein wirklicher Mord auf der Bühne vollzogen wurde; dem *'tout nud'*, welches in Dialog und Rubrik so oft begegnet, ist kein höherer Grad von Beweiskraft beizumessen. Ähnlich steht es aber nun z. B. mit dem von Cohen p. 232 angeführten Zitat, durch welches er das Auftreten vollkommen nackter Personen auf der Bühne *'irréfutablement'* bewiesen zu haben glaubt.

Ferner ist es bedauerlich, dafs Verfasser so häufig (z. B. p. 25, 37, 38, 47, 53 usw.) überhaupt keine Belege gibt. Mögen die Behauptungen, welche er an den betreffenden Stellen aufgestellt hat, auch noch so richtig sein, das ganze Buch verliert doch sehr an wissenschaftlichem Wert durch solches Verfahren.

In den allermeisten Fällen aber führt er zu wenig Belege an; er hat eine offen ausgesprochene Scheu davor, sein Buch hiermit zu belasten. Das ist sehr schade. E. Mâle sagt in dem oben erwähnten Artikel: *Les érudits se sont posé mille questions sur la mise en scène des Mystères, comme si c'était là un problème difficile à résoudre.* Damit beweist er eben nur wieder einmal, dafs es oft noch schwerer ist, ein Problem zu sehen, als es zu lösen. Eine definitive Lösung aller Inszenierungsprobleme ist bei weitem noch nicht erreicht. Hierzu mufs erst noch viel mehr Material gesammelt werden. Hätte Cohen in der Art, wie es D'Ancona in seinen *Origini del Teatro Italiano* getan, etwas mehr von dem Material, welches er bei der Vorarbeit zu seinem Buche aufgehäuft haben mufs, fein geordnet in Anmerkungen unter dem Texte hinzugefügt, so wäre sein Werk unendlich viel wertvoller geworden. Mit einem einzigen Beispiel (selbst wenn es begleitet ist von dem ominösen 'usw.') ist uns nicht gedient. Sollen wir eine Tatsache als allgemein gültig anerkennen, so bedarf es unbedingt mehrerer Belege; denn das einmalige Vorkommen einer Rubrik kann ebensogut darauf hindeuten, dafs wir es nicht mit der Regel zu tun haben, sondern mit der Ausnahme, und dafs gerade deshalb der Schreiber es für wichtig hielt, die betreffende Notiz aufzunehmen. Bei seiner in dieser Hinsicht manchmal wirklich nur als unvorsichtig zu bezeichnenden Beweisführung kann Cohen nicht verlangen, dafs man sich immer von ihm überzeugen läfst. P. 159 spricht er darüber, wie jene Rubrik zu verstehen sei, welche sich so häufig in den Passionstexten findet: *'Icy se font ténèbres'. 'Un passage du "Mystère du Viel Testament" résout la difficulté: c'est au moment de la séparation des ténèbres d'avec le jour, dans la création du monde; "Adonc se doibt monstrer ung drap peinct, c'est assavoir la moytié toute blanche et l'autre toute noire'; c'est fort simple. Pour les ténèbres seules, le drap était entièrement noir.* Die einmal gefundene Lösung eines Problems überträgt Verfasser hier also anstandslos auf ein anderes.

Im übrigen ist noch folgendes zu bemerken. Das Bild, welches Cohen entwirft von der normalen Mysterienbühne, d. h. der Bühne, welche eine Weiterentwicklung erlebte, sowie von ihren *mansions,* ist nicht recht klar, nicht so vollständig, wie es wohl sein könnte, und nicht immer ganz richtig. P. 145 spricht Verfasser über die Vorhänge, mit denen hier und da die mittelalterlichen *mansions* versehen waren, und auf welche er den modernen Vorhang zurückführen will; den vorhandenen Beweisgründen entspräche es gewifs mehr, wenn er dies 'wahrscheinlich' statt 'unzweifelhaft' genannt hätte. Dafs es sich aber (ibid.) im Mysterium von St-Louis des 15. Jahrhunderts nicht um einen grofsen Vorhang handelt, welcher die ganze Szene verdeckt, geht, scheint mir, gerade aus der angeführten Rubrik hervor. *'On tire les courtines du lit et entour les eschauffas pour diner etc.';* es werden also doch mehrere Vorhänge: *les courtines,* erwähnt. Wenn ferner eine andere Rubrik von *'eschauffaus encourtinez'* redet, so deutet auch das darauf hin, dafs von den verschiedenen *mansions* eine jede für sich mit Vorhängen versehen ist. Wäre endlich die ganze Bühne durch das Vorziehen von nur einem grofsen Vorhang verdeckt worden, wozu dann noch gleichzeitig die Vorhänge des Bettes zuziehen?

Bei der Beschreibung der *mansions* macht der Verfasser weiter den Fehler, zwei ganz verschiedene *mansions* zusammenzuwerfen, nämlich das Paradies der Himmelsbewohner und das irdische Paradies. P. 91 sagt er wörtlich: *C'était surtout au paradis, dont nous connaissons maintenant la*

situation (gemeint ist das erhöhte, himmlische Paradies), *que les décorateurs donnaient tous leurs soins. Les auteurs eux-mêmes les en priaient: 'Adoncques se doit monstrer ung beau Paradis terrestre le mieulx et triumphamment fait qu'il sera possible etc.'*

Aus mehreren Stellen verschiedener Mysterien (*Passion de Semur, Passion de Jean Michel*) geht aber deutlich hervor, dafs das irdische Paradies oder *'paradis terrestre'* und das himmlische Paradies oder *'hault paradis'*, wie es in offenbarem Gegensatz zu jenem genannt wird, nicht auf gleicher Höhe liegen. Es steigen die Spieler aus dem einen in das andere hinunter und nachher aus diesem wieder in jenes hinauf. Nichts spricht nun dagegen, dafs das *paradis terrestre* auf gleichem Niveau mit den übrigen irdischen *mansions* gelegen habe; hierfür aber spricht die natürliche Anschauung von seiner Lage auf Erden, sein Name *paradis terrestre* und manche Miniatur. (In ganz bestimmten Ausnahmefällen finden wir allerdings doch, dafs das *'hault paradis'* und das *'paradis terrestre'* in eins zusammengeschmolzen waren, dann aber war dieses Doppelparadies wohl überhaupt nicht erhöht.)

Es sei gestattet, an dieser Stelle eine Vermutung einzufügen, welche sich leicht ergibt bei der Betrachtung der mittelalterlichen Inszenierung in ihrer geschichtlichen Entwicklung.

Mit Recht scheint mir Cohen darauf hinzuweisen, dafs der Chorumgang etc., von dem herab im liturgischen Drama die Engel singen, dem erhöhten Paradies des Mysteriums entspricht. Und wenn man nun wohl auch nicht ohne weiteres sagen kann, dieses habe in jenem seinen Ursprung (*'origine'* s. p. 26), so ist doch sicherlich der Grund für beide Tatsachen derselbe, nämlich — worauf Cohen auch gebührend hindeutet — das Bestreben, den Himmelsbewohnern eine erhöhte *mansion* zuzuweisen. Eben dieses Bestreben nun, den *mansions* der Spieler eine Lage zu geben, welche der allgemeinen Anschauung über den Aufenthalts- und Tätigkeitsort der letzteren entsprach, mufste bewirken, dafs das *paradis terrestre* auf die Erde verlegt wurde, d. h. auf dasselbe oder wenigstens ungefähr dasselbe Niveau wie die übrigen *mansions*. So finden wir es in der Tat auch im grofsen Mysterium. Sollte es im semi-liturgischen Drama nicht gerade so sein? Die eben gekennzeichnete natürliche Anschauung von seiner Lage, sowie der spätere Zustand der Mysterienbühne legen es nahe, zu vermuten, dafs der Ort, an dem Gott auftrat, das Kirchenportal, dem himmlischen Paradies entsprechend, hoch gelegen war (so auch Cohen: *'sous le porche'*, p. 53), dafs dagegen das *paradis terrestre* darunter und mit den übrigen *mansions* auf gleicher Höhe lag. Nach der allgemeinen bisherigen Auffassung war aber dies *paradis terrestre* des Adamspiels hoch gelegen, und zwar offenbar 1) weil man wufste, dafs das himmlische Paradies des Mysteriums im allgemeinen erhöht war, und man dieses mit dem irdischen Paradies zusammenwarf, und 2) weil man die Bühnenanweisung *'loco eminenciori'* demgemäfs übersetzte mit: 'an einem erhöhten Orte'. Der erste Grund ist hinfällig, wie oben gezeigt; und auch der zweite ist nicht unbedingt stichhaltig. Es liegt gar nichts im Wege, das *'loco eminenciori'* zu übersetzen mit 'an einem vorspringenden Orte' (jedes Lexikon gibt Belege für diese Bedeutung des Wortes), und im ganzen Drama, Text wie Rubrik, findet sich nicht eine einzige Stelle, welche zu der ersteren Übersetzung zwingt. Die letztere aber empfiehlt sich nicht nur, weil dann die Anlage der Bühne der des späteren Mysteriums sowie der natürlichen Auffassung der Dinge besser entspräche; auch der Umstand, dafs *cortinae* ringsherum gezogen sind, und zwar so hoch, dafs Adam und Eva bis zu den Schultern von ihnen verdeckt werden, scheint mir für die Übersetzung 'hervorspringend' zu sprechen: Wenn das *paradis terrestre* erhöht gelegen hätte, so wären die Spieler gezwungen gewesen, immer unmittelbar hinter dem Vorhang zu bleiben, um nicht den Blicken der tiefer stehenden Zu-

schauer zu entschwinden. Das würde aber keineswegs im Einklang stehen mit der ganzen Beschreibung des Paradieses.

Doch zurück zu Cohen! Noch in vielen anderen Punkten kann Ref. sich nicht einverstanden erklären mit des Verfassers Ausführungen, z. B. über die Übereinstimmung von Pause und *Silete* p. 138, über die Lokalfarbe p. 222, über Saalaufführungen p. 66 usw.; doch wird er sich an anderer Stelle mit ihm hierüber auseinandersetzen.

Nach diesen mancherlei sachlichen Ausstellungen soll nun aber bereitwilligst anerkannt werden, dafs das Buch viel Gutes bietet. Es bringt eine grofse Menge von Material zusammen, darunter auch manches neue; es ist gefällig und anregend geschrieben, und, was das Beste ist, der Verfasser zeigt ein feines Verständnis für das eigentliche Wesen des mittelalterlichen geistlichen Schauspiels.

Kiel. Fr. Schumacher.

Evers, Helene M., Critical Edition of the Discours de la vie de Pierre de Ronsard par Claude Binet. Philadelphia, The John C. Winton Co., 1905. 8. IV, 190 S. + 7 S. Corrections (Bryn Mawr College Monographs, Monograph Series Vol. II). $ 1.

Eine neue und kritische Ausgabe von Claude Binets *Discours de la vie de P. de Ronsard,* der einzigen einigermafsen vollständigen Biographie eines Zeitgenossen des Dichters mufs freudig willkommen geheifsen werden, wenn auch Binets Schrift keineswegs als ein Meisterwerk biographischer Darstellung gelten kann. Bisher war eben eine richtige Beurteilung der allseitig verwerteten biographischen Angaben Binets so gut wie ausgeschlossen; denn von den Originalausgaben von 1586, 1587 (nebst ihrem Abdruck von 1592) und 1597 war späterhin immer nur die letzte neu abgedruckt und deshalb ihr Text auch ausschliefslich von den Literarhistorikern verwertet worden. Aber bereits 1899 hatte Chamard in der *Rev. d'hist. lit. de la France* S. 44 darauf hingewiesen, dafs alle drei in ihren Texten bedeutende Abweichungen zeigten. Und die Verfasserin vorliegenden Buches konnte S. 7 f. konstatieren *that the version of the third edition is almost twice as long as the first, and differs from it in many particulars.* S. 6 Anm. erwähnt sie einen ersten *reprint* dieser dritten Ausgabe von 1609, ohne indessen (ebenso wenig wie bei der Ausgabe von 1592) anzugeben, dafs sie ein Exemplar davon in Händen gehabt hat. Da nun die nächste Ausgabe von 1623 eine wenn auch kleine Zahl Abweichungen von der von 1597 aufweist (s. *Corrections* S. 6), so könnten diese möglicherweise schon in der Ausgabe von 1609 vorhanden gewesen sein.

Von den Ausgaben 1586, 1587, 1597 hatte, der Préface nach, Anfang 1904 Professor Foulet Abschriften der Exemplare in der Pariser Bibliothèque Nationale für die Bibliothek des Bryn Mawr College anfertigen und von Herrn Joseph Aynard sorgfältig nochmals vergleichen lassen. Prof. F. war es auch, welcher Frl. Evers die Bearbeitung dieser Abschriften empfahl. Auf ihnen beruht denn auch allein die vorliegende Ausgabe. Erst nach Beendigung des Druckes war die Herausgeberin imstande, die Originalausgaben selbst einzusehen und eine Anzahl Fehler der Abschriften und ihrer Ausgabe zu verbessern. Sie hat das Resultat ihrer Nachprüfung in einem Nachtrag unter der Überschrift *Corrections* mitgeteilt, dabei aber von vornherein abgesehen von geringfügigen Inkonsequenzen bei der Setzung der Tremas, Verwendung des Bindestrichs und bei der Worttrennung. Ebenso unnötig erscheint mir jedoch die nachträgliche Verzeichnung von ganz berechtigten, wenn auch stillschweigend eingeführten Besserungen der nachlässigen Orthographie der Originaldrucke, freilich hätten solche Besserungen in der neuen Ausgabe dann auch kon-

sequent durchgeführt werden sollen, ähnlich wie es ja auch für die Interpunktion geschehen ist. Ich sehe wenigstens nicht ein, welchen Nutzen die nachträgliche Verbesserung eines Druckfehlers wie *d'cust* 36, 10 st. *deust* oder von Nachlässigkeiten wie *laisné* 34, 14 st. *l'aisné, ma* 55, 14 st. *m'a, seait* 68, 2 st. *sçait* haben könnte. Dafs solche Nachlässigkeiten bei der relativ kurzen Zeit seit Einführung von Elision und Cedille in den Drucken damals noch sehr häufig vorkamen, ist doch ganz begreiflich, für einen kritischen Text aber ganz belanglos. Der Verzicht auf diesen Ballast würde die nicht geringe Zahl wertvoller Besserungen (insbesondere Ergänzungen ausgefallener, für den Sinn öfters unentbehrlicher Worte) besser zur Geltung gebracht haben.

Was die kritische Behandlung des Discourstextes anlangt, so habe ich dagegen keine Einwendungen zu machen, insbesondere scheint es mir im vorliegenden Falle besonders angemessen, dafs die Editio princeps zugrunde gelegt ist und von den beiden späteren Ausgaben nur die Abweichungen notiert worden sind. Ob es sehr praktisch war, die Abweichungen jeder einzelnen Ausgabe für sich zusammenzustellen, scheint mir einigermafsen zweifelhaft; kürzer wäre jedenfalls eine Kombinierung gewesen, wie sie sonst üblich ist, zumal ja beide jüngeren Rezensionen mancherlei gemeinsame Lesarten und Zusätze haben. Dafs man bei der Eversschen Gruppierung eine deutlichere Gesamtvorstellung jeder einzelnen Ausgabe bekommt, will ich allerdings nicht leugnen. Entschieden des Guten zu viel ist aber wieder bei der Aufstellung der Abweichungen getan. So sind auch ganz geringfügige Schreibvarianten, wie z. B. *pays* 30, 32 u. 34 gegen *païs, fait* 81, 25 gegen *faict, grands* 58, 18 neben *grans, grand* 58, 25 u. 32 neben *grant, Anthoine* 50, 30 gegen *Antoine* sorgfältig verzeichnet. Die eigentlichen Abweichungen hätten anderseits knapper gefafst und die ihnen entsprechenden Lesarten des Grundtextes schärfer kenntlich gemacht werden können. Z. B. S. 51, 1 liest der Grundtext: *Carles* (1) (a) *et quelques,* dazu wird für 1597 als Abweichung notiert 1- *Carles, Remy Belleau et quelques,* und ebenso für 1587: a- *Carles, Remy Belleau et quelques.* Genügt hätte unter Beseitigung von (*a*) im Grundtext: 1- folgt: *Remy Belleau* 1587, 1597. Weit bedenklicher ist aber z. B. S. 56, 13, wo 1586 liest: *facilement se courroucent* (1), dazu als Variante von 1597 eine lange Stelle, welche S. 56, 15 bis S. 57, 31 beansprucht und beginnt: 1- ... *Europe. Depuis Ronsard s'estant enamouré,* und schliefst *facilement se courroucent.* Daraus ergibt sich, dafs die eigentliche Variante den Schlufsworten vorauf geht. Aber welche Stelle des Grundtextes korrespondiert ihr? Da mufs man im Gedächtnis haben, dafs 1586 S. 55, 7 f. liest: *d'Europe. Puis Ronsard s'estant ressouvenu,* diese Worte und der ihnen folgende Text bis 56, 13 entsprechen daher in 1586 der erwähnten aus 1597. Es handelt sich also gar nicht um einen Zusatz, und bei näherem Zusehen auch nicht um eine ununterbrochene Textabweichung, sondern um einen ungenügend getrennten Komplex einer ganzen Anzahl Einzelabweichungen, zwischen denen sich längere oder kürzere Übereinstimmungen mit 1586 befinden. Der Komplex mufste also, um die eigentlichen Abweichungen deutlich zu markieren, aufgelöst werden, und die Varia lectio von 1597 mufste lauten zu *Puis* 55, 7: *Depuis,* zu *ressouvenu* 55, 8: *enamouré,* zu *d'une belle fille* 55, 8: folgt: *blesienne,* zu *qu'il eut seulement moyen de voir, d'aimer et de laisser à mesme instant* 55, 9 f.: *le vingt uniesme jour d'Avril* usw. Trotz der nicht ganz durchsichtigen Anlage des Variantenapparates ist derselbe gleichwohl gut verwendbar, zumal er im übrigen offenbar mit peinlicher Sorgfalt aufgestellt ist. Die Herausgeberin hat es dem Leser auch noch weiterhin dadurch erleichtert, sich auf Grund ihres Textes und Apparates ein selbständiges Urteil über das Verhältnis der verschiedenen Bearbeitungen untereinander und über den Wert jeder einzelnen zu bilden, dafs sie in zweispaltigen Fufsnoten alle die Stellen aus Ronsards Werken aus-

gehoben hat, welche ihrer Meinung nach als Quelle für die betreffenden Stellen Binets anzusehen sind. Leider hat sie die Ronsardschen Texte durchweg, offenbar *faute de mieux*, nach Blanchemains Ausgabe zitiert, ohne freilich auf die Unzuverlässigkeit dieser den Leser aufmerksam zu machen. Da Frl. Evers Hartwigs Arbeit ebenso wie Laumoniers Abhandlungen nicht nur in der Bibliographie aufführt, sondern oft zitiert, kann ihr der durch sie erwiesene diesbezügliche Tatbestand nicht unbekannt geblieben sein. Eine weitere dankenswerte Beigabe zu dem Text sind die ihm folgenden kritischen und erläuternden Anmerkungen auf S. 117—136, auf die ich hier leider nicht näher eingehen kann. Ich möchte nur andeuten, dafs mir die Herausgeberin auch in ihnen der Glaubwürdigkeit von Binets Angaben öfter allzu skeptisch gegenübersteht. Am ausführlichsten und in zwei selbständigen Exkursen behandelt sind zwei Fragen, nämlich S. 137—146: *The Meeting of Ronsard and Du Bellay*, und S. 147—187: *The Quarrel between Ronsard and Mellin de Saint-Gelais*. Im ersten glaubt Frl. Evers nachgewiesen zu haben, dafs der von Binet angegebene Zeitpunkt des Zusammentreffens unrichtig sei, dafs *the statement concerning the influence of Ronsard and Baïf over Du Bellay is entirely false, as is also the assertion that the latter in his youth wrote Latin poetry* und *that on his return from the journey to Gascogne, Ronsard is not yet acquainted with Du Bellay* ... Sie schliefst dann weiter: *Since the story of the meeting of Ronsard and Du Bellay at an inn between Poitiers and Paris is found nowhere else except in this passage of the third edition of the* Discours, *not even in the earlier editions of the same work, it must be assumed, until more trustworthy evidence is obtained, that no such meeting ever took place, and that Ronsard and Du Bellay became acquainted under circumstances which neither of them thought worthy a word of comment* (S. 145 f.).

Dem Text Binets geht noch auf S. 1—26 eine längere Einleitung voraus. In ihr stellt die Verfasserin zunächst zusammen, was über Binet selbst wie über sein Verhältnis zu Ronsard und zu dessen Freunden überliefert ist. Sie schliefst daraus, dafs Binets Beziehungen zu dem einen wie zu den anderen ziemlich locker und äufserlich gewesen seien, *due merely to their common interest in literature and to community of ambition* (S. 2). Frl. Evers scheint mir aber auch hier den Herausgeber des *Tombeau*, den Verfasser des *Discours*, der sich doch dadurch als anerkannter Sprecher der Ronsardgemeinde bei dessen Totenfeier legitimiert, ganz bedeutend zu unterschätzen und damit selbst den entgegengesetzten Fehler zu begehen wie der ist, welchen sie den bisherigen Ronsardkritikern nicht mit Unrecht vorwirft. Auch ihre sich weiter anschliefsende Beurteilung der drei Redaktionen von Binets *Discours* steht gewissermafsen unter dem Banne dieser vorgefafsten Meinung, wenn ich auch gern die Verdienste der Verfasserin gerade in der Hervorhebung ihrer Unterschiede anerkenne. Nach ihr *the Discours of 1586 consists largely of mere paraphrases of the poems of Ronsard or of his friends; these paraphrases are made without discrimination, and although there is no evidence that Binet deliberately falsifies any statement (except his supposed conversations, in which nevertheless he quotes Ronsard's own opinions), yet he accepts without critical distinction whatever he can gather from his contemporaries* (S. 11). Die zweite Ausgabe von 1587 sei so gut wie ein Neudruck der ersten, enthalte aber einige wenige Besserungen und Zusätze und *shows mainly a closer acquaintance with the works of Ronsard and a greater fearlessness in plagiarising him* (S. 13). Die dritte Ausgabe endlich enthält nach der Verfasserin *no corrections that are not also in the second ... But the text shows many changes; a few omissions of unimportant passages, transposition of the order of others, and numerous additions ... Half a dozen passages or phrases are copied literally* aus Ronsards Werken. Andere stammen anderswoher. Binet *tells several anecdotes which are not of vital importance, and*

which still await verification (S. 16). Kurzum: *Of the different versions, the text of the first edition is less untrustworthy than that of the third, which has generally been preferred probably for no better reason than that it is more accessible* (S. 24). Demgegenüber ist doch auch zu bedenken, dafs die Ausgabe von 1586 offenbar überhastet fertiggestellt werden mufste, da sie ja mit dem *Tombeau* zusammen erscheinen sollte. Daraus erklären sich von selbst die Detailkorrekturen von 1587. Als der Verfasser dann zehn Jahre später wieder eine neue Ausgabe zu besorgen hatte, war sein Material natürlich bedeutend angewachsen. Dafs er nun auch viel öfter und wortgetreuer des Dichters eigene Zeugnisse in seinen Werken verwertete als bei der eiligen ersten Redaktion, kann auch nicht wundernehmen und nicht eigentlich als *a greater fearlessness in plagiarising* bezeichnet werden. Ganz begreiflich ist es aber auch, dafs er 1597 manch unverbürgten Klatsch und manche Anekdote seiner Darstellung einverleibte; denn S. 24 bemerkt auch die Verfasserin ganz mit Recht: *His acceptance of these false stories is due not to deliberate misrepresentation, but to the unscientific spirit of the time, which did not trouble to demand proof of every little detail. Historical accuracy was a thing unknown, and even the most intelligent did not dream of demanding it.* Frl. Evers geht aber zu weit, wenn sie glaubt, Binets *Discours* sei durch ihre Darlegungen *stripped of almost all its authority in so far as the facts of Ronsard's life are concerned*, wenn man ihr auch zugeben wird, dafs *the evidence it affords can be accepted only with the greatest caution.* Auch ist sie vollkommen im Rechte, wenn sie ihm einen gewissen Wert zuerkennt, *inasmuch as it presents the great poet as he appeared to his own friends, and reflects the attitude toward him of ... to the younger generation, and especially to the lesser talents of whom Binet is a representative, he was the master whose word was law, and whose teachings were to be accepted without question ... from this point of view even the errors and false statements of the biography are interesting, showing as they do how early Ronsard's fame surrounded his name with legend, and so completely overshadowed the renown of the greatest of his contemporaries, that Du Bellay is only now beginning to receive his just dues.*

Aus Vorstehendem wird der Leser zur Genüge ersehen können, dafs wir es hier trotz aller Ausstellungen und Einwände mit einer recht tüchtigen und verdienstlichen Arbeit zu tun haben. Möge die Verfasserin dieser ihrer Erstlingsleistung recht bald weitere, ähnlich wertvolle hinzufügen. Die französische Literatur des 16. Jahrhunderts und speziell der Renaissancezeit bietet ja noch ein reiches Feld für exakte Forschung.

Greifswald. E. Stengel.

Albert Baur, Maurice Scève et la Renaissance Lyonnaise. Etude d'Histoire littéraire. Paris, Champion, 1906. VI, 131 S.

Auch Maurice Scève scheint einer von denen zu sein, die man mehr nennt als kennt. Die Schuld, dafs man ihn etwas vernachlässigt hat, liegt wohl auch an ihm selbst. Wie Baur mit Recht bemerkt, unterscheidet er sich dadurch von den meisten der ruhmbegierigen Renaissancedichter, dafs er seine Persönlichkeit in seinen Werken ganz beiseite gelassen und uns über sein Leben so gut wie keine Nachrichten gegeben hat. Und ebenso dunkel wie sein Leben und Sterben ist seine Dichtung, so dafs man sich nicht sonderlich Mühe gegeben hat, tiefer in das Verständnis seiner beiden Hauptwerke *Délie* und *Microcosme* einzudringen.

Maurice Scève ist eine sehr sympathische Persönlichkeit. Er war ein Mann, so scheint es, welcher in eigenartiger Weise ein stilles Künstlertum mit einer ausgedehnten Gelehrsamkeit, der aber gleichwohl etwas Enthusiastisch-Dilettantenhaftes eigen war, zu verbinden wufste. Ein

Mann, der mit den kräftigsten modernen Instinkten ausgestattet war, sich dabei aber dem altheimischen, traditionellen Empfinden nicht entfremdete und auch nichts an sich hatte von hitzig-polemischem Agitatorwesen. Er wufste Grenzen zu ziehen. So ist er wohl unter den Nachahmern von Marots *Epigramme du beau Tetin* zu finden, aber in der Schar der Dichter der geschmacklosen Contre-Blasons, die sich an Marots *Epigramme du laid Tetin* anschliefsen, wird man ihn vergebens suchen.

Mit grofsem Geschick stellt Baur mit Hilfe des von ihm gesammelten, leider nur lückenhaften Materials das Bild dieses Mannes in die glänzende Renaissancekultur, wie sie Lyon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts entwickelt hat, hinein. Anschaulich weifs er uns von einem farben- und figurenreichen Hintergrunde die Züge des Dichters abzuheben. Wir sehen, wie in Lyon das neue Lebensideal zuerst zu praktischer Anwendung gelangte, wie dort unter dem Einflufs der italienischen Kolonie, der italienischen Feldzüge Franz' I., des grofsen Reichtums und des lebensfrohen Sinnes der Bürgerschaft, der Teilnahme der Frauen an dem gesellschaftlichen Leben, der Mitarbeit auch deutscher und französischer Humanisten, der Buchdrucker, künstlerisch begabter Dilettanten und Archäologen sich eine bedeutsame Lokalliteratur und eine auf heiterer Lebenslust und grofsartigem Genufs des Reichtums beruhende Kultur erhebt. Es bildete sich damals in Lyon nach italienischem Muster das Ideal einer Weltanschauung und Lebensführung aus, das vielleicht den Forderungen strenger Sittlichkeit nicht immer standhielt, aber vollständig den neuen Geboten der Freiheit und Schönheit entsprach und, mag es auch in sich selbst widerspruchsvoll genug gewesen sein, sicherlich der begeisterte Ausdruck einer Sehnsucht nach Vollendung war.

Der Kultus Petrarcas fand in Lyon seinen unmittelbarsten Ausdruck, und an erster Stelle der Petrarca-Verehrer steht Maurice Scève, der im Jahre 1533 in Avignon Lauras Grab zu finden glaubte. Vielleicht ist er das Opfer eines Betrugs geworden. Sicher ist er nicht selbst der Betrüger gewesen, wie die italienische Kritik ihm vorgeworfen hat. Baur tut recht daran, diese Anschuldigung zurückzuweisen und der Entdeckung selbst eine grofse Bedeutung für den dichterischen Ehrgeiz Maurice Scèves zuzuschreiben.

Neben der Verehrung Petrarcas ist der Platonismus eine Quelle der Begeisterung für die besten Geister der Zeit gewesen. Der Platonismus jedoch wurde den Lyoneser Dichtern und auch Maurice Scève erst durch Vermittlung der Schriftsteller aus dem Kreise der Margarete von Navarra bekannt. Die Tatsache hat, im Gegensatz zu früheren Auffassungen, Lefranc in seinem Aufsatz *Marguerite de Navarre et le Platonisme de la Renaissance* gezeigt,[1] und auch Baur ist der gleichen Ansicht.

Unter dem Einflufs dieser Theorie der spiritualistischen Liebe, gewissermafsen in stillschweigendem Anschlufs an die durch *La Parfaicte Amye* von Antoine Héroët, einem der Vertrauten Margaretens, erweckte Bewegung sammelte, ergänzte und verband Scève seine Gedichte und machte so aus ihnen ein einheitliches Werk, das er im Jahre 1544 unter dem Titel *Délie, object de plus hault vertu* veröffentlichte. Scève besang in seinen Versen die ein Jahr nach der Veröffentlichung seines Werkes in jugendlichem Alter gestorbene Lyoneser Dichterin Pernette du Guillet, die bekannt ist als Verfasserin einer *Rymes* betitelten Gedichtsammlung. Das Kapitel, in dem Baur über sie und die Frauen der Lyoneser Renaissance handelt, gehört mit zu den besten Abschnitten seiner so überaus anregenden Schrift.[2]

[1] *Bibliothèque de l'Ecole des Chartes* CVIII p. 259—292; CIX p. 712—757.

[2] Der Verfasser erwähnt nicht einen kurzen Artikel von Joseph Buche: 'Pernette du Guillet et la *'Délie'* de Maurice Scève' in *Mélanges de philologie offerts à*

Sehr lehrreich ist auch das Kapitel über den feierlichen Einzug Heinrichs II. in Lyon im September 1548, ein Kapitel, das uns mit Hilfe des von Scève geschriebenen Berichtes über die bei dieser Gelegenheit veranstalteten Feierlichkeiten einen deutlichen Einblick in jene prunkvollen Renaissancefeste gewährt, deren künstlerische Eigenart nicht zum wenigsten durch Scèves archäologische Kenntnisse und dichterische Phantasie bestimmt wurde.

Die Stellung Scèves zur Plejade, die Anerkennung seiner Verdienste durch die Führer der neuen Schule sowie sein durch Dante und Lucrez beeinflufstes philosophisches Gedicht *Microcosme*, das im Jahre 1562 veröffentlicht wurde, werden in den Schlufskapiteln behandelt. Die letzten Jahre Scèves sind uns vollständig verborgen. Die Vermutung Baurs, dafs der protestantischen Ideen zuneigende Dichter sich nach der Veröffentlichung seines letzten Werkes wegen der religiösen Wirren freiwillig aus Lyon verbannt habe und im selbstgewählten Exil gestorben sei, ist vielleicht nicht von der Hand zu weisen.

Der Verfasser stellt uns eine Abhandlung über die poetischen Werke Scèves in baldige Aussicht und verheifst uns damit eine Arbeit, der wir nach dem vortrefflichen Ausfall dieser Schrift erwartungsvoll entgegensehen.

Giefsen. Walther Küchler.

Wilhelm Winker, Théodore-Agrippa d'Aubigné, der Dichter. Dissertation. Leipzig 1906. 96 S.

Mit dem Jahre 1892 wurde die von den beiden Franzosen Eugène Réaume und de Caussade mit grofser Sorgfalt ausgeführte Ausgabe der *Œuvres complètes de Théodore-Agrippa d'Aubigné* in sechs Bänden vollendet. An Hand dieser vollständigen Sammlung, die allerlei Neues bringt, liefert Winker eine bemerkenswerte Arbeit über den Hugenottendichter Agrippa d'Aubigné. Leider ist sie durch eine Unzahl von Druckfehlern, speziell im französischen Texte, entstellt. So heifst, um nur Namen herauszugreifen, das Schlofs der Familie Tronchin bei Genf, das in wertvoller Privatsammlung die Manuskripte d'Aubignés birgt, Bessinges (p. 1), der Dichter der 'Galliade', Guy Lefèvre de la Borderie (pag. 7), und unser waadtländischer Dichter, der 1898 über den *soldat poète* in der *Bibliothèque universelle* eine feine ästhetische Studie veröffentlicht hat, H. Warnery (p. IX, p. 72). Der bibliographische Teil ist lückenhaft. Unter den Spezialwerken über den Dichter fehlt der erste deutsche Biograph d'Aubignés, Joh. W. Baum, *Der Hugenott von altem Schrot und Korn*, Denkwürdigkeiten Theodor Agrippa d'Aubignés, deutsch mit Erläuterungen, Zusätzen und einer Einleitung über d'Aubigné als Geschichtsschreiber. Leipzig, Weidmannsche Buchhandlung, 1854; aufserdem Bordier, *Mémoires et documents de la société d'hist. et d'arch. de Genève XVII.* p. 153 u. ff.; ferner Frary, *Mes Tiroirs*, 1886, und neuer: Ballu, *De la noblesse d'A. d'Aubigné et de Madame de Maintenon* (*Lit. bl.* 1906, sp. 209). Übrigens weist die bibliographische Notiz der von fünf Schülern Bédiers herausgegebenen *Misères* (Armand Collin et Cie, Paris 1896) auf p. 35 u. ff.

Ferdinand Brunot, Paris 1904, p. 33—39. Buche stellt fest, dafs Pernette du Guillet das Urbild der 'Délie' ist. Pernette nennt Scève 'Apollon', Scève die Geliebte Délie oder Diana. Er erscheint ihr als der Tag, dem appollinischen Freund erscheint die schwesterliche Freundin als das Gestirn der Nacht. Da Baur diesen Artikel von Buche nicht zitiert, aber mit denselben Beweismitteln zu denselben Resultaten gelangt, so ist anzunehmen, dafs er die übrigens leicht zu übersehende Veröffentlichung nicht gekannt hat. Baur glaubt im Gegensatz zu Buche an weniger platonische Beziehungen zwischen den Liebenden, da ihm Pernette wie auch Louise Labé mehr als *'cortigiana onesta'* erscheint.

dieselben Lücken auf. Unter den allgemeinen Werken wäre Stähelin, *Übertritt Heinrichs IV.* 2. Ausgabe (Basel 1862) nicht ohne Belang gewesen.

In seiner Einleitung entwirft Winker ein scharfes Charakterbild des Dichters, seiner Umwelt und seiner Zeit. Etwas alldeutsch klingen für französische Ohren Äufserungen, in denen d'Aubigné 'in dem Ernst seiner Sittlichkeit mehr Germane (!) sein soll, als Franzose des ausgehenden 16. Jahrhunderts'. Ähnliches findet sich über Du Bartas (p. 12), und da, wo er dem Franzosen Réaume den Deutschen von Salis gegenüberstellt.

Sechs Kapitel sind der Behandlung des Dichters gewidmet. Das erste charakterisiert d'Aubignés 'Stellung zu den zeitgenössischen Dichtern', das zweite und dritte erläutert seine 'Prosodie' und 'poetischen Theorien'; das vierte schildert ausführlich den 'Dichter des Printemps', und zwar auf Kosten des im fünften nicht erschöpfend behandelten 'Dichter der Tragiques'; das sechste bringt eine neue Wertung seiner 'religiösen Lyrik'; als Anhang und Schlufs wird die 'Bildung und Einführung neuer Wörter bei d'Aubigné' besprochen. Mit Recht weist hier der Verfasser auf die Reichhaltigkeit des d'Aubignéschen Wortschatzes und seiner Sprache hin. In der Arbeit über das Vokabular des 16. Jahrhunderts im XVIII. und XIX. Bande der *Zeitschrift f. rom. Phil.* blieb d'Aubigné unberücksichtigt. Warum?

Des Dichters Juvenilia sind fast ausnahmslos modische, im Zeichen des Petrarkismus stehende Nachahmungen, wie sie unter den um Karl IX. und Heinrich III. versammelten Hofdichtern im Schwange waren. Gleich diesen hat er seine *sonnets, odes, épigrammes, élégies amoureuses* und *vers funèbres* verfafst; doch hat er mit eigentlichen Hofstücken, Maskeraden, Karussells und Balletts die ersten literarischen Erfolge errungen. Es ist nicht anzunehmen, dafs er im Hofleben je ganz aufgegangen. Seinem jugendlichen Hannibalsschwur, den er vor den Köpfen der Verschworenen von Amboise seinem Vater geleistet, ist er auch da, im tiefsten Herzen wenigstens, treu geblieben. Zur Beleuchtung dieses ersten Aufenthaltes am Hofe hätte der Verfasser jene etwas verschleierte und doch unzweideutige autobiographische Skizze in den *Princes* (*O. C.* IV, p. 104) heranziehen können. Es heifst dort gegen den Schlufs:

S'il trousse l'epigramme ou la stance bien faicte,
Le voila descouvert, c'est faict, c'est un poete;
S'il dit un mot salé, il est bouffon, badin;
S'il danse un peu trop bien, saltarin, baladin;
S'il a trop bon fleuret, escrimeur il s'appelle;
S'il prend l'air d'un cheval, c'est un saltain-bardelle;
Si avec art il chante, il est musicien,
Philosophe, s'il presse un bon logicien;
S'il frappe là-dessus et en met un par terre,
C'est un fendant qu'il faut saller aprés la guerre;
Mais si on sçait qu'un jour à part, en quelque lieu,
Il met le genouil bas, c'est un prieur de Dieu.

Als Schüler der Plejade steht er dem Haupt derselben am nächsten. Ronsards Einfluls begegnet einem auf Schritt und Tritt. In überschwenglichen Versen hat er ihm schon als Sechzehnjähriger gehuldigt. Engere Beziehungen zwischen beiden Dichtern brachte d'Aubignés Liebe zu Diane Salviati, die Nichte der Cassandre Ronsards. Für Jodelle hat er die gröfste Verehrung; während Desportes' raffinierte und gewissenlose Art ihn abstofsen mufste, fühlte er sich zu Du Bartas, als zu einem Geistesverwandten, mächtig hingezogen. Herkunft — beide sind Südfranzosen —, religiöse und politische Überzeugung, Überwindung des Petrarkismus, Zug und Aufschwung zur hohen Poesie (*grands sujets et longs poëmes*) ist ihnen gemein; Talent allerdings und Temperament sind grundverschieden.

Auch in seiner Prosodie folgt er den grofsen Mustern. Keiner hat den vom Meister empfohlenen Alexandriner mehr gebraucht (*Hécatombes à Diane, Stances, Poésies diverses*). Eine glückliche Erfindung, die Dreiteilung des Zwölfsilbers, welche von Victor Hugo wieder aufgenommen wird, ist ihm gelungen.

Cette main n'a ravie
Jamais le bien, jamais rançon, jamais la vie.[1] (Vengeances.)

In der Kunst des Sonetts, in welchem neben dem Alexandriner der Zehnsilber und Achtsilber zur Verwendung kommt, reicht er an Du Bellay nicht heran. Mit mehr Geschick handhabt er den Sechssilber. Die neunte Stanze (*O. C.* III, p. 88) z. B. darf sich neben den guten Produkten der Plejade sehen lassen. Die fein variierte Refrainzeile wirkt und erinnert an Villon. Seine *vers mesurés* sind nicht schlechter und nicht besser als die seiner Zeitgenossen. Er deutet selbst an, dafs er sie mehr als einen Beweis technischen Könnens, denn als poetische Leistungen aufgefafst wissen will. Auf zwei Punkten weicht er von den poetischen Theorien der Plejade ab. Auf schwere Gelehrtenarbeit, die allein dem Dichter unsterblichen Ruhm einbringen soll, will er verzichten. Er hält es mit der *seconde bande*, die eine leichtere Kunst anstrebt. Er bekämpft, wie der Verfasser des *Quintil Horatian*, wohl unter dem Einflufs Vauquelins de la Fresnaye, die von der Plejade empfohlenen Umschreibungen: *Ces périfrases obscures sont subjectes aux injures.* (*O. C.* III, p. 6.)

Der Verfasser hat dem *Printemps*, der Sammlung seiner Liebeslieder, besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Er zeigt, dafs d'Aubigné von der Modedichtung nicht vollständig beherrscht wird. Da und dort ist das starke Temperament des Mannes zu wirklicher Originalität durchgebrochen. Freilich sind die Stellen sehr dünn gesät. Es weht ein poetischer Hauch durch seine Beschreibung des Herbstes. Im Bild der zerschmetterten Eiche (*O. C.* III, p. 142), in seinen Klagen beim Waldesrauschen (*O. C.* III, p. 74), in seinen Schilderungen des Hochgebirgs (*O. C.* III, p. 260—269) liegt Trotz und Kühnheit, Phantasie und Kraft. Doch auch hier überall ist die Natur nur Mittel zum Zweck, Apparat, Symbol seines Schmerzes.

Die Freude an realistischer Beschreibung tritt in seiner ziemlich gesalzenen XX. Ode zutage. Er beschreibt dort in wirkungsvollem Kontrast neben den körperlichen Reizen seiner Schönen (Einflufs der Blasons, Maurice Scève) ein scheufsliches altes Weib, das jene beaufsichtigen sollte. Auch hier wiederum finden sich Verse voll Kraft und Bewegung, aber allzuviel Geschmacklosigkeiten und wenig Kunst.

Dennoch versteigt sich der Verfasser zu folgendem Urteil: 'Oft genug zeigt sich der wahre Dichter in Versen, die ganz auf der Höhe der Tragiques stehen.' Dieser Ansicht können wir nicht zustimmen.

Die Entstehung seiner erotischen Lieder fällt in die Jahre 1572, die Zeit seiner ersten Liebe, bis 1577, die Anfänge der *Tragiques*. Die erste Ausgabe der *Tragiques* trägt die Jahreszahl 1616, doch wird auch in neueren Werken das Jahr 1613 angesetzt. Man weifs nämlich, dafs der erste Entwurf in das Jahr 1577 fällt, als d'Aubigné, von schweren Wunden genesend, in Castel-Jaloux lag, und eine Bemerkung an den Leser lautet: *Il y a trente-six ans et plus que cet ouvre est faict.* (*O. C.* IV, p. 4). Dieser erste Widerspruch bleibt unerklärt. Ein zweiter knüpft sich an die Entstehungszeit der einzelnen Teile. Es heifst in der Vorrede wiederum, dafs die *Tragiques* einige Jahre später überarbeitet und vollendet worden seien und dafs Heinrich IV., noch als König von Navarra, also vor 1589, alle *Tragiques* mehrmals gelesen habe. Gegen diese Tatsache sprechen Anspielungen auf den Barrikadentag (12. Mai 1588) in

[1] [So Réaume et Caussade nach dem Ms.; die Ausgabe von 1616 hat: *Jamais nulle rançon et jamais nulle vie.* H. M.]

den *Feux*, auf die Schlacht von St-Irier (1591) in den *Fers*, und endlich auf den sursaut de Genève (12. Dezember 1602). Dies drängt zur Annahme, dafs die vier letzten Bücher erst nach 1602 vollendet worden sind. Diese Einschaltungen sind übrigens vom Autor selbst zugestanden worden und hätten von Winker dort angeführt werden sollen (*O. C.* IV, p. 8 u. f.): *Il y a peu d'artifices en la disposition: il y paroist seulement quelques episodies comme predictions de choses avenuës avant l'œuvre clos, que l'auteur appeloit en riant ses »apopheties«. Bien veux je constamment asseurer le lecteur qu'il y en a qui meritent un nom plus haut, comme escrittes avant les choses advenuës.*

Die vom Verfasser geteilte allgemeine Ansicht, die *Tragiques* seien durchaus original, mufs mit Vorsicht aufgenommen werden. Es bleibt weiteren Quellenforschungen vorbehalten, die Frage der Originalität zu entscheiden. Aufser der Bibel ist bereits auf Lucan, Seneca, Tacitus und Juvenal hingewiesen worden. Dazu kämen noch die patristischen, italienischen und französischen Einflüsse. Es beruht beispielsweise der gröfste Teil der *Feux* und *Vengeances* auf Crespins *Histoire des Martyrs* (1597), die Rede der Fortuna in den *Princes* auf einer italienischen Quelle. Doch darf man wohl annehmen, dafs alle Nachweise seinem Dichterruhm keinen Abbruch tun werden. Allzu grofse Strenge hat Winker durch Hervorheben aller Schattenseiten und Fehler bei der Besprechung der *Tragiques* walten lassen. Er ist ihnen in ihrer Hoheit und Gröfse nicht gerecht geworden. Tendenz, Ermangelung eines wirklichen Kunstziels, der Nuancierung und Dezenz, mafslose Invektiven, in Form direkter Apostrophen und Namennennungen, Brutalität, Vermischung heterogener Elemente, unepische Behandlung geschichtlicher Stoffe durch reimchronikartige Aneinanderreihung der Begebenheiten, Mifsbrauch der Allegorie und Prosopopöe, Unfähigkeit künstlerischer Gliederung, endlich Mangel inneren Zusammenhangs und fortschreitender Entwicklung, dies alles wirft der Verfasser dem Dichter der *Tragiques* vor. Dann erinnert er, nach einer Analyse der sieben Gesänge, an die Fülle von grammatischen, stilistischen und verstechnischen Unkorrektheiten, an die Häufung der Antithesen, an Spitzfindigkeiten, Rhetorik und Bizarrheiten der Sprache. Kurz, 'als Ganzes genommen erscheinen ihm die *Tragiques* ungeniefsbar'. Als Höhepunkt der Schilderung gilt ihm die 'Bartholomäusnacht', die 'zu zitieren er sich nicht enthalten kann' (*O. C.* IV, p. 210). 'Das ist wirkliche Poesie,' fährt Winker fort, 'aber solche Stellen sind selten in den Tragiques.' — Im Gegenteil, die tiefe Tragik der Geschichte ist hier nur mittelmäfsig, unklar zum Ausdruck gebracht. Jedes der sieben Bücher hat besseres aufzuweisen. Sogar die vielgetadelte *Chambre dorée* enthält Stellen reiner, erhabener Poesie, die, mit Verlaub zu melden, auch uns an Milton und Dante erinnern. Z. B. der Zug der Seelen im Himmel:

> Là les bandes du Ciel, humbles, agenouillees,
> Presenterent à Dieu mille ames despouillees
> De leurs corps par les feux, les cordes, les couteaux,
> Qui, libres au sortir des ongles des bourreaux,
> *Toutes blanches au feu volent avec les flammes*
> *Pures dans les Cieux purs, le beau païs des ames,*
> Passent l'Aether, le feu, percent le beau des Cieux;
> Les orbes tournoiants sonnent harmonieux:
> A eux se joint la voix des Anges de lumière,
> Qui menent ces presens en leur place premiere;
> Avec elles voloient, comme troupes de vents,
> Les prieres, les cris et les pleurs des vivants,
> Qui du nuage espais d'une amere fumee,
> Firent des yeux [1616: *nareaux*] de Dieu sortir l'ire allumee.
>
> (*O. C.* IV, p. 120.)

Eine verständnisvollere Würdigung ihrer Höhen und Tiefen hat Morillot im III. Bande der *Histoire de la Littérature française* von Petit de Julleville dieser gewaltigen, einzigartigen Dichtung widerfahren lassen. Für uns bleiben nach wie vor die besten Teile der *Tragiques*, speziell das erste Buch und der Schluſs des letzten, unübertroffen. Nach Winker hätte der religiöse Dichter in d'Aubigné die schönsten Verse geschaffen. Es finden sich in der Tat mehrere Gedichte religiösen Inhalts, die, aufrichtigen Gebeten gleich, sich durch Frömmigkeit und Inbrunst auszeichnen. Ergreifend klingt die Periphrase des LXXXVIII. Psalms in den Schmerz aus, den ihm der Verlust seiner ersten Frau, Suzanne de Lezay, verursacht. Unabhängig von biblischer Inspiration, und doch Gedichte groſsen Stils sind: *La Prière du Soir*, *L'Extase* und *L'Hiver du Sieur d'Aubigné*.

Es liegt somit das Hauptverdienst Winkers darin, uns das Dichterbild d'Aubignés dadurch vervollständigt zu haben, daſs er unsere Aufmerksamkeit auf den Poeten des *Printemps* gelenkt, und seiner religiösen Lyrik eine neue Würdigung hat zuteil werden lassen. Seinen 'Gesamteindruck über den Dichter, der auch bei mehr Sammlung und Muſse den Sonnengipfel reinster Kunst nicht hätte erreichen können', teilen wir nicht. Schlieſslich liefert die Arbeit einen neuen Beweis, daſs die Meinung des sonst so scharf blickenden Ste-Beuve irrig war, als er vor einem halben Jahrhundert in seinem ersten Artikel über d'Aubigné schrieb: *On voit qu'il ne manquera bientôt plus rien à l'étude du caractère et de l'écrivain, ... on aura tout dit sur lui et pour et contre et alentour: on l'aura embrassé dans tous les sens* (*Causeries du lundi*, X 313).

Seitdem sind ungefähr dreiſsig selbständige Arbeiten über d'Aubigné erschienen, und jüngst ist durch eine Publikation der Société de textes français moderne eine kritische Ausgabe seiner Werke in Aussicht gestellt worden. Die bisherigen Herausgeber sprechen von der deuxième édition der *Tragiques*, ohne Druckort und Datum, als von einer groſsen Rarität. Sie scheinen nur das eine Exemplar der Bibliothèque de l'Arsenal zu kennen. Die Schweiz hat deren drei; das Buch befindet sich auf den öffentlichen Bibliotheken der Städte Genf, Zürich und Basel, während auffallenderweise die erste, weniger seltene Ausgabe von 1616 nur in Genf zu finden ist.

Unlängst hat Trénel die Sprache des Hugenotten behandelt, als würdiges Gegenstück bliebe noch die des Soldaten. Von diesem Recken gilt noch mit Fug das alte, viel miſsbrauchte Wort vom 'style'; denn was d'Aubigné war, Geschichtsschreiber oder Ingenieur, Redner oder Dichter, Tänzer, Fechter, Reiter, Freund oder Feind, das war er ganz, vor allem aber vom Scheitel bis zur Sohle, durch und durch, Soldat und Hugenott.

Basel. Ch. de Roche.

Antoine Thomas, Nouveaux Essais de philologie française. Paris, É. Bouillon, 1904 (1905). XII, 416 S. 8 francs.

Die *Nouveaux Essais* (Ende 1904 abgeschlossen) geben sich schon durch den Titel als eine Fortsetzung der *Essais de philologie française* zu erkennen, die im Jahre 1898 einen unbestrittenen Erfolg davontrugen. Zwischen den beiden ist ein Werk von ähnlicher Anlage, *Mélanges d'étymologie française*, 1902 als Band XIV der *Bibliothèque de la Faculté des Lettres de l'Université de Paris* erschienen.

Der erste Teil enthält fünf umfängliche, weitgreifende Abhandlungen, *Généralités et mémoires d'ensemble*. Den Reigen eröffnet passend ein Artikel der *Revue des Deux Mondes* (1902), der, gemeinverständlich und anziehend geschrieben, einen gröſseren Leserkreis in die Geschichte und die Arbeitsweise der etymologischen Forschung einweihen will: *Coup d'œil sur l'histoire et la méthode de la science étymologique* (S. 1 ff.). Auch Fachleute werden ihn mit Nutzen und Vergnügen lesen, nicht nur wegen

mancher lehrreichen Bemerkungen und amüsanten Anekdoten (*sandwich* und *grog*, S. 18 und 19), sondern auch weil hier ein Meister Stellung nimmt zu grundlegenden Problemen seiner Wissenschaft. Die häufigen und heftigen Erörterungen, die uns die letzten Jahre gebracht haben, konnten seine Überzeugung nicht erschüttern, dafs die Lautgesetze sich als 'ausnahmslos' erweisen, wofern man sie nur richtig formuliert. *Il n'y a pas d'exceptions, parce que tous les faits particuliers ont leur place marquée d'avance dans une loi phonétique bien faite* (S. 22). Dagegen erkennt er keinerlei Gesetze für die Bedeutungslehre, die Semasiologie an, deren Gerichtsbarkeit er auch das grofse Gebiet der Analogie unterstellt. *Il n'y a pas de lois en sémantique, et l'on conçoit difficilement qu'il puisse jamais y en avoir* (S. 28).

Bemerkenswert erscheint mir auch die Entschiedenheit, mit der er von dem Etymologen genaue Kenntnis der Ereignisse und Zustände der Vergangenheit verlangt. Der Ausspruch: *L'histoire de France doit être le bréviaire de quiconque aborde l'étude étymologique du français* (S. 12) wirkt in seiner Knappheit fast befremdend, aber die Verbindung historischen Wissens mit philologischem — und einem philologischen, das weit über das Romanische hinausreicht — zeitigt ihre schönsten Früchte in dem Beitrag zu der heute so liebevoll gepflegten Ortsnamenforschung: *Notes critiques sur la toponymie gauloise et gallo-romaine* (S. 34 ff.). Unter der grofsen Zahl von Namen, die hier erörtert und auf gallische oder romanische Stämme zurückgeführt werden, hebe ich hervor: *Amboise*, früher *Ambaise*, geht auf *Ambatia* zurück, das jetzt aus dem Ende des 4. und dem 5. Jahrhundert nachgewiesen ist, wie auch *Ambazac* (Haute-Vienne) nur **Ambatiacum* voraussetzt, und diese beiden wieder auf einen Gentilnamen **Ambatius*, der durch das in Spanien häufige cognomen *Ambatus* gestützt wird. *Benassay* (Vienne) — *Benaciacum* 889 erinnert an den *lacus Benacus* jenseits der Alpen und *Blaudeix* (Creuse) aus **Blaudiscum* an eine phrygische Stadt *Βλαῦδος*. Der in der Nordhälfte des provenzalischen Sprachgebiets sehr häufige Ortsname *Gorce* ist wahrscheinlich identisch mit *gorço, gorce* 'Hecke' von keltischem **gortia*. *Loudun* (Vienne) hat mit *Lugdunum* nichts zu tun, sondern kommt, wie ältere Formen nahelegen, von **Laucidunum* zu dem belegten cognomen *Laucus*. Auch die Verbreitung von *Mediolanum* ist etwas einzuschränken; *Meilhan, Meillan* im S.W. des Provenzalischen scheinen anderen Ursprungs. Eine wunderliche Schreibung ist *Neufjours* (Corrèze) für älteres *Nuéjols*, den Vertreter des verbreiteten *Norioialum*, dessen Suffix uns unter anderem auch in *Remeneuil* (Vienne) aus **Romanoialum* (nicht *Romanoculus* 1037) begegnet. Der Name der Provinz *Maine* kann sich aus [*Ceno*]*mannicum* ergeben, wie *Touraine* (*Toroine, Toroigne*) aus *Turonicum*. Nur ein Flufsname wird behandelt, dieser aber auf interessante Weise: der *Indrois*, ein Nebenflufs des Indre, leitet seinen Namen von *Indre* (*Anger*) mit Hilfe des Suffixes *-iscos* ab.

Die drei folgenden Artikel sind dem Studium von Suffixen gewidmet, das Thomas immer eifrig betrieben hat. Zunächst: *Le suffixe -aricius* (S. 62 ff.). Aus vormittelalterlicher Zeit kennt er nur wenige Beispiele für Kombination von *-aris* oder *-arius* mit *-icius*; darunter scheint *annulus sigillaricius* bei Vopiscus schon direkt von *sigillum* abgeleitet mit Hilfe des Suffixes *-aricius*. Dieses tritt in lateinischen Texten des frühen Mittelalters mehr und mehr auf: *-arĭcius* und *-arıcius* liegen romanischen Formen zugrunde, nur *-arĭcius* den französischen und (gewöhnlich) den provenzalischen. Für das Altfranzösische hatte Tobler bei Gelegenheit von *banneret*, afrz. *banerez* Beispiele von Wörtern auf *-erez* und (fem.) *-erece* gegeben. Thomas' Liste von alten und neuen, provenzalischen und französischen Wörtern, aus der Schriftsprache und besonders aus Dialekten (S. 73—110 mit den Nachträgen S. 359—362), überrascht auch danach durch ihre Länge und Mannigfaltigkeit. Es werden auf solche Weise Adjektiva und Substantiva beider Geschlechter gebildet, nicht nur wie

ursprünglich (vgl. *sigillarieius*) von Nominalstämmen, sondern auch von Verbalstämmen, selbst solchen anderer als der ersten Konjugation (z. B. *baterez -eee, bererez, coilleres, corerez -eee, joinderez -eee*). Die Zahl der Wörter der heutigen Schriftsprache, deren *-eret* früher *-erez* war, ist nicht ganz gering, und der Verfasser vermehrt sie, wohl mit Recht, um *ableret, couperet, dameret, feuilleret, formeret, osseret* u. a.; doch warnt er selbst davor, auch Wörter auf *-eret*, die sich durch den Sinn als Diminutiva (mit *-et* < *ĭttus*) von Wörtern auf *-ier* kundgeben, damit zu vermengen. Ebenso gehören *forteresse* (s. die Ausführungen S. 89), *panneresse, sécheresse* und andere hierher (afrz. *forterece* etc.); auch da besteht die Gefahr der Verwechselung mit Wörtern auf *-eresse*, die von Maskulinen auf *-ere (ator)* mit dem Suffix *-esse* (*ĭssa*) abgeleitet sind (*baleresse, lecheresse* etc.).

Das Suffix *-erez* leitet über zu *-ier*. Der Artikel: *Les substantifs abstraits en -ier* (S. 110 ff.) behandelt eine verhältnismäfsig kleine, aber nicht uninteressante Gruppe von Abstrakten auf *-ier* im Altprovenzalischen und Altfranzösischen, z. B. *chaitivier, consirier, destorbier, encombrier, pensier, reprovier* etc. Thomas trennt sie von der Masse der Wörter auf *-ier (-arium)* und führt, wie Meyer-Lübke, ihre Endung auf *-ĕrium* zurück. Der Ausgangspunkt für dieses *-ĕrium* sei zu suchen in nachweisbaren oder sicher anzusetzenden Abstrakten auf *-ĕrium* zu Verben auf *-ĕrare*, wie **reproperium* (nach *improperium*) > *reprober* 'Vorwurf' (*Fides*) und **considerium* (zu *considerare* nach *desiderium — desiderare*) > *consider*, gleichfalls in der *Fides* belegt, später *consirier* wegen *consirar*; ferner *desiderium* > *desirier, deliberium* (im Sinne von 'Befreiung') > *deliurier*, **reeuperium* (zu *reeuperare*) > *recobrier*, alle unter Einwirkung von *desirar, deliurar, recobrar*. Das alte Provenzalisch liefert mehr Belege für die Bildung als das alte Französisch; auch heute noch ist das Bearnische reich an Abstrakten auf *-è*. Im Norden scheint dagegen nur *destorbier* in einem Teile des Normannischen zu leben.

Die Frage, ob *-ĕrium* lautgesetzlich zu *-ier* werden könne, führt schon hinein in die Erörterung der Entwicklung von *-arius*. Ihr ist der letzte und wichtigste Artikel gewidmet: *L'évolution phonétique du suffixe -arius* (S. 119 ff.). Thomas versucht hier eine neue Erklärung des alten Problems. Auf den ersten Blick verblüfft sie durch ihre Kühnheit. *Je considère le suffixe germanique qui se présente en gothique sous la forme* -areis *comme l'auteur responsable de la transformation du suffixe latin* -arius *en* -erius, *transformation irrégulière et à jamais inexplicable pour qui reste sur le terrain de la phonétique française ou provençale. J'imagine aussi que les innombrables noms propres germaniques qui se sont répandus depuis le cinquième siècle sur la Gaule et qui y ont été latinisés dès la première heure en* -charius *et en* -garius *ont dû singulièrement renforcer l'action du suffixe* -areis. *Que ce suffixe germanique provienne lui-même d'un emprunt au suffixe latin* -arius, *comme l'enseignent aujourd'hui les germanistes, ou qu'il ait une autre origine, peu nous importe. Il a évolué de* -ari *à* -er, *conformément à la loi de l'umlaut, en germanique: voilà tout ce qu'il nous faut retenir.* (S. 123.) Und etwas weiter glaubt er sagen zu dürfen: *Le suffixe latin* -arius *est devenu* -erius *dans la bouche des Francs établis en Gaule, parce que, en parlant latin, ils ont été influencés par le suffixe germanique de forme et de signification analogues et par la désinence homophone de nombreux noms propres germaniques; puis la prononciation germanique* -erius *s'est généralisée, et a été adoptée par les populations romanes elles-mêmes, comme par exemple, celle de* *wastare, *au lieu de* vastare, *d'où le provençal* gastar *et le français* gâter. Das gewichtige Bedenken, ob der Umlaut von *-ari* > *eri* und *-hari* > *heri* im Fränkischen älter sei als die ersten Belege für *-ĕrius* im Romanischen, wie *sorcerus, paner* in den Reichenauer Glossen (8. Jahrhundert), und ob solcher Umlaut auch im Provenzalischen sich geltend machen konnte, weifs er geschickt zu zer

streuen. Dagegen ist die psychologische Begründung der Analogie zweier Suffixe verschiedener Sprachen nur gestreift. Kann aber nun *-ĕrius* selbst alle Formen des galloromanischen Gebiets erklären? Für das Provenzalische ist das ziemlich sicher, auch bei *-er*, fem. *-era*. Von französischen Dialekten haben die des Ostens (Lothringen, Burgund) und die des Westens und Südwestens Fortsetzungen von *-ĕrius*, doch scheint das eigentliche Französisch, wo *-ĕrius* bei volkstümlicher Entwicklung **-ir* ergeben hätte, **-ĕrus* zu verlangen. In diesem **-ĕrus* ist einfach das *i* absorbiert; die Erklärung des Vorgangs ist noch im Germanischen zu suchen. Gewifs ist damit die Diskussion noch lange nicht beendet, aber es ist schon ein tüchtiger Schritt vorwärts getan. Vor allem hat uns Thomas von einem Stück linguistischen Schematismus befreit, der gerade auf diesem Gebiete sich breit machte — leider nicht auch von dem schlimmsten, der ständig wiederholten Behauptung, *-arius* müsse darum 'lautgesetzlich' *-air* werden, weil das eine *varius* zu *vair* wurde, dessen Volkstümlichkeit angesichts seiner späteren Schicksale doch nicht einmal zweifellos ist.[1]

Den zweiten Teil bilden 101 (ausgerechnet 101!) etymologische Untersuchungen (*Recherches étymologiques*, S. 149 ff.). Nicht alle dieser kleinen Goldmünzen sind funkelnagelneu, alle aber sind sorgfältig geputzt.[2] Ein gutes Viertel der Artikel ist schon früher erschienen, die meisten in den *Mélanges Léonce Couture* und in der *Revue des parlers populaires*, ein paar in der *Romania*, oder in den Grundzügen angedeutet, z. B. im *Bulletin de la Société de linguistique de Paris*. Sie sind durchgesehen, ergänzt und, wo es not tat, auch verbessert; denn niemand kann mehr als der Verfasser bereit sein, das Rüstzeug der Methode zu vervollkommnen und das Material unaufhörlich zu vermehren. Bei seiner strengen Sachlichkeit kostet es ihn keine Überwindung, ganze Aufsätze zu schreiben, die frühere Ansichten zurücknehmen. So schliefst er sich Hornings Erklärung des wallonischen *ivière*, besser *ivièr* 'Winter, Schnee' von *hibernum* an und der durch Behrens vorgeschlagenen von *lioube* aus germanischem **klûba* oder **klúbba* zu *klieben* (vielleicht mit Kontamination durch *glubere*); so sieht er jetzt in *bouillie* wieder ein Partizipialsubstantiv von *bouillir* und konstruiert zu *desteilla* 'herabfallen' (von unreifen, wurmstichigen Früchten) und *destél* 'solche Früchte selbst' (Aveyron) Ableitungen von *stĭlus* 'Stengel', **destiliare*, **destilium*.

[1] [Gegen diesen Schematismus kämpft das *Archiv* schon lange und speziell aus Anlafs von *-ariu* > *ier* in Band XCIV, 348, n. H. M.]

[2] Vielleicht erweise ich dem einen oder dem anderen Leser einen Dienst, indem ich die Überschriften der Aufsätze mitteile. (Die schon gedruckten oder skizzierten sind mit einem Sternchen bezeichnet.) *1 acmelle, 2 agnous, 3 alaquana, 4 amarina amasina, 5 ambro ambre, 6 angelot, 7 ansoulote soulote, 8* arbelha, 9* armorijo, 10* arredogue, 11 assanha, 12* asse assa, 13 aveneril, 14* babi, 15 baien, 16* bideihe, 17* boudè, 18 bouillie, 19 braiman berman, 20* brena, 21 cade, 22 caforc, 23* caillou, 24 careillade, 25 cer, 26 cerneau, 27* cibre tribe, 28 colcer, 29 conobrage, 30 consier desier, 31* cuiolar, 32 daumaie daumaire, 33 davais davaissa, 34* degatier, 35* deimai, 36 délarra, 37* desoussina, 38 dessoubrer, 39 desteilla destél, 40 dolsa, 41 droneri, 42 duraine, 43 echamousta, 44 écoisson, 45 éculorger, 46 eguezier, 47* eirancha, 48 eissarrar esserrer, 49 entrenerge, 50 équemôdre, 51 escalaoua, 52* escaupir, 53* eschenye eschenya, 54 esclavage, 55 esperbo, 56 esterchir, 57 étis, 58* fauterne, 59 feuiller feuilleret feuillur, 60* garbmen, 61 gierre, 62 haleine, 63 hampe, 64* histar, 65 iorbe, 66 ivière, 67 jainçon, 68 joincle, 69 joindre jegnor, 70* laus, 71* ledanjos, 72 lioube, 73 lovergier lorgier lurgier, 74 marsia, 75 meeril, 76* meiri, 77 nar, 78* nouei, 79* nuitre, 80 olegue, 81 olonier, 82* ostade, 83* outjabo, 84 panader(se), 85 penesse, 86 plon, 87 porchaille, 88 pouiller, 89 pouir, 90 progier, 91 ravoir, 92 résand, 93 r.-sencier, 94 revondre, 95* rolh vèl, 96 saupignago, 97* seyno, 98 souille, 99 torelière torière, 100* trouver, 101 vérine varinas.*

Verhältnismäſsig wenige Artikel sind geläufigen Wörtern der Schriftsprache gewidmet. Darunter sind zwei sehr wichtige. Wenn man versucht, von *κάχλᾱξ, -ᾱκος* über vulgärlat. **caclacu* oder richtiger **caclāgu* zu *caillou* zu gelangen, so ist dagegen vom Standpunkt der Betonung nichts zu erinnern — denn auch bei anderen griechischen Lehnwörtern: *βάμβαξ βόμβαξ, βούτυρον, κάμηλος, κάμινος, πάπυρος, σίναπι* konnte der Akzent im Romanischen auf die lange Pänultima verschoben werden, und so ergaben, wie besondere Aufsätze zeigen, **bŭtýrum* im Bearnischen *boudè*, früher *boder*, und **papī́rus* in Oloron (Basses-Pyrénées) *babi*, *'mèche de la chandelle de résine'* und sonstwo ähnliche Formen —; wohl aber wird durch Ableitungen wie bearnisches *calhabet, calhabere* etc. und Ortsnamen wie *Caillavel* (Dordogne, Aude), *Chaillevois* (Aisne) ein Typus auf *-avus* nahegelegt, und da *-avos* ein gallisches Suffix ist, so ist vielleicht auch der Stamm keltisch. Einigermaſsen überholt ist schon der andere Artikel, der gegen Schuchardts Herleitung von *trobar trouver* aus *turbare* gewichtige Einwände lautlicher Natur geltend macht, gewiſs in der Sache mit Fug und Recht, doch in der Form mit ungewohnter Schärfe und Ironie. Die von Diez angegebene Verknüpfung von *haleine* mit *anhelare* ohne Einwirkung von *halare* dürfte keinem Zweifel mehr begegnen, nachdem Thomas in einem Texte des 8. Jahrhunderts *anela* (= *flatus*) und in einem noch älteren *anhelis* (abl. pl.) gefunden hat; **alena* folgt hieraus mit einfacher Metathesis. *hampe*, seit dem 16. Jahrhundert bekannt, ist aus *hante*, afrz. *hanste* entstanden nach Analogie von *empe* und *ente* (*ἔμφυτον*).

Sonst beschäftigen Fachausdrücke gern den Verfasser, namentlich botanische. Gerade hier ist viel Neues zu entdecken, mancherlei Schutt wegzuräumen. *acmelle* hat nichts mit *alchimille* zu tun, sondern ist der Name einer gänzlich anderen, indischen (Ceylon) und südamerikanischen Pflanze. *cade*, eine Spielart des Wacholders (vgl. *huile de cade*), ist ursprünglich ein provenzalisches Wort und geht zurück auf *catanum*, das für Spanien aus dem 7. Jahrhundert belegt ist. *cerneau* soll vom deutschen *Kern* kommen, dazu *cerner* im Sinne von 'auskernen' (*cerner des noix*); die Gruppe wäre also zu trennen von *cerne* < *circinus* und *cerner* im gewöhnlichen Sinne. Die Schwierigkeiten dieser geistvoll begründeten Etymologie sind groſs; unüberwindlich sind sie auch nach meinem Urteil nicht. *olonier* ist ein Synonym von *arbousier* 'Erd- oder Sandbeerbaum', seine Frucht heiſst *olone* aus **ŭdenōna* für **ŭnedōna* zu lateinischem *unedo*; das Wort ist jetzt veraltet, lebt aber noch in der Gegend von Royan (Charente-Inf.) fort. Wohlbekannte Ausdrücke des Tischlerhandwerks sind *feuillure* 'Falz', *feuiller* 'einen Falz machen', *feuilleret* 'das dazu bestimmte Werkzeug'; dieses *feuiller* ist mit *fouiller* identisch, denn beide sind aus afrz. *foeillier* < **fodiculare* entwickelt. *ravoirs* sind an der Seeküste Netze, die quer über eine Strömung gespannt werden; die Strömung heiſst selbst *ravoir*, afrz. *ravoi* < **rapidium*.

Aus dem 17. Jahrhundert schleppen die Wörterbücher noch *se panader* 'sich brüsten' mit, eigentlich intransitiv *pennader* von *pennade* 'Seitensprung etc. des Pferdes' (Littré); *pennade* ist seinerseits zusammenzubringen mit npr. *penna*, apr. *(re)petnar* < **pedinare* — eine vortreffliche Kombination! Daſs *pouir* 'hineingehen, enthalten sein' (bei Cotgrave und Oudin) von *potiri* stamme, erscheint mir dagegen sehr abenteuerlich.

Dem eigentlichen Altfranzösischen gilt u. a. der Artikel *gierre*. Er leitet *gier(s)* von *ea re* ab und *gierre(s)* von *ea de re*, ohne vollständig zu überzeugen; warum soll sich *gierre* zu *gier* anders verhalten als *ore* zu *or*, *donques* zu *donc*, prov. *ara* zu *ar*, *doncas* zu *donc*? War hier ein den Lesern älterer Texte vertrautes Wort zu erörtern, so bedurfte es schon der Kritik einer Stelle des *Roman d'Alexandre* von Lambert le Tort, um die richtige Form des Namens einer Eulenart zu bestimmen als *nuitre* aus **noctula*, einer Nebenform von *noctua*. *baien* 'im heiſsen Wasser ge-

kochtes oder aufgeweichtes Gemüse, namentlich Bohnen' ist = *baianus* von *Baiae*; dazu gehört auch npr. *bajan* sowohl in diesem Sinne wie im übertragenen von 'albern' (schon im Donat durch *insipidus* übersetzt).

Einzelne dieser Untersuchungen eröffnen dem Kulturhistoriker weite Perspektiven. *esclavage* und *ostade* weisen auf den Handelsverkehr mit England hin. Jenes bezeichnete eine drückende Steuer, die seit dem 15. Jahrhundert die französischen Kaufleute in dem Lande jenseits des Kanals traf; es ist aus englischem *scavage* entstellt, wohl nicht ohne die Absicht des Vergleiches mit einer Knechtschaft (*esclavage*). Dieses ist ein nach dem Herstellungsorte *Worstead* in Norfolkshire benannter, im 15. und 16. Jahrhundert viel eingeführter Wollstoff. Der germanische Ausdruck *berman* 'Hafenarbeiter' ist von der normannischen Küste nach der gascognischen gewandert, so dafs alte Urkunden von Bayonne und Bordeaux die *braimans* oft erwähnen.

Damit sind wir schon beim Provenzalischen angelangt. Es ist bei Thomas selbstverständlich, dafs das apr. Lexikon mannigfach bereichert wird. Einem Rezeptbuch ist *alaquana* entnommen, wie franz. *orcanette* (*orcanète*) vom mittellat. *alchanna*, arab. *al-hinna* 'Henna'. Bei Daude de Pradas (*Grdr.* 124, 5) läfst sich ein Reimwort *assanha* herstellen, das mit der Endung *-ana* noch fortlebt; leider ist der Zusammenhang mit franz. *cenelle* ebenso unklar wie die Etymologie der beiden Wörter. Apr. *olegue*, in einer medizinischen Schrift überliefert, nach dem Ausweis neuerer Dialekte auf der ersten Silbe betont, ist von dem gleichbedeutenden *ebulum* (*ièble*) zu scheiden; es ist das gallische Wort *odocos* bei Marcellus Empiricus (Anfang des 5. Jahrhunderts), *odecus odicus* in mehreren Glossen. Auch Urkunden müssen mancherlei beisteuern, namentlich bearnische. *seyno* (m.) in einem Texte von Lyon (13. Jahrh.) wird sehr ansprechend verknüpft mit afrz. *sen(n)e* < *synodus*.

Aber so reichlich und erfreulich alles das ist, es wird noch übertroffen durch die Aufklärung und Belehrung, die aus dem Studium moderner Dialekte quillt. Die Gelehrsamkeit des Verfassers erstreckt sich auf sämtliche Gebiete der *langue d'oc* und *langue d'oïl*, und dieses Mal sind das Bearnische und das Limousinische, das Lyonesische, die westfranzösischen Mundarten und die der Franche-Comté besonders herangezogen. Das ganze Material beherrscht er mit staunenswerter Sicherheit. Hier und da mag eine Etymologie gar zu konstruiert erscheinen, wie gascogn. *cchamousta* *'faire sécher légèrement'* von **exsubmustare* und *iôrbe* 'Wendeltreppe' in Montbéliard aus *vis* (unter der Form *vi*) + *orbe* 'blind, dunkel'; überall sonst erhält man das Gefühl voller Harmonie zwischen Kühnheit der Kombination und Strenge der Methode. Und wie viele wertvollen Funde verdanken wir wieder seinem Spürsinn! *dolabra* lebt als *délavra* *'pioche à un tranchant'* in Vionnaz (Wallis) fort und *merendare* als *brena* 'vespern' im Bearnischen; höchst unerwartet sind *excussio* als *écoisson* (m., nur plur.) *'battage des grains'* im Lyonesischen und *junctio* als *jainçon* (pl. *les jainçons des doigts*, d. h. *les jointures*) in Châtellerault (Vienne).

Der Bedeutungsentwicklung ist naturgemäfs ein breiter Raum gewidmet. Norm. *cer cher*, pic. *cherion* u. a. bezeichnen, wie *sèr* im Dép. Ariège, ein Pack Hanf oder Flachs im noch ungerösteten Zustand; die Basis ist *cirrus* 'Haarbüschel'. *cibre* und das merkwürdige *tribe trube* (vgl. afrz. *toivre*) bedeuten auf einem beschränkten Gebiet, wo *limousin*, *bourbonnais*, *auvergnat* zusammenstofsen, 'Eimer', in der Provence aber und aufserhalb des Provenzalischen 'Zuber' entsprechend der wahrscheinlichen Herkunft von diesem deutschen Worte. *daumaire* ist von der *dalmatica* in verschiedenen Dialekten zum Bauernkittel herabgesunken. Noch eigentümlicher ist in einem anderen Gedankenkreise *eschenye* (Gascogne Haut-Languedoc) 'befreit, ausgenommen von ...', weil es die ursprüngliche Bedeutung von *exĭmius* (oder **exĭnius*?) erhalten hat. *garlimen* 'Pflug'

in Excideuil (Dordogne) ist = *garnimen* 'Geschirr'; dieselbe Entwicklung hat anderswo *arnes* durchgemacht. Gascogn. *ledanjos* 'Lob' ist *litanias*. *meiri* 'Mutterschaf' in Tulle kommt von *matricem*, das diesen Sinn schon bei den Alten haben konnte. *résand, 'infiltration, filet d'eau qui circule entre le sol et le sous-sol'* (Sologne) ist afrz. *roisent* 'kühl' < *recentem*. Gelegentlich wird auch ein syntaktisches Problem gestreift mit limous. *deimai* 'beunruhigt' (*Tu ne sirâ pâ bien deimai Pèr un pitì moumen de mai* bei dem Dialektdichter Foucaud) = *d'eimai* (*eimai* < apr. *esmai*), also etwa *en émoi*.

Das Schwergewicht liegt doch auf der Zergliederung des Baues der Wörter. Wieviel bei der Untersuchung des Stammes für die Lautlehre der Dialekte abfällt, wird man leicht ermessen. Hier sei nur hingewiesen auf die Aufschlüsse über Suffixbildung. Statt *Aremoricus* mifst Fortunat einmal *Armoricus*. Var. *Armaricus*; dies ist die Quelle für limous. *armouri*, bez. *armori* (m., sc. *ventus*) und *armourijo*, bez. *armorijo* (f., sc. *aura*), die Bezeichnung des von der Bretagne her wehenden Nordwestwindes. Neben *viticula* (prov. *vedilha*, frz. *vrille*) wird nun auch für Frankreich *vitĭcula* nachgewiesen in bearn. *bidelhe*, vielleicht auch in frz. *veillote, 'petit tas de foin enroulé'*. Das franz. Suffix *-eril* < *-arilis* wird besprochen bei Gelegenheit von afrz. *areneril* und *meeril* (vgl. *Duméril*) aus **avenarīle* und **metarīle*; prov. *-atier* bei *degatier* 'Feldhüter' zu *dec* (mit *ę*) 'Grenze, im pl. *banlieue*'. Aufser *histar* 'Ginsterfeld' (Bigorre, 1116) < **genestaris* kennt das Gascognische, speziell das Bearnische zahlreiche Wörter auf *-ar*, die den Standort einer Pflanze angeben. In manchen Artikeln führt Thomas ganze Wortfamilien vor, so unter apr. *colcer* die verschiedenen Typen *culcita*, **culcĭna*, **culcĕre* im Provenzalischen.

Den Abschlufs bildet eine aus dem *Journal des Savants* (1904) wiederholte, kurze, aber inhaltreiche und gerechte Besprechung des grofsartigsten Denkmals französischer Dialektforschung, des *Atlas linguistique de la France* von Gilliéron und Edmont (S. 346 ff.).

Möchte dieses Referat, das im Hinblick auf den verfügbaren Raum nicht gut weiter ausgedehnt werden könnte, recht viele Leser veranlassen, zu den hochinteressanten *Nouveaux Essais de philologie française* zu greifen!

Breslau. Alfred Pillet.

C. Polack et E. Rodhe, Pages choisies des grands écrivains du XIXe siècle (prose). 2 Lieferungen. Lund, Ph. Lindstedts Universitetsbokhandel. Preis 1 Kr. 25 Öre und 2 Kr.

Das Werk, das für Studierende, aber auch für Schüler und Schülerinnen der oberen Klassen höherer Lehranstalten bestimmt ist, enthält in den beiden vorliegenden Lieferungen nur Prosastücke. Ein abschliefsendes Urteil über das Ganze wird sich daher erst gewinnen lassen, wenn, wie zu hoffen ist, ein zweiter, poetischer Teil das Buch, für das noch biographische, literarische und grammatische Anmerkungen in Aussicht stehen, vervollständigt haben wird. Die Worte der Vorrede: *Nous nous sommes décidés à ne publier d'abord que des textes en prose*, gestatten wenigstens die Hoffnung auf einen solchen Abschlufs, der in Hinsicht auf den Zweck, den das Werk verfolgt, auch dringend geboten erscheint.

Über die Trennung von Poesie und Prosa in einer derartigen Sammlung kann man verschiedener Meinung sein; bedauerlich bleibt immerhin, dafs die künstlerische Persönlichkeit der behandelten Autoren bei einer solchen Teilung zerrissen wird. Dieser Übelstand tritt in der vorliegenden Sammlung bei Victor Hugo hervor, allerdings nur bei diesem.

Die *Pages choisies* bestehen aus den beiden Teilen: *Le romantisme* (Lfg. 1) und *Le naturalisme et l'époque contemporaine* (Lfg. 2). In dieser Einteilung ist nicht verständlich, warum ein Autor wie der eben genannte Victor Hugo erst im zweiten Teil, dem *naturalisme* (und hier erst nach

den beiden Goncourt) erscheint. Der Leser, dem das Buch doch zur Einführung dienen soll, mufs so die Anschauung gewinnen, als gehöre Hugo nur in die Periode des Naturalismus und habe mit der Romantik gar nichts zu tun, und doch zeigt, wenn man auch von der Poesie dieses Autors ganz absehen will, allein schon sein Roman *Notre-Dame de Paris*, was er für die Romantik bedeutet.

Was die Wahl anbetrifft, die die Herausgeber unter den Schriftstellern getroffen haben, so kann man ihr im allgemeinen zustimmen; doch fehlen einige Autoren, deren Eigenart man gern in einem solchen Werke vertreten sähe. So wäre zu wünschen, dafs in einer zweiten Auflage etwas von Théophile Gautier gegeben würde. Vertritt er auch nur eine Spezialität, so gilt er doch in dieser als ein Meister, und zwar auch in seiner Prosa, wenn auch vielleicht weniger als in seinen Gedichten. Ähnliches gilt von Lamennais, dessen Eigenart sich durch eine Probe aus den *Paroles d'un croyant* leicht hätte veranschaulichen lassen. Im zweiten Teil des Werkes durften jedenfalls Brunetière und Faguet, die bedeutendsten Vertreter der literarischen Kritik im zeitgenössischen Frankreich, nicht übergangen werden, um so weniger, als Lemaître, Gaston Paris und Fustel de Coulanges vertreten sind. Mit Freude ist anderseits zu begrüfsen, dafs der als Schriftsteller wie als Maler geschätzte Fromentin in gut gewählten Proben dargeboten wird; er gehört zu den Autoren, die aufserhalb Frankreichs noch nicht zu der Wertschätzung durchgedrungen sind, die ihnen gebührt.

Die Auswahl unter den einzelnen Stücken zeugt von Belesenheit und vielfach auch von Geschick, so z. B. bei den Brüdern Goncourt, wo mit vollem Recht auf das eigentliche Gebiet dieser beiden Schriftsteller, die Kultur- und Kunstgeschichte Frankreichs im 18. Jahrhundert, Gewicht gelegt worden ist. Für andere Autoren hätten sich — bei voller Anerkennung der Schwierigkeiten, die eine solche Auswahl mit sich bringt, für die der Herausgeber aus Dutzenden, ja Hunderten von Bänden das passendste heraussuchen soll — Proben finden lassen, die die charakteristische Seite ihres Schaffens noch mehr zum Ausdruck gebracht hätten. Wenn Balzac der Romantik beigezählt wird — und das läfst sich vertreten, da er doch aus ihr hervorgegangen —, so mufste auch das Romantische an ihm mehr hervorgekehrt werden, als es geschehen ist; ein Abschnitt aus seinem Roman *Le lys dans la vallée* hätte diesem Zwecke dienen können. Bei Taine lag es nahe, etwas aus seinen Ausführungen über die Theorie des *milieu* abzudrucken, die doch den Kernpunkt seiner Auffassung von Literatur und Kunst ausmacht. Sehr erwünscht wäre unter Renan die Wiedergabe seiner *Prière sur l'Acropole* (aus den *Souvenirs d'enfance et de jeunesse*) gewesen. Renans feine und überlegene Ironie tritt in dieser *Prière* in so charakteristischer Weise hervor, dafs jeder, der die französische Literatur des 19. Jahrhunderts studiert und Renan auf seinem ureigensten Gebiete kennen lernen will, sie lesen müfste. Dafs anderseits den Herausgebern der Sinn für das Originelle, Eigentümliche an einem Schriftsteller nicht mangelt, und dafs sie auch aus Quellen zu schöpfen verstehen, die nicht an der Heerstrafse fliefsen, zeigt der kleine Abschnitt Beethoven aus Taines köstlichen, humoristisch-satirischen *Notes sur Paris*, die ebenfalls zu den Büchern gehören, denen im Auslande noch mehr Beachtung zu schenken wäre.

Die abgedruckten Texte sind den Originalausgaben entnommen, doch nicht immer: so ist dem Abschnitt *Un cabotin* aus Daudets *Fromont jeune et Risler aîné* augenscheinlich nicht das Original zugrunde gelegt worden.

Alles in allem sind die *Pages choisies*, an deren Druck und Ausstattung auch Verwöhnte kaum etwas auszusetzen haben werden, als ein brauchbares Hilfsmittel für den Zweck, dem sie dienen sollen, zu bezeichnen.

Halle a. S. Fr. Klincksieck.

Francesco D'Ovidio, Nuovi Studii danteschi. Il Purgatorio e il suo preludio. Milano, Hoepli, 1906. XVI, 634 S. 8. L. 6,50.

Dem im Jahre 1901 in anderem Verlage (Remo Sandron in Mailand und Palermo) erschienenen, ungefähr gleich starken Bande der *Studii sulla Div. Commedia* läfst D'Ovidio unter obigem Titel einen zweiten folgen. Auf einen dritten, vielleicht mehr, darf man von ihm hoffen; die Vorrede des vorliegenden gewährt einigen Aufschlufs über die zum Teil schon zuvor bekannt gegebenen Abhandlungen, die man in jenem vereint und neu bearbeitet finden wird. Von dem schon heute gebotenen sei von vornherein bemerkt, dafs, wie ja auch der Titel dergleichen nicht verheifst, weder ein fortlaufender Kommentar zum Texte der Dichtung darin gegeben wird, noch eine Deutung einzelner umstrittener Stellen oder Worte, es sei denn, dafs besondere Umstände dazu nötigten (wie denn etwa S. 132 auf die Verwendung von *cominciare* oder S. 522 auf den Sinn von Inferno I 135 genauer eingegangen ist). Man würde vergeblich nach neuer Auskunft über die geschichtliche Pia oder über den Sinn der Schlufsworte ihrer kurzen Rede Purg. V darin suchen, umsonst sich nach einer durch Parallelstellen oder durch etymologische Vermutung gestützten Deutung von *ramogna* oder von *adonare* umsehen, deren Sinn bisher nur aus dem Zusammenhang an je einer oder zwei Stellen erschlossen ist. Gewifs würde man Belehrung über eine grofse Zahl derartiger Einzelheiten aus der Hand eines mit der gesamten Literatur des Gegenstandes so gründlich vertrauten Mannes von so besonnenem Urteil, eines so wohl geschulten Linguisten freudig entgegengenommen haben; aber man wird ihm kaum weniger dankbar sein für das reichliche Licht, das er über geschichtliche Zusammenhänge zwischen Dantes Werk und vorangegangenen Darstellungen verwandter Gegenstände verbreitet, Zusammenhänge, von denen früher wohl auch schon die Rede gewesen ist, die man aber mit so liebevoller Sorgfalt wohl kaum noch ins Auge gefafst hat. Es sei hier nur in gröfster Kürze auf das Verhältnis von Dantes Gedanken über das Los der vorchristlichen tugendhaften Heiden zu den Gedanken des h. Thomas hingewiesen, auf den Wandel der Vorstellungen von einem Orte der Läuterung für die Seelen der Verstorbenen, auf einige wenig beachtete Fälle von Wiederauftauchen virgilischer Züge bei dem gelehrigen Schüler seiner Kunst, auf die schwer zu entwirrenden Bezüge zwischen Dantes Vision und den in immer wachsender Zahl ans Licht getretenen mancher Vorgänger, wo bei aller Menge wiederkehrender Einzelheiten doch nirgends die Übereinstimmung weit genug geht, um zur Annahme vorherrschender Beeinflussung von einer bestimmten Seite zu führen.

Von D'Ovidio — und das wird sein schönster Lohn sein — wird jeder Leser mit gesteigertem Verlangen nach erneuter Erbauung zu Dante selbst zurückkehren und dann erst recht sich bewufst werden, wie sehr der Dichter, und wäre er ihm zuvor noch so vertraut gewesen, ihm durch den kundigen Gesellschafter näher gebracht, in allen Einzelheiten seiner künstlerischen Persönlichkeit vertrauter geworden ist. Er wird deutlichere Einsicht in die Ökonomie des ganzen Werkes gewonnen haben, in die der Gliederung des Stoffes gemäfse Wandelung der Darstellungsweise, in manche vielleicht nicht von Anfang an erkannte Symmetrie zwischen den Teilen, in eine Meisterschaft, die sich nicht minder in der Anlage des gewaltigen Ganzen als in der wirkungsvollen Ausführung des einzelnen kundtut, mitunter auch im Hinweggleiten über einzelnes, das dem Wifsbegierigen wohl wichtig erscheinen, ihn aber auch zerstreuen und von der Hauptsache, dem Wege des Gott suchenden Menschen, abziehen konnte. Und all die Freudigkeit der Aufnahme des Gedichtes wird erreicht ohne jedes Aufdrängen einer Bewunderung, zu der man aus freien Stücken viel sicherer und auf längere Dauer durch das Kunstwerk selbst gebracht wird.

Der Verfasser hält sogar mit eigenen Bedenken nicht hinter dem Berge; er ist z. B. nicht völlig einverstanden mit Dantes reichlicher Verwendung astronomischer und kosmographischer Gelehrsamkeit, nicht recht zufrieden mit Dantes Schilderung von Werken bildender Kunst, wo solche Kunst eine ausreichende Veranschaulichung dessen unmöglich leisten kann, was ihr Gegenstand sein soll (Purg. X); er findet, die Periphrase des Vaterunsers, mit der Purg. XI anhebt, sei matt im Vergleich zu dem gedrängten Wortlaute der Heiligen Schrift, und bedenkt vielleicht dabei nicht hinlänglich, dafs hier wie bei anderen Gelegenheiten der Dichter die Besonderheit einer bei seinen Zeitgenossen, auch aufserhalb Italiens, beliebten literarischen Gattung nachzubilden die Absicht hatte, eben der Periphrase liturgischer Stücke, die ohne Verbreiterung gar nicht statthaben kann (man denke an die vielen, neben den Originalen immer matt wirkenden Credo, Ave u. dgl. des 13. Jahrhunderts).

Wer D'Ovidio aus anderen gelehrten Arbeiten kennt, dem braucht man nicht erst zu sagen, dafs er sich nicht leicht etwas entgehen läfst von dem, was andere über die von ihm berührten Gegenstände geäufsert haben, dafs er sich jedoch alles überflüssigen Zurschautragens seiner erstaunlichen Belesenheit enthält und jedenfalls lieber freundliche Zustimmung äufsert als mit verletzender Härte zurückweist, was ihm nicht zutreffend scheint. Wo er selbst zu einer festen Überzeugung nicht gelangt, bekennt er sich leichter zur Unsicherheit, als dafs er, was mancher andere vorzieht, sich den Schein der Gewifsheit gibt und abwartet, ob man ihn widerlege; man sehe z. B., was zu Purg. VIII 19—21 bemerkt ist. Vielleicht wird auch gerade die Milde der Form, in der die mit Geometrie und Mefslatte, aber auf Grund unzulänglicher Daten gemachten Versuche einer Topographie des Jenseits abgelehnt werden, wirksamer von derartigen Unternehmungen abhalten, als der beifsendste Spott es vermöchte. Einer Kleinigkeit sei hier zum Schlusse noch gedacht, auf die der Verfasser gleich zu Anfang S. XV zu sprechen kommt. Er bekennt sich zu der Ansicht und legt Wert darauf, ihr auch bei anderen Geltung zu verschaffen, dafs der Apostroph, der den Ausfall eines auslautenden tonlosen Vokals vor vokalischem Anlaut andeutet, auch am Schlusse der Zeile stehe, nicht mit dem vorangehenden Konsonanten zusammen in die folgende Zeile gesetzt werde; er verlangt *dell' uomo, un' osservazione, d' impressioni, con l' alto ingegno, l' assoluta ignoranza, s' avrebbe a gonfiare* statt *del- l'uomo, un'os- servazione* oder *u -n'osservazione, d'im pressioni* usw. Ich sehe einstweilen nicht, welche aus der tatsächlichen Aussprache oder welche einer Theorie entnommenen Gründe für das Aufgeben des bisherigen Brauches sprechen könnten. Da aber D'Ovidio an zwei von ihm angegebenen, mir leider unzugänglichen Stellen seine Neuerung gerechtfertigt zu haben scheint, will ich vorderhand auf eine Erörterung der Sache mich nicht einlassen.

Nachwort: Inzwischen ist der oben erwähnte dritte Band der *Studii* erschienen; er enthält *Ugolino, Pier della Vigna, i Simoniaci e discussioni varie*, Milano, Hoepli, 1907. XV, 624 S. 8. L. 6,50.

Berlin. Adolf Tobler.

Verzeichnis

der von Mitte März bis Mitte Juni 1907 bei der Redaktion eingelaufenen Druckschriften.

American journal of philology. XXVIII, 1, whole nr. 109 [review by Osgood: Fife, Der Wortschatz des engl. Maundeville nach der Version der Cotton Hs. Titus CXVI, S. 90 ff.].

Zeitschrift für österreichische Volkskunde. XIII, 1—2 [J. R. Bünker, Scheibenschiefsen. — Ders., Tischkreuze. — Tschinkel, Brauch und Volksglaube in Gottschee. — Dömluvil, Aberglauben der Schafhirten in der mährischen Walachei. — Franko, Das älteste rutenische Volkslied. — Kleine Mitteilungen, Chronik, Literatur].

Breysig, Kurt, Die Völker ewiger Urzeit. Bd. I: Die Amerikaner des Nordwestens und des Nordens. Berlin, Bondi, 1907. XXVII, 563 S. [Die Einleitung steckt der Entwicklungslehre weite Ziele. Der darstellende Teil entwickelt die Gesellschaftsordnung und das geistige Leben zweier Indianervölker, der Kolumbianer und der Nordländer. Ein Anhang handelt über Hilfsbegriffe der Geschichte: Familie und Rasse, Staat und Klasse, Wirtschaft und Sitte, Recht. Auf mythische Dinge wird vielfach eingegangen.]

Panconcelli-Calzia, G., Bibliographia phonetica. S.-A. aus *Medizinisch-pädagogische Monatsschrift für die gesamte Sprachheilkunde*, internationales Zentralblatt für experimentelle Phonetik, hg. von Dir. Albert Gutzmann und Privatdozent Dr. Hermann Gutzmann, XVII. Jahrgang, Heft 1/2 und 3/4. Berlin 1907. (Cf. *Archiv* CXVII, 228.)

Spruchwörterbuch, Sammlung deutscher und fremder Sinnsprüche, hg. von Franz Freiherrn von Lipperheide. Lief. 21 und 22. Berlin, Expedition des Spruchwörterbuches, 1906. S. 961—1069.

Behaghel, O., Bewufstes und Unbewufstes im dichterischen Schaffen. Leipzig, Freytag, 1907. 48 S. M. 1,20.

Keller, Ludwig, Die Idee der Humanität und die Comenius-Gesellschaft. (Vorträge und Aufsätze der Comenius-Gesellschaft, XV, 2.) Berlin, Weidmann, 1907. 36 S. M. 1.

Rausch, Friedrich, Mängel der Anschauungsbilder und die Stofflehrmittel. Als Handschrift gedruckt. 58 S.

Modern language notes. XXII, 5 [A. Gerber, All of the five fictitious Italian editions of writings of Macchiavelli, and three of those of Pietro Aretino, printed by John Wolfe of London (1584—1589), II. — J. Q. Adams, The authorship of two seventeenth century plays. — F. M. Warren, The council of Remiremont. — G. Ch. Osgood, Milton's 'Sphere of Fortune'. — C. A. Mosemiller, Etymologies françaises. — R. T. Kerlin, Scott's Ivanhoe and Sydney's Arcadia. — A. S. Cook, Various notes. — M. Buchanan, Notes on Calderon. — J. W. Pearce, Miscellaneous notes. — T. A. Jenkins, Three notes to A. Daudet's stories. — J. W. Bright, Residual ens. — E. P. Morton, Mr. William J. Craig (1843—1906)].

Publications of the Modern Language Association of America. XXII, 1, new series XV, 1 [Robert Herndon Fife, Jean Paul Friedrich Richter

and E. T. A. Hoffmann. — H. Carrington Lancaster, The sources and mediaeval versions of the peace-fable. — W. E. Bohn, The development of John Dryden's literary criticism. — John W. Cunliffe, Italian prototypes of the masque and dumb show. — Nathaniel E. Griffin, The sege of Troye]. 2 [E. E. Stoll, The objectivity of the ghosts in Shakespeare. — L. A. Paton, The story of Grisandole: a study in the legend of Merlin. — F. E. Bryant, On the conservatism of language in a new country. — J. M. Berdan, Doni and the Jacobeans. — R. K. Root, Dryden's conversion to the Roman catholic faith. — W. G. Howard, Schiller and Hebbel, 1830—1840. — E. K. Armstrong, Chateaubriand's America. Arrival in America and first impressions].

Literaturblatt für germ. u. rom. Philologie. XVIII, 5, Mai 1907.

Modern philology. IV, 4 [J. M. Manly, Literary forms and the new theory of the origin of species. — J. W. Cunliffe, The influence of Italian on early Elizabethan drama. — G. C. Taylor, The English Planctus Mariae. — E. P. Morton, The Spenserian stanza before 1700. — F. M. Warren, Some features of style in Early French narrative poetry (1150—90) concluded. — R. Schevill, Studies in Cervantes. II].

Modern language teaching. III, 2, March 1907 [Henry Ellershaw, Drayton. — Albert G. Latham, Shall we abandon translation? — F. Boillot, Note sur les examens en Angleterre. — Modern language association. — Holiday course impressions: Caen. — Reviews. — Correspondence]. 3 [A. B. Young, German universities. — Harold W. Atkinson, The English and Dutch languages in South Africa. — S. A. Richards, Les précieuses. — French plays at Cambridge. — Modern languages in the secondary schools of Kent. — Modern language association. — The scholar's international correspondence. — Holiday courses. — Reviews]. 4 [W. Viëtor, W. P. Fuller, Violet Partington, A. B. Young, W. O. Brigstocke, Hardress O'Grady, The place of translation. — C. A. Le Neveu, The French home. — E. M. Beales, The working of a German training college. — Fr. Dörr, The teaching of English in German secondary schools].

The modern language review. II, 3 [Percy Simpson, 'Tanquam Explorator': Jonson's method in the 'Discoveries'. — H. Y. Chaytor, An Anglo-Norman calendar. — J. P. Wickersham Crawford, Notes on three sonnets attributed to Francisco de Figueroa. — A. B. Young, Shelley and Peacock. — R. A. Williams, The phonetical explanation of Verner's Law. — Reviews. — Minor notices. — New publications].

Sulger-Gebing, E., Goethe und Dante. (Muncker's Forschungen zur neueren Literaturgeschichte, XXXII.) Berlin, Alexander Duncker, 1907. 121 S. M. 3.

Vacano, Stefan, Heine und Sterne, Zur vergleichenden Literaturgeschichte. Berlin, Fontane, 1907. 81 S. M. 2.

Journal of English and Germanic philology. VI, 3 [Ernst Voss, Thomas Murner's Von Doctor Martino Luther's Leren und Predigten. — George L. Marsh, The authorship of 'The flower and the leaf'. — Morton G. Stewart, Traces of Thomson's Seasons in Klopstock's earlier works. — W. Y. Durand, A comedy on marriage and some early anti-masques, March 5, 1565. — Lucius Hudson Holt, Chaucer's 'Lac of stedfastnesse'. — Martha Krug Genthe, Heinrich von Kleist und Wilhelmine von Zenge].

Revue Germanique. III, 2 [M. Castelain, Shakespeare et Ben Jonson (suite et fin). — A. Vulliod, Les sources de l'émotion dans l'œuvre de Theodor Storm. — C. Pitollet, Notes sur H. Heine et Th. Körner]. — 3 [L. Pineau, Ibsen d'après sa correspondance. — L. Mis, Le 'Goethe-und-Schiller-Archiv' de Weimar].

Klint, A., Svensk-tysk ordbok. Stockholm, Beijer, 1906. IV, 973 S.

Sigwalt, Ch., Morceaux choisies de littérature allemande. Paris, Hachette, 1905. XLIII, 538 S.

Bartels, A., Deutsche Literatur, Einsichten und Aussichten. Leipzig, Ed. Avenarius, 1907. 18 S.

Martin, Ernst, Der Versbau des Heliand und der altsächsischen Genesis. (Quellen und Forschungen, C.) Strafsburg, Trübner, 1907. VIII, 80 S. M. 2,40.

Mensing, O., Mittelhochdeutsches Hilfsbuch für Oberklassen höherer Schulen. Dresden, Ehlermann, 1907. 78 S. [Hervorgerufen durch die Wiedereinführung des mittelhochdeutschen Unterrichts in den preufsischen Schulen. Vor allem für die Schüler selbst bestimmt; in zweiter Linie für jüngere Fachgenossen, die den Unterricht zum erstenmal geben. Inhalt: Der erste Abschnitt behandelt die mittelhochdeutsche Grammatik, mehrfach mit Heranziehung der modernen Dialekte; Lautlehre S. 10—13, Formenlehre S. 14—33, Satzlehre S. 33—53. Der zweite Abschnitt gilt der Sprachgeschichte; besonders hervorgehoben werden die beiden Lautverschiebungen, die mannigfache Herkunft des deutschen Wortschatzes und einige Unterschiede des Wortgebrauches zwischen Mhd. und Nhd. Anhang: Daten zur älteren deutschen Literaturgeschichte, von Tacitus und dem Anfang der Heldensage an — mit Übergehung des Ulfilas — bis herab zu Neidhard von Reuental, S. 74—76. Die Anlage des Büchleins macht einen guten Eindruck, die Ausführung ist mehr andeutend und beispielgebend, als es selbst manchem helleren Schüler lieb sein dürfte. Das Fehlen von Paradigmen in der Flexionslehre fördert schwerlich die Übersicht.]

Aveling, Theodor, Das Nibelungenlied und seine Literatur. (Teutonia, VII.) Leipzig, Avenarius, 1907. VIII, 258 S. M. 8.

Der heilige Georg Reinbots von Durne, nach sämtlichen Handschriften hg. von Carl von Kraus. (Germanische Bibliothek, dritte Abteilung.) Heidelberg, Winter, 1907. LXXXIV, 308 S.

Ausfeld, Fr., Die deutsche anakreontische Dichtung des 18. Jahrhunderts. Ihre Beziehungen zur französischen und antiken Lyrik. (Quellen und Forschungen, CI.) Strafsburg, Trübner, 1907. VIII, 165 S. M. 4.

Keller, Ludwig, Graf Wilhelm von Schaumburg-Lippe, ein Zeitgenosse und Freund Friedrichs des Grofsen. (Vorträge und Aufsätze der Comenius-Gesellschaft, XV, 2.) Berlin, Weidmann, 1907. 28 S. M. 0,50.

Haufsmann, J., Untersuchungen über Sprache und Stil des jungen Herder. Diss. Wiskonsin. Borna-Leipzig 1906. XII, 114 S.

Gräf, H. G., Goethe, über seine Dichtungen. Versuche einer Sammlung aller Äufserungen des Dichters über seine poetischen Werke. Zweiter Teil: Die dramatischen Dichtungen. III. Band (des Ganzen V. Band). Frankfurt a. M., Rütten & Loening, 1906. 597 S. M. 16.

Stapfer, Paul, Etudes sur Goethe: Goethe et Lessing, Goethe et Schiller, Werther, Iphigénie en Tauride, Hermann et Dorothée, Faust. Paris, Colin. 291 S. 3,50 fr.

Goethes Faust, erster Teil, hg. von Julius Goebel. New York, Holt, 1907. LXI, 384 S.

Düntzer, H., Goethes Hermann und Dorothea. (Erläuterungen zu den deutschen Klassikern, 1. Bd.) 9. Aufl., besorgt von Dr. G. Ellinger. Altenburg, Warlig, 1906. 153 S. M. 1.

Düntzer, H., Schillers Räuber. (Erläuterungen zu den deutschen Klassikern, 5. u. 6. Bd.) 2. Aufl., besorgt von Dr. O. Ladendorf. Altenburg, Warlig, 1906. 258 S. M. 2.

Schütze, Martin, Studies in German romanticism. Part I: Repetition of a word as a means of suspense in the drama under the influence of romanticism. Chicago, University of Chicago Press, 1907. 58 S. $ 1,25.

Glawe, Walther, Die Religion Friedrich Schlegels, ein Beitrag zur Geschichte der Romantik. Berlin, Trowitzsch, 1906. 111 S.

Brosswitz, F., Heinrich Laube als Dramatiker. Breslau, H. Fleischmann, 1906. VIII, 220 S. M. 4.

Tobler, Alfred, Hans Konrad Frick, ein appenzellischer Volksdichter. Leipzig, Beck, 1907. 144 S. M. 2.

Heydtmann, Johannes, und Ernst Keller, Deutsches Lesebuch für Lehrerinnenseminarien. Leipzig, Teubner, 1907. VIII, 332 S. M. 3,20.

Kaiser, Karl, Edelsteine deutscher Dichtung. Leipzig, Teubner, 1907. XVI, 307 S. M. 2.

Homers Odyssee in Auswahl nach der Übersetzung von Johann Heinrich Voſs, für den Schulgebrauch hg. von Dr. G. Finsler. (Deutsche Schulausgaben, hg. von Gaudig und Frick. Leipzig, Teubner, 1907. 132 S. M. 0,80.

Goethes Gedankenlyrik, für Schule und Haus hg. von Dr. Ad. Matthias. (Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht.) Leipzig, Freytag, 1905. 118 S. M. 0,80.

Goethe, Hermann und Dorothea, hg. von Ad. Hauffen. (Freytags Schulausgaben und Hilfsbücher für den deutschen Unterricht.) Leipzig, Freytag, 1906. 112 S. M. 0,60.

Goethe, J. W. v., Torquato Tasso, für Schulgebrauch und Selbstunterricht hg. von Frick. (Deutsche Schulausgaben, hg. von Gaudig und Frick.) Leipzig, Teubner, 1907. 120 S. M. 0,80.

Sophokles' Antigone, übersetzt von Johannes Geffken und Julius Schultz. (Deutsche Schulausgaben, hg. von Gaudig und Frick.) Leipzig, Teubner, 1907. 43 S. M. 0,60.

Englische Studien. XXXVII, 3 [S. L. Wolf, Robert Green and the Italian renaissance. — G. Krüger, Die partizipiale Gerundialfügung, ihr Wesen und ihr Ursprung. — Eugen Borst, Split-infinitive. — Besprechungen. — Miszellen]. XXXVIII, 1 [O. B. Schlutter, Zum Wortschatz des Regius- und Eadwine-Psalters. — R. Jordan, Zu den reduplizierten Präterita: northumbrisch *speoft, beoft*. — E. Ekwall, Weiteres zur Geschichte der stimmhaften interdentalen Spirans im Englischen. — E. C. Morris, The allegory in Middleton's 'A game at chesse'].

The Scottish historical review. IV, 15 [J. Hungerford, The dispensation for the marriage of Mary Stuart with Darnley, and its date. — Wm. Law Mathieson, The union of 1707: its story in outline. — Sir Herbert Maxwell, The reign of Edward III as recorded by Sir Thomas Gray. — Wm. S. Mc Kechnie, Thomas Maitland. — Sir John Balfour Paul, The Balfours of Pilrig. — Sophia H. Mac Lehose, Separation of church and state in France in 1795. — Saving the regalia in 1652. — Review of books. — Queries. — Communications and replies. — Notes and comments].

Ries, John, Die Wortstellung im Beowulf. Gedruckt mit Unterstützung der kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Halle, Niemeyer, 1907. XIV, 416 S.

Imelmann, R., Die altenglische Odoaker-Dichtung. Berlin, Springer, 1907. 48 S.

Dunkhase, Heinrich, Die Sprache der Wulfstanschen Homilien in Wulfgeats Handschriften. Diss. Jena, 1906. 78 S.

Schiebel, Karl, Die Sprache der altenglischen Glossen zu Aldhelms Schrift 'De laude virginitatis'. Diss. Göttingen. Halle, Karras, 1907. 62 S.

The proverbs of Alfred reedited from the manuscripts by W. W. Skeat. Oxford, Clarendon Press, 1907. XLVI, 94 S. 2 s. [Morris in der Ausgabe für die *E. E. T. S.* 1874, Old English Miscellany, S. 102—38, hatte nur die zwei Handschriften Jesus College Oxford und Trinity College Cambridge gedruckt, letztere ohne Kollation, weil die Handschrift zeitweilig verschwunden war. Inzwischen sind von einer dritten Handschrift, Cotton, die allerdings verloren ist, alte Abschriften zur Beachtung

gelangt, besonders durch die Bemühungen von Dr. W. Heuser, die nun von Skeat auch mit abgedruckt werden. Die Ausgabe ist nicht kritisch, sondern synoptisch; der kürzere Text der etwas älteren Jesus College-Hs. steht links, der der Trinity-Hs. rechts und der mit der letzteren eng verwandte Cotton-Text unter dem Strich. In der Einleitung handelt Skeat über die Eigentümlichkeiten der Schreiber in grammatischer Hinsicht. Für die Metrik begnügt er sich mit Wiederholung dessen, was ten Brink und Schipper darüber gesagt haben. Die Entstehung des Denkmals verlegt er ganz knapp hinter Lazamons Brut, indem er zwei Textübereinstimmungen etwas stark betont: *'I see no reason, why we may not date these Proverbs between a. d. 1205 and 1210.'* Von Gropps Dissertation (1879) über die vermutliche Entstehung der Sprichwörter erhalten wir einen Auszug, wobei sie als etwas veraltet bezeichnet wird. Anmerkungen erklären einzelne Stellen, erörtern textliche Schwierigkeiten und bieten Parallelen aus der mittelenglischen Literatur. Ein Verzeichnis der im Denkmal belegten Wörter macht den Schlufs der Ausgabe, die zu weiteren Forschungen das Material bequem zusammenfafst.]

The seven sages of Rome, edited from the manuscripts, with introduction, notes and glossary by Killis Campbell. (The Athenaeum Press.) Boston, Ginn, 1907. CXIV, 217 S. 10 s. 6 d. [Campbell beginnt mit einer kurzen Vorgeschichte der Seven sages im Orient, in Westeuropa und Frankreich. Er zählt die erhaltenen englischen Fassungen auf und fafst speziell den genetischen Zusammenhang der mittelenglischen dahin zusammen, dafs Cotton, Rawlinson, Auchinleck, Arundel, Egerton, Balliol und Cambridge FF II 38 zu einer Gruppe gehören, mit deren Urform Cambridge Dd I 17 etwas ferner verwandt war. Die Übereinstimmungen dieser Handschriften in positiver Hinsicht werden sorgsam erörtert. Fehlerkritik wäre methodischer und wertvoller gewesen. Die Behauptung von Kölbing, Auchinleck sei vom Verfasser des kentischen 'Arthour', 'Alisaunder' und 'Richard Coeur de Lion' geschrieben, wird als blofse Konjektur bezeichnet. Das mittelenglische Original sei beinahe sicher kentisch gewesen, *since all but one of the manuscripts derived from it are either in the Kentish dialect or show a Kentish influence* (S. LVIII). — Dann wendet sich Campbell zur Beschreibung von Cotton und Rawlinson, die miteinander eng verwandt sind und eine nördlichere Fassung darstellen. Seine Dialektuntersuchung, S. LXXIII—LXXVI, läfst an dem ziemlich nördlichen Charakter derselben keinen Zweifel, ist aber weder vollständig, noch in dem, was sie enthält, ganz einwandfrei. Über die Bewahrung von *a* vor *nd*, z. B. *understand* : *I warand*, über die Vernachlässigung vieler End-*e* im Reim, über die Bewahrung von nicht nördlichem *dy* 308, 936, 1058 u. ö. ist nichts gesagt. Anderseits ist die Berufung auf Reime mit *ware* und *thare*, um zu beweisen, dafs *ā* bewahrt sei, angesichts zahlreicher Reime mit *wore* und *thore* in mtl. Denkmälern kein ausreichender Beweis. Die Frage, welche Dialektreime in anderen Handschriften wiederkehren, ist gar nicht aufgeworfen. — Am meisten hat Campbell die Forschung gefördert, indem er endlich den Auchinleck-Text samt den Varianten des Rawlinson-Textes zum Abdruck brachte. Dafür gebührt ihm aufrichtiger Dank. Jetzt ist wenigstens die Hälfte der mittelenglischen Handschriften zugänglich gemacht. Sobald die andere Hälfte ebenfalls Herausgeber gefunden hat, wird die Überlieferungsgeschichte und die Dialektfrage bald ins klare gebracht sein. — Die Anmerkungen befassen sich mit der Erklärung einzelner Stellen. Ein Glossar eklektischer Art, dessen Zweck nicht ganz klar wird, und ein Register beschliefsen den Band, der sich früheren me. Ausgaben derselben Sammlung ungefähr gleichwertig anreiht.]

Lehmeyer, F., Colyn Blowbols testament, ein spätmittelenglisches Gedicht. Diss. Erlangen, Junge, 1907. XVII, 40 S.

Wirth, Alfred, Typische Züge in der schottisch-englischen Volksballade. Programme des Karl-Realgymnasiums zu Bernburg. Teil I: 1903,

21 S. 4. Teil II: 1907, 27 S. 4. [Behandelt werden: Darstellung des Affektes, Schwur und Beteuerung, Segen und Verwünschung, Umschreibung von 'niemals', das Steigerungsmotiv; der Anfang der Balladen, das Ende der Balladen.]

Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas. XVI: Ben Jonson's Every man out of his humor, reprinted from Holme's quarto of 1600 by W. Bang and W. W. Greg. VIII, 128 S. M. 6,40. — XVII: from Linge's quarto of 1600. 128 S. M. 6,40. — XVIII: Anthony Brewer's The love-sick king, edited from the quarto of 1655 by A. E. H. Swaen. XV, 64 S. M. 4. — Louvain, A. Uytspruyst, 1907.

The Malone Society reprints. Chiswick Press, 1907. I. The interlude of Johan the Evangelist. [Genauer Abdruck nach einer 1906 entdeckten und im Besitz des Britischen Museums befindlichen Quarto, die undatiert bei John Waley (fl. 1546—86) gedruckt wurde. Das Interlude ist möglicherweise identisch mit einem schon 1520 in dem Verzeichnis des Oxforder Buchhändlers John Dorne erwähnten Spiele gleichen Namens, so dafs die Entstehungszeit des Stückes beträchtlich vor der Zeit des Quartodruckes anzusetzen wäre.] — II. The history of Orlando Furioso 1594. [Neudruck nach der Quarto von 1594. In der Einleitung finden sich die Einträge im *Stationer's register*, Angaben über die erhaltenen Exemplare und die Varianten der Quarto von 1519.] — III. The battle of Alcazar 1594. [Neudruck nach der einzigen frühen Ausgabe von 1594, das Titelblatt gibt fälschlich die Zahl 1597. Das Original soll genau wiedergegeben werden, *irregular and doubtful readings* sind in der Einleitung verzeichnet.] — IV. The interlude of Wealth and Health. [Dieses ebenfalls 1906 entdeckte Zwischenspiel ist hier mit Beibehaltung der fehlerhaften und nachlässigen Druckweise wiedergegeben. Dafs dieses Zwischenspiel identisch ist mit dem im Stationer's register unter dem 19. Juli 1557 für Waley verzeichneten *'boke called welth and helthe'*, ist anzunehmen, wenn es auch zweifelhaft erscheint, dafs das erhaltene Exemplar, welches eines der am schlechtesten gedruckten Bücher des 15. Jahrhunderts ist, der Presse dieses immerhin besseren Druckers entstammt. — Der Druck dieser Neuausgaben ist von seltener Schönheit. Jede Seite der Originale ist samt der alten Seitenzählung mit gotischen Typen wiedergegeben, die erste Seite jedes Stückes überdies in photolithographischem Facsimile. Der Gesellschaft ist jeglicher Erfolg zu wünschen.]

A tragedy of Abraham's sacrifice, written in French by Theodore Beza, and translated into English by Arthur Golding: edited with an introduction, notes and appendice by M. W. Wallace. Toronto, University of Toronto library, 1906. LXI, 127 S. $ 2,50. [Für das Leben Goldings hat Wallace besonders die Einleitungen zu seinen verschiedenen Schriften ausgebeutet. Bei dieser Gelegenheit druckt er die einzigen Originalverse von Golding ab, die wir besitzen: es sind 13 Strophen im rhyme royal, ein poetisches Vorwort zu Baret's Alvearie. Die Liste von Goldings Werken, die alle beschrieben werden, läuft durch 31 Nummern. — Dann wendet sich Wallace zu Bézas Abraham sacrifiant, untersucht dessen Verhältnis zu den Abrahamspielen des Vieil testament und zeigt, wie Bézas Bearbeitung sich der Form des griechischen Dramas näherte. — Das nächste Kapitel der Einleitung ist eine Vergleichung der mittelenglischen Abrahamspiele. Ergebnis: *Only Chester and Brome are intimately related to each other ... Townley and Coventry are more closely related to York than to any other play, but in certain respects they are closer to Brome and Chester than to York. Dublin contains many lines similar to corresponding lines in York and Townley, but in its general spirit and in two or three passages it holds more closely to Brome ... None of these plays except Dublin shows a very close resemblance to the plays of the Vieil testament* (S. LVIII). Zur Beurteilung der Ähnlichkeiten verweist Wallace auch auf Übereinstimmungen französischer und englischer Mysterien mit italienischen und

spanischen, wo eine direkte Abhängigkeit gewifs ausgeschlossen ist. — Goldings Übersetzung, gemacht 1575, gedruckt 1577, ist sehr getreu, in der Regel entspricht jedem französischen Vers ein englischer. Das regelmäfsige Versmafs der rein dramatischen Partien besteht aus heroic couplets; die eingelegten lyrischen Stücke wechseln stark. Dem Neudruck sind photolithographische Nachbildungen von fünf Originalblättern beigegeben, die mit Stichen geschmückt sind. Die Anmerkungen erklären sachliche und sprachliche Besonderheiten mit einem ganz respektablen Wissen. Den Schlufs macht ein Neudruck von Bézas Abraham sacrifiant nach der Ausgabe von Fick 1874. Die Ausstattung ist vorzüglich. Das Buch macht der Universität Toronto Ehre.]

Wolff, Max J., Shakespeare, der Dichter und sein Werk. Erster Band. München, Beck, 1907. IV, 477 S. M. 6.

Neue Shakespeare-Bühne. Herausgeber: Erich Paetel. Berlin, Otto Elsner, 1907:

Mifsachtete Shakespeare-Dramen. Eine literarhistorisch-kritische Untersuchung von Alfred Neubner. XI, 197 S.

Ein Trauerspiel in Yorkshire von William Shakespeare. Übersetzt und mit Vorwort von Alfred Neubner. IX, 49 S.

Jonson, Chapman and Marston, Eastward hoe: Jonson, The alchemist; ed. by Felix E. Schelling. (Belles-lettres series, section III.) Boston, Heath, 1904. XXXII, 408 S. 3 s. [In *Eastward hoe* behandelt Jonson in Gemeinschaft mit seinen zwei Freunden den alten Stoff der Acolastusdramen im Stil der comedy of manners, die er nach dem Vorbilde der lateinischen Komödie selbständig fortentwickelt. Nicht Poesie, sondern satirische Gegenwartsschilderung wird geboten. Die satirischen Anspielungen auf die mit Jakob I. nach England gekommenen Schotten brachten Jonson und Chapman auf kurze Zeit in das Gefängnis. *The alchemist* zeigt die reife Kunst Jonsons, die den Erfolg des Stückes bis zur puritanischen Reaktion und später bei der Wiederbelebung durch Garrick rechtfertigt. Die Anlehnung an die lateinische Komödie, Mostellaria des Plautus, ist deutlich erkennbar. *Eastward hoe* ist nach der zweiten Quarto von 1605, *The alchemist* nach der von Jonson sorgfältig revidierten Folio von 1616 mit Varianten abgedruckt. Anmerkungen, Glossar sowie die 1901 aufgefundenen Briefe Jonsons und Chapmans aus dem Gefängnis sind beigefügt. — E. R.]

Chapmann, George, Bussy d'Ambois and The revenge of Bussy d'Ambois, ed. by F. S. Boas. (Belles-lettres series, section III.) Boston, Heath, 1905. XLVI, 332 S. 2 s. 6 d. net. [Bussy d'Ambois ist hier neugedruckt nach der revidierten Ausgabe von 1641; unter dem Striche stehen die Varianten des Urtextes gedr. 1607. In der Einleitung betont Boas die Nachwirkung von Marlowe's Massacre of Paris auf Chapmans Dramen über französische Memoirenstoffe. Er vergleicht dann den historischen Bussy mit dem des Chapman, wobei er in einigen Punkten den Einflufs des *miles gloriosus*, in der tragischen Schicksalswendung des Helden aber den von Senecas *Hercules Oetaeus* nachweist. Auch die Urteile von Dryden, D'Urfey und Langbaine über den Stil des Bussydramas werden, allerdings etwas allgemein, erörtert. — Für *The revenge of Bussy* hat Boas noch mehr zu bieten: er hat für die Episoden in Akt 2—4 die Quelle gefunden in E. Grimestones Übersetzung von Jean de Serres — richtiger Pierre Matthieu — *'Inventaire général de l'histoire de France 1607'*, die von Chapman auch für seine Birondramen ausgebeutet wurde. Die für Bussy's revenge in Betracht kommenden Stellen werden in einem Anhange mitgeteilt. Überdies war Boas in der Lage, von einem Funde des H. Richards Gebrauch zu machen, wonach eine Anzahl Reden in diesem Stücke aus Epictet geborgt sind, wie denn der ganze Charakter des Clermont d'Ambois diesem Stoiker nachgebildet ist. Anmerkungen, Bibliographie und Glossar sind wie bei allen Bänden dieser *series* nicht vergessen.]

Publications of the University of Pennsylvania. Series in philology and literature. X: G. Chapman and J. Shirley, The tragedie of Chabot, Admiral of France, reprinted from the quarto of 1639. Ed. with introduction and notes by Esra Lehman. Philadelphia, Winston, 1906. 124 S. [Das Drama war bereits 1833 von Dyce in seiner Ausgabe von Shirley neugedruckt, allerdings nicht ganz genau, und dann nochmals von Shepherd in den Works of Chapman 1874, hier in modernisierter Schreibung. Jetzt erscheint es in Originalschreibung und Interpunktion, even in the case of manifest typographical errors. In der Einleitung erörtert Lehmann zunächst das grofse Interesse Chapmans für französische Geschichte ungefähr seiner Zeit; fünf von seinen sechs Historien bewegen sich auf diesem Gebiet. Nachwirkung von Marlowe's 'Massacre of Paris' wird wahrscheinlich gemacht. Es ging nicht immer glücklich für ihn ab; einmal wollte ihn der französische Botschafter wegen Beleidigung seiner Königin und einer königlichen Maitresse verhaften lassen. Chapman floh zum Herzog von Lennox, der ihm Schutz gewährte, und erklärte brieflich, er habe keine Beleidigung beabsichtigt. Für die Quellenfrage hatte bereits Köppel im wesentlichen vorgearbeitet; hier blieb Lehmann nicht mehr viel zu tun übrig. Die Ausgabe ist sehr schön gedruckt. Einige Seiten Anmerkungen und eine Bibliographie reihen sich am Schlusse daran.] — XI: Wentworth Smith, The Hector of Germanie or the Palsgrave Prime Elector, reprinted from the Quarto of 1615 and edited with introduction and notes by Leonidas Warren Payne. 146 S. [Erster Neudruck nach der seltenen Quarto. Das Stück wurde verfafst für die Vermählung von Elisabeth, Tochter Jakobs I., mit dem Pfalzgrafen Friedrich am 14. Februar 1613; Verständnis für deutsche Verhältnisse oder ein Charakterbild des Bräutigams darf man aber darin nicht suchen. Wentworth Smith war einer der Dramenschmiede, die für Henslowe arbeiteten. Zwischen 1601 und 1603 erscheint er in seinen Diensten als Mitarbeiter an 15 Stücken; diese werden alle in der Einleitung beschrieben und charakterisiert. Im 'Hektor of Germanie' zeigt sich W. Smith zum Teil beherrscht von Chapmans 'Alfonsus, Emperor of Germany' und teilweise von Chapmans 'Gentleman Usher'. Einige Nachwirkung von Shakespeares 'Richard the Second' ist nicht ausgeschlossen. Auch wird die Frage aufgeworfen, ob W. Smith vielleicht mit den drei Stücken 'Locrine', 'Lord Cromwell' und 'The Puritaine' etwas zu tun hatte, die als Werke von W. S. zu Shakespeares Zeit erschienen. Gewisse Ähnlichkeiten sind nicht zu leugnen, doch verhält sich Payne im wesentlichen gegen die Vermutung skeptisch.] — XII: Thomas Heywood, The royall King and loyall subject, reprinted from the quarto of 1637 and edited with introduction and notes by Kate Watkins Tibbals. 154 S. [Drei Neudrucke des Stückes waren vorhergegangen: von Dilke in einem Supplement zu Dodsleys Old plays, von J. P. Collier für die Shakespeare Society 1850 und von Pearson in den Dramatic works of Thomas Heywood 1874. Von allen dreien sind die Anmerkungen hier wiederholt. Der Text ist so genau, wie es mit Lettern nur möglich ist, wiedergegeben. Die Einleitung behandelt hauptsächlich das Verhältnis zu Fletchers ohne Zweifel verwandtem Stück 'The loyall subject', lizensiert 1618. Das wahrscheinliche Ergebnis ist: Fletcher had the Heywood play before hime and, from its faults of construction and characterization, he profited in the composition of his own play. Überdies zeigt sich Fletchers Stück in einigen Punkten noch enger verwandt mit Chapmans und Shirleys 'Chabot, Admiral of France'. Die Förderung, die Köppels Quellenstudien diesem Gebiet des englischen Dramas gebracht haben, ist auch hier zu spüren. Die Anmerkungen sind reichlicher als bei den zwei vorher erwähnten Ausgaben.]

Es ist erfreulich, dafs sich die Publications of the University of Pennsylvania mit englischer Literaturgeschichte so eingehend beschäftigen und sonst wenig beachtete Stücke in eigenem Rahmen beleuchten.

The Shirburn ballads 1585—1616, edited from the ms. by Andrew Clark. Oxford, Clarendon Press, 1907. VIII, 380 S. [Die Handschrift liegt in Shirburn Castle, Oxfordshire, im Besitz des Earl of Macclesfield, und besteht aus drei Teilen. Der erste scheint zwischen 1600 und 1603 geschrieben, der zweite von derselben Hand zwischen 1609 und 1616; der dritte in der späteren Stuartzeit. Der Inhalt besteht aus lauter Kopien gedruckter Strafsenballaden. Soweit sie sich auf politische Dinge beziehen, reichen sie von 1585 bis 1616; aber nur 28 von den vorhandenen 80 Balladen lassen sich durch Anspielungen datieren. Für die übrigen ist ungefähr dieselbe Entstehungszeit nur zu vermuten. Sie schliefsen sich also an die *street ballads* der Huth-Kollektion an und leiten von dieser über zu den bekannten, in der Ballad Society gedruckten Sammlungen des spät siebzehnten Jahrhunderts von Pepys, Wood u. a. Wäre die Ballad Society noch am Leben, so hätte dieser Band von ihr veröffentlicht werden müssen. Im allgemeinen sind es bisher unbekannte *street ballads;* in einigen Fällen aber bietet uns die Shirburn Handschrift auch bessere Kopien von schon bekannten. Der Inhalt ist so mannigfach wie möglich. Da sind ernste politische Balladen, namentlich eine Klage auf den hingerichteten Grafen Essex 1601. Lustige Geschichten werden in Reimen vorgetragen; so '*A pleasant ballad of the merry miller's wooing of the baker's daughter of Manchester*', die mit dem Kinderliede '*The frog he would awooing go*' einige Verwandtschaft hat. Bald spiegelt sich das Gesellschaftslied der Zeit, bald die Liebeslyrik, bald der Kirchengesang und mehrmals sogar die trockene Predigt. Manchmal verwundert uns Gelehrsamkeit: von Hyperion S. 64, von Hektor und Homer S. 96, von Troja und Dido S. 276; noch öfter macht sich die Derbheit der Zeit fühlbar in krassen Unanständigkeiten. Wie der Inhalt, so ist der poetische Wert der Shirburn Balladen ein sehr gemischter; die meisten gehören in die Kategorie, die Shakespeare durch Percy Heifssporn verspotten und verabscheuen läfst. Aber alle haben ein kulturhistorisches Interesse. Sie sind für das Jahrhundert vor dem Aufkommen der Zeitung der deutlichste Ausdruck der öffentlichen Meinung in den niedrigeren Volksschichten. Sie enthüllen grausame Rechtsgepflogenheiten, klägliche Verhältnisse in der Soldateska, Sonntagssitten und Bettlertreiben. Öfters bieten sie auch Illustrationen zu Shakespeare: die Jephtaballade, auf die Hamlet anspielt, steht hier S. 174; Titus Andronikus beschreibt nach dem Tode seine tragische Geschichte; die Rekruten des Hamlet und die Schwindelballaden des Autolykus werden uns vor Augen geführt. Um die Wahrheit dieser Sittenbilder nachzuprüfen, hat Clark die Stadtbücher von Maldon in Essex durchgesehen und in den Einleitungen vielfach ausgebeutet: namentlich was er über die zunehmende Strenge in der Sonntagheiligung auf S. 48 u. 67 mitteilt, ist bemerkenswert. — Ein Anhang fügt eine Anzahl Balladen aus Ms. Rawlinson poet. 185 hinzu, geschrieben 1589 oder 1590. Das sind aber eigentlich nicht *street ballads;* sie stimmen vielmehr zu dem gewöhnlichen Inhalt sangbarer Liederbücher in der Tudorzeit. Der Einfluſs solcher Lieder auf die Strafsenballade ist vielfach ein sehr starker; viele Strafsenballaden gehen von beliebten Liedanfängen aus; manchmal ist im Shirburn Ms. sogar die Melodie beigefügt; dennoch ist der Unterschied zwischen der sangbaren Liebes- und Gesellschaftslyrik einerseits und der Bänkelsängerballade anderseits ein sehr fühlbarer. — Eine echte Volksballade kommt im ganzen Bande nicht vor. — Am Schluſs gibt der Herausgeber einige '*Grammar notes*', hauptsächlich über Verben im Plural mit der aus der dritten Person Präsens Singular stammenden Endung *-es* und *-eth;* umgekehrt werden auch Verben in der dritten Person Singular Präsens verzeichnet, die nach Art des Plurals keine Endung haben. Der Übersicht halber sind Register der in dem Buche zitierten Melodien, der Anfangsverse aller Balladen, sowie der erklärten Personen, Gegenstände und Wörter beigefügt.]

'Ignoramus' comoedia coram regia majestate Jacobi regis Angliae. An examination of its sources and literary influence with special reference to its relation to Butler's 'Hudibras', by Justin Loomis van Gundy. Diss., Jena 1906. 104 S. [Anlafs zu dieser Studie der 1603 erschienenen Schulkomödie Ignoramus war gewifs der Umstand, dafs das englische Seminar zu Jena ein Exemplar der zweiten Originalausgabe enthält. van Gundy handelt über Handschriften und Ausgaben, Aufführungen, Inhalt und Motive, Form und Sprache. Er vergleicht das Stück mit seiner Hauptquelle, der 'Trappolaria' des G. Battista della Porta, Szene für Szene, und geht auch der Vorgeschichte der vom Engländer beigefügten Gestalten nach. Der Versuch, den Eindruck des Stückes auf die damaligen englischen Schriftsteller zu schildern, läuft wesentlich auf eine Studie des Einflusses von 'Ignoramus' auf Butlers 'Hudibras' hinaus. Es wäre sehr dankenswert gewesen, wenn van Gundy seiner fleifsigen Arbeit auch eine Neuausgabe des seltenen Stückes beigegeben hätte.]

Beaumont, Francis, and John Fletcher, The maid's tragedy and Philaster, ed. by Ashley H. Thorndike. (Belles-lettres series, section III,) Boston, Heath, 1906. XLVI, 346 S. [Nach einer knappen Biographie der beiden Dichter und einer Liste der Werke, an denen sie beteiligt waren, werden B. und Fl. gekennzeichnet als Hauptvertreter der Dramendichtung, die sich im Gegensatz zu dem älteren Drama, teilweise auch zu Shakespeare, ziemlich ausschliefslich an ein höfisches und gebildetes Publikum wendet, die Historie und das Rachedrama sowie die romantische Komödie älteren Stils verwirft und Klarheit, Natürlichkeit des Ausdrucks, Vermeidung alles epischen Beiwerks, endlich gröfste Bühnenwirksamkeit durch geschickte Verwickelungen und Effekte anstrebte. Shakespeare führt aus der Gegenwart in das Land seiner Romanzen, B. und Fl. versetzen ihre Zuschauer trotz der romantischen Umgebung und Personen in die Gegenwart, deren wenig moralische Sitten sie widerspiegeln. Der Anteil an der Abfassung der beiden Stücke wird einem jeden, soweit es möglich ist, zugewiesen. The maid's tragedie sowie Philastes sind beide je nach der zweiten Quarto aus dem Jahre 1622 mit Lesarten und Varianten herausgegeben. Eine eigentliche Quelle ist für beide nicht nachweisbar. Auf Beziehungen mit Sidney und Shakespeare wird verwiesen. Anmerkungen, Wörterbuch und Bibliographie sind beigefügt. E. R.]

Webster, John, The white devil and The Duchess of Malfi, ed. by M. W. Sampson. (Belles-lettres series, section III.) Boston, Heath, 1904. XLIV, 422 S. 3 s. [Auf eine kurze Beschreibung von Websters Leben folgt eine Charakteristik seiner Art zu denken und zu dichten. Er liebt nicht die glänzende Unfreiheit des Hoflebens; er hat *sweeping generalisations against women*; er gibt sich als *hater of shams*. Die düstere Kraft seiner Charaktere wird gebührend betont, dazwischen die Bitterkeit seiner komischen Stellen. Gern wiederholt er Shakespearesche Situationen, aber mit niedrigeren Charakteren. Neben seiner reichen Kenntnis von Rechtsausdrücken und *funereal images*, die schon wiederholt hervorgehoben wurde, betont Sampson seine zahlreichen *medical allusions*. Quellenvergleichung: Verwandtschaft der 'Duchess of Malfi' mit dem gleichnamigen Stück des Lope de Vega, gedruckt 1618, wird erwähnt, aber jede Abhängigkeit eines Stückes von dem anderen abgelehnt. Die Entstehung dieser Tragödie verlegt Sampson in oder kurz nach das Jahr 1610; kaum ein Jahr später läfst er 'The white devil' darauf folgen, teils wegen der äufseren Anspielungen, teils wegen der inneren Ähnlichkeit der beiden Stücke. Jedem sind etwa zwanzig Seiten Kommentar beigegeben, dazu eine Bibliographie und ein Glossar. Voran steht ein Bild von Richard Perkins.]

Prior, Matthew, Dialogues of the dead and other works in prose and verse, ed. by A. R. Waller. Cambridge, University Press, 1907. Vol. II. XII, 416 S. 4 s. 6 d. net. [Unsere Kenntnis von Prior wird durch diesen zweiten Band der Cambridge classics-Ausgabe seiner Werke bedeutend ge-

fördert. Waller hat vom Marquis of Bath Erlaubnis erhalten, auf seiner Bibliothek zu Longleat den Nachlafs Priors zu benützen. Ein namhaftes Prosawerk von Prior wurde dadurch zutage gefördert: *'Essays and dialogues of the dead'*. Es enthält zwei Abhandlungen, über *learning* und *opinion*, und namentlich vier Dialoge, von denen der zwischen Kaiser Karl dem Grofsen und dem Grammatiker Clénard durch seine witzige Form, der zwischen John Locke und Montaigne auch inhaltlich hervorragen. Von poetischen Werken sind durch die Longleatpapiere als Priors Eigentum jetzt erwiesen eine Satire *'On the modern translators'*, die besonders gegen Dryden gerichtet ist, und eine *'On the poets'*, worin die Ballade Chevy-Chase als wohlbekannt erwähnt wird. Beide Gedichte bilden eine bemerkenswerte Zwischenstufe zwischen den kunstkritischen Versen Drydens und Popes. Shakespeare wird in beiden mit hohen Ehren genannt. Die Ausbeute der Longleatpapiere ist aber noch reicher. Sie ergeben, dafs Prior sich an zwei Tragödien versucht hat, *'Britannicus'* und *'Ladislaus'*. Ein Brief von Prior erörtert sein Gedicht *'The country-mouse and the city-mouse'*, das als Parodie auf Drydens *'Hind and panther'* gemünzt war. Eine Reihe poetischer Fragmente, namentlich zum Lehrgedicht *'Alma'*, und Gelegenheitsverse sind hier zum erstenmal mitgeteilt, und als Perle des ganzen Schatzes eine humoristische Ballade über ein mit Hausgeschäften, Literatur, Dienstboten, Bibel, Modegesellschaft usw. sich herumschlagendes Biederweib, *the best wench in the nation*, von Waller betitelt *'Jinny the just'*, S. 360—63. Es ist eine unentbehrliche Ausgabe mit sorgsamen Literaturnachweisen in den Anmerkungen.]

Schwarz, F. H., Nicolas Rowe, The fair penitent, a contribution to literary analysis; with a side reference to R. Beer-Hofmann, Der Graf von Charolais. Bern, Francke, 1907. 84 S. [I. Aufruf zu genauerer Einteilung der englischen Rokokodramen. II. Bühnengeschichte und Inhaltsangabe von 'The fair penitent'; dazu Angabe der Kritiken, die das Stück in England erfuhr. Pièce de résistance ist der Nachweis Otwayscher Einflüsse, speziell von 'Venice preserved'. III. Über Seckendorffs deutsche Bearbeitung der 'Fair penitent'. IV. Zusammenfassende Kritik des Verfassers über Rowe. Appendix: Einige Bemerkungen über das Stück Beer-Hofmanns.]

Lillo, George, The London merchant or the history of George Barnwell, and Fatal curiosity, ed. by Adolphus William Ward. (Belles-lettres series, section III.) Boston, Heath, 1906. LIX, 247 S. [Von Lillos Leben ist wenig bekannt, seinem Charakter stellt Fielding das höchste Lob aus. Mit dem 'London merchant' erweckt er die *domestic tragedy* der Shakespearezeit zu neuem Leben. Er vertritt das mächtig aufblühende bürgerliche Element gegen die klassizistische Richtung seiner Zeit. Dies und seine Moral begründen seinen grofsen Erfolg. Wichtiger als seine Werke für die Geschichte des Dramas ist ihre Wirkung, nicht so sehr in England selbst als vielmehr in Frankreich und Deutschland — Diderots comédie larmoyante, Lessings bürgerliches Trauerspiel leiten sich von ihm her. In dem Schicksalsdrama *The fatal curiosity* ist er der Vorläufer Schillers, Zacharias Werners, Grillparzers. Beide Dramen sind nach den ersten Ausgaben vom Jahre 1731, resp. 1737 mit Varianten späterer Ausgaben und Lesarten der Herausgeber abgedruckt. Die Quellen zu beiden Dramen, *'The ballad of George Barnwell'* und *'News from Penin in Cornwall of a most bloody and unexampled murder 1618'*, sowie Anmerkungen sind der Ausgabe beigefügt. E. R.]

Goldsmith, Oliver, The good-natured man and She stoops to conquer. The introduction and biographical and critical material by A. Dobson, the text collated by G. P. Baker. (Belles-lettres series, section III.) Boston, Heath, 1905. XXX, 285 S. 2 s. 6 d. net. [Dobsons Einleitung ist wesentlich biographisch. Baker hat sich, was den Text betrifft, bei beiden Dramen wesentlich an die fünfte Ausgabe gehalten, als die letzte von der Hand des Verfassers, aber auch die früheren herangezogen, um

Verderbnisse zu beseitigen. Dem *'Good-natured man'* sind Goldsmiths *'Essay on the theatre'* und *'Register of Scotch marriages'* beigegeben. Auf *'She stoops to conquer'* folgen noch zwei alte Epiloge von Goldsmith. Das Glossar ist hier naturgemäfs sehr kurz ausgefallen. Die Bibliographie ist auffallend lückenhaft.]

Burns, Robert, Poems selected and edited with notes by T. F. Henderson. (Engl. Textbibliothek, hg. von Hoops, 12.) Heidelberg, Winter, 1906. XXXV, 171 S. [Geschmackvolle Auslese mit biographischer Einleitung und mit kurzen, etwas summarischen Anmerkungen, die besonders die Entstehungsart der Gedichte andeuten. Hervorzuheben ist, dafs auf Seite XVI ff. der Einfluss Fergussons skizziert wird.]

Uhde, H., Zur Poetik von Byrons Corsair. Prog. der Hansaschule in Bergedorf. Hamburg 1907. 51 S. [I. Klangfiguren. II. Wiederholungsfiguren. III. Figuren der Wort- und Satzverbindung. IV. die Formen der Rede. Anordnung nach F. Benner, Poetik Walter Scotts, 1899. Bei viel gutem Willen doch eine dürftige Zusammenstellung äufserer Stilmittel. Etwas tiefer dürfte der Begriff Poetik selbst in einem Schulprogramm gefafst werden.]

Adler, Emma, Jane Welsh Carlyle. Mit zwei Porträts. Wien, Akademischer Verlag, 1907. 140 S. [Eine schlichte, psychologisch eindringende Erzählung, wie die zwei hochbegabten und zugleich von ihrer Begabung beherrschten Menschen, Thomas Carlyle und Jane Welsh, sich fanden, vermählten, schätzten und doch nicht ganz vertrugen, nebeneinander sich unglücklich fühlten und doch nacheinander sich sehnten. Die Geschichte liest sich wie ein Roman; nur dafs die mitgeteilten Briefstellen Schritt für Schritt ihre Wahrheit erhärten. Auf alle weiteren literarischen und literarhistorischen Ausblicke ist verzichtet — vom allgemein-menschlichen Standpunkt aus zum Vorteil der Darstellung, die dabei durchaus einheitlich bleibt.]

Browning, Robert, A blot in the scutcheon, Colombe's birthday, A soul's tragedy and In a balcony, ed. by A. Bates. (Belles-lettres series, section III.) Boston, Heath, 1904. XXXVIII, 305 S. 2 s. 6 d. net. [Die Einleitung ist fast ausschliefslich kritisch und handelt über die Gründe, warum Brownings Dramen trotz vieler Vorzüge sich auf der Bühne nicht halten. Der Text folgt der Ausgabe letzter Hand 1888—94, mit den Varianten der ersten Ausgabe unter dem Strich. Interessant ist dabei eine Bemerkung über die etwas wilde Art, mit der Browning seine Unterscheidungszeichen zu setzen und zu ändern pflegte. Namentlich mit Gedankenstrichen und der offenbar bedeutungsverwandten Setzung von drei Punkten ist einige Verschwendung getrieben. 'After studying all the passages, the editor arrived at the somewhat remote theory that the dots to Browning's mind represented a feeling on the part of the speaker that what he had begun was after all not to be said, that he had come to that which word would not express; while the dash indicated an outward rather than an inner panse.' Die Anmerkungen beschäftigen sich bei jedem Drama auch mit der äufseren Entstehungsgeschichte.]

Richter, Helene, George Eliot, fünf Aufsätze. (Wissenschaftliche Frauenarbeiten, hg. von H. Jantzen und G. Thurau, I, 4 5.) Berlin, A. Duncker, 1907. 199 S. M. 5. [Der erste Aufsatz, ein Charakterbild von G. E., ist neu; er enthält eine Biographie der Dichterin, soweit ihre äufsere und sittliche Entwicklung in Betracht kommt. 'Der Humor bei G. E.', abgedruckt aus *Engl. Stud.* XXXIV, 211 ff., ist eine Studie über den Gegensatz zwischen innerem Leben und äufserem Existieren, hohem Wollen und gewöhnlicher Sphäre bei den meisten ihrer Hauptgestalten; über ihre Geistlichen, kleinen Leute, Kinder und abnormen Geschöpfe. Die Verfasserin gräbt hier am tiefsten. 'Die Frauenfrage bei G. E.', abgedruckt aus *Anglia*, N. F. XV, ergibt eine gesunde, doch keineswegs sehr aktive Haltung der Dichterin, die durch ihre stille Arbeit die wirk-

samste Vorkämpferin ihres Geschlechtes war. 'G. E.s historischer Roman', aus der *Schipper-Festschrift* 1902, betrifft wesentlich 'Romola'; und 'G. E.s sozialpolitischer Roman', aus *Zs. f. vgl. Litgesch.*, N. F. XV, die Arbeitergeschichte 'Felix Holt'. Überall ist die Verfasserin nicht blofs auf das Wie, sondern auch auf das Woher gerichtet, nicht blofs auf G. E., sondern auch auf die Haltung tonangebender Zeitgenossen. Durch systematisches Vergleichen ringt sie nach Wissenschaftlichkeit, soweit es der Ton des raumbeschränkten, angenehm lesbaren Essay gestattet.]

Robertson, T. W., Society and Caste, ed. by T. E. Pemberton. (Belles-lettres series, section II.) Boston, Heath, 1905. XXXVI, 251 S. [Pemberton macht den ehrenwerten Versuch, zwei Dramen der Vergessenheit zu entreifsen, die 1865 und 1867 in London grofses Aufsehen erregten und einen Stil einfacher Natürlichkeit auf dem Theater in Aufnahme brachten, für den boshaftere Leute auch die Bezeichnung *bread-and-butter-school* in Umlauf setzten. Das erste der beiden Dramen entstand auf Anregung des Schauspielers Sothern, der eine Rolle wünschte mit einem *gentleman*, etwas bohême im Wesen, nervös und modern, und dann durch etwas Champagner in eine halb sentimentale, halb heroische Berauschung versetzt. 'Caste' wuchs aus einer Geschichte heraus, die Robertson 1866 in einem Weihnachtsbande des Tom Hood veröffentlichte. Sie ist als Anhang beigedruckt. Aus der Bibliographie ergibt sich, dafs Robertson eine grofse Menge Schauspiele und Schwänke geschrieben hat, darunter eine Komödie 'School', 1869, die teilweise auf dem 'Aschenbrödel' von R. Benedix beruht. Er starb 1871 unmittelbar nach dem Mifserfolg, den sein Stück 'War' davontrug; in diesem Schauspiel kommt auch ein anständiger Deutscher vor, Herr Karl Hartmann, *'with a touch of the scholar and pedant in his manner — but always a gentleman'*. Zu einer höheren Stufe dramatischer Kunst scheint Robertson, der in der Jugend nur Theaterdinge gelernt und später vor lauter Erwerbszwang wenig Ruhe hatte, nicht gekommen zu sein. Die viel zu flüchtigen Bemerkungen von Pemberton über sein Leben hinterlassen wenigstens diesen Eindruck.]

Ellinger, Johann, und A. J. Percival Butler, Lehrbuch der englischen Sprache, Ausg. A, Teil III (A short English syntax and exercises). Wien, Tempsky, 1907. 110 S. 1 k. 90 h. geb. — Ausg. B, Teil I (Elementarbuch). Wien, Tempsky, 1907. 170 S. 2 k. 25 h. geb.

Hecker, Oskar, Systematisch geordneter deutsch-englischer Wortschatz, ins Englische übertragen von Prof. Dr. Hamann. Berlin, Behr, 1907. 312 S. M. 2.

Kleinschmidt, M., Kurzgefafste Grammatik der englischen Sprache. Leipzig, Teubner, 1907. 28 S. M. 0,50.

Kleinschmidt, M., Prolegomena zu einer englischen Grammatik. (S.-A. aus dem 'Pädagogischen Archiv'. XLVIII, 10.) Braunschweig, Vieweg. 12 S. M. 0,20.

Krüger, Gustav, Englisches Unterrichtswerk für höhere Schulen. Teil IV: Deutsch-englisches Übungsbuch. Leipzig, Freytag, 1907. 220 S. M. 2,20.

Pünjer, J., und F. F. Hodgkinson, Lehr- und Lesebuch der Englischen Sprache. Ausgabe B, Teil II. Hannover-Berlin, Meyer, 1907. VIII, 266 S. M. 2,80.

Morich, R. J., Der englische Stil, ein Übungsbuch für Deutsche. Zwei Teile. Leipzig-Wien, Denticke, 1907. VIII, 335 S. und 94 S. M. 6.

Fison, E., und M. Ziegler, Select extracts from British and American authors in prose and verse for the use of schools. 3rd edition, revised and enlarged by Prof. Dr. Ernst Regel and Prof. Dr. Fritz Kriete. Halle a. S., Hermann Gesenius, 1907. IX, 127 S. [Auf zwei kurze Abschnitte aus Chaucer folgt, mit Übergehung der Periode von 1400—1558, sofort Ascham. Die neuere englische Literatur ist fortgesetzt bis herab zu Kipling. Von amerikanischen Autoren sind vertreten Irving,

Bryant, Poe, Emerson, Prescott, Bancroft, Longfellow, Lowell, Mark Twain und Bret Harte.]

English poetry for German schools, in three parts, Part I and II, hg. von J. Bube. Berlin, Langenscheidt, 1907. 48 u. 82 S.

Irving, Washington, The life and voyages of Christopher Columbus, Vorgeschichte und erste Entdeckungsreise, erklärt von E. Schridde. (Weidmannsche Sammlung französischer und englischer Schriftsteller.) Berlin, Weidmann, 1907. 220 S. M. 1,50.

Macaulay, Thomas Babington, Five speeches on parliamentary reform, mit Biographie und Einleitung hg. von Oskar Thiergen. (Weidmannsche Sammlung französischer und englischer Schriftsteller.) Berlin, Weidmann, 1906. 95 S. M. 1,20.

Lawrence, Charles, A merchant of New York, englische Novelle für den Sprachunterricht, hg. von Georg Kluge. Stuttgart, Violet, 1907. 158 S. M. 1,80.

Velhagen u. Klasings Sammlung französischer und englischer Schulausgaben:

Reformausgabe XII: Washington Irving. The sketch book, abridged with preface and annotations by Prof. K. Boethke and A. Lindenstedt. I. 120 p. Appendix 40 p. geb. M. 1,10.

XVI: F. H. Burnett, Little Lord Fountleroy, abr. etc. by H. Reinke and J. W. Stoughton. 141 p., App. 12 p. geb. M. 1,10.

XVII: Charles Dickens, A Christmas carol, abr. etc. by O. Thiergen and J. W. Stoughton. 128 p., App. 34 p. geb. M. 1,10.

English authors Lfrg. 102: T. B. Reed, The fifth form at St. Dominics, XIV, 151, Anh. 24 p. geb. M. 1,30. Wörterb. 50 p. M. 0,20.

103: Charles Dickens, A tale of two cities, hg. von J. W. Stoughton und Dr. A. Herrmann. XII, 172 p. Anh. 43 p. geb. M. 1,40. Wörterb. 58 p. M. 0,30.

105: F. Webster, The island realm or Günter's wanderyear, hg. von R. W. Reynolds und P. Vetter. X, 172 p. Anh. 52 p. geb. M. 1,40. Wörterb. 63 p. M. 0,30.

106: A. W. Kinglake, The siege of Sebastopol from Nov. 1854 to April 1855 (from The invasion of the Crimea), hg. von G. Budde. X, 116 p. 2 Karten, Anh. 26 p. geb. M. 1,20. Wörterb. 20 p. M. 0,20.

107: Collection of Tales and sketches hg. von G. Opitz, III (Helen Mathers, Holme See, Aldrich, Jerome, Kipling, Bret Harte). X, 118 p. Anh. 36 p. geb. M. 1,10. Wörterb. 50 p. M. 0,20.

Waddy, S. D., The English echo, a practical guide to English conversation. Stuttgart, Violet, 1907. 128 S. M. 2.

Die romanische Bibliographie wird wegen Erkrankung des Herrn Prof. Morf im Herbst nachgeliefert werden.

Berneker, Russisch-deutsches Gesprächsbuch. Leipzig, Göschen, 1907. 135 S. M. 0,80.

Hecker, Oskar, Wortschatz, English-Esperanto, translated into English by Prof. Dr. Hamann and into Esperanto by Dr. A. v. Mayer. Berlin, Behr, 1907. 312 S. M. 2.

Hecker, O., Systematischer Wortschatz Deutsch-Esperanto, in die Esperantosprache übertragen von Dr. A. v. Mayer. Berlin, Behr, 1907. 312 S. M. 2.

BINDING SLIP JAN 29 1968

PB
3
A5
Bd.118

Archiv für das studium
der neueren sprachen

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY